This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

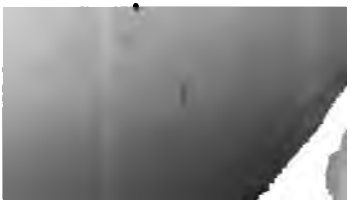
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES



Geſammelte

Erzählungen

und

poetiſche Schriften.

Von

Sebaſtian Brunner

Der Wahrheit eine Gaſſe, dem Recht, der Ehrlichkeit,
Und keine Furcht vorm Haſſe der Niederträchtigkeit,
In meiner Feinde Schaaren, da iſt kein Ehrenmann,
Und nie alſo Freunde waren mir Schufte zugethan.

Eilfter Band.

Woher? Wohin?

Neue Folge. I.

Regensburg.
Verlags-Anſtalt vorm. G. J. Manz.
1890.

Woher? Wohin?

Geſchichten, Gedanken, Bilder und Leute

aus meinem Leben.

Von

Sebaſtian Brunner.

Neue Folge. I.

Dritte Auflage.

Regensburg.
Verlags-Anſtalt vorm. G. J. Manz.
1890.

Buchdruckerei der Verlags-Anstalt vorm. G. J. Manz in Regensburg.

Inhalt.

Seite

IX.

1846—1848.

Pfarrer Selos. Das Waisenhaus und die barmherzigen Schwestern in Landshut. München. Görres. Die katholischen Notabilitäten. Fallmerayer. Haid. Menterschweige. Dr. Schubert. Synode in Reutlingen. Tübingen. Kuhn, Hefele, Welte. Lustenau. Rottenburg. Baden-Baden. Freiburg. Erzbischof von Vikari. Buß. Stolz. Staudenmaier. Schleier. Mayer. Karlsruhe. In der großherzoglichen Loge. Nürnberg. Der Kutscher nach Regensburg. Conflikte mit der Wiener Censur. Die Fürstin Metternich. Graf Sedlnitzky. Eine Censorstelle. Babenbergerfeier in Heiligenkreuz. Meine Berufsgenossen in der Pfarre Altlerchenfeld. Anton Passy. Schändliche Lügen über denselben in der Brockhaus'schen Gegenwart. Projekt einer Kirchen-

Seite

zeitung in Wien. Das Damoklesſchwert über den hiſtoriſch-politiſchen Blättern von Phillips und Görres. Jarke. Graf Bombelles. Zuckrigl und Füſter. Die Bedeutung und Folgen der Berufung des Letzteren. Ein Ausflug mit Hurter. Maiſſau. Horn. Altenburg. Geras. Zwettl. Göttweih. Herzogenburg. Dr. Ehrlich. General Radowitz . . . . . 1—103

X.

1848.

Eine Vorleſung bei Jarke. Die Dankbarkeit der Welt. Fürſt Friedrich Schwarzenberg. Die „Kirchenzeitung“. Broſchürenliteratur. Die erſte Nummer. Humor in der Polemik ob zuläſſig? Füſter's Memoiren ein gewichtiges Zeugniß. Füſter's Einfluß auf die Aula und Revolution. Beſchäftigung und Erholung. Dr. Schreiber aus Würtemberg. Die Zeitung: „Conſtitution“. Veith und ſeine Predigten. Drohbriefe. Pöbelliteratur. Wie ſich die Blätter mit der Redaktion der „Kirchenzeitung“ beſchäftigten. Eine Kammerwahl. Goldmark. Weſſenberg. Scenen in der Wohnung des Redakteurs der „Kirchenzeitung“. Scenen in der Redaktion des „Freimüthigen“. Geſchicke von Redakteuren. Der Katholikenverein in Wien, begründet von Dr. Veith. Eine Adreſſe an Dr. Veith. Deſſen Penſionirung ein draſtiſches Bild der kirchlichen Zuſtände vor der Revolution 1848. Die

Seite

Haltung des Wiener Clerus. Deutschkatholische Bewegung. Hermann Pauli. Ronge. Sein Auftreten im Odeon. Erfolg. Dr. Häusle. Das erste Bombardement. Verschiedene Lebensgefahren. Glückliches Entferntsein von der Wohnung. Bombardement der Stadt. Brand der Hof-Bibliothek. Der Leichenhof im Wiener allgemeinen Spital am Allerseelentag. Charakteristik und bisher wenig Bekanntes über das Wiener Zeitungswesen im Jahre 1848. Der lustige Bauer. Die Geißel. Der Zuschauer und viele andere Blätter. Frühere Kriecher, jetzt die ersten Hetzer und wüthendsten Marats. Baron Hügel und Beiträge zur praktischen Menschenkenntniß in concreten Fällen. Deutsche Reichsinsignien. Ein Domherr im Alter von vier Jahren. Das Ende vom deutschen Reich. Görres über beendigte Revolutionen. Feigheit in Gefahr. Uebermuth außer Gefahr. Ehrenwerthe Haltung des Wiener Clerus . . . . . 104—231

XI.

1849.

Johann Georg Müller. Erinnerung an ihn. Baron Hügel. Tod meines Vaters. Fürst Alexander Hohenlohe . . . . . 232—249

XII.

Kleine Bilder aus den kleinen Leiden eines Kaplans. Unnöthige Wichtigmacherei und noth-

Seite

wendige Folgen. Ueber Prieſterexercitien. Vereine. Ein Geſchenk. Die Seelſorge an der Pfarre Altlerchenfeld. Die Feiertagspredigerſtelle an der Univerſitätskirche. Die Wiener Univerſität, ihre Stiftung und ihre Zuſtände. Gefällige und wohlwollende Laien. Züge aus dem Leben des ſeligen Dr. Alois Schlör 250—287

IX.

1846—1848.

Pfarrer Selos. Das Waiſenhaus und die barmherzigen Schweſtern in Landshut. München. Görres. Die katholiſchen Notabilitäten. Fallmerayer. Haid. Menterſchweige. Dr. Schubert. Synode in Reutlingen. Tübingen. Kuhn, Hefele, Welte. Luſtenau. Rottenburg. Baden-Baden. Freiburg. Erzbiſchof von Vikari. Buß. Stolz. Staudenmaier. Schleier. Mayer. Karlsruhe. In der großherzoglichen Loge. Nürnberg. Der Kutſcher nach Regensburg. Conflikte mit der Wiener Cenſur. Die Fürſtin Metternich. Graf Sedlnitzky. Eine Cenſorſtelle. Babenbergerfeier in Heiligenkreuz. Meine Berufsgenoſſen in der Pfarre Altlerchenfeld. Anton Paſſy. Schändliche Lügen über denſelben in der Brockhaus'ſchen Gegenwart. Projekt einer Kirchenzeitung in Wien. Das Damoklesſchwert über den hiſtoriſch-politiſchen Blättern von Philipps und Görres. Jarke. Graf

Bombelles. Zuckrigl und Füſter. Die Bedeutung und Folgen der Berufung des Letzteren. Ein Ausflug mit Hurter. Maiſſau. Horn. Altenburg. Geras. Zwettl. Göttweih. Herzogenburg. Dr. Ehrlich. General Radowitz.

Als ich im Frühjahr gelegentlich der Ueberreichung meiner mir aufgetragenen Arbeit den Fürſten Metternich von meinem vorhabenden Ausflug nach Deutſchland und Frankreich ſprach, beſchied er mich für den kommenden Tag zu ſich, um mir verſchiedene Empfehlungsſchreiben mitzugeben und trug mir zugleich auf, meine Bemerkungen über die politiſche und ſociale Bewegung niederzuſchreiben. Die Zündfäden zu einem bevorſtehenden Feuerwerk wurden ja ſchon in Frankreich und Deutſchland vorbereitet.

Selbſtverſtändlich handelte es ſich nun bei dieſer Miſſion nicht um polizeiliche Recherchen bezugs Perſönlichkeiten, ſondern um eine Schilderung der Situationen in den verſchiedenen Ländergebieten, in den tonangebenden Städten, und um die pragmatiſchen Eventualitäten, welche in nächſter Zukunft Europa in Bewegung ſetzen werden.

Meine in Deutſchland gemachten Erfahrungen nach dieſer beſagten Richtung habe ich in der

Novelle: „Die Prinzenſchule zu Möpſelglück“ mit dem Motto:

„Es iſt dahier im Scherz zu ſeh'n,
Wie wir im Ernſt zum Teufel geh'n.“

niedergelegt. Dieſelbe erſchien im Herbſt 1847.

Einige Reiſebilder, die ich mir zu jener Zeit notirt habe, ſammt der kurzen Schilderung einiger Perſönlichkeiten, mit denen ich in Verkehr gekommen, mögen hier folgen.

In Regensburg hat ſich mir der damalige Domprobſt Dr. Zarbl — der auch als Schriftſteller gewirkt — ſehr gefällig erwieſen. Er machte mit mir Ausflüge, begleitete mich zur Walhalla u. ſ. w. — Bisweilen geſchieht es, daß Einem durch einige Tage hindurch Reime in den Ohren klingen, durch welche man irgend einen Gegenſtand ſich beleuchten läßt, und welche einen pathetiſchen feierlichen Klang haben. Anton Paſſy in Wien gab mir Einen Tag, bevor ich Wien verließ, ein kleines von ihm angefertigtes Bändchen Gedichte, unter dem Titel: „Miſſionsſtreit“, darin kam nun eine Apoſtrophe an König Ludwig Bezugs der Walhalla vor, die mir ſogleich einfiel, als ich den Bau von außen anſah und die mich über denſelben in eine gehobene Stimmung verſetzte. Sie lautet:

„Der Walhalla Hallen künden
Deutſchlands Größe königlich,
Deinen Weltruhm zu verkünden,
Nennen Künſtler Vater dich!“

Freilich inwendig macht die Walhalla gar keinen Eindruck, wie dieß bei den meiſten heidniſchen Tempelbauten der Fall iſt.

Von Regensburg begab ich mich nach Landshut. Nachdem ich dort in der Kirche zum heiligen Jodok vom Altare in die Sakriſtei zurückkam, in welcher ich früher, um celebriren zu können, meine ſchriftliche Aufweiſung dem Küſter gab, lud mich der Herr Pfarrer Selos zum Frühſtücke in ſeine Wohnung, und bereitete der ſchriftſtellernden Eitelkeit ein kleines Feſt, indem er dem Autor in der Bibliothek verſchiedenes gedrucktes und unverdient ſchön gebundenes Papierwerk zeigte, welches auf den Rückenſchildern deſſen Namen trug. Der ſehr freundliche Mann machte mir den Vorſchlag, einen Tag lang in Landshut mich aufzuhalten, und bei ihm zu ſpeiſen. Da zeigten mir einige Geiſtliche, unter denen ich ſehr wiſſenſchaftlich gebildete Männer fand, Landshut und alle ſeine Herrlichkeit, beſonders das alte Univerſitätsgebäude (die Univerſität überſiedelte nach München), wo das Illuminatenthum durch eine geraume Zeit mit einer großen Vorliebe gepflegt worden iſt. Dem

großen Thurme der Hauptkirche (einem der höchſten Thürme Deutſchlands) widmete ich die gebührende Bewunderung. Am Nachmittage zeigten mir einige Herren die Umgegend von Landshut; wir nahmen auf einer Anhöhe bei einem Bauer, dem das Privilegium des Bierſchankes verliehen war, einen Imbiß ein. Die Knaben des Landshuter Waiſenhauſes lagerten im Freien auf einem mit vielen Bäumen bepflanzten Hügel; ſie genoſſen eben das Vergnügen ihres Maiausfluges, und ſtanden unter der Aufſicht einiger barmherziger Schweſtern. Da wurde es mir recht klar, was für ein Segen auf jedem Inſtitute ruht, bei dem man, ich ſage nicht einmal, die Kirche frei walten läßt, ſondern bei dem man der Kirche nur Luft läßt, ihr nur wenigſtens Eine Hand frei läßt. Ich ſprach mit einigen Knaben und mit den barmherzigen Schweſtern. Wie ſauber, nett, gut genährt, rothwangig, ordentlich angezogen, wie heiter und fröhlich ſahen dieſe Jungen aus! Und wie viel anders ſehen ſolche Waiſenkinder aus, wo die Bureaukratie ihre Pflege übernimmt, wo einige Stockmeiſter die Erziehung leiten, und eine Verwaltung die kleinen Biſſen vorlegt, die großen aber für ſich behält! Und wie fromm, geſcheit und klug walteten die Schweſtern unter dieſen Knaben! Ein Blick reichte hin, um das Brauſen

und Ungeſtüm in ihren Ringſpielen zu dämpfen; aber nicht, wie ihn drohende Furien ausſenden, ſondern ein Blick voll chriſtlicher Charitas! Die Knaben ehrten und liebten die Schweſtern wie gute Mütter, man ſah, daß ſie gern folgten, um ihren Müttern nur kein Leid zu thun. Die Schweſtern ſelbſt waren unbefangen, heiter in reinſter Sitte ohne gemachter und verſchnörkelter falſcher Asceſe und ſtudirter Gliederverrenkung. Ich erſuchte die Vorſteherin um die Erlaubniß, den Jungen einige Krüglein Bier aufſtellen laſſen zu dürfen. Sie gewährte es lachend mit Vergnügen: „Es wird den Burſchen ſchon recht ſein, aber nur bitte ich, nicht zu viel, daß ſie alle hübſch bei Sinnen bleiben.“ — Da ſangen nun die kleinen Burſche Arndt's „Was iſt des deutſchen Vaterland?“ mit einer wahrhaften Miniaturbegeiſterung und mit erſtaunlich ernſthaften Geſichtern, es war ungeheuer komiſch; der Geſang war aber trefflich und fehlerfrei! — Es iſt hier zu bemerken, daß dieß Lied im Jahre 1846 noch nicht zum politiſchen Dibeldumbei der Struwelpeter und zur Demonſtration der Leierkäſten geworden war. Dann kam eine Deputation von zwei Knirpſen und bedankte ſich bei mir mit vielem Anſtand. Ich äußerte mich zu den Herren, die mit mir waren: „Es wäre zu wünſchen,

die ganze deutſche Kinderwelt wäre ſo guten Händen zur Erziehung anvertraut; man kann keinen Knaben in ein beſſeres Haus wünſchen, als in das Waiſenhaus zu Landshut. Noch vor der Dämmerung traten die naturwüchſigen, kerngeſunden kleinen Geſellen in aller Heiterkeit ihren Rückweg an; man ſah, wie ſie im freudigſten Gehorſam dem Worte ihrer Mütter dienten, in aller nur wünſchenswerthen Fügſamkeit. — Und ſolche Inſtitute mit all dem Segen, der aus ihnen quillt, ſuchten verkommene Schreiberknechte von den Kranken und von der Jugend fern zu halten! Ich war einmal in einer ſüddeutſchen Kammer Zeuge, wie die radikalen und liberalen Abgeordneten gegen Einführung der barmherzigen Schweſtern in ihr Ländchen wütheten. Das wurde ſpäter in andern Kammern nachgeäfft. Sonderbar — wer hat nicht ſchon bemerkt, daß offenkundige Diebe und Betrüger, perennirende Ehebrecher, notoriſche Lügner und Verleumder, Leute mit allen Todſünden im Geſicht und auf dem Rücken, am allerliebſten gerade jene Orden angreifen, welche Kranke pflegen, Gefangene zu beſſern ſuchen, und die Jugend erziehen. Da wird gewöhnlich ein ganz kurzer Prozeß gemacht. Es wird geſchimpft, verleumdet, gelogen, die Emeute einer verlotterten Preſſe bellt und krächzt mit, der dumme Pöbel

johlt nach, und das gewünſchte Stück wird in die Scene geſetzt.

Das Walten heiliger gottgewollter Liebe iſt dem heidniſchen Bauchdienſt und der antiken Lumperei von je ein unleidlicher Vorwurf und ein Dorn im Auge geweſen. Am frühen Morgen des folgenden Tages rollte ich auf der Poſt nach München.

In München brachte ich wieder ſehr vergnügte Tage zu. Was ich dort im Hauſe des alten Görres erlebt, habe ich nach dem Tode des Mannes in einer Broſchüre unter dem Titel: „Einige Stunden bei Görres“ kund gethan. Außer Phillips, Ringseis, Haneberg, Reithmayer, Laſſaulx, Baron Aretin, Dr. Wiſer, Döllinger, Eberhard u. a., die ich hier kennen lernte, beſuchte ich auch den jedenfalls höchſt merkwürdigen, pikanten Fallmerayer. Auch er iſt ſchon geſtorben. Fallmerayer ſtudirte ſeiner Zeit zu Brixen als Seminariſt vier Jahre Theologie; es muß ihm vielleicht dort, oder auch ſonſt vom Clerus Unangenehmes begegnet ſein, weil er in der Schrift mit ſo großer Erbitterung ſich auf denſelben warf.

Als ich das erſte Mal zu ihm kam und eine Zeitlang mit ihm geſprochen hatte, fing er plötzlich an, mit einem Blick auf mein Gilet: „Aber

hören Sie, was Sie da für ein prachtvolles Gilet anhaben, das iſt wirklich ein koſtbarer geſchmackvoller Stoff!“ Ich erwiederte: „O, in Wien habe ich noch viel ſchönere und geſchmackvollere Gilets, es freut mich, daß Sie an dieſen Stoffen ein ſo großes Wohlgefallen haben, wenn Sie wieder nach Wien kommen, werde ich Ihnen erſt die andern zeigen.“

Fallmerayer begann nun einen andern Discurs. Er ſagte: Ich habe Ihren „deutſchen Hiob“ geleſen und es klingen mir einige Strophen daraus immer noch in den Ohren, wie:

„Was wir für feine Burſche ſind,
Wie fein und durchgetrieben,
Es iſt faſt keiner unter uns,
Der nicht ein Buch geſchrieben.“

Ich ſagte: „Wiſſen Sie Herr Profeſſor, wenn Sie hier in Ihren vier Mauern Späße machen, das nehm ich gerne hin, wenn Sie aber öffentlich über mich kämen, da bliebe kein anderes Mittel, als eine ganze Broſchüre in Reimen zu ſchreiben.

Fallmerayer erwiederte: „Reime fürchte ich mehr als Proſa, denn Reime, wenn ſie gut klingen, merkt ſich der Leſer leicht — und ſie machen die Runde. Das wollen wir gut ſein laſſen — warum

ſollten wir den Leuten eine Unterhaltung auf unſere eigenen Koſten machen!“

Ueber Differenzpunkte ſprach ich mit ihm nicht, er ſelbſt war auch nicht gewillt, auf ſolche einzugehen; als er im Verlaufe desſelben Jahres nach Wien kam, beſuchte er mich öfter. Auf mich machte es immer den Eindruck, als ob auf Fallmerayer die Umgebung ſeiner Jugend, ſeine Lehrer, nicht den rechten Einfluß geübt, weil ſie den ganzen Menſchen nicht recht capirten; das mochte ihn in eine gewiſſe Zerriſſenheit hineingetrieben haben. Ich habe wenigſtens ſchon einige Male ähnliche Fälle erlebt, daß gerade ſatyriſche Begabungen durch die Zuſchneidung mit der allgemeinen Scheere in Seminarien verdorben wurden, austraten, und dann als grimmige Feinde kirchlichen Lebens zu wüthen anfingen; entweder nur im mündlichen Verkehr, oder auch ſchriftſtelleriſch, wie nachher eben ihr Talent zum Durchbruche kam. Gewiſſe Charaktere brauchen auch eine eigene Behandlung, das wird viel zu wenig beobachtet. Eines kleinen charakteriſtiſchen Vorfalles mit Fallmerayer will ich hier erwähnen. Als ich ihn ſpäter einmal in ſeiner Wohnung zu München beſuchte, war eben ein proteſtantiſcher Dekan gegenwärtig, der aber kurze Zeit nach meiner Ankunft ſich empfahl; der immer pikante

Fallmerayer ſagte zu mir nach dem Abtreten des Dekans wie frei aufathmend: „Ich muß Ihnen ſagen, dieſe langweiligen proteſtantiſchen Pfaffen ſind mir in die Seele hinein zuwider.“ — Ich antwortete auf dieſe Bemerkung, die offenbar für mich eine Art Compliment ſein ſollte: „Ein Glück für mich, daß der Dekan vor mir davon gegangen iſt!“

Auch dem frommen, poſitiv gläubigen Proteſtanten Dr. Schubert (Hofrath und Profeſſor der Naturgeſchichte, auch Verfaſſer vieler ſtark geleſener Schriften) machte ich einen Beſuch; der Mann nahm mich außerordentlich freundlich auf, und er iſt unter den proteſtantiſchen Notabilitäten, die ich kennen gelernt habe, im Umgange eine der liebenswürdigſten.

Schubert war ein großer dicker Mann. Er pflegte beim Abſchied jeden zu küſſen. In München kurſirte über ihn der Spruch: „Vom Schubert iſt noch keiner ohne Kuß weggekommen.“ Jedenfalls war er aber ein im höchſten Grade ehrenwerther Mann, und durch ſein poſitiv chriſtliches Weſen wirkte er im Vortrage ſeines Gegenſtandes — auch auf katholiſche Studirende gut ein.

Eines Nachmittags war Profeſſor Conſtantin Höfler, der bekannte Hiſtoriker, ſo gut, mir jenen Erdſtrich zu zeigen, der in München „ſchöne

Gegend“ genannt wird, und im gewöhnlichen Leben „die Menterſchweige“ heißt. Ich brachte einige vergnügte Stunden hier zu, und für München iſt die Gegend wirklich gar nicht übel. Auch dem katechetiſchen Schriftſteller Dr. Herenäus Haid ſtattete ich einen Beſuch ab, er wohnte gegenüber dem Hauptportal der Liebfrauenkirche. Es waren eben um ihn eine Menge Theologieſtudirende verſammelt. Wir ſprachen über Verſchiedenes. Ich empfahl mich und ging. Als ich unten beim Hausthore hinausgehe, und eine Weile um mich ſchaue, der Orientirung wegen, wohin ich nun meine Schritte lenken ſoll, ruft mir eine Stimme aus dem zweiten Stocke: „Herr Doktor, Herr Doktor!“ Es war Haid. Ich rufe hinauf: „Mit was kann ich dienen?“ Frage: „Sind Sie der Brunner, der die „Nebeljungen“ geſchrieben hat?“ — Zufälliger Weiſe, Ja!“ „Wollen Sie nicht noch einen Augenblick heraufkommen?“

Da befand ich mich nun in einer höchſt fatalen Situation. Das Hinaufgehen kam mir höchſt lächerlich, und das Davongehen höchſt flegelhaft vor; und ſo entſchloß ich mich nun für's Erſtere und ging hinauf, und ſtieg mit einigen eingeſammelten Weihrauchkörnlein in der Taſche wieder herab.

Als ich mich im Jahre 1863 (wie auch oft nachher) längere Zeit in München aufhielt, ging ich eines Tages mit einem Freunde auf dem Gottesacker herum. Auf einmal sehe ich ein großes Marmormonument unter den Arkaden, unten der Name: Herenäus Haid. Kaum hatte ich diese Worte gelesen, als ich ausrief: „Was, ist der alte Haid gestorben, davon hab' ich ja gar nichts gewußt." Mein Begleiter lächelte und sagte: „Schau'n Sie nur den Grabstein besser an — Haid hat sich denselben bei Lebzeiten setzen lassen und sich seine Grabstätte gekauft." Einige Jahre später sah ich den Dr. Haid beim Erzbischof Gregor Scherr — wir saßen nebeneinander bei Tische. Dem Erzbischof war ein heiteres Gespräch beim Speisen immer willkommen. Da schilderte ich nun meinen Schrecken, als ich im Gottesacker zu München den Namen Haid mit goldenen Lettern auf einem Grabsteine gesehen. Mein Begleiter tröstete mich: „Das sei nur ein prophetischer Grabstein, der Dr. Haid sei noch gar nicht Willens zu sterben. Und in der That, wenn man den noch immer heiteren und lebenslustigen Herrn Rath so von der Seite anschaut, so will man an seine versteinerten und vergoldeten Todesgedanken gar nicht glauben; man fühlt sich versucht, das Ganze für einen Schwindel zu halten, und am Ende denkt

ſich unſer verehrter Rath wohl auch: Es kann nicht ſchaden, wenn ſchon alles bereitet iſt — aber es muß ja deswegen noch nicht gleich ſein.“ Als nun auch der anweſende Dr. Weſtermayer einige ſeiner Schrapnels gegen Haid losließ, wußte Haid doch auch ſehr weltmänniſch in die allgemeine Heiterkeit mit einzuſtimmen. Trotz alledem iſt aber der Haid auch ſchon noch vor dem Erzbiſchof in ſeine Gruft hinabgeſtiegen.

In Reutlingen war eben eine proteſtantiſche Synode beendet. Der Poſtwagen, in dem ich von Ulm bis dorthin allein ſaß, füllte ſich geſchwind, ein Dekan und zwei Pfarrer nahmen die andern Plätze ein. Es knüpfte ſich bald ein Geſpräch an; nachdem ich vorerſt eine ziemliche Kenntniß von Zuſtänden und Perſönlichkeiten in Norddeutſchland entwickelte, hielt man mich für einen proteſtantiſchen Theologen.

Somit ſprachen die Herren unumwunden ihre Anſichten über die Früchte ihrer Zuſammenkunft aus. Als ſie endlich auch mich um meine Meinung fragten, war es an der Zeit, ihnen dieſelbe zu ſagen, und nun erkannten ſie mich als Katholiken. Einem der Pfarrer, und zwar gerade demjenigen, der es zum wenigſten noth gehabt hätte, gelüſtete es nach Polemik; er ſprach aber ſo hellloſen Unſinn, daß ihn der Dekan, der wirklich

ein verſtändiger, gelaſſener Mann war, öfter zurechtwies und ihm ſagte: es wäre beſſer für ihn zu ſchweigen, als ſich lächerlich zu machen. Endlich, nachdem er einigemal furchtbar abgebrannt war, indem er Luther als den Mann der freien Wiſſenſchaft rühmte, und ich ihm die ſchlagendſten Stellen aus Luther's Schriften (welche ſeine völlige Feindſchaft gegen alle Vernunft und Anwendung der Vernunft in der Schrifterklärung klar ausgeſprochen) vorcitirte, wußte er mir nur mit einem großen Lärm entgegenzuſetzen: daß dieſe Citate aus Luther falſch und lügenhaft ſeien. Da wendete ſich nun endlich der Dekan zu dieſem Herrn und bat ihn förmlich: „Ich erſuche Sie um Gottes Willen zu ſchweigen; was Ihr Gegenpart aus Luther citirte, ſteht wirklich wörtlich in ſeinen Schriften, und Sie ſollten doch nun zur Einſicht gelangt ſein, daß Sie nicht der Mann ſind, die proteſtantiſche Kirche zu vertreten.“ — Jetzt ſchwieg er auch höchlich entrüſtet, und ich ſetzte mit dem Dekan das Geſpräch fort, den ich als einen geſcheiten, billigen Mann auch in Beziehung auf die katholiſche Kirche kennen lernte; und der mich, als wir in Tübingen uns trennten und Gelegenheit fanden, allein zuſammen zu ſprechen, förmlich ſeines Herrn Amtsbruders wegen um Entſchuldigung bat. Ich entgegnete ihm: Das

habe mich nicht im mindeſten berührt; denn Leute, die im blinden Eifer einen großen Unſinn reden, ſeien ja auch katholiſcher Seits zu finden; es ſei auch mir ſchon bisweilen paſſirt, daß ich über Amtsgenoſſen, die im Eifer verſchiedenen Unſinn producirten, in eine nicht erfreuliche Stimmung gerathen bin.

In Tübingen beſuchte ich zuerſt den Profeſſor Hefele, eine ſehr zuvorkommende liebenswürdige Erſcheinung, und ein geborner Profeſſor. Seine Art, Kirchengeſchichte vorzutragen, war wirklich einzig und ausgezeichnet; er wußte die ganze Stunde über das regſte Intereſſe für ſeinen Vortrag feſtzuhalten. Eben ſo erfreute es mich, die ungetheilte Aufmerkſamkeit zu ſehen, mit welcher der Dogmatiker Kuhn von einem ſehr großen Auditorium vernommen wurde. Auch beſuchte ich den Orientaliſten und Profeſſor der Wiſſenſchaften des alten Bundes Welte, und den Verfaſſer der Apologetik Sebaſtian Drey. Von dieſen lebt gegenwärtig (1889) nur noch Dr. Hefele als Biſchof von Rottenburg.

Die Abende, welche ich (zu Luſtenau bei Tübingen) in Geſellſchaft dieſer trefflichen für die Wiſſenſchaft begeiſterten Männer zubrachte, ſind mir unvergeßlich. — Von hier machte ich einen Abſtecher in die Biſchofſtadt Rottenburg,

es war eben nach der verunglückten Wahl des Domkapitels Sedisvacanz. Im lichten freundlichen Speiſesaal des Seminars nahm ich, vom Subregens Dr. Maſt, den ich von Wien aus kannte, geladen, das Mittagsmahl ein. Nach dem Speiſen erſchienen einige Herren vom Klerus der Stadt Rottenburg, und ich bemerkte, was in Schwaben überhaupt ſehr anſprechend iſt, eine große Aufrichtigkeit und Brüderlichkeit unter denſelben. Von der Aengſtlichkeit und dem ſteifen Weſen, wie es in Gegenden zu ſein pflegt, wo das halb joſephiniſche, halb muckeriſche Spionir- und Conduitenſyſtem eingeführt iſt, hab ich dahier keine Spur gefunden. Die vorliegenden Zuſtände wurden offen und freimüthig ohne allen Rückhalt beſprochen. Auch beſuchte ich den Rottenburger Leſeverein, eine Stube ſehr gemüthlicher Art von idylliſcher Einfachheit mit Stühlen, die offene Herzen im Rücken haben und ihre vier Beine auf der breiteſten Baſis hinausſtrecken in die Welt, einem Matroſen, der gewohnt iſt, während dem Schaukeln des Schiffes auf breiteſter Baſis zu wandeln, oder auch einem Studenten gleich, der im vollſten Selbſtgefühle ſeiner Stellung auf der Straße mit ſeinen Commilitonen ſpricht, die Beine auseinander ſpreitet, die Hände über den Rücken ſchlägt und den Rumpf auf das Abzeichen

herkuliſcher Kraft, auf den keulenähnlichen Stecken ſtützt, welcher Ziegenheimer genannt wird.

Es war Abend, als ich am Friedhof und der Würmlingerkapelle (von Lenau beſungen) vorüberfuhr, und ich gedachte in Wehmuth des unglücklichen Dichters, der damals (aber bereits wahnſinnig) noch am Leben war. Das Schwabenland iſt doch ein herrliches Land, es ſteckt voll von poetiſchem Zauber, in Tübingen hat das ſchlampichtſte Gäßlein noch mehr Maleriſches als die gerade linirten neuen Städte Norddeutſchlands. Ich begreife recht gut, wie alle Jene, welche in Tübingen ſtudirt haben, ſich mit einem Seelenvergnügen an dieß Emporium der Wiſſenſchaft zurückerinnern; macht es doch bei all ſeinen Schattenſeiten, auch wenn man nur einige Tage hier verweilt, einen allerliebſten Eindruck. Den eigentlichen Schwaben konnte ſelbſt das finſtere Puritanerthum nicht ganz um ſein tiefes Gemüth und um ſeine Heiterkeit bringen. Als ich den erſten Abend in Tübingen war, und noch keinen Beſuch gemacht hatte, ſpeiſte ich in der Poſt. Im geräumigen Speiſeſaal fand ich an vierzig Paſtoren von der Reutlinger Synode verſammelt. Sie erinnerten ſich unter vielem Gelächter an ihre Univerſitätsſpäße; wie die Herren ſonſt in ihrer Weſenheit und ihren Anſichten beſchaffen waren,

darüber aus Gasthausgesprächen, die inter pocula geführt werden, zu urtheilen, wäre ungerecht und unschön; im Ganzen aber entfalteten die Herren eine wohlthuende Heiterkeit und anerkennenswerthe schwäbische Gemüthlichkeit — welche gegen das düstere Wesen von norddeutschen Pastoren absticht.

Von Tübingen ging ich in Gesellschaft Benjamin Herder's (Chef der Herder'schen Buchhandlung in Freiburg, † 1888) nach Stuttgart, später nach Karlsruhe und Freiburg. Einige Stunden besah ich mir das herrliche Baden-Baden mit seinem großartigen Kursalon, mit der Menge galonirter Bedienten und einer Masse verschiedenartiger Kurgäste und Tagdiebe. Für das Naturleben ist es in der That anlockend, hier einen Sommer gehäbig durchzufaulenzen, was man Gesundheitsrücksichten und Badekur nennt.

Mein erster Weg in Freiburg war zum Hofrath und Professor Buß, den ich bereits von Wien aus kannte. Er schenkte mir gleich den ganzen ersten Tag und führte mich bei den verschiedenen Notabilitäten auf. Hier sah ich zum ersten Mal den edlen, hochherzigen Erzbischof Hermann von Vikari, der mich sogleich für Mittag zum Speisen lud. Als ich mit Buß vor Tische beim Erzbischof erschien, kam er uns be-

tribût entgegen und ſagte: „Ich habe Ihnen etwas Trauriges mitzutheilen, das mich ſehr ergreift, unſer heiliger Vater Gregor iſt geſtorben, es iſt mir ſo eben die Nachricht von ſeinem Tode zugegangen.“ Während des Tiſches redete ich ununterbrochen mit dem Erzbiſchof, und kam zum Reſultat, daß er eine herrliche Erſcheinung iſt, ſeine apoſtoliſche Einfachheit gewinnt Aller Herzen. Mit welchem Eifer erzählte er mir über Wien aus den neunziger Jahren, wo er vier Jahre lang daſelbſt den ganzen juridiſchen Curſus an der Univerſität mitgemacht, und darnach zu Dillingen als Doctor juris utriusque promovirt wurde.

Eine andere Perſönlichkeit, auf die ich mich ſehr freute, war der Verfaſſer des Kalenders für Zeit und Ewigkeit, Alban Stolz, damals Subregens im theologiſchen Convikt zu Freiburg; mit ihm durchwanderte ich am Nachmittagen die wundervoll ſchöne Umgegend von Freiburg, man muß den ſeltenen Mann eben ſo lieb gewinnen als ſeine Schriften. Was gibt es da für herrliche Partien, wo man das liebe Freiburg zu Füßen liegen und die Vogeſen in blauer Ferne den Hintergrund bilden ſieht! Auch beſuchte ich Hirſcher, in ſeiner eigenthümlichen ſehr einladenden und kunſtſinnig mit vielen antiken Ge-

genfländen mittelalterlicher, theils auch Renaiſſance-Plaſtik ausgeſchmückten Wohnung, die im katholiſchen Schriftſteller auch den Mann des Kunſtſinnes und des beſten Geſchmackes erkennen läßt. — Staudenmayer, der berühmte Dogmatiker, war ein Mann der ausgebreitetſten Gelehrſamkeit, was ſich auch im Umgange mit ihm kund gab. Sein Weſen war beſcheiden und liebenswürdig, wie es ſein ſoll, um einen chriſtlichen Gelehrten zu zieren. Er iſt bereits geſtorben. Auch Schleyer und Mayer lernte ich kennen, wie den im Jahre 1853 verſtorbenen Weyer. (Hug war kurz vorher heimgegangen). Bei all dieſen Herren fand ich liebreiche, freundliche Aufnahme. Einen Abend brachte ich in der Familie des Medizinalraths und Profeſſors der Medizin Schwörer zu, ein Mann, bei dem kernige katholiſche Geſinnung, mediziniſche Wiſſenſchaft und die erquicklichſte Heiterkeit einen ſchönen Bund miteinander geſchloſſen. Ein lieber Zug des Mannes dünkte es mir, als ich denſelben am Morgen des Frohnleichnamsfeſtes eigenhändig und mit großem Eifer ſein Haus ſchmücken ſah, weil die Prozeſſion, bei welcher er als Prorektor mitging, an demſelben vorüberzog. Auch er iſt nimmer unter den Lebendigen.

Das Frohnleichnamsfeſt erinnert noch an die

ſchöne alte katholiſche Zeit; aus dem Schwarzwald verſammeln ſich Stundenweit in allen maleriſchen Trachten die Bauersleute, und die Zünfte mit ihren Patronen an der Spitze ziehen mit. Das reichhaltige klare Waſſer aus den Bergquellen, welches die ganze Stadt durchrauſcht, wird zu allerhand künſtlichen Springbrunnen für dieſen Tag benützt. Hinter dem Hochaltar des Domes iſt ein lebendiger Brunnen, da rauſchen die Waſſer in ſteinerne Becken, die mit grünenden Bäumen und Zweigen hochhinauf umgeben ſind, als Sinnbild der Lebensquelle des hochheiligen Altarsſakramentes.

Eine Perſönlichkeit in Freiburg, die ich nicht umgehen kann, war der (jetzt auch ſchon verſtorbene) Portier des theologiſchen Convikts, Hansmann, ein großer ſtattlicher Herr, ſehr ehrfurchtgebietenden Weſens und renommirt wegen ſeiner köſtlichen Einfälle und verwunderlichen Wortfügungen und Sprachweiſen, die er mit der ernſthafteſten Miene vorbrachte. Der Novelliſt Spindler unterhielt ſich gerne mit ihm, wenn er nach Freiburg kam. Ich weiß nur ein paar Einfälle dieſes Mannes, die ich ſelbſt erlebte, ſie mögen zu ſeiner Charakteriſtik dienen. Als ich mit Stolz nach einem Spaziergang in's Conviktgebäude eintrat, fragte dieſer den Herrn Joſeph: „War Jemand

bei mir?“ — Antwort: „Ja, ich hab' ihn nicht gekannt, er hat einen ehemaligen Rock angehabt.“ (Will ſagen, einen offenbar Frackgewordenen Rock). Als ich ihn fragte: „Meinen Sie, wird es heute regnen?“ — antwortet er: „Ein Regendächle wird gar nicht ſchaden, wenn Sie eins mitnehmen, es wird ſpritzeriges Klima kommen.“

Als ich an einem Vormittag eben zu Stolz ging, fragte auf dem Corridor ein Herr den Monſieur Joſeph um einen Theologen, den er zu ſprechen wünſchte. Joſeph gibt ihm die Auskunft: „Säuſeln Sie einige Minuten im Gang auf und ab, Herr X. wird bald kommen, er iſt eben bei Staudenmayer in der Vorleſung und genießt Trinität.“ Hiemit gab Joſeph zu erkennen, daß er auch wiſſe, was eben vom Profeſſor für eine Partie vorgetragen wird. Joſeph erzählte auch gern von Profeſſor Hug, mit dem er beſonders gut ſtand, wie vom Hofrath Hammer-Purgſtall, den er bei Hug kennen lernte, und mit welchem er ſogar in Korreſpondenz ſtand. Aehnliche Einfälle und Wortfügungen regnete es nun bei Joſeph jeden Tag. Ich beſitze einige Briefe von ihm, und habe ihm einmal durch Dr. König ein lithographirtes Porträt geſendet, was er ſogleich in ſeiner mit Bildern vielfach behängten Wohnung aufmachte; er ſchrieb mir hier-

auf bezüglich: „Ich danke Ihnen sehr für Ihr Bildniß und weiß es zu schätzen, es prangt bereits in meinem Zimmer in einem goldenen Rahmen an der Wand herunter.“ Ebenso schrieb er mir: „Es freut mich sehr, daß Sie sich, wie mir Dr. König sagte, in Ihrer Metropole sehr wohl befinden.“ Herr Joseph, der ein sehr nobles Air besaß, war auch öfter bei großen Herren eingeladen, und verlebte in den Ferien manche Woche auf Edelsitzen, wo er durch seine geistreichen Randglossen die Gabe der Unterhaltung meisterlich zu üben verstand. Er zählte mich zu seinen Freunden, mit denen er in Korrespondenz stehe, und schickte mir alljährlich einen Brief mit pikanten Bemerkungen über Zustände und Persönlichkeiten. Ich für mein Theil halte diese Briefe für interessanter als manche gedruckte Briefe, die von großen Männern herrühren und ziemlich alltäglich und langweilig über kleine Begebenheiten sprechen. Um die Art und Weise zu sehen, wie Herr Joseph in gutmüthiger, lobender und doch humoristischer Polizeilichkeit über Freiburger Persönlichkeiten berichtete, möge hier aus dem letzten Schreiben, was ich erhalten, nur ein Conduitenbericht über Dr. Alban Stolz folgen: „Dr. Alban Stolz, der Sie tausendfältig herzlich begrüßt, ist sehr gesund und spendet

fort und fort Paſtoral ſammt Pädagogik an hieſiger Univerſität, dermalen iſt er auch noch Gouverneur des dreihundert Mann ſtarken Geſellenvereins, in welchem an Sonntagsabenden allerhand taugliche Reden gehalten werden. Sein eilender Gang kommt mir vor, wie der des Jonas, als ihn der Wallfiſch an's Land abſetzte, und Jonas voll Freuden, daß er Erde unter ſich ſpürte, geſchwind weiter ging; dabei lieſt er immer und ſinnt auf gelehrten Stoff. Am Morgen ſteht er früh auf und bewundert Gottes Güte und Allmacht mit der Aurora am ſchwachblauen Horizont.“ „Dr. X*** wohnt, wie der griechiſche Weisheitsverleger Diogenes von Sinope in einem kleinen Logis, und iſt gewiß darin ſo zufrieden wie der alte Philoſoph, er grüßt Sie vielmal aus ſeinem ſtillen Studierfaß, und hat Sie von Wien her noch immer im allerbeſten Andenken.“

Eine Sammlung von den verſchiedenen Redeweiſen und Anekdoten dieſes Mannes wäre nicht ohne Intereſſe; wenigſtens eben ſo intereſſant als viele Gedankenſpäne, die uns oft von ſogenannten Notabilitäten aufgetiſcht werden. Politiſch iſt Joſeph ganz conſervativ; ſeine Gloſſen über die Radikalen ſind vorzüglich pikant. Wäre Joſeph mit ſeiner Begabung in irgend eine andere bemerkenswerthe Lebensbahn geworfen worden, ſo

könnte er jetzt eine allwärts renommirte Persönlichkeit sein. Uebrigens ist es immerhin noch ein Beweis, wie sich ein Genie nicht ganz verkümmern läßt.

Alban Stolz wurde später Professor der Pastoraltheologie in Freiburg, und — welche Ironie des Schicksals — der Nachfolger des alten in Ruhestand versetzten Professors Werk im selben Fache! Stolz war nämlich der einzige Schüler, so lange Werk als Professor fungirte, der beim Examen durchfiel, so daß er die Prüfung wiederholen mußte! Und doch entpuppte sich Stolz in der Folge als der begabteste Pastoralprofessor in Deutschland, was ihm gewiß Niemand streitig machen wird. Man sieht hier nebenbei auch: was mitunter auf Prüfungen zu halten ist, und wie gerade bisweilen die begabtesten, die genialsten Schüler dem hölzernen Mechanismus, den kolossalen balkenhaften Hühnersteigen von Ober- und Unterabtheilungen, Paragraphenstäben und Nummerngittern unterliegen; eben weil sie es nicht über's Herz bringen, sich in die phantastische Zimmermannsarbeit eines Gedächtnißkastens einsperren zu lassen und ein eingewerkeltes Liedlein herabzusingen. Werk docirte nach den Schriften des alten Wiener Professors Rechberger.

Meine Erfahrungen über Frankreich habe ich zum Theil nach öfterem Verweilen daſelbſt in eigenen Reiſeberichten darüber niedergelegt.

Ein kleines politiſches Intermezzo möge hier einen Platz finden. Zu jener Zeit gab es noch keine Bahnen, man mußte ſein Quantum Staub in der Poſtkutſche verſchlucken. Ich war im Coupe mit einem Herrn ins Geſpräch gerathen — der außerordentlich ſtark im damaligen badiſchen Liberalismus machte, — er war ſo dankbar gegenüber ſeinem Vaterland, dem Großherzogthum Baden — dieſe ſeine aufgeklärte Regierung noch für einen wahren Muſterſtaat zu halten. Ich ſetzte ihm meine beſcheidenen Bedenken entgegen, und ſagte ihm (ich kann dieſe Anſchauung im Jahre 1848 in „Deutſches Reichsvieh“ gedruckt nachweiſen), daß dieſer Muſterſtaat ſich gar nicht halten könne, und über kurz oder lang doch ſicher in das norddeutſche große Muſterbuch hineingeklebt werden wird u. ſ. w. Natürlich habe ich den jungen Mann nichts weniger als bekehrt; am kommenden Tag aber kam es zwiſchen uns zu einer komiſchen Scene.

Da ſaß ich nun zu Karlsruhe auf meine Empfehlungsſchreiben hin in der großherzoglichen Loge der zweiten Kammer. Nicht weit von mir auf der Gallerie erblickte ich meinen Reiſege-

führten von gestern, der sich hingegen nicht genug verwundern konnte, mich an einem so erlauchten Platz zu sehen, und mir ein höchst ehrerbietiges Compliment zunickte; er mochte sich jetzt über meine Rangverhältnisse in eine großartige Täuschung versenkt haben und konnte sich gewiß nicht erklären, wie ein Mensch, der so geringschätzig über die badische Regierungsweise sprach, in die großherzogliche Loge postirt werden könne. — Er begegnete mir Nachmittags, machte mir ein tiefes Compliment und entschuldigte sich sehr höflich, daß er im Postwagen nicht geahnt, was er für eine jedenfalls hohe Persönlichkeit vor sich gehabt habe. Ich zog mich lächelnd aus der Affaire; es war ja das Beste, was man thun konnte; in diesem Falle diesem Manne (er schien ein Commis Voyageur) meine eigene Unbedeutenheit zu offenbaren, wäre sicher eine Demuth am unrechten Platze gewesen, und hätte zu einer eben so weitläufigen und unerquicklichen Auseinandersetzung führen müssen.

Eine etwas komische Affaire mit einem jugendlichen Kutscher erlebte ich auf einer Fahrt von Nürnberg nach Regensburg.

Es war mir zu langweilig, auf den Abgang der Post nach Regensburg zu warten, ich hatte zudem die ewigen vis-à-vis in Gesellschaftswägen und

in Poſtkutſchen genug bekommen, und wollte wieder einmal meinen Gedanken Audienz geben, ohne von vielem geſprochenen Unſinn geſtört zu werden, deßhalb nahm ich mir zu Nürnberg ein Extrawäglein. Ein Knabe mit ungefähr vierzehn Jahren fungirte als Kutſcher; dem Burſchen war's darum zu thun, ein Geſpräch mit mir anzuknüpfen; ich half ihm, da ich dieſes merkte, nicht gleich in die Schuhe, um zu beobachten, wie er es pfiffig beginnen wird. Die Straße außer Nürnberg mit ihrem beſtaubten öden Gebüſch an der Seite iſt furchtbar langweilig. Der Junge hatte in Nürnberg von einem Herrn, der mich bis zum Wagen begleitete, gehört, daß dieſer mich Doktor nenne. Da drehte ſich der Junge, nachdem er mir einige Mal forſchend in's Geſicht geſchaut, ob ich denn auch der Mann ſei, der mit ſich ein geſcheites Wort reden laſſe, und er in meinem Lächeln eine Aufmunterung fand, von ſeinem Kutſchſitze um, und begann mit folgender Schmeichelei als captatio benevolentiae: „So ein Doktor muß doch unſinnig viel ſtudiren, daß er nur vom Anſchauen gleich kennt, was den Leuten fehlt, und daß er auch weiß, was ihnen dafür hilft.“ Ich: „Ja, ein ſolcher Doktor bin ich aber nicht, ich bin ein anderer.“ Nach einer Pauſe er: „Ah, ich weiß ſchon; Sie ſind einer von denen, die Alles

wiſſen, und die von den Leuten für's Prozeß-führen ſo gut bezahlt werden?“ Die Originalität des Jungen gefiel mir, und ich ſprach mit ihm über Verſchiedenes, beſonders erkundigte ich mich, was er denn von ſeinem Standpunkt aus für eine Weltanſchauung von Nürnberg habe. Der Burſche war fein und redete in ſeiner Weiſe mit vieler Vorſicht. Wir fuhren ſpäter an einem Kruzifix vorüber; er lüftete die Kappe und ſah ſich darnach ſchnell nach mir um; als er ſah, daß ich ebenfalls den Hut abnahm: fragte er auf einmal ſehr zutraulich: „Ah, Sie ſind gewiß Katholik?“ Ich bejahte es. — Nun ging ihm erſt der Mund auf, und er erzählte mir nun lange fort in folgender Weiſe: „Sehen Sie, ich bin auch einer, meine Eltern ſind in Nürnberg, und ich mußte ſchon mit zehn Jahren aus dem Haus, um mir mein Brod zu verdienen! O wie oft bin ich ſchon den Weg von hier bis Regensburg auf- und abgefahren, und auch nach Bamberg. Die Herren, die ich führen mußte, haben mich bisweilen ausgehöhnt, wenn ich die Kappe bei einem Kreuz oder einer Kirche abnahm; und haben mich einen dummen abergläubiſchen Kerl genannt, und dann unter ſich über die Dummheit der Katholiken geſchimpft; — das thut mir immer weh, aber ich nehme doch die Kappe immer ab, und bet auch

Morgens und Abends, wie ich's zu Haus gelernt. Auch die andern Kameraden, die Knechte bei meinem Herrn, ſind Proteſtanten; die ſekiren mich immer, wenn ich bet und das Kreuz mach, aber ich thu's doch alle Tag fort, und laß mich nicht genriren. Die Tage erſt haben Sie mir an mein Bett ſtatt dem Weihbrunnkeſſel einen alten Pantoffel hingehangen; und da iſt's einem ordentlich lieb, wenn man das einem Katholiken erzählen kann." Ich gab nun dem Burſchen allerhand für ihn faßliche und für ſeine Kameraden zweckmäßige Maßregeln an, das freute ihn ſo ſehr, daß er ſich einmal umdrehte, mir in die Augen ſah, und mir lobend ein paar Mal auf die Kniee klopfte mit den Worten: „Hören Sie, Sie ſind doch ein braver Herr! — O, was hab ich ſchon für Flegel und ſchlechte Kerle führen müſſen!" — Er erzählte mir nun verſchiedene Begebenheiten aus ſeiner Straßen- und Wirthshauswelt, und ſchloß: „Oft führt man auch ſchon ordentliche Herren, aber daß einer ſo ein geſcheites Wort mit Einem reden thät, das geſchieht ſelten, da ſind ſie meiſtens zu ſtolz dazu und halten Einen für zu ſchlecht und gemein dazu." Bis wir nach Regensburg kamen, waren wir ganz gute Freunde geworden; und der gute Kerl war ordentlich gerührt, als er von mir Abſchied nahm.

In Wien wurde ich bald nach meiner Ankunft mit Erfahrungen von Seite der Censur begrüßt. Jedem zur Theologie gerechneten Manuscript wurde doppelte Aufmerksamkeit gewidmet, ein weltlicher und geistlicher Censor, beide von der Polizei bestellt, mußten es approbirt haben, ehe es gedruckt werden konnte.

Oft wurde rein nur aus der Ursache etwas gestrichen, daß der Censor den Beweis liefern konnte: er habe das Manuscript durchgelesen, oder, damit dem jungen Mann gezeigt werde, daß der Censor doch gescheiter sei, als er es ist; weil er etwas streichen konnte. So wurde mir einst aus einem Erbauungsbuch eine Stelle gestrichen, die vom heiligen Augustinus übersetzt war.

Eine Uebersetzung des Thomas von Kempis (es erschien davon in der Folge in Wien eine Stereotypausgabe) hatte man mir bei der Censur drei Monate lang behalten. Ein Vierteljahr bedurfte es also, um die Ansicht festzustellen, daß in Thomas von Kempis nichts enthalten sei, wodurch das Staatsgebäude unterminirt werden könne!

Daß ich nun auf diese Erfahrungen hinauf Verschiedenes ohne Einreichung bei der Wiener Censur in Deutschland auflegen ließ, fing an,

einige Herren bei dieſer Cenſur zu Amtshandlungen zu bewegen. Ich wurde am 6. Juli 1846 zur Polizei-Abtheilung (weil die Cenſurbehörde unter der Polizei ſtand) in der Joſephſtadt geladen, mir von dem dortigen Oberkommiſſär ſechs im Auslande gedruckte Broſchüren namhaft gemacht, und die Strafe von hundertundfünfzig Dukaten hiefür (pr. Stück fünfundzwanzig Dukaten) angekündigt. Ich erwiederte, daß es doch ſonderbar ſei, wenn ein Menſch, der total conſervativ ſchreibe, wegen eines Formfehlers noch Strafe zahlen ſolle; der Mann war höflich und bedauerte, daß es eben ſo ſei, er wäre nur eine exekutive Behörde und das Geſetz von ihm nicht ausgegangen. Nebenbei im Zimmer wurde eine Köchin wegen Diebſtahls vernommen. Das war jedenfalls ſehr intereſſant; ſo etwas konnte einem conſervativen Schriftſteller paſſiren! Der Kommiſſär hielt mir nun das Dilemma vor: entweder zu zahlen oder um gnädige Nachlaſſung bei der oberſten Polizeibehörde einzuſchreiten. Ich erwiederte: „Ich werde es probiren, weder das Eine noch das Andere zu thun, vielleicht geht's ſo auch.“ Der Herr zuckte die Achſeln, und meinte, das ſei ſchier eine Unmöglichkeit.

Am 11. Juli darnach begab ich mich in die

Villa Metternich am Rennwege. Ich dachte mir, es wird beſſer ſein, wenn ich dieſe dumme Geſchichte der Fürſtin im Scherz erzähle, als wenn ich den Fürſten im Ernſte damit behellige.

Von der Dienerſchaft erfuhr ich, daß die Fürſtin eben noch unter der Hand ihrer Kammerjungfer ſich befinde.

Im Sommer wohnte die fürſtliche Familie nicht im Palais, deſſen Fronte der Straße zugekehrt iſt — ſondern in einem mitten im Park gelegenen ebenerdigen, aber prachtvollen Gebäude. Offene Gänge mit hölzernen, von Epheu und anderm Schlinggewächs umwundenen Säulen umgaben das Haus, das im Innern koſtbare Säle mit ganzen Reihen kunſtreicher Marmorſtatuen, eine Menge von Salons und Wohnzimmern enthielt. Ich wandelte in einem dieſer Laubgänge auf und nieder. Exotiſche Gewächſe ſendeten ringsum ihren Duft. Viele ſchlangen ſich um eine große Vaſe aus Porphyr, ein Geſchenk des Kaiſers von Rußland. Allerhand Papageien ſeltener Art trieben ihr Spiel und Geſchrei auf ihren Geſtellen und in ihren Meſſingringen. Sie waren ſämmtlich ſehr zahm, man konnte mit ihnen ſpielen, ohne Furcht, daß ein Finger von einem ſcharfen Schnabel durchſchnitten wird. Ich ſtreichelte nun Haupt und

Hals eines prächtigen großen Königslori, was ſich dieſer Vogel eine Zeitlang mit vieler Artigkeit, ja, indem er ſich wie ein Höfling immer bückte und mich ſchelmiſch nach der Seite anſah — ſogar mit einer gewiſſen Zuvorkommenheit gefallen ließ. Auf einmal mußten dieſem ſchlau blinzelnden Kerl einige Bedenken über meine Loyalität aufgeſtiegen ſein; er fing plötzlich an, einen Mordſpektakel zu ſchlagen, und dieſen nach der ſchreilustigen Weiſe dieſes Gethiers eine Zeitlang fortzuſetzen, ſo daß auch noch andere kleinere ſeines Geſchlechtes es für eine Pflicht halten mochten, in den heilloſen Lärm ihres großen purpurbefiederten Genoſſen einzuſtimmen.

Da fuhren mit großer Schnelligkeit die Jalouſienflügel hinter dieſem Königslori auseinander, das Haupt der Fürſtin, die eben mit ihrer Morgentoilette fertig war, zeigte ſich, ſie rief im Aufmachen: „Wer ſekirt denn meinen Joko? Ah, Sie ſind's, warum ſekiren Sie denn meinen Papperl?“ Ich entgegnete: „Im Gegentheil, Durchlaucht, ich hab dem Vogel alle Aufmerkſamkeit erwieſen, ich weiß nicht, was ihm plötzlich eingefallen ſein muß; aber ich, Euer Durchlaucht, werde viel mehr ſekirt als dieſer Papperl.“ Nun kamen ſchnell einige Fragen: „Wie ſo? Waren Sie ſchon beim Fürſten, iſt Jemand bei

ihm?“ Ich entgegnete alle Fragen auf einmal beantwortend: „Ich weiß es nicht, ich möchte heute um die Ehre bitten, Eurer Durchlaucht in einer meinigen Angelegenheit etwas erzählen zu dürfen.“

Die Fürstin erwiederte: „Gut, geh'n Sie nur unterdeſſen in meinen Salon, ich werde gleich kommen.“

Als ich durch den offenen Gang bis zu einer Eingangsthür in einen Vorſaal und von da in den Salon gekommen war, trat die Fürstin eben in einer ſehr eleganten Toilette ein — ſie pflegte um dieſe Zeit Viſiten von Damen ihrer Bekanntſchaft entgegenzunehmen. Sie ſetzte ſich, und hieß auch mich Platz zu nehmen.

Nachdem ich mich in einen der vielen herumſtehenden Fauteuils geſetzt, ſagte die Fürstin: „Nun, iſt Ihnen denn im Ernſt etwas geſchehen, und was denn?“

Der erſte unangenehme Eindruck jener Inquiſitionsſcene im Polizeibureau war verraucht, ich befand mich jetzt in einer guten humoriſtiſchen Stimmung und erzählte das Verhör mit Herauskehrung aller komiſchen Pointen, ſo daß die Fürstin öfters lachte. Als ich mit dem Bericht über das mit mir aufgenommene Protokoll zu Ende war, ſagte die Fürstin: „Ja, was iſt denn

da zu thun, wollen Sie die Geſchichte meinem Mann erzählen, oder ſoll ich ihm etwas davon ſagen?“ Ich erwiederte: „Das iſt gar nicht nöthig. Mögen Euer Durchlaucht nur dem Grafen Sedlnitzky (er war Polizeiminiſter, und unter ihm ſtand auch die ganze Cenſur) Ein Wort ſagen, das genügt, der ganzen Geſchichte ein plötzliches Ende zu machen.“

Nachdem die Fürſtin noch eine und die andere Frage über Tagesbegebenheiten ſtellte, machte ich mich bereit fortzugehen und ſagte nun im vollſten Ernſte, daß es doch eine Miſere ſei, wenn denjenigen, die der von Gott geſetzten Obrigkeit das Wort reden, noch durch lächerlichen Formenkram die Hände gebunden werden.“ Die Fürſtin entgegnete begütigend: „Laſſen Sie es nur gut ſein, der Kopf wird Ihnen gewiß nicht abgeriſſen werden, ich werde es ſchon dem Grafen Sedlnitzky ſagen, was ſeine Leute da wider angefangen haben.“ Lächelnd fügte ſie noch bei: „Wenn's nur was nützt?“ Dieſen Zweifel mußte ich natürlich mit aller Gründlichkeit zurückweiſen, ich erwiederte: „O Seine Excellenz hat die größten Freuden, wenn er einen Befehl Eurer Durchlaucht ausführen kann.“ — „So? meinen Sie? Nun wir wollen ſehen; erzählen Sie mir dann bei Gelegenheit, wie die Geſchichte ausgegangen iſt!“

Ich machte eine Verbeugung und ging fort. In das mechaniſche Räderwerk des Polizeiorganismus, welches mich ſchon erfaßt hatte, um mir hundertundfünfzig Dukaten herauszupreſſen, war durch eine kleine ſchwache Frauenhand eine gewaltige Hemmſtange eingelegt.

Man hat die Fürſtin Metternich als ſtolz verſchrieen; ſie iſt jetzt längſt eine todte Frau und keine günſtige Zeit mehr, ihr eine Schmeicheleі zu ſagen; ich für meinen Theil muß geſtehen, daß ich öfter die Ehre hatte, ſie theils allein, theils in Geſellſchaft mehrerer Damen zu ſprechen, und daß ich ſie immer ſehr einfach und natürlich in ihrem Benehmen gefunden habe, und daß ſie ſehr freundlich und gütig ſein konnte. Wenn ſie als Fürſtin Metternich dem hohen Adel gegenüber bisweilen etwas mit Prätenſion auftrat, nun ſo muß man ſich denken: hätte irgend eine andere Dame an ihrer Stelle ſich nicht auch vielleicht ſo wie ſie benommen?

(Sie war eine geborene Gräfin Zichy und ſtarb nach langem Leiden mit einer wahrhaft chriſtlichen Ergebung am 3. März 1854.)

Einige Tage nach dieſer Viſite kam ein Amtsdiener von Seite des Polizeibezirks Joſephſtadt zu mir und richtete mir folgende Poſt aus: „Wenn Sie dieſer Tage gerade zufällig in die Gegend

des Kommiſſariats kommen, ſo läßt der Herr Oberkommiſſär Sie erſuchen, ihm ein wenig die Ehre zu geben; es hat aber durchaus keine Eile; und wenn Sie gerade keine Zeit haben ſollten, ſo mögen Sie nach Belieben nur kommen, wenn es Ihnen gefällig iſt.“ Der ganze mündliche Vortrag harmonirte mit dem ſüßen Sinn der Worte; ich ſah bereits: dem Boten wurde die ausgeſuchteſte Höflichkeit auf die Seele gebunden.

Ich begab mich an einem der nächſten Tage in's beſagte Bureau und wurde nun vom Oberkommiſſär mit aller nur erdenklichen Zuvorkommenheit empfangen. Er ſagte mir mit der größten Artigkeit: die Geſchichte mit der Geldſtrafe ſei plötzlich beigelegt worden, und ich möge nur in Zukunft, wenn ich wieder etwas ſchreibe, die öſterreichiſche Cenſur nicht umgehen; da mir ja doch gewiß kein Hinderniß in den Weg gelegt werden wird u. ſ. w. Ich ſagte darauf im Scherz und Ernſt: Ich werde es gerade ſo machen wie in den letzten Jahren; die Strafe wird wohl auch dann nicht ärger ausfallen als dießmal. Der Oberkommiſſär warf noch die Bemerkung hin: daß ich ſehr hohe Protektionen haben müſſe.

Die Woche darnach war ich eben beim Fürſten

Metternich, als Graf Sedlnitzky angemeldet wurde. Ich machte ein Compliment und wollte fort, als der Fürſt ſagte: „Warten Sie nur einen Augenblick; ich ſtelle Sie dem Grafen Sedlnitzky geſchwind vor.“ Der Graf trat herein. Der Fürſt ſagte ihm, mit der Hand auf mich deutend: Das iſt Herr Brunner, den Excellenz dem Namen nach kennen. Sedlnitzky lächelte und ſagte: „Ach, es freut mich, Sie perſönlich kennen zu lernen, ich habe von ihnen ſchon viel Schönes gehört.“ — Metternich lächelte, ich brachte einige jener nichtsſagenden Sentenzen vor, die bei ſolcher Gelegenheit üblich ſind, und ging fort. Das Schöne, was Sedlnitzky von mir gehört hatte, war: daß ich ſechs Mal mich um ſeine Cenſurvorſchriften nicht gekümmert hatte.

Wenn nun nach Durchleſen dieſer Geſchichte vielleicht ein abſonderlich begeiſterter Anhänger der neuen Aera ausrufen würde: Da ſieht man, wie es beim Abſolutismus zugegangen iſt, das Wort eines Weibes genügte, um einen ganzen Polizeiprozeß im Keime zu erſticken“ u. ſ. w., ſo möchte ich bitten, mit derlei Exklamationen ein wenig inne zu halten. Wir ſind weder im Abſolutismus noch im Conſtitutionalismus Pedanten, wir ſind aber überall Feinde der Niederträchtigkeit — und wir haben bei conſtitu-

tionellen Regierungen Dinge geſehen, welche ſo abſolut niederträchtig waren, daß ſie dem niederträchtigſten Abſolutismus, der je irgendwo geherrſcht hat — noch genug Schande gemacht hätten, daß auch in Republiken die Vollblüthe der Niederträchtigkeit das Regiment führen und Alles terroriſiren kann, darüber brauchen wir in unſern Tagen nicht erſt Vorleſungen zu halten.

Es liegt ſicher ein komiſches Moment in dem Umſtande, daß ich als notoriſcher — ſtraffälliger, aber doch nicht abgeſtrafter Attentäter gegen die polizeiliche Cenſur — eben bei dieſer Brauche hätte ſollen angeſtellt werden.

Baron Hügel theilte mir 1847 mit: es ſolle wenigſtens unterdeſſen in irgend einer Form mir eine fixe Anſtellung mit einem fixen Gehalte, bis zu meiner Verwendung als Attache bei einem Geſandtſchaftspoſten, ausgemittelt werden. Der Fürſt ſprach mit dem Polizeiminiſter Sedlnitzky, es war ausgemacht, ich ſolle unterdeſſen mit dem Titel eines Cenſors den höchſten Gehalt hiefür, 700 Gulden, bekommen; aber nur pro forma mit dem Durchſehen einiger kleiner Manuſcripte betraut werden; weil ich doch eigentlich im Dienſte des Auswärtigen Amtes meine Verwendung habe.

Zu jener Zeit waren 700 Gulden noch etwas

werth — der Lebensunterhalt erfordert jetzt, 40 Jahre ſpäter, für dieſelben Ausgaben und Anſchaffungen mehr als das Doppelte — und für dieſen Gehalt doch eigentlich nichts zu thun haben, das mußte auch noch miterwogen werden. Zudem waren Cenſorſtellen immer nur ſchon irgendwo mit Gehalt Angeſtellten verliehen — alſo nur als eine Nebenbeſchäftigung und reſpective als ein Nebeneinkommen zu betrachten.

Ich ſagte damals dem Baron Hügel: „Ich bin Ihnen für Ihre mir ſchon ſo oft erwieſene Güte ſehr viel Dank ſchuldig; Sie ſind aber noch nie ungehalten worden, wenn ich Ihnen irgend ein Bedenken mittheilte. Ich will viel lieber ohne dieſen Gehalt mich verwenden laſſen, ich habe ja gerade, was ich zum Leben brauche. Meine Anſchauung über unſere Zuſtände, die ich ſchon voriges Jahr auch dem Fürſten mitgetheilt — finde ich immer mehr und mehr beſtätigt, die Cenſur iſt abſolut nicht mehr zu halten. Wenn dann der Tanz losgeht und alles ringsum zuſammenbricht — ſo würde mir mein Leben lang der Titel Cenſor — in allen Tonarten nachgerufen, und wie ein gelber Fleck auf den Rücken geheftet werden. Ich verlaſſe mich auf Ihr mir bisher erwieſenes Wohlwollen und bin überzeugt, dieſelbe werden meine Weigerung dem Fürſten

in einer Weiſe mittheilen, daß er darüber nicht beleidigt wird."

Hügel war eine ſehr noble Natur, und mir außerordentlich gewogen. Er ſagte: Nun gut, wenn Sie nicht wollen, will ich es ſchon ausgleichen. Aber nur müſſen Sie unterdeſſen ohne fixen Gehalt verbleiben.

Dieſe Geſchichte hat aber noch einen komiſchen Pedant. Ein dem Baron Hügel unterſtehender Beamter bekam durch irgendwen einen Wind in dieſer Angelegenheit, und erſuchte nun für ſich als ein nicht zu verachtendes Nebeneinkommen um eine Cenſorſtelle — das zog ſich aber hinaus — er bekam erſt am 11. März 1848 ſein Anſtellungsdekret. Zwei Tage darauf brach die Revolution aus und 4 Tage darnach fiel die Cenſur. — Er hatte nun ohne einen Pfennig Gehalt den Titel ſein Leben lang, und wurde wegen der wirklich unglücklichen Conſtellation auch noch ausgelacht.

Auf Anregung des Baron Clemens Hügel wurde im Jahre 1846 in der Ciſterzienſerabtei Heiligenkreuz eine merkwürdige Feier begangen, die ſechshundertjährige Todtenfeier des letzten Herzogs aus dem Hauſe der Babenberger, Friedrich des Streitbaren, der in der Leythaſchlacht gegen die Ungarn am 16. Juni 1246 gefallen war.

Was den Babenbergern Oeſterreich, was ihnen Deutſchland zu danken hat, deſſen Marken ſie gegen Oſten hin im unermüdlichen Kampfe gehütet, iſt in der Geſchichte zu leſen. Was ſie für chriſtliche Geſittung gethan, zeigen die von ihnen erbauten Stifter mit ihren Schulen, welche ſich erhalten haben bis auf den heutigen Tag. Mölk, Kloſterneuburg, Heiligenkreuz, das Schotenſtift zu Wien, das Neukloſter zu Wiener-Neuſtadt, das Ciſterzienſerſtift zu Lilienfeld ſind von den Markgrafen und Herzogen des genannten Stammes gegründet.

Noch beherbergt die Kapitelhalle des Stiftes Heiligenkreuz die ſterblichen Ueberreſte vieler Fürſten aus dem Hauſe Babenberg, auch Friedrich II. (der Streitbare) iſt dort begraben. Es ſei mir erlaubt, über die beſagte Todtenfeier, bei der ich zugegen war, in einigen Zeilen Bericht zu erſtatten. Am 28. November waren die Vorſtände ſämmtlicher genannter Stifter zu Heiligenkreuz verſammelt. Der große Hof vor der altersgrauen majeſtätiſchen Kirche des Stiftes zeigte ſich am Morgen ungewöhnlich belebt, Bewohner von Wien und Baden, ſo wie Landleute aus der Umgegend waren herbeigekommen. Um neun Uhr bewegte ſich der feierliche Zug über den Hof zur Pforte; zuerſt die Mitglieder des Ciſterzienſer-

ſtiftes in ihren weißen wallenden und faltenreichen Talaren (Flocken genannt), dann die Prälaten der von den Babenbergern gegründeten Klöſter, zum Schluſſe als Celebrant der damalige Weihbiſchof von Wien. Das große Orgelwerk auf dem Thurme, der ſich über dem Eingangsbogen zum Hofe erhebt, brauſte ſeinen mächtigen, mit dem Kirchengeläute gleichgeſtimmten Akkord, und der metallene Geſang von Orgel und Glocken wurde im Widerhall zurückgeſendet ringsum von den Bergmauern. In der Kirche predigte über die Bedeutung des Todtenfeſtes der Ciſterzienſer aus Zwettel Johann von Fraſt (der ſich auch in öſterreichiſcher Geſchichtsforſchung einen Namen erworben, und bereits auch ſchon heimgegangen iſt). Es war ergreifend, als er die Worte ſprach: „Es ſind eben ſechshundert Jahre, daß Abt Pilgrin mit ſeinem ſchweigenden Convent an der Pforte dieſes Kloſters einem Trauerzuge entgegenharrte. Die Glocken des Thurmes ertönten in langen Abſätzen, mit geſenkten Speeren, umflorten Schärpen, reitet in langer Reihe den Weg von Baden her ein Heer von Rittern, langſam, feierlich ernſt, in ihrer Mitte ein ſchwarz bedeckter Sarg mit einer Leiche. Herzog Friedrich war es, der letzte Babenberger, der den beginnenden Sieg zu eilig, ohne ſchützende Begleiter verfolgend, das Schlachtfeld nimmer

lebend verließ. Man fand ihn während dem fortdauernden Gewühle des Kampfes entſeelt, brachte ihn nach Neuſtadt in die Kirche. Von Neuſtadt wurde er hieher nach Heiligenkreuz gebracht. — Düſter klangen die Begräbnißpſalmen durch die hallenden Gewölbe des Kreuzganges, nahten ſich der Kapitelhalle — verſtummten, und eine bewegte Stimme ſegnete den im Leben ruheloſen Fürſten zur ewigen Ruhe ein, und die Gruft war für immer für die Babenberger geſchloſſen." Der Ciſterzienſer Fraſt ſchilderte in lebhaften Zügen das tragiſche Ereigniß und die ganze Zeit — er präſentirte auf ſehr würdige Weiſe den Dank der noch beſtehenden Klöſter, die von den Babenbergern geſtiftet worden.

Nach vollendeter Trauerrede nahm das Seelenamt ſeinen Anfang. Vor dem Altare im Presbyterium erhob ſich unter einem ſchwarzen Baldachin ein großer Katafalk, oben mit dem Sarge, auf welchem die Herzogskronen von Oeſterreich und Steyer ſtanden. Rings an den Wänden zeigte ſich Friedrich's Schild: die Wappen von Oeſterreich und Steiermark, in der Mitte zwiſchen beiden als Träger ein Schlachtſchwert, deſſen Kreuz ein Lorbeerkranz umwand; zu den unterſten Stufen des Gerüſtes lag Friedrich's Panzerhemd, mit welchem angethan er ſeine letzte Schlacht

kämpfte und den Heldentod starb. Nach dem Requiem ging der Zug in die Kapitelhalle, das eigentliche Grabeshaus der Babenberger. Diese ruht auf Säulen und steht noch immer unerschüttert, wie sie gebaut wurde vor siebenhundert Jahren. Nach einer Seite hin ist sie geöffnet, gegen den Kreuzgang mit seinen alterthümlichen Kapellen, in deren einer der große wasserreiche Brunnen ohne Unterlaß strömt, indem seine Wasser von kleineren Becken in größere fallen, bis sie endlich von einer kolossalen aus Blei gegossenen Schale abfließen. In dieser Brunnenkapelle finden sich noch Glasmalereien als zierliche Rosenfüllung der Fensterbogen, die, wie die des Klosterganges, getragen werden von kleinen rothen Marmorsäulen, da spannen gothische Rippengewölbe oben ihr kunstreiches Netz. Das Kapitel selbst ist mit Gräbern gefüllt, und hat Grabsteine zu seinem Fußboden. In der Mitte desselben, unweit des Einganges liegt aus Stein gehauen Friedrich des Streitbaren Bildniß, unter demselben ruht sein Gebein. Ohne Abzeichen der Herzogswürde ist er im Steinbilde nur angethan mit einem einfachen Waffenrocke, in seiner rechten Hand das Schlachtschwert haltend, welches sich zu seinen Füßen hinabsenkt, als ob er sich stützen wollte auf den Kreuzgriff, auf der andern Seite liegt Oesterreichs Binden-

ſchild, dieſen hält ſeine linke Hand. Kerzen umſtanden das Grabmal, und ein Lorbeerkranz war um das ganze Steinbild geſchlungen. In der Pracht des Kultus, welcher ſich bei der Feier entfaltete, war dem Fürſten das Seine gegeben, für den ſündigen, fälligen Menſchen wurden nun die Bußpſalmen gebetet. Für den Fürſten wie für den Bettler hat der Prieſter am Altare nur Ein Opfer, Ein Gebet. — Beim darauffolgenden Mahle dankte der Abt Edmund von Heiligenkreuz für die Theilnahme an der Todtenfeier des erlauchten Stifters, und Baron Hügel ſprach einige Worte über die Verdienſte der Babenberger, die in der Oſtmark, was ſie mit dem Schwerte erobert, mit dem Kreuze und der aus demſelben ſproſſenden chriſtlichen Geſittung befeſtigt haben. — Daß der Celebrant — der damalige Generalvikar der Wiener Diöceſe, als der Vorſitzende beim Mahle, über dieſe ſchöne und anregende Feier, über den religiöſen und hiſtoriſchen Moment derſelben auch kein Wort vorbrachte, machte einen peinlichen Eindruck. Ueber das, was außerhalb dem Horizont ſeines Kanzleimechanismus lag, hatte er eben kein Verſtändniß. Der anweſende Klerus und die anweſenden Laien machten ihre Bemerkungen über dieſe traurige Repräſentation der Kirche. Je höher die Würde, deſto größer ſind

auch die Anforderungen an den Werth — nicht nur an den sittlichen, auch an den geistigen Gehalt. Dieser Satz wird sicher nur von jenen einigen Widerspruch erfahren, welche selber einsehen, daß ihre Würde und ihr Werth in einem bedenklichen Verhältniß zu einander stehen.

Wenn man durch die Umstände gezwungen ist im Verkehr, und zwar in nächster Umgebung mit andern Menschen zu leben, so übt begreiflich eine solche Umgebung auf die innere Stimmung einen nicht unbedeutenden Einfluß. Gegen Ende des Jahres 1846 verließen die Pfarre Altlerchenfeld zwei meiner Amtskollegen; der Eine, Ludwig Kroy, kam in die Kirche am Hof als Cooperator, der Andere, Franz Setzer, als Domprediger nach St. Stephan. Da ich mit beiden in kollegialer Freundschaft gelebt, fing es mir schon bange zu werden an; ich stand in der Pfarre Altlerchenfeld unter Pfarrer und Kaplänen wie eine ehrwürdige Ruine da; Alles um mich her war neu geworden innerhalb vier Jahren; Johann Rebhann, einer der neu angekommenen Kollegen († 1885 als Spiritualdirektor im Hospitale der barmherzigen Schwestern in der Leopoldstadt zu Wien) bezeigte mir besondere Theilnahme — er interessirte sich mit der aufrichtigsten Gesinnung für meine literarischen Arbeiten, und es war mir oft sehr tröstlich, be-

ſonders im Jahre 1848 Abends mit ihm die erlebten Ereigniſſe in Leid und Heiterkeit durchſprechen zu können.

Am 11. März 1847 ſtarb der Redemptoriſtenprieſter Anton Paſſy, bekannt als theologiſcher Schriftſteller und Dichter, in ſeinem neunundfünfzigſten Lebensjahre. Der Mann beſaß eine ſehr gute Gabe vorzuleſen. Ich beſuchte ihn oft in ſeiner ſehr einfachen Zelle; die Converſation mit ihm war ſtets intereſſant; über Zuſtände und Perſonen pflegte er ſeine Urtheile mit reichem Humor zu durchwürzen; im Schreiben, dünkt es mir, war er zu wählig und geſchraubt, daher er nie einen weiten Leſerkreis ſich eigen machen konnte. Hätte er ſo geſchrieben, wie ihm die Gabe war zu ſprechen, ſo würde er ohne Zweifel bedeutendes Aufſehen gemacht haben. Er iſt mir ein ſchlagendes Beiſpiel, wie oft wahrhaft geniale Anlagen durch eine eigenthümliche Geſchraubtheit im Styl ganz in den Hintergrund treten. Bei alle dem finden ſich in ſeinem „Traumleben, Traumwelt“ und in andern ſeiner Schriften die pikanteſten Partien, welche ich mit einem wahren Vergnügen durchgeleſen habe. Da er zumeiſt leidend war, freuten ihn Beſuche ſehr; er ſtarb mit großer Ergebenheit in den göttlichen Willen, nach einer Operation am Unterkiefer und hiezu ein-

geathmetem Schwefeläther, am Brande der Operationswunde.

Wie die kirchenfeindliche Literatur unserer Zeit vor keiner Lüge, keiner Infamie zurückschreckt, wie ihr die ehrlosesten Mittel willkommen sind, wenn es sich darum handelt, Lebendige und Todte mit dem Gift der Verleumdung zu besudeln, darüber mag folgende Erklärung eines Bruders des verstorbenen Anton Passy Kunde geben, welche im Jahre 1852 von demselben einigen katholischen Blättern mitgetheilt wurde:

„Beleuchtung einer Stelle der in Leipzig erscheinenden „„Gegenwart““ über P. Anton Passy.“ Der zweite Band der in Leipzig erscheinenden „Gegenwart“ enthält eine Geschichte der Jesuiten seit der Aufhebung ihres Ordens durch Clemens XIV., welche pag. 272 auch meines verstorbenen Bruders Anton Passy, Priester des Redemptoristenordens in Wien, erwähnt. Ich habe es hier nicht mit dem Geiste und der Richtung dieses Werkes, nicht mit dem Urtheile der Welt über den Werth oder Unwerth, das Licht oder den Schatten in dem Charakter meines Bruders oder seiner Leistungen zu thun. Ich muß die Weihe des Gedächtnisses eines mir so theuern Verstorbenen, den Herzen Derjenigen überlassen, die ihn kannten und verstanden, und vermag es

nicht zu ändern, daß ganze Zeitalter gleich einzelnen Menschen nach ihrem subjektiven Standpunkte urtheilen."

„Wie wenig dieses Urtheil sich meistens auf die Anschauung von Thatsachen, wie selten es sich auf wirkliche Ueberzeugung und volle Sachkenntniß stützt, hat sich auch hier gezeigt. Die ganze, meinen Bruder betreffende Stelle nimmt den Raum von zwanzig bis fünfundzwanzig Zeilen ein und enthält in diesen, beinahe eben so viele Unrichtigkeiten in den Thatsachen. Ich hebe aus diesen hervor, daß Anton Passy nicht Prior — sondern einfacher Priester des Redemptoristenordens war, — daß die in Anton Passy angeblich vereinten Thätigkeiten zwei verschiedener Personen, nämlich die schriftstellerische ihm, die buchhändlerische mir angehörte, — daß Graf Clemenhove den Redemptoristenorden nicht darum verließ, um, wie die angezogene Schrift angibt, Jesuit zu werden, sondern um ein an der Metropolitankirche zu St. Stephan in Wien erledigtes Kanonikat anzutreten u. s. w. Allein der Verfasser mag seinem Parteistandpunkt in solchen Nebendingen huldigen! Nur eine seiner Behauptungen ist es, die mich, den Bruder des Verstorbenen, die seine in Wien lebende zahlreiche Verwandtschaft wirklich im tiefsten Innern berührt

und eine verleumderiſche Lüge ausſtreut, deren Widerlegung die heiligſten Empfindungen mir als Bruder nahe legen. — Es iſt dieß die auf derſelben Seite in der Anmerkung gegebene Nachricht: „Pater Anton Paſſy habe ſich in Folge eines von ihm an der Bewegung in Polen genommenen Antheils — ſelbſt entleibt.“ Ich ſelbſt habe die Biographie meines Bruders verfaßt und ſie im Jahre 1847 in P. Rohrmanns Hofbuchhandlung in Kommiſſion erſcheinen laſſen, und in dieſer Schrift die Art ſeines Todes — es war in der That eine chriſtliche — wenn auch äußerſt ſchmerzliche — erzählt. Der Hingeſchiedene litt lange an jenem Uebel, welches von den Aerzten für einen Krebs des Unterkiefers erklärt, zu einer furchtbaren Operation führte, die vierzig Minuten währte, in deren Folge am dritten Tage ſich Brandflecken zeigten, am vierten endlich der Tod erfolgte. Noch lebt der Arzt, der dieſe Operation an ihm vollbrachte, es iſt der berühmte Operateur Herr Dr. v. Wattmann — noch leben zahlreiche Zeugen! — und dennoch ſchleudert Parteiwuth noch dem Entſeelten in die Grube hinab den Fluch des Selbſtmörders, des Empörers und Jakobiners nach, und verkündet ihr Lügengericht in einem Werke von weiter Verbreitung! Daß ein ſolches Verfahren mich, den

überlebenden Bruder, entrüſtet, kann die Welt es anders als natürlich finden? Werden darüber die Bekenner aller Religionen und Confeſſionen nicht ein übereinſtimmendes Urtheil fällen? und wird der ehrliebende Verleger die betreffende Stelle bei geeigneter Gelegenheit nicht entfernen? „Joh. Nep. Paſſy, Bürger von Wien, Direktor des Wiener Handlungs-, Kranken- und Penſions-Inſtitutes, Ehrenbürger und Buchhändler von St. Pölten.“

Mit einer ähnlichen Gewiſſenloſigkeit und Niedertracht iſt der Hiſtoriker Dr. Friedrich Hurter in der „Heinrich Kurz'ſchen Literaturgeſchichte“ behandelt worden. Er wird darin einer Verſchwörung gegen Oeſterreich beſchuldigt, wo er doch als k. k. Hofrath und Reichshiſtoriograph angeſtellt geweſen iſt. Wenn es ſich darum handelt, einen katholiſchen Schriftſteller zu beſchimpfen, ſind dieſe Herren über die Vorurtheile von Gewiſſenhaftigkeit und Ehrenhaftigkeit weit hinaus.

Nicht minder talentirt war ſein Bruder Georg Paſſy, der viele Jahre früher als Laienbruder im Redemptoriſtenorden ſtarb, er wollte ſich aus Demuth nicht zum Prieſter weihen laſſen. Ihm verdankt die erſte katholiſche Zeitſchrift in Wien Aufkommen und Herausgabe; er war Redakteur der „Oelzweige“, die vom Jahre 1819 bis

1823 fünf Jahrgänge erlebten, und an denen ſich Veith, Werner, Silbert und Anton Paſſy beſonders betheiligten.

Silbert, den höchſt fruchtbaren Schriftſteller und Ueberſetzer, lernte ich ein Jahr vor dem Tode desſelben kennen; er war ein merkwürdiger Mann in ſeiner Art. Gewöhnlich hielt man ihn für einen Geiſtlichen, von wegen der großen Menge Erbauungs- und anderweitigen geiſtlichen Literatur, welche er in raſtloſer Thätigkeit zu Tag gefördert. Der Mann hat im Ganzen über zweihundert Bände herausgegeben; und man kann ſagen, er hat durch zwanzig Jahre unermüdet geſchrieben. Er war franzöſiſcher Emigrant, lebte einige Zeit in Siebenbürgen und wurde ſpäter als Profeſſor der franzöſiſchen Sprache an der polytechniſchen Schule zu Wien angeſtellt; ſein einziger Sohn ſtarb als Pfarrer in der Wiener Diöceſe; ſeine Tochter war dem alten Herrn in der letzten Zeit ſeines Lebens in ſeinen literariſchen Arbeiten behülflich. Das pekuniäre Erträgniß ſeiner Literatur muß bedeutend geweſen ſein; er zeigte ſich aber gegen Arme ſehr wohlthätig und hinterließ kein Vermögen. Der Segen ſeiner Barmherzigkeit wird ihn zum Richterſtuhle Gottes begleitet haben.

Im gleichen Jahre mit Paſſy ſtarb in Wien

auch Ladislaus Pyrker, Erzbiſchof von Erlau, früher Patriarch von Venedig, Biſchof von der Zips in Ungarn, und vor dieſem Abt des Ciſterzienſerſtiftes Lilienfeld in Oeſterreich. — (Der Vater Pyrker's war Beamter eines Gutsbeſitzers im Stuhlweißenburger Comitate Ungarns.) Ich lernte den großen hagern Mann in ſeinem vierundſiebzigſten Jahre, ein Jahr vor ſeinem Tode, perſönlich kennen. Er kam auch öfter zu Paſſy, welcher mir gegenüber die poetiſchen Werke Pyrker's mehr geiſtreich als ſchonend zu beurtheilen verſtand. Paſſy nannte Klopſtock's und auch anderer katholiſcher Hexameter-Dichter Werke eine halb-halbheilige ganz langweilige Poeſie. Ich habe Paſſy nie Unrecht gegeben, mir iſt es ſelber immer ſo vorgekommen.

Pyrker ſtarb gerade im erſten Stockwerke unter dem Arbeitszimmer Anton Günther's, ſein Lager ſtand unter Günther's Schreibepult. (Pyrker pflegte, wenn er zu Wien war, im Neuſtädterhof, den Ciſterzienſern zu Wiener-Neuſtadt zugehörig, zu wohnen.)

Später bezog Günther daſſelbe Logis und ſtarb auch genau an derſelben Stelle im Jahre 1863, wo Pyrker 1847 geſtorben war. Die Wohnung beſteht aus zwei traurigen finſtern Zimmern, deren Fenſter in zwei mit hohen

Mauern eingeſchloſſene ſchmale Hofräume hinausgehen.

Der Sänger der „Perlen heiliger Vorzeit“ ließ ſich, als er ſein Ende nahen fühlte, mit den heiligen Sakramenten verſehen, die er mit großer Andacht und Ergebung empfing. Noch einige Stunden vor ſeinem Tode wandelte ihn die Luſt italieniſcher Poeſie zum letzten Male aufflackernd an, er ließ ſich Einiges aus Arioſt italieniſch vorleſen; hatte aber bald genug davon, und fing dann wieder an zu beten, und Chriſtus den Herrn und Heiland inbrünſtig anzurufen. Ich wollte die Leiche ſehen und kam eben dazu, wie dieſelbe von Leichenbeſorgern mit dem rothen Talare bekleidet wurde; dieß Anziehen geſchah, wie es von den Leuten, die es handhaben, nicht anders zu erwarten iſt, ſehr handwerksmäßig und ohne beſondere Schonung. Das greiſe Haupt mit den ernſten Todtenzügen im Antlitz nickte auf der Bruſt hin und her. Es war ein recht unheimlicher Anblick, aber auch eine ſehr eindringliche Lehre über die Nichtigkeit irdiſcher Größe; Ehre, Ruhm, Reichthum, Alles, was dieſer Mann hier im Leben errungen, wie ein Traum vorüber, hier ein Käſtlein voll Erde und Gebein, und vor Gottes Richterſtuhl der unſterbliche Geiſt. Pyrker wurde nicht in ſeiner Kathedrale zu Erlau, ſondern auf

ſeine letztwillige Anordnung im Gottesacker des Ciſterzienſerſtiftes Lilienfeld in Niederöſterreich, wo er früher Abt geweſen, beigeſetzt.

Ich ſchaue gerne die Leichen von Menſchen an, die im Leben als Größen gegolten, oder ſich als ſolche gezeigt haben, und derlei Anblicke ſind mir immer eine tiefeindringende Predigt, bei welcher der Tod ſelbſt den Text geleſen hat, und der verſteht ſeine Sache. — Ich halte Paſſy für einen begabteren Geiſt als Pyrker; in den Schriften Paſſy's weht eine wahre Poeſie und eine wohlthuende Gemüthlichkeit, wie auch ein warmer Humor; ſo ſprach es ſich auch im Umgang mit Paſſy aus. Mag ſein, daß Pyrker durch ſeine Stellung ſich am Ende überſchätzte. Es wurden ihm viele Bücklinge und Complimente gemacht, weil er eine hohe Stelle einnahm, ein reiches Einkommen, Macht und Einfluß beſaß. Alle Complimente, welche nur viele Leute für ſich, d. h. in ihrem eigenen Intereſſe machen, ſchreibt nicht ſelten Jener, dem dieſe verdächtigen Huldigungen dargebracht werden, dem Kern ſeiner Perſönlichkeit, dem eigenen Werthe zu. Verleiher von Aemtern, von Geld oder Ehrenſtellen, würden oft in einen billigen Schrecken gerathen, wenn ſie aufrichtig die innern Gedanken derjenigen aufgeſchloſſen ſähen, die vor ihnen ſtehen und mit

ehrfürchtigen Bücklingen und gezuckerten Lippen ihnen ſüße Worte in's Geſicht ſagen.

Man muß es ſicher einen auf reicher Erfahrung baſirten Ausſpruch nennen, wenn der verſtorbene Erzbiſchof Milde von Wien, kurz vor ſeinem Tode, einem Dechant ſeiner Diöceſe das Geſtändniß machte: „Hörn's, Sie glauben's gar nicht, wie ich oft angelogen werd.“

In Preßburg wurden zur Zeit des Landtages bisweilen in Geſellſchaft (wo Pyrker natürlich zugegen war) die Gedichte desſelben vorgeleſen; bei ſolchen Gelegenheiten, die Pyrker zu Ehren arrangirt wurden, pflegten (wie mir der Hiſtoriker Graf von Mailath, der auch einige Male beſagten Vorleſungen beigewohnt, erzählte) die Hexameter wie Mohnkörner auf die Häupter der Anweſenden zu fallen, viele ſchliefen ein, und beſonders Höfliche hatten keine geringe Arbeit, ſich im wachen Zuſtande zu erhalten.

In Mitte des Jahres 1847 ging ich — beſonders durch einen katholiſchen Laien dazu oftmals aufgefordert — mit dem Gedanken um, eine Kirchenzeitung in Wien herauszugeben. Da ich wußte, daß die Conceſſion hiezu damals vom Fürſterzbiſchof zu Wien abhänge, ſtellte ich demſelben meinen Plan in gebührender Weiſe vor. Auf eine beſtimmte Antwort war ich nicht ge-

faßt, weil es in der Art des seligen Erzbischofs lag, selten decisiv zu antworten, und Decisionen erst nach schriftlichen Eingaben als amtliche Erledigungen sichtbar wurden. Doch wollte ich wenigstens zum Theil mit seinen Ansichten und seiner Willensrichtung über den angeregten Gegenstand in etwas bekannt werden. Er zeigte sich der Sache nicht absolut abgeneigt, doch meinte er: eine solche Zeitschrift könne nur wie die einstmalige Linzer Monatschrift ein praktisches Moment haben, und es sollten die hiezu erforderlichen Manuscripte auf drei Jahre bereit liegen. Auf diese nicht schwer zu verstehende Auskunft machte ich mir nun keine Mühe mehr, und gab es vollends auf, für die Sache auch nur Einen Schritt zu thun. Wie die Umstände damals lagen, war es auch viel besser, daß ich gar nicht mit dem Unternehmen hervortreten konnte; es hätte sich ohnedieß kaum ein Vierteljahr erhalten können; die furchtbarsten Mitarbeiter daran wären die geistliche und weltliche Censur in unermüdlicher Streichseligkeit gewesen. Wie dieses durchaus keine böswillige und aus der Luft gegriffene Anklage ist, und wie ich sie überhaupt nur niederschreibe, um die Strömung der damaligen Zeit in Anbetracht kirchlicher Dinge zu zeigen, geht aus dem Umstande hervor: daß über den historisch-

politischen Blättern von Phillips und Görres beständig das Damoklesschwert schwebte; und daß es einige Mal schon daran war, dieselben wegen einiger mißliebigen unangenehmen Aeußerungen über den Josephinismus und seine Vertreter zu verbieten. Das hätte natürlich nur als die nächste Veranlassung gelten sollen; denn schon das Bestehen und der Geist dieser Blätter war der damaligen geistlichen Bureaukratie nicht angenehm. Der selige Jarke erzählte mir genau die Art der Verfolgung dieses eingreifenden Organs, dem das katholische Deutschland zu so großem Dank verpflichtet ist; und es gehörte alles Aufbieten von Jarke's Einfluß und Metternich's Macht dazu, um zu verhindern, daß das Roßhärlein, an dem besagtes Damoklesschwert sich verhängnißvoll herumdrehte, nicht durch einen frommen stillen Zwicker mit der Censurscheere wäre abgeschnitten worden.

In diesem Jahre verfaßte ich: „die Prinzenschule zu Mopsglück" (2 Bände, Manz, Regensburg); sie erschien im Buchhandel im November 1847. Ich hob damit nach manchen Seiten hin keine große Ehre auf; das darin geschilderte Verfahren geistlicher Stellenverleihungen wurde für eine Zeichnung nach der Natur gehalten, obwohl die ganze Schilderung sehr harmlos war, und sehr be-

ſcheiden, weit hinter thatſächlichen vorhandenen Bildern zurückblieb; beſonders wurde es mir übel genommen, daß ich das letzte Kapitel dieſer Novelle mit der Ueberſchrift: „in demſelben ſei die nächſte Zukunft Deutſchlands enthalten," mit einem großen viereckigen Fleck aus Druckerſchwärze bezeichnete. Aber nur blinde Wohldienerei nahm es mir übel, der ſelige Graf Bombelles, damals noch Ajo der kaiſerlichen Prinzen (unter denen der älteſte: Erzherzog Franz Joſeph jetzt Oeſterreichs erlauchter Kaiſer iſt) ſagte mir über die Prinzenſchule: „daß er ganz damit einverſtanden ſei und die Schilderung der Zeitumſtände für getroffen halte; und dasſelbe Urtheil hierüber habe ihm auch eine ſehr hochſtehende Dame mitgetheilt." Anfangs Jänner 1848 ſagte mir derſelbe Graf: „Wir ſtehen auch in Oeſterreich auf einem Vulcan, im Innern folgt ein Mißgriff auf den andern, Schlag auf Schlag, und das größte Uebel iſt: daß man nichts dagegen thun kann." Er beklagte ſich über die förmliche Blindheit mehrerer Herren vom damaligen Regiment (Metternich aber meinte er damit nicht) und ſagte mit Thränen in den Augen wiederholt: „Ich ahne großes naheſtehendes Unheil in und für Oeſterreich. Wir ſtehen an einem Abgrund!"

Es iſt ein großer und oft wiederholter Irr-

thum, wenn man meint, einer einſichtigen energiſchen Kraft wäre es möglich geweſen, in das Räbergetriebe einzugreifen, und dem maſchinenmäßigen Gang eine andere Richtung zu geben. Leute, die man allgemein für ſehr mächtig hielt, konnten oft gar nichts ausrichten; mir ſind viele Beiſpiele dieſer Art bekannt. Dazu gab es auch wieder noch mehrere, die aus Eigenliebe nichts thun wollten; denn wer gegen das Maſchinenmäßige etwas vorhaben wollte, konnte verſichert ſein, daß er bei allen Vertretern und Freunden ungeſtörten Behagens gewaltigen Anſtoß errege.

Ich will nur von vielen Fällen Einen anführen, der in der Folge ſehr gewichtig ſich in die Wagſchale der Revolution ſenkte. Es handelte ſich in Mitte des Jahres 1847 um die Anſtellung eines Religionsprofeſſors für die Schüler der philoſophiſchen Fakultät an der Univerſität zu Wien. Gegen ein Jahr lang war dieſe Stelle vom Cooperator Zukrigl (in der Pfarre St. Johann in der Jägerzeile) proviſoriſch (als Supplent) verſehen. Zukrigl wurde in dieſer kurzen Zeit der Liebling der Studenten. Seine große Bekanntſchaft mit allen philoſophiſchen Syſtemen imponirte den jungen Leuten, die zumeiſt durch die belletriſtiſche Lectüre (Scheffer, Sallet u. v. a.) bereits der pantheiſtiſchen Richtung mit Haut und

Haar verfallen waren; ſie fingen an, ſich freudig zur katholiſchen Kirche zu bekennen, und mir ſelbſt geſtanden mehrere mit dankbarer Erinnerung an dieſen berufstreuen Prieſter, daß ſie ihm und ſeinen Vorträgen die Wiedererweckung und Befeſtigung des Glaubens und die Ruhe ihres Gewiſſens zu danken haben; manche ſeiner Schüler ſind jetzt ſchon Geiſtliche, und ſagten mir: ſie wären nie und nimmer in den geiſtlichen Stand getreten, hätte ihnen nicht Zukrigl im philoſophiſchen Curſus die Glaubenswahrheiten ſo überzeugend und ſiegreich gegen alle Einwürfe dargeſtellt.

Zukrigl machte Aufſehen, und daß ein Geiſtlicher Aufſehen mache, auch im beſten und ſchönſten Sinn, durch Eifer, Berufstreue und wiſſenſchaftliche Bildung, das lag einmal nicht im Syſtem; mit außerordentlichen Begabungen konnte ſich das leidige Maſchinenregiment nicht vergleichen, nur das mechaniſche Rad, das auf jeden Druck um ein Zähnlein (nicht mehr und nicht weniger) ſich drehte, konnte unter ſolchen Anforderungen willkommen ſein. Man ſagte Zukrigl in's Geſicht: „er ſolle die Art ſeiner Vorträge anders machen; die jungen Leute brauchten nichts ſo Hohes, ſo ſtark Wiſſenſchaftliches, man ſolle mehr ſittlich auf's Gemüth zu wirken ſuchen“ u. dgl. — Das

war nun überhaupt ein großer Fehler von bureaukratischen Größen, daß sie die jungen Leute für dumme Kerle hielten, die von der deutschen Literatur keine Ahnung haben. Insbesonders albern und lächerlich aber stellten sich die Anforderungen heraus, „auf's Gemüth einzuwirken;" wie kann und soll man denn auf's Gemüth wirken, wenn der Geist bereits der Negation, der Lüge verfallen ist, und die Verläugnung des ganzen Glaubensinhaltes als ein fertiges Faktum dasteht? Die Studirenden kamen nun mit Feuerbach und andern philosophischen Werken ähnlicher Richtung zu Zukrigl, und begehrten Aufschluß, der ihnen auch mit Freuden und genügend gegeben wurde. Um nun in all diesen Dingen Aufschluß geben zu können, braucht es freilich mehr, als ein Religionshandbuch sich wörtlich vorsagen zu lassen, was man seither größtentheils in Oesterreich als Religionsunterricht bezeichnete und was man auch nicht ungern sah, denn von Philosophie sollte keine Rede sein, lieber ließ man den Unglauben ungehindert seine Eroberungen machen. — Da verbreitete sich nun auf einmal das Gerücht, Zukrigl werde die Stelle nicht bekommen, sondern ein gewisser Füster, Religionsprofessor am Lyceum zu Görz, früher deutscher Prediger zu Triest. Ueber Füster gingen nun schon die wunderlichsten

Sagen im Umlauf, und ſein Weſen und Wandel ſtellte ſich durch notoriſch üblen Ruf in der öffentlichen Meinung ſchon ſo ziemlich ſchadhaft heraus. Dort, wo er war, gab man ihm ein gutes Conduitenzeugniß, um ſeiner los zu werden, was jedenfalls eine herrliche, ſehr empfehlenswerthe Manier iſt, die übrigens nicht vereinzelt daſteht. — Von authentiſchen Männern, welche zu Trieſt, in der Zeit als Füſter dort fungirte, ſehr bedeutende Stellen bekleideten, wurde in Wien an geeigneten Orten verſichert, daß Füſter nicht beſſer ſei als ſein Ruf. Viele Herren wußten es, daß es mit Füſter ſo ſtand, ich weiß es, daß ſie es wußten, aber ſie ſchwiegen, weil ſie nicht aktenmäßig um ihr Urtheil angegangen wurden. Schwarz auf weiß war der Mann glänzend notirt, die ſchönſten Zeugniſſe konnte er aus der Taſche ziehen, und jedes Bedenken mit papiernen Keulen zu Boden ſchlagen. Endlich wurde Füſter, der ſich (wie ſolche den Rücken belaſtet habende Subjekte es überhaupt verſtehen) ſo ziemlich, wo es am Orte war, auf's Kriechen verſtand, Profeſſor zu Wien. Zukrigl konnte wieder als Cooperator in die Vorſtadt wandern; er wurde kurze Zeit darnach als ordentlicher Profeſſor der Theologie und Philoſophie an die katholiſche Fakultät der Univerſität zu Tübingen berufen.

Es wurde über dieſen Vorgang unter andern Folgendes erzählt:

Eine geiſtliche Notabilität ſoll darnach den Baron Linden (damals würtembergiſchen Geſandten in Wien) gefragt haben, wie denn ſeine Regierung auf dieſen Zukrigl gekommen ſei? Der Geſandte habe entgegnet: „die katholiſch-theologiſche Facultät in Tübingen ſchlug ihn vor, weil er gegen Strauß ein vortreffliches theologiſches Buch geſchrieben; ich meine, daß man von dieſem Buch auch in Oeſterreich hätte Kunde haben können.“ — —

Den Entſcheid, daß Füſter nun wirklich Profeſſor ſei, hörte ich, als ich eben die Ehre hatte, mit einigen Herren an einem Tiſche bei Baron Clemens Hügel zu ſitzen. Ich konnte, entrüſtet über dieß Attentat auf die ſtudirende Jugend (denn als ſolches erklärte ich es öffentlich) nicht umhin auszuſprechen: „Nun, wenn man es durchaus haben will, ſo wird man die Früchte erleben; der Sturm wird von der Univerſität ausgehen.“ — Mir wurde dieſe meine Aeußerung von einigen Seiten übel ausgelegt. Ich ſaß neben dem Grafen Coudenhove (damals Regierungsrath, er ſtarb als k. k. Hofrath im Jahr 1864); er, der ſich mit meiner Anſicht vollkommen einverſtanden erklärte, erinnerte mich im Jahre 1848,

als die Univerſität regierte und Füſter dekretirte, bei einem zufälligen Zuſammentreffen an meine, ein Jahr früher geſprochenen Worte.

Ueberhaupt ſuchte man zu jener Zeit nach dem kirchlich-bureaukratiſchen Prinzip vor allem „unſchädliche Leute“ und meinte, je geiſtloſer, deſto weniger gefährlich. Die Furcht vor Geiſtern, die Angſt, daß dieſe ſchädlich wirken könnten, iſt übrigens nichts Neues. Spricht doch ſchon Erasmus Franciſci, ein berühmter Schriftſteller des ſiebzehnten Jahrhunderts, über eine Bildſäule, welche „die Tugend der Unſchädlichkeit“ vorſtellt. — Das Götzenbild hat auch in Oeſterreich noch eine große Anzahl von Anbetern bis auf den heutigen Tag.

Als Füſter ſeine erſten Vorträge hielt, denen alles Salz mangelte, das Salz der innern Ueberzeugung, und das Salz der Wiſſenſchaft, denn Füſter verſtand weder von Theologie noch von Philoſophie etwas; da tumultuirten die Studenten; dieſer Ausdruck ihrer Gefühle kann wohl nicht gut geheißen werden: daß ſie aber den tadelloſen Prieſter und tüchtigen Lehrer, den ſie verloren, hochſchätzten, daß ſein Verluſt ihnen unlieb war, zeigte, was für prächtige bildungsfähige Elemente in dieſen jungen Männern lagen; die nun unter der Behandlung Füſter's wieder zu

Grunde gehen ſollten. Durch unwürdige Späße und höchſt ungeeignete Herablaſſungen ſuchte nun Füſter ſeine Schüler zu beruhigen, das ging nun freilich alles auf Koſten der Sache, auf Koſten der Religion und der Glaubenstreue: der begreiflicher Weiſe mit dieſen elenden Künſten kein Aufſchwung verliehen wurde. In ſeinen Predigten heuchelte Füſter glühenden Patriotismus und Anhänglichkeit an's Herrſcherhaus, mit grünenden Blättern, mit aus Papier nachgemachten Eichenlaubſträußchen der Bürgertreue, ſuchte er die innere Fäulniß ſeiner Geſinnung und ſeines ganzen Weſens zuzudecken, bis zu jener Zeit, wo die Herzen offenkundig wurden. Ich glaube um ſo mehr ein Recht zu haben, über dieſen Menſchen ein Urtheil zu fällen, indem ich mich auch nicht ſcheute, im Jahre 1848, als ihm die ſogenannte akademiſche Legion zu Gebote ſtand, und ſeine Stimme gewaltig war in Israel, öffentlich entgegen zu treten, und ihn meiner gründlichſten Verachtung zu verſichern. Ich werde ſpäter noch einmal auf ihn kommen, wo dann erſichtlich werden wird, daß es viele Mitträger ſeiner großen Schuld gibt (von welcher er dadurch natürlich nicht frei geſprochen wird), und das ſind nicht nur jene, die ihn in Empfehlungsſchreiben ſchön malten, und jene, die dieſer ſeiner Anſtellung kein Hinder-

niß entgegenſetzten, ſondern auch jene, die ihn ohne ein Wort der Mißbilligung, des Tadels, der Strafe anno 1848 ſein Weſen ungehindert forttreiben ließen.*)

Im Jahre 1847 (Auguſt) machte ich mit dem Hiſtoriker Hofrath Friedrich v. Hurter einen kleinen Ausflug in öſterreichiſche Regionen, die bisher noch ſehr wenig deutſchen Leſern bekannt geworden ſind, wie die romantiſchen Partien des eigentlichen Erzherzogthums Oeſterreich überhaupt noch wenig beſchreibende Touriſten gefunden haben. Theils um des ſehr bekannten Mannes willen, mit dem ich reiſte, theils um der ſehr unbekannten Gegend willen, die wir mit einander durchſtreiften, mag der Ausflug hier in einem kleinen Abriß nicht am unrechten Orte ſein. Mir, für meinen Theil, war die Route wohl ſchon von meiner Studienzeit her gut bekannt; ich freute mich aber, die alten Erinnerungen wieder auffriſchen und Hurtern als Führer dienen zu können. Am 3. Auguſt rollten wir von Wien aus mit Dampf über die Donau bis nach Stockeran, wo einſt der heilige Colomanus, Landespatron von Oeſterreich, den Martyrertod erlitt, und jetzt

*) Mehr hierüber in: Denkpfennige von S. Brunner. Wien, Wörl, 1886.

allwöchentlich einmal großer Vieh- und Kornſchacher getrieben wird. Von da ging es in einer gemietheten Caleſche weiter gegen Nordweſt. Die Gegend rechts und links iſt außerordentlich langweilig; es geht Hügel auf, Hügel ab; Saatfelder und wenig ſich erhebende Weinberge zu beiden Seiten.

Mittag hielten wir im winzigen Städtchen Meiſſau am Fuße des Manhartsberges; der Saffran, welcher in dieſer Gegend häufig gebaut wird, und Meiſſau ſogar in einen gewiſſen Wohlgeruch von Berühmtheit gebracht hat, ſoll der beſte Saffran der ganzen Welt ſein, ſo ſagt man wenigſtens in Meiſſau ſelbſt, und kein friedliebender Reiſender wird dagegen etwas Gewichtiges einzuwenden haben. In der Umgegend iſt es ſprüchwörtlich: „Die Meiſſauer haben als Stadtmauer einen Weinzaum.“ Das Städtlein iſt nämlich mit einem Rebengürtel eingeſchloſſen. An dieſen Stadtmauern wird jährlich viel Blut vergoſſen, nämlich Traubenblut, der Oktoberwind weht die Blätter weg und macht die Mauer für den Winter zur durchſichtigen Ruine. Der Frühling umkleidet mit ſeinem Rebengrün dann die Stadt auf's Neue; ſomit iſt hier ein fortwährender Belagerungszuſtand, Freund und Feind ſind die Jahreszeiten; in der ganzen Geſchichte liegt ein wenig Poeſie. Sonſt hat Meiſſau nicht viel

Poetiſches, nicht einmal ein geſcheites Mittageeſſen. Wir ſpeiſten in großer Geſellſchaft, eine Unzahl von Fliegen erwies uns alle erdenkliche Aufmerkſamkeit, mehrere ſtiegen mit uns ſogar in den Wagen, um uns über den Manhartsberg zu begleiten. Wir ſuchten ihnen mit den Taſchentüchern Abſchied zuzufächeln, aber alles vergebens! So kamen wir über den Berg in das Städtchen Horn. Vor 60 Jahren erlangte dieſes Horn ein gewiſſes Renommée in Oeſterreich durch das hier gebraute Weißbier, welches man Hornerbier nannte, ſeit der Zeit als das Brauhaus, in dem es geſotten wurde, eingegangen iſt, weiß man in Oeſterreich nicht mehr was Weißbier iſt, und Horn wird nicht mehr genannt; es iſt ausgeſtrichen aus der Tafel der Völkergeſchichte. Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde! Nach dieſem Verluſt exiſtirt hier noch ein Gymnaſium mit ſechs Klaſſen, es iſt alſo geſorgt, daß die Genies der Umgegend nicht verkümmern. Wenn man ſolche Schüler in einem kleinen Landſtädtchen ſieht, die ſich mit einer heiligen Geduld alltäglich wenigſtens an vier Stunden in die dumpfe Schulſtube ſetzen, ohne zu murren, da muß man wohl über die am Tage liegende Loyalität und Sittſamkeit dieſer jungen Leute bis zu Thränen gerührt werden; wenn ſo unſer Eins von den Ausſtudierten,

mit dem Studieren bereits fertig Gewordenen noch einmal derlei Experimente durchmachen müßte, der würde gewiß nicht ausrufen: „O, daß sie ewig grünen bliebe die schöne Zeit.“ Zu derlei Ergüssen wird man bisweilen in Erinnerung an die Studienzeit gebracht, besonders wenn uns in den Knabenjahren gar zu stark mit dem Studium der Alten auf den Leib gerückt worden ist; mir wenigstens ist es einmal so ergangen; ich wurde hiedurch in eine schiefe und bedenkliche, wie nicht minder feindliche Stellung zum klassischen Alterthum gebracht, übrigens ist aber hiedurch meines Wissens diesem klassischen Alterthum kein erheblicher Schaden zugefügt worden. — Hier zu Horn in der St. Stephanskirche ist die Familiengruft der ausgestorbenen Grafen Buchheim und der Herren von Waldenaire.

Der letzte Graf Buchheim war Bischof von Wiener-Neustadt im Anfang des vorigen Jahrhunderts. (Seine bedeutenden Güter gingen als Erbe auf eine Linie der Grafen Schönborn über, die sich dafür Schönborn-Buchheim nennen). Er war überaus wohlthätig und ein großer Freund der Armen; sonst nebenbei ein Herr von höchst originellen Einfällen und Sonderbarkeiten. Einmal waren einige Spießbürger, die eben beim Magistrat als Räthe sich breit machten, gegen den

Biſchof feindlich geſinnt, und verhafteten einige der biſchöflichen Diener, weil dieſe am Abend ſingend durch die Straßen zogen. Uebrigens war dieß geringe Vergehen nur ein Vorwand, unter welchem die beſagten Feindlichen dem Biſchof ihre magiſtratiſche Würde und Oberherrlichkeit zeigen wollten. Sie äußerten ſich: „Die Straße gehört nicht dem Biſchof, da haben wir, der hochweiſe Rath, zu befehlen. Dem Biſchof gehört ſeine Kirche.“ — Was geſchah nun? Die darauf-folgende Mitternacht fuhr die Bürgerſchaft er-ſchrocken aus ihren Betten hervor. Von den Thürmen des Domes ſcholl eine lärmende Muſik von Trompeten und Pauken in das wieneriſche Neapolis nieder. — Damals imponirte ſo etwas, es wurde davon geredet und das Volk in Wiener-Neuſtadt, welches dem Biſchof aus ſehr guten Gründen beſonders zugethan war, freute ſich, daß den hohen Räthen ſolche Nachtmuſik angethan wurde. Es war die Zeit Pater Abrahams a Sancta Clara; die Zeit des Schnörkelſtyls in der Kunſt, in der Literatur und auch im Leben. Nicht als Biſchof, als reicher Graf Buch-heim aus uraltem Geſchlecht konnte er ſich keine Beleidigung von der Bürgerſchaft ohne Ahndung gefallen laſſen. Eigentliche Strafmittel ſtanden ihm theils nicht zu Gebot, theils lagen ſie auch

nicht im Charakter des edlen menſchenfreundlichen, wohlwollenden Mannes; ſo folgte nun die Strafe im Rococoſtyl. In jener Zeit wurde ſo etwas von Niemand übel gedeutet, im Gegentheil, man nahm es in der ganzen Umgegend ſehr gut auf und ſagte: „Den eingemauerten hochfahrenden Bürgern iſt ſchon Recht geſchehen.“ So will nun jede Zeit von ihrem Standpunkt, von ihrer ganzen Richtung und Lebensweiſe aus beurtheilt werden. Jetzt würde man ein ähnliches Verfahren einem Biſchof, und auch mit Recht, ſehr übel nehmen. Damals fiel es Niemand ein, ſich daran zu ärgern, beſonders noch dazu an einem Manne, der ſein reiches Familienerbe ſo ſegensreich in ſeinem Biſchoffitz verwendete.

Jetzt iſt die Familiengruft der Grafen Buchheim zu Horn ausgefegt, denn die Aufklärungsperiode von 1780 bis 1790 verſtand unter vielen andern wunderbaren Künſten auch die Todten aus ihren Gräbern zu citiren. Die kupfernen Särge wurden damals im Intereſſe der freimaureriſchen Humanität in Stücke zerſchlagen, das Kupfer pfundweiſe verkauft, der Erlös dem Armeninſtitut gegeben, und die Gebeine ohne Umſtände in ein Beinhäuslein auf den Friedhof geworfen, „Humanität und Aufklärung heißt man das.“ — Da wäre es wohl auch nöthig geweſen,

der Letzte ſeines Stammes wäre aus ſeiner Grabeshalle zu Neuſtadt aufgeſtanden, und hätte den Aufklärern damaliger Zeit eine recht tüchtige Nachtmuſik gemacht, daß ihnen die Ohren darüber gegellt haben würden.

Einige Grabſteine tragen den Namen der Freiherren von Andlaw. Wie dieſe hieher gekommen ſind, weiß kein Menſch mehr; ich fragte einſt den Baron Andlaw von Hugſtetten bei Freiburg; er wußte nicht, daß hier Genoſſen ſeines Namens und höchſt wahrſcheinlich auch Zweige ſeines Stammes auf die einſtige Auferſtehung warten. Auch ein Weſtphale hat ſich hieher verloren, wie aus einer lateiniſchen Inſchrift erſichtlich, die deutſch lautet: „Der hochedle und wohlgeborene Alexander Ernſt Dispöndla, alt fünfundzwanzig Jahre, ein gebürtiger Weſtphale aus fränkiſchem Stamme, des hochwürdigſt-gnädigſten Fürſten von Fulda Fähurich bei deſſen gegen die Türken geſchickten Truppen. Entſchlief ſelig im Herrn 1684 den 2. November.“ Ich las die Inſchrift mit einer eigenen Betrübniß. Es thut einem weh, wenn man denkt, wie ſo ein junges Blut, ſo ein armer Teufel ferne von ſeiner Heimat, von ſeiner Mutter im fernen Lande hinſterben mußte. Wie mag ſich der gute Junge in ſeinen letzten Tagen hinaus gewünſcht haben aus

dieſer Berg- und Waldromantik, und wie viel beſſer wäre es ihm geweſen auf dem flachen, öden, gelben Boden ſeiner weſtphäliſchen Heimat!

Wir verließen Horn ſammt ſeinem prächtigen Schloß des Grafen Hoyos, ſeinem Piariſten-kollegium, noch vom heiligen Joſephus Calaſantius, dem Stifter des Ordens der frommen Schulen, gegründet, mit ſeinen klaſſiſchen Beſtrebungen und ausgeplünderten Gruften, und fuhren über einen Bergrücken mit dünnen Tannen ſpärlich bepflanzt, durch welche wir bald das weiße Gemäuer von Altenburg hindurchſchimmern ſahen.

Ein eigener Bau, dieß Benediktinerſtift! nach einer Seite hin eine kleine Fläche, nach der andern Wald und Schluchten, ſeitwärts ſieht man die berühmte (jetzt dem Grafen Hoyos gehörige) Roſenburg, das größte, prachtvollſte Bergſchloß Oeſterreichs aus alter Zeit. Da gibt es einen dreihundertundzwanzig Schritte langen Turnierplatz mit ſteinernen Gallerien und Bogen, drei große Säle, wovon Einer vierundzwanzig Fenſter hat, Rüſtkammern, Wohnungen, um ein Kriegsheer unterzubringen, eine Kirche, großartige Keller, einen Küchen- und einen Ziergarten, ein Vollbad im Viereck aus Steinen gebaut, über demſelben ein offener Saal, der mit einer runden Kuppel, die auf acht Säulen ruht, bedeckt iſt, und eine

freie Aussicht in die umliegenden Thäler und Schluchten gewährt; da gibt es Springbrunnen, Cisternen u. s. w., kurz es ist eine wahre Miniaturausgabe der Alhambra zu Granada. Hier war der Versammlungsplatz des protestantischen Adels, der vor Ferdinand II. das Viertel ober Mannhartsberg so ziemlich anfüllte. In der Rosenburg wurden die Triumphe der Partei bei Lauten- und Becherklang jubelnd gefeiert, die Pläne für die Zukunft geheimnißvoll entworfen. Eine prächtige Rose bildete das Deckengetäfel des Berathungssaales; was hier gesprochen wurde, durfte nach einem früher abgenommenen Eid nicht weiter gesagt werden; davon soll das Sprichwort bei geheim gehalten sein sollenden Mittheilungen kommen: „Es wurde mir sub rosa anvertraut.“ Wie oft ist das ganze Land durch diese sub rosa-Verschwörungen in Unruhe versetzt worden, und wie übel legte man die Handlungsweise Ferdinand II. aus, der doch gar nicht sub rosa zu Werke ging, wie seine ge- und verschwornen Feinde.

Die Abtei Altenburg, in welcher wir einkehrten, wurde gestiftet 1114 von Hildeburg, Wittwe des Grafen Gebhard von Buige. Sie ließ an der Stelle der alten Burg das Kloster bauen, daher der Name Altenburg. Unter den

vielen Geſchicken dieſes Hauſes dürfte wohl jenes das traurigſte ſein, welches im Jahre 1421 über daſſelbe hereinbrach. Die Herren Huſſiten kamen damals vom nahen Böhmen herüber auf Beſuch, und zerſtörten mit Feuer und Schwert Kloſter und Kirche bis auf den Grund. Die koſtbare Orgel verbrannte, die große Glocke zerſchmolz, der Bau ſtürzte ein, goldene und ſilberne Kirchengeräthe wurden fortgeſchleppt, die Bilder mit Spießen und Schwertern zerfetzt, und was dergleichen fromme Gaſtfreundlichkeiten des vom echt chriſtlichen freien Geiſte durchwehten Huſſitenthums mehr ſind. In tauſend Blättern und Broſchüren ſteht es ja noch immer, was Huß und ſeine Anhänger für Männer des Geiſtes und des Lichtes waren. Das Licht haben ſie in der That auf ihren Wegen überall angezündet! — Die Bauern des Dorfes Altenburg wurden theils todtgeſchlagen, theils in Ketten geſchmiedet und mitgeſchleppt, wonach man ſie dann unterwegs abſichtlich Hungers ſterben ließ. Die Benediktiner, wiſſend, was für ein Loos ſie treffen würde, wenn ſie hier blieben, retteten ſich durch die Flucht. Als ſie nach Abzug der Huſſiten zurückkamen, fanden ſie ihr Haus in dem gräulichſten Zuſtande, völlig unbewohnbar; ſie zogen ſich in eine unweit gelegene Schlucht jenſeits des

Kampfluſſes zurück, wohnten dort in Felſenhöhlen, und nährten ſich von Quellwaſſer, ſchwarzem Brod und den Kräutern des Waldes. Am Fuße des Berges hatten ſie in einer Höhle ihre Chorſtunden (Horas), daher jener Berg noch heutigen Tages der Horasberg genannt wird. Ein eigenthümliches Schauſpiel, Felſenblöcke und Steinhöhlen als Chorſtühle, der blaue Himmel als Domgewölbe; die Tannen und Fichten als Säulen, die Mönche ihre Pſalmen ſingend, und unten als mächtige Waldorgel der Kampfluß, der wildbrauſend und ſchäumend vorüber ſtürzt. Kaum hatte ſich das Kloſter nach einigen Jahren aus dem Schutt ein wenig erhoben, als die Huſſiten wieder kamen, um in ihrer eindringlichen Weiſe die neue reine Lehre zu predigen. Wieder Zerſtörung bis auf den Grund!

Im ſechzehnten Jahrhundert wurde das Stift von dem proteſtantiſchen Adel und den aufgehetzten Bauern neuerdings gut huſſitiſch hergenommen. 1619 und 1620 fielen die böhmiſchen Rebellen ein. 1645 wütheten die Schweden hier unmenſchlich. Die Urkunden zur Reformationsgeſchichte in Oeſterreich ſind noch ein großentheils eingeſchloſſener, ungehobener Schatz, der auf Erlöſung wartet.

Die größte gegenwärtige Rarität des Stiftes Altenburg iſt ein ungeheurer, einer großen Kirche

ähnlicher Bücherſaal mit drei frescobemalten Kuppeln, die auf vielen Säulen ruhen. Obwohl ziemlich viele Bücher da ſind, gehen ſie in dieſer Rieſenhalle dem Anblick faſt verloren. Schade, daß der projektirte Begräbnißplatz nicht vollendet wurde. Die Todtenkapelle hat auf mehreren großen Abſtufungen muſchelförmige große Waſſerbecken, es iſt aber kein Waſſer noch hergeleitet; nach dem eigentlichen Plan ſollte dieſe Wohnung der Todten vom Rauſchen der Wäſſer ſtets belebt ſein und die Luft hiedurch gereinigt werden. Nun iſt aber leider dieſer ſehr imponirende Bau aus Geldmangel in's Stocken gerathen. Es werden hier keine Todten begraben und es fließt kein lebendiger Quell. Welch ein trauriger Anblick, ein Bau dieſer Art, der vor ſeiner Vollendung und Verwendung ſchon zur Ruine geworden.

Von Altenburg machten wir einen Ausflug in das Prämonſtratenſerſtift Geras (geſtiftet 1160), fünf Stunden lang Wald und Wald. Wem im Wald unheimlich wird, der ſoll dieſen Weg nicht machen. Geras iſt eines der kleinſten Stifter, im Hauſe ſind nur ſechs Prieſter, aber es hat ſiebzehn Pfarreien in der Umgegend mit Seelſorgern zu verſehen. Das Kloſter liegt in einem förmlichen Waldkeſſel, die Ausſicht, welche zu weiteſt geht, reicht kaum auf eine halbe Stunde.

Es ist hier eine ziemliche Bibliothek, und ein schöner, großer, lichter Speisesaal mit Fresken von Paul Trogher, dem renommirten österreichischen Frescomaler aus dem achtzehnten Jahrhunderte. Die Kirche trägt noch die Spuren gothischen Baues, wurde aber in der Zeit des Kunstverfalls schändlich verballhornisirt. Herr Wendt von Wendenthal, der 1784 über diesen Bau geschrieben, sagt sehr sinnreich: „Die Stiftskirche wurde vor einigen Jahren auf das niedlichste, so viel es nämlich ein Gebäude des elften Jahrhunderts zuließ, ausgeschmückt, indem sie durchaus mit geklünsteltem Marmor überzogen und das Gewölbe gemalt wurde.“ — Die Bornirtheit und Verblasenheit der Illuminatenperiode könnte in der That mit wenig Worten nicht besser geschildert werden, als es der gewichtig thuende Kunstkenner Wendt von Wendenthal gethan hat: „so viel es ein Gebäude des elften Jahrhunderts zuließ“ — was für eine Naivetät, was für eine arglose Unbefangenheit, was für ein selbstgefälliger Blödsinn! Diese Ausrufe gelten natürlich nicht dem armseligen Scribenten, der eben nicht über seine Zeit sich erheben konnte, sondern sie gelten den gesammten Trägern jener bornirten, aufgeblasenen Richtung, der ganzen elenden und abgeschmackten Periode, in welcher

die mächtigen Bauhütten des Mittelalters zu Hobelbänken der Kunst einschrumpften, von deren herabfallenden geschnörkelten Spänen die Zopfzeit ihre Ornamentik und geschmacklose Schnörkelei genommen, um sie auf Capitäler und Gewölbe, auf Thürme und Kuppeln, auf Thore und Fenster zu pappen, und so dem steinernen Tempel, dem steinernen Palast Kasten- und Schrankformen zu geben, und Bauwerke zu Tischlerarbeiten umzugestalten.

Es dürfte hier am Platze sein, Einiges über Gothik und Zopfstyl auf dem Gebiete der katholischen Wissenschaft zu bemerken. Auch die katholische Wissenschaft hat eine geraume Zeit im heidnischen, und eine Zeitlang im Renaissancestyl gebaut. Daß katholische Wissenschaft nicht mit dem Dogma, mit der festgestellten Kirchenlehre zu verwechseln ist, versteht sich wohl von selbst; eben so wie die Form des Tempelbaues und seine Ornamentik nicht mit dem Opfer der heiligen Messe und der Spendung und Kraft der Sakramente verwechselt werden darf. In einer im Zopfstyl gebauten Kirche gibt es nun auffallend verschiedenes Zierwerk, das unter sich in gar keinem Zusammenhange steht, und launenhaft in Gruppen vertheilt ist. Säulen und Säulchen unterschiedlicher Ordnung, große Riesenschnörkel

und kleine Zwergſchnörkel, Gold und Farben, ſteinerne, gypſerne und hölzerne Blumen- und Fruchtgewinde und Malereien auf kleinen und großen Flächen, Altäre und Heilige in ganz eigenthümlichen, ebenfalls dem Bauſtyle angemeſſenen, verdrehten Stellungen und ſchnörkelhaften Gewanden, ſchwerfällige Wolken aus Stein gehauen oder aus Gyps formirt oder aus Holz geſchnitten, mit pausbäckigen, mehr an der Wand klebenden als in der Luft ſchwebenden Engeln, die Kreuze und Inſeln und Marterinſtrumente tragen, Alles fährt bunt vor den Augen durcheinander, man findet keine Ruhe und Einheit, jede einzelne Darſtellung will die Aufmerkſamkeit ausſchließlich für ſich in Anſpruch nehmen. Sieht man in ſteter Bewegung die Engelsköpfe mit ihren Flügelchen an Altären und Wänden flattern, und ſchaut an den goldgezierten Säulen und Leiſtenſtäben aufwärts, ſo hat es eher den Anſchein, als wäre man in dem impoſanten Vogelhauſe eines königlichen Parkes, während die aufſtrebenden Säulen und Bogengurten einer gothiſchen Kirche den Waldesdom darſtellen aus hohen ſchlanken Bäumen, deren Zweige oben in einander greifen.

Wenn wir über die maßloſe Geſchmackloſigkeit dieſes Kirchenbauſtyls ſprechen, ſo fällt es uns hiebei natürlich nicht ein, behaupten zu

wollen, man könne in einer ſolchen Kirche nicht mit großer Andacht beten, oder es werde das Meßopfer in ihr nicht giltig verrichtet, oder es ſtröme in ihr nicht der Gnadenſtrom der Sakramente. — Wenn nun einem Gliede der heiligen Kirche der Zopfſtyl nicht zuſagt, und er in dieſem Geſchmacke nichts weniger als eine Bedingung der Gottesanbetung findet, wer wird es denn wagen, dieſes Glied der Kirche deßhalb ein unwürdiges zu nennen, welches da verdiene, ausgeſchloſſen zu werden?

Zu der Zeit nun, in welcher die Geſchmackloſigkeit im Bauſtyle herrſchte, war ſie im Styl überhaupt, will ſagen, in der Methode der katholiſchen Wiſſenſchaft auch zu finden, nur noch mit dem Unterſchiede, daß das heidniſche Element viel tiefer und zerſetzender in die katholiſche Wiſſenſchaft eingriff, und ſelbſt das Weſen derſelben zu alteriren drohte, als es dieſem heidniſchen Elemente beim Tempelbaue aus Stein möglich war, weil da ſein Einfluß nur Geſchmackloſigkeit in der Form, in der Idee der chriſtlichen Schönheit hervorbringen konnte. Statt, daß die Geiſter kühn nach oben zum Verſtändniſſe der Heilswahrheit aufſtrebten, verloren ſie ſich in eine begriffliche Auffaſſung der Erlöſungsthat, in die Breite, in ſchnörkelhaftes Gezänk, in caſuiſtiſche Möglich-

leiten, in kleine Tugendübungen, in verſchied
Nebenandachten, und zwar ſo ſehr, daß die Ei
heit und Hauptandacht darüber in den Hint
grund trat. — Auch zu jener Zeit nun hat
Tauſende und Tauſende ihr Heil gewirkt, de
die Kirche wird weder durch Geſchmackloſigkeit
im Bauſtyl, noch durch ſolche in ihrem Erb
ungsſtyl, wie auch nicht durch Irrthum in ih
Wiſſenſchaft und ihren Schulen um ihre Gnad
kraft gebracht; daß aber dieſe Tauſende u
Tauſende ihr Heil wirkten, iſt eben dem G
löſungsgrund der Kirche, auf dem ſie ſtande
nicht aber den Zeitirrthümern in der theologiſch
Wiſſenſchaft, oder der Geſchmackloſigkeit in d
Formen der Kunſt zuzuſchreiben, in der ſie ſ
bewegten. Wie der Bauſtyl, ſo darf nun au
der Erbauungsſtyl (nicht nur im engeren Sin
als Asceſe, ſondern im weiteſten Sinne
katholiſche Wiſſenſchaft und Verſtändigung
dem Dogma) eine Wiederaufnahme der eigentl
kirchlichen, ſpecifiſch chriſtlichen Idee, die in ih
letzten Gliederungen ſich weder in Kunſt noch
Wiſſenſchaft in heidniſche Formen verlieren d
Die heidniſche Philoſophe muß eben ſo aus
kirchlichen Wiſſenſchaft hinausgedrängt werden,
der heidniſche Geſchmack in allen ſeinen Abſt
ungen und Ausläufern aus den Kirchen gedrä

werden ſoll, in Wiſſenſchaft und Kunſt müſſen wieder einmal die weſentlich kirchlichen Ideen Platz greifen.

Die Aufnahme war zu Geras ganz freundlich, aber der ewige Wald vor der Naſe verſetzte Einen, der es nicht gewohnt iſt, in eine verdüſterte dunkelgrüne und ſpitzige Stimmung; man wird wie zu einem melancholiſchen Tannenbaum, deſſen Wipfel im Windesſauſen trübſelige Lieder vernehmen laſſen. Wir kehrten nach dem Speiſen nach Altenburg zurück, wo wir bis künftigen Mittag verweilten. Um zwei Uhr verließen wir das Stift. Feine Regentropfen rieſelten in dichter Menge nieder. Mir war der Weg, den wir bis Zwettl durchzuarbeiten hatten, von früheren Jahren her bekannt. Da geht es bergauf, bergab, waldaus, waldein; es iſt was man hier zu Lande zu ſagen pflegt: „eine bucklichte Gegend," bald hängt der Wagen rechts bald links voll umſtürzlicher Tendenzen, bald ſcharrt, kratzt und kracht das Fuhrwerk auf zerklüfteten Felſen, bald, wenn man in eine Tiefe kommt, ſchneiden ſich die Räder in zähen Lehm ein. Dr. Hurter bemerkte, es ſei ihm auf den Straßen ganz Deutſchlands noch nie ſo was Antidiluvianiſches vorgekommen. So ſchaukelten wir fort, es war ſchon dunkel, als wir im Marktflecken Döllersheim ankamen.

Trotz Regen und Koth fanden ſich ſtaunende Jungen, die mit über den Rücken gelegten Händen unſere Kaleſche bewunderten — Reiſende ſind hier Phänomene.

Zum Unglück war noch Freitag. Wir nahmen etwas Wein und Brod. Es wollte uns heute Niemand mehr nach Zwettl ſpediren (der Wagen von Altenburg fuhr von hier wieder zurück), nicht für Geld auf der Hand, der Weg, hieß es, ſei zu ſchlecht, die Nacht werde zu finſter, der Kamp ſei vom großen Regen angeſchwollen u. ſ. w. Endlich erbarmte ſich der Inhaber eines Fahrzeuges über uns und unternahm die Spedition. Es war wirklich eine etwas unangenehme Fahrt, links ſteile, hochaufgethürmte Felſenmauern, rechts bis an die ſehr ſchmale Straße heraufſchäumend, tobend, murrend der angeſchwellte breite Waldſtrom, ober uns das ſchneidende Pfeifen und Singen des Sturmes durch Tannen und Fichten, der Wagen oft hängend gegen das ſehr bedenklich nahe Flußbett, der Fahrweg ohne Geländer, und Nacht dazu. Hurter mit ſeiner unverwüſtlichen guten Laune fand das alles prächtig, die romantiſche Gefährlichkeit freute ihn recht in die Seele hinein.

Es ging gegen eilf Uhr Nachts, als wir vor der äußerſten Pforte des Kloſterhofes zu Zwettl

anlangten. Der Fuhrmann erſuchte uns, nur gleich retour fahren zu dürfen, er könne die erhitzten Pferde nicht im kalten Regen ſtehen laſſen u. ſ. w.

Wir gaben ihm menſchen- und thierfreundlich den Abſchied, er war in einem Nu fortgeraſſelt, und wir ſtanden vor einer Ringmauer an einem feſt verſchloſſenen Thor. Als wir an der Glocke zogen, hörten wir dieſe von weit her tönen. Es war keine beneidenswerthe Stellung, die wir damals in Europa nahmen. Schwarze Nacht, dichter Regen, kalter Wind, Hunger, Näſſe und wir inmitte aller dieſer Herrlichkeiten, jeder ſeinen Reiſeſack in der Hand. Nach einiger Zeit kam ſchläfrig Jemand von innen an die Pforte geſtiegen, es war ein alter Mann. Die diplomatiſchen Verhandlungen (unter der Vermittlung der hohen Pforte) begannen. Endlich, nachdem wir über unſere friedlichen Abſichten hinlänglich Kunde gegeben, knarrte der ſchwere Flügel, wir traten ein. Man will uns den Gaſtmeiſter wecken, das dünkt uns zu viel verlangt von der Gaſtfreundſchaft ſo ſpät in der Nacht, ein Conventdiener wird geweckt, Gaſtzimmer werden uns aufgeſperrt, wir gaben unſere Karten ab, daß ſie nächſten Morgen dem Prior vorgelegt werden können. Wir beſaßen nun jeder ein Zimmer, und unterhielten

uns noch vollends bis Mitternacht, es wurde eine Zwieſprache aus Hunger gepflogen. Es war aber dieſer herabgekommene Zuſtand unſere eigene Schuld; mit einiger Rückſichtloſigkeit und zeitgemäßer Flegelei wären wir viel beſſer gefahren. Wir tröſteten uns auf Morgen.

Das Schlafen ging eine Zeitlang ziemlich von Statten. Aber ſchon nach vier Uhr weckte uns der Morgengeſang eines Vogels, den ein Diener nicht weit von unſern Zimmern im Corridor aufgehängt hatte. Das waren herrliche Naturlaute. Sie glichen dem perpetuum mobile eines pfeifenden Schiebkarrens, oder einer langſam herumgedrehten Kaffeebrennmaſchine. Der Burſche wiederholte ſein Geſchrei mit einer unermüdlichen Andacht und in ſtreng abgemeſſenen Pauſen, wodurch er uns ſeine muſikaliſchen Anlagen kund gab.

Am Morgen war der Regen vorüber. Unſere Fenſter gingen hinaus in's herrliche von Waldſäumen rings umkränzte Thal, ein freundliches Gärtlein mit luſtigen Springbrunnen lag unter den Fenſtern, in etwas weiterer Ferne rauſchte der Kampfluß vorüber. Dasſelbe Bild, wie ich es mir zwölf Jahre früher eingeprägt, damals war ich Studioſus nach dem erſten Jahre der Theologie; mein damaliges Gaſtzimmer war mehr

gegen den Wald hin gelegen, die Gegend dünkte mir damals luſtiger als jetzt, Eichhörnlein ſchwangen ſich von Wipfel zu Wipfel und rauften und vollbrachten ihr knarrendes Kaſtagnettengeſchrei, Nußhäher flogen zum Waſſer herab und tranken, nachdem ſie ſich früher melancholiſch an Steinen des Flußbettes langſam den Schnabel gewetzt, Finken lärmten und Kohlmeiſen zirpten.

Dießmal war Alles ſo ruhig und ſtille bis auf das quälende, durch Mark und Bein dringende Geſchrei des im Bauer eingeſperrten pedantiſchen Pauſenpfeifers. Es ſchien mir ordentlich, als hätte hieſige, zu meinen Füßen liegende Natur auch um zwölf Jahre gealtert und wäre um ihren fröhlichen Jugendmuth gekommen.

Im Stifte war eben Sedisvacanz, in einigen Wochen ſollte die Abtwahl ſein. Der Prior, ein vom Clerus der ganzen Umgegend geachteter alter Herr, beſuchte uns alsbald mit einigen andern Ordensgliedern. Unſer erſter Weg war in die wunderherrliche Kirche, eine der größten und ſchönſten in Oeſterreich. In ihrer gegenwärtigen Geſtalt wurde ſie gebaut von Herzog Albrecht II. dem Lahmen in Oeſterreich, den Grundſtein legte ſein Schwager Rudolph Graf von Oettingen im Jahre 1343.

Hadamar von Chouffare, ein Abkömmling

des berühmten Helden Azzo, der die Böhmen beſiegte, iſt Stifter des Kloſters Zwettl. Der Name kommt von dem böhmiſchen Zwetela, d. h. lichtes Thal, alſo hat die Ciſterzienſerabtei den Namen mit Clairvaux gemein, ſie heißt auch lateiniſch eben ſo wie jene Clara vallis, nur mit dem Beiſatze in Austria. Die erſten zwölf Ciſterzienſer wurden von Heiligenkreuz bei Wien hieher verpflanzt. Hadamar ſtarb auf dem Kreuzzuge nach Paläſtina 1148 ohne ſeine Stiftung vollendet zu ſehen; ſein Leichnam wurde hieher gebracht, und noch heute ruht ſein Gebein unter den Steintafeln des Kapitelſaales. Sein Neffe, Albero, ſetzte den Bau fort. Die Kirche hat drei hohe Schiffe, die auf ſechzehn ſchlanken Pfeilern ruhen, der Hochaltar ſteht erhöht und frei, und iſt mit Kapellen umringt wie der Hochaltar im Freiburger Münſter. Ein gewaltiger, kunſtreich gefertiger Eichenbaum bildet die Wand des Altars zum Andenken an die Stiftung. Als nämlich Hadamar nicht wußte, wohin er das Stift bauen ſolle, erſchien ihm und gleichzeitig dem Abt Hermann im Schlafe die heilige Jungfrau, und wies auf eine Eiche, die im Winter um Neujahrszeit unter ſchneeüberflogenen laubloſen Bäumen ſich grünend zeigte. Hadamar und Herrmann ritten, nachdem ſie ſich den

Traum gegenseitig erzählt, in den Wald, um den angedeuteten Platz zu suchen. Sie fanden die grünende Eiche am Ufer des Kampflusses. An ihrer Stelle steht gegenwärtig der Hochaltar mit dem an die Begebenheit erinnernden Symbole.

Welch einen imposanten Eindruck macht dieß mächtige altdeutsche Gebäude! Wie gut erhalten ist der Klostergang mit seinen architektonischen Zierwerken! Diese großen und kleinen runden Fensterbogen, die auf freistehenden Säulenbüscheln mit Blätterknäufen aufliegen, die prachtvolle Brunnenkapelle mit dem sprudelnden Gewässer (ähnlich der zu Heiligenkreuz), die Menge von wohlerhaltenen Kunstwerken in Malerei und Plastik an Kelchen und Ostensorien in allen ältern und neueren Stylen angefertigt, die Pracht der Kirchenparamente, und über alles das die lieben, freundlichen, zuvorkommenden Leute, die das Haus bewohnen! Es war ein lieber heiterer sonniger Lebenstag, wir fühlten uns ganz cherubimisch gestimmt, nur das aufgetragene Frühstück mahnte uns, daß wir Menschen sind, und wir ließen uns dießmal recht gern daran erinnern.

Darnach besuchten wir den Bibliothekſaal mit seinen reichgefüllten Schränken, mit seinen zierlichen Gallerien und den guten Fresken an der Decke. Die ganze Bibliothek gab Zeugniß, daß

hier mehr gethan wird, als bisweilen der Staub aus den Büchern geklopft. Johann von Frast, ein Capitular des Stiftes Zwettel — der ſich auch als Geſchichtsforſcher einen verdienten Namen gemacht (er iſt bereits geſtorben) zeigte uns die herrlichen, mit prachtvollen Initialen gezierten uralten und werthvollen Manuſcripte, die ſeltenen Incunabeln u. ſ. w. Wie wird man freundlich angeſprochen, wenn man in einem ſolchen Hauſe außer der Erfüllung des auferlegten Pflichtenkreiſes auch noch einen lebendigen regen Sinn findet für Wiſſenſchaft und Kunſt!

Am folgenden Morgen rollten wir gegen Süden Donauwärts. Zu beiden Seiten dichte Tannenwälder, alte zerſtörte Burgveſten auf ſteilen Bergen, ſchilfreiche kleine Seen und der Weg zumeiſt thalabwärts; wenn man ſich ſo gegen ſechs Stunden aus dem Walde herausgewunden hat, kommen fruchtbare Weinhügel zum Vorſchein; man ſieht das prachtvolle Donauthal mit Bergrücken am jenſeitigen Donauufer eingeſchloſſen vor ſich liegen. Das iſt eine wahrhaft paradieſiſche Gegend, eine der ſchönſten Anſichten in Oeſterreich!

Ein ungeheures Stück Landes breitet ſich gegen Oſten hin wie eine große perſpektiviſche Landkarte aus. Das Bild hat man faſt eine

Stunde lang bald in größerem, bald in kleinerem Rahmen vor Augen. Man kommt in ein milderes Klima, es zeigen ſich die erſten Andeutungen einer ſüdlichen Welt, die unabſehbaren Weinhügel, die ſich ausbreiten wie grüne Meereswogen, und die Menge von Wallnußbäumen mit ihren fetten, tiefgrünen Blättern, die hier wild wachſen, das zeigen in den Thälern die Baumpflanzungen mit den beſten Aepfelſorten, die den tyroliſchen wenig nachgeben. Endlich kommt man auf die letzte Anhöhe vor Krems in die winzigen Vorſtädtlein Hohenſtein und Eſelſtein. Dann erſcheint das Städtchen Krems höchſtſelber mit ſeiner kleinen uralten Feſtung, die auf Felſenwände gepappt iſt, von deren Mauern aber jetzt friedliche Kellerhäuſer mit großer Sicherheit und Unbefangenheit herabſchauen. — Wir logirten uns im Piariſtenkollegium, im mir wohlbekannten Hauſe ein, in dem ich ein Jahr meiner Jugend verlebte. Zu jener Zeit war hier noch Dr. Ehrlich (ſtarb als Theologieprofeſſor in Prag 1864) Profeſſor der Philoſophie, ein Charakter von tiefer Gemüthlichkeit, der den beſten Einfluß auf die ſtudirende Jugend ausübte. Seine ethiſchen und philoſophiſchen Schriften ſind der theologiſchen Gelehrtenwelt bekannt. Er war es, der in einem eigenen Aufſatze ſchon im Jahre 1846 auf die

Gefährlichkeit der ethiſchen Prinzipien Gioberti's hinwies, zu einer Zeit, in welcher Gioberti noch viele blinde Verehrer fand. — Ein ähnlicher Fall ereignete ſich zur Zeit als Lammenais noch in der Blüthe ſeines Ruhmes ſtand (natürlich vor ſeinem Abfall von der Kirche), auch er zählte eine Menge Verehrer, welchen das Ende des Syſtems nicht klar geworden.

Lammenais, der ſein ganzes Syſtem auf dem heidniſchen Boden des Begriffes erbaute, kam am Ende ſo beſtimmt zur Ausſcheidung des Poſitiven im Chriſtenthum, aus ſeiner Theorie, als der im Negiren fortſchreitende Proteſtantismus mit denſelben Prinzipien conſequenter Weiſe am Ende dahin gelangt iſt, die Begriffsphiloſophie durchzuführen, und das ganze poſitive Chriſtenthum, das in derſelben keinen Platz findet, zu verläugnen.

Am folgenden Tage beſichtigten wir Dürrenſtein auf ſeinem hohen Berg voll Felſenzacken (gerade wie eine kunſtreiche Felſentorte gebaut), wo einſt Richard Löwenherz gefangen ſaß, und ſein treuer Minſtrel Blondel ihn aufgefunden.

Von Krems begaben wir uns nach Göttweih, das von ſeinem mit Tannen dicht bewachſenen Berg ſtolz wie eine Königsburg hinausſchaut ins herrliche Land. Ueber die Merkwürdigkeiten dieſes

Benediktinerstiftes, über die entzückende Aussicht, die man da oben genießt, über die reiche Scenerie geschichtlicher Begebenheiten, die man zu Füßen liegen hat, über die Geschichte des Hauses selbst sind im echten Sinne des Wortes schon viele Bücher geschrieben worden. Das Chronicon Gottwicense hat eine historische Weltberühmtheit.

Blickt man vom Berge aus um sich, so rollt sich eines der seltensten Panoramen auf. Da liegen zu Füßen: der Donaustrom, zuerst in ein enges Bette zusammengedrängt, dann seine Arme weit ausbreitend, um unzählbare Inseln zu umfassen, da zeigen sich die drei Städte Krems, Stein und Mautern (das Letztere noch Römergräber enthaltend), über vierzig Flecken und Dörfer liegen dießseits und jenseits des Stromes bald in goldenen Aehrenfeldern, bald in dunklen Baumgruppen, bald an Abhängen von smaragdgrünen Weinbergen. Verjagt die Morgenluft den Nebel, und ist das ganze Bild von der Sonne angeglüht, so meint man in ein feenhaftes Zauberland zu schauen. Der Anblick vom Rigi aus ist wohl großartiger, aber hier wird einem mehr wohl ums Herz, ob des reichen Segens, der an Korn und Wein und Wald ringsum ausgegossen. Der heilige Altmanus, Bischof von Passau, wählte

den ſchönſten Punkt von Oeſterreich, als er hier dieß Haus begründete.

Die Legende ſagt über dieſe Gründung: Es ſeien einmal drei Jünger der Wiſſenſchaft nach Paris gereist, um ihre Studien dort fortzuſetzen, und als ſie einmal ausruhten am heutigen Göttweiherberge, machten ſie das Gelübde: wenn es einmal in ihrer Macht ſtehen ſollte, Klöſter zu begründen; ihre Ahnung wurde mit der Zeit lebendig und ſo baute der Biſchof Altmann: Göttweih, Adalbert, Biſchof von Würzburg, ſtiftete Lambach (in Oberöſterreich) und Conrad, Biſchof von Salzburg, das Kloſter Admont. — Gewiß iſt, daß alle dieſe drei Männer Zeitgenoſſen waren, und daß die beſagten Klöſter in gleicher Zeit von ihnen geſtiftet wurden. Auch haben gerade dieſe drei Benediktinerſtifter allen Zeitſtürmen wacker getrotzt, und beſtehen noch ſämmtlich bis auf den heutigen Tag.

Welch ein eigenthümliches Gefühl, wenn man auf dieſem abgeſchnittenen Bergkegel ſteht (achtzig Klafter über dem Donauſpiegel). Man ſieht nicht nur hiſtoriſchen Boden vor ſich, man ſteht auch auf ſolchem. Seit 1083 wohnten hier ununterbrochen die Jünger des heiligen Benedikt in Krieg und Frieden, in Freud und Leid abgeſperrt von der Welt, die ſich von hier aus nur in der Vogel-

perſpektive repräſentirt. Sechsundfünfzig Aebte regierten ſeither dieſes Haus, unter andern war darunter der berühmte öſterreichiſche Geſchichtsforſcher Gottfried Beſſel, Geheimrath Carl's VI. Wie herrlich und reich iſt nicht die Bücherei dieſes Kloſters. Ueber fünfzigtauſend Bände (wohlgeordnet unter der Anſtrengung gelehrter Bibliothekare) darunter über zweitauſend werthvolle uralte, beſonders orientaliſche Manuſcripte, eine ſeltene Kupferſtichſammlung von mehr als zehntauſend Blättern u. ſ. w. Im Jahre 1847 lebte noch als Prieſter in dieſem Stifte Severin Ritter von Eckſtein, der früher öſterreichiſcher k. k. Landrath, erſt im fünfzigſten Lebensjahre nach dem Tode ſeiner Gattin in dieſem Kloſter ein Aſyl ſuchte, um ſeine alten Tage hier in Gebet, Wiſſenſchaft und Ruhe zuzubringen. Als Stiftskämmerer fungirte damals der in der öſterreichiſchen Geſchichtsforſchung berühmte P. Friedrich Blumberger.

Ich bewohnte ein Prachtzimmer mit den zierlichſten Rococomöbeln, die einſt Eigenthum des Prinzen Eugen von Savoyen waren. — Ich dachte zur Nachtzeit über den merkwürdigen kleinen Mann mit dem vertrockneten Geſichte nach, der ſo viele große Schlachten als Türkenbezwinger gewonnen, und der nebenbei ſo äußerſt geſchmack-

voll und luxuriös zu leben wußte. Die prachtvollen Schränke mögen seiner Zeit die kostbaren Präsente des „kleinen Kapuziners", wie der Feldherr seines braunen Röckleins wegen genannt wurde, in ihren Schubfächlein geborgen haben, denn es machten sich Potentaten eine Ehre daraus, ihm irgend eine werthvolle Seltsamkeit überreichen zu können. Wo sind alle diese kleinen Spielereien, die ihn momentan gefreut haben mochten, die er zum Theil auch ob der Fülle solcher Dinge unbeachtet bei Seite legte? Alles in tausend Winde wie Staub verflogen! Und sein Gebein ruht in der Eugeniuskapelle bei St. Stephan zu Wien. Alle menschliche Größe trägt immer einen Beigeschmack unendlicher Armseligkeit an sich. — Von hier aus begaben wir uns in das Chorherrenstift Herzogenburg, ungefähr zwei Stunden von Göttweih südöstlich gelegen, begründet vom Grafen Ulrich von Höfft im Jahre 1112. Außer der schönen Kirche, Bibliothek u. s. w. findet sich hier eine der größten und merkwürdigsten Münzensammlungen in ganz Deutschland. Von da aus geleitete ich Hurter (der nicht nur ein großer Historiker, sondern auch ein sehr angenehmer Reisegefährte war, der sich nicht leicht aus der guten Laune herauswerfen ließ, und dem immer ein unverwüstlicher Schatz

von Witz und humoriſtiſchen Pendants zu Gebote ſtand) zum Dampfſchiff, mit welchem er in zwei Stunden Wien erreichte. Ich ſchiffte über die Donau, beſuchte noch einige Schlöſſer und Pfarrhöfe der Umgegend und ging dann wieder geſtärkt und getröſtet in das Haus meines Berufes nach Wien. Dieſe kleine Reiſe habe ich deswegen ein wenig beſchrieben, weil ich meinte, manchen Leſer zum erſten Mal mit einer Gegend bekannt zu machen, die ſelbſt vielen tauſenden von Wienern und Oeſterreichern eine terra incognita iſt.

Im Herbſte 1847 hielt ſich General Radowitz einige Zeit in Wien auf. Schon war ich einige Male an verſchiedenen Orten mit ihm zuſammengekommen, wobei es aber nur im Vorbeigehen möglich war mit ihm wenig flüchtige Worte zu wechſeln. Er ſprach über Gebühr freundlich von meinen Schriften und ſagte mir, er habe die eben erſchienene „Prinzenſchule von Möpſelglück“ geleſen, mit deren Inhalt er von Anfang zu Ende vollkommen einverſtanden ſei, worauf ich ungefähr erwiederte: es könne mich nur freuen, wenn ein Mann, deſſen Zeit ſo vielſeitig in Anſpruch genommen iſt, auch noch Momente für meine unwichtigen Produktionen gefunden hat.

Einmal, als ich eben längere Zeit mit dem

Fürſten Metternich zu ſprechen die Ehre hatte, ſchickte mich dieſer eigens zu Radowitz, indem er ſagte: „Ich will, Sie ſollen den Mann näher kennen lernen. Sie werden an ihm große Freude haben.“ Ich war ſchon im Fortgehen, da rief mir der Fürſt noch nach: „Hören Sie, er iſt ein ſehr geſcheiter und ſehr braver Mann, dabei auch Preuße, und das Letztere bisweilen zuerſt!“

Metternich wollte durch dieſen Scherz Radowitz keineswegs herabſetzen, denn er hatte große aufrichtige Achtung vor dem Mann, und doch waren die Worte ſehr bezeichnend.

Ich beſuchte Radowitz und ſprach mit ihm einige Male durch längere Zeit. Er iſt hingegangen, und ſteht auf mein Urtheil nicht an. Doch ſei es mir erlaubt, ein paar Worte über ihn zu ſprechen. Mir iſt noch kein Menſch vorgekommen, der über jeden Gegenſtand, den man auf's Tapet brachte, ſo ſchnell, ſo gewählt, ſo gründlich, ſo allumfaſſend und ſo leicht ſprechen konnte. Es wird auch höchſt ſelten Jemand zu finden ſein, der ſo viele und große Begabungen wie Radowitz in ſich vereinigt trüge. Seine Phyſiognomie war, ohne eckige Linien zu haben, ſo ſcharf markirt, daß man ſelbe nicht leicht aus dem Gedächtniß verlieren konnte. Er ſah auch ſo, was man ſagt: „verflucht geſcheit“ aus. Be-

ſonders über kirchliche Angelegenheiten ſprach er recht con amore, viel lieber als von ſtaatlichen und diplomatiſchen, man ſah es deutlich, das himmliſche Vaterland ſtellte er in ſeiner Liebe weit über das irdiſche. · Er war ein aufrichtiger treuer Sohn der Kirche, und eine noble groß-artige Natur. Durch die Converſation mit ihm fand ich mich nicht nur angeregt, ſondern auch erquickt. Er ſtarb auch als treuer Diener ſeines ewigen und zeitlichen Herrn. Sein chriſtlich ergebener Tod iſt das klarſte Siegel und ſchönſte Zeugniß ſeines Lebens.

Fürſten Metternich zu ſprechen die Ehre hatte, ſchickte mich dieſer eigens zu Radowitz, indem er ſagte: „Ich will, Sie ſollen den Mann näher kennen lernen. Sie werden an ihm große Freude haben.“ Ich war ſchon im Fortgehen, da rief mir der Fürſt noch nach: „Hören Sie, er iſt ein ſehr geſcheiter und ſehr braver Mann, dabei auch Preuße, und das Letztere bisweilen zuerſt!“

Metternich wollte durch dieſen Scherz Radowitz keineswegs herabſetzen, denn er hatte große aufrichtige Achtung vor dem Mann, und doch waren die Worte ſehr bezeichnend.

Ich beſuchte Radowitz und ſprach mit ihm einige Male durch längere Zeit. Er iſt hingegangen, und ſteht auf mein Urtheil nicht an. Doch ſei es mir erlaubt, ein paar Worte über ihn zu ſprechen. Mir iſt noch kein Menſch vorgekommen, der über jeden Gegenſtand, den man auf's Tapet brachte, ſo ſchnell, ſo gewählt, ſo gründlich, ſo allumfaſſend und ſo leicht ſprechen konnte. Es wird auch höchſt ſelten Jemand zu finden ſein, der ſo viele und große Begabungen wie Radowitz in ſich vereinigt trüge. Seine Phyſiognomie war, ohne eckige Linien zu haben, ſo ſcharf markirt, daß man ſelbe nicht leicht aus dem Gedächtniß verlieren konnte. Er ſah auch ſo, was man ſagt: „verflucht geſcheit“ aus. Be-

ſonders über kirchliche Angelegenheiten ſprach er recht con amore, viel lieber als von ſtaatlichen und diplomatiſchen, man ſah es deutlich, das himmliſche Vaterland ſtellte er in ſeiner Liebe weit über das irdiſche. Er war ein aufrichtiger treuer Sohn der Kirche, und eine noble großartige Natur. Durch die Converſation mit ihm fand ich mich nicht nur angeregt, ſondern auch erquickt. Er ſtarb auch als treuer Diener ſeines ewigen und zeitlichen Herrn. Sein chriſtlich ergebener Tod iſt das klarſte Siegel und ſchönſte Zeugniß ſeines Lebens.

daß ich einer der erſten ſei, der den Inhalt der ſo eben erbrochenen Depeſche erfahren habe. Mit wichtigen Neuigkeiten macht man ſich gern ſelber wichtig; das liegt ſchon ſo im lächerlichen Hochmuth der menſchlichen Natur; ich verſäumte nicht die Staatsneuigkeit einigen Bekannten mitzutheilen. Ein banges Gefühl, daß das franzöſiſche Ereigniß nicht ohne gewaltſame Erſchütterungen nach außen ablaufen werde, bemächtigte ſich eines Jeden, der einige Spannen weiter ſah, als ſeine Naſe reichte.

Jarke hatte zu Wien im Winter von 1847 auf 48 über diplomatiſche Staatengeſchichte Italiens im Mittelalter ſehr intereſſante Vorträge in ſeiner Wohnung gehalten. Freitag am 10. März 1848 Abends um ſechs Uhr war die letzte dieſer Vorleſungen; ſie erregte allgemeines und beſonderes Intereſſe bei den Zuhörern. Der Salon war dießmal ſehr gefüllt, junge Männer aus den erſten Fürſtenhäuſern vertraten den hohen Adel, Staatsbeamte höchſten Ranges die Bureaukratie. Schon ehe der Vortrag begann, bildete die Aufregung, welche zu Wien herrſchte, das Geſpräch der ſich zuſammenſtellenden Gruppen. In der Aufregung fielen verſchiedene Worte, welche früher in ſolchen diplomatiſchen Kreiſen weniger zu hören waren. Auf die von Einem

gemachte Bemerkung: es wäre höchste Zeit, die Sachlage als keinen Spaß zu betrachten und irgend etwas zu thun, meinte ein Diplomat (d. h. kein geborner, ſondern bloß ein angeſtellter), jetzt könne und dürfe durchaus nichts geſchehen, das hieße das Anſehen und die Gewalt der Regierung aus der Hand geben. Ich erwiederte dem Mann: es ſei doch eine bedenkliche Zeit, in der man in acht Tagen ſchon auf andere Gedanken kommen könne, fand aber, wie begreiflich, gar keine Beachtung. Der beſagte Diplomat kam während der Vorleſung gerade auf einen Stuhl in der Reihe vor mir zu ſitzen. Jarke ſprach über die Bedeutung der Worte: Reform und Reformation; es ſei, ſagte er, Luther's, Calvin's Werk keine Reformation zu nennen, es war eine Weſenszerſtörung der Kirche in ihren Lehren, ihrem Organismus u. ſ. w. Dann wurde dargethan, wie im Gebiete des Staates oft die Noth der Zeit mit Allgewalt auf Reformen dringe. Man dürfe dieſen Ruf nicht überhören: „Und wer zu ſolchen Zeiten keine Reformen haben will," ſprach nun Jarke mit gehobener Stimme, „der muß die Revolution haben wollen." Es herrſchte darauf eine ganz abſonderliche ahnungsvolle Stille; nur der beſagte nichtgeborne Diplomat, der ganz und gar

für das geiſtreiche vor der Hand Alles-gehen-laſſen eingeſtanden war, unterbrach durch ein paar kräftige ſchnarrende Seſſelrucke den faſt feierlichen Moment, bis der Redner den Faden wieder aufgriff und die Rede zu Ende führte. Jetzt ruht Jarke (geſt. 1852 in Wien) auf dem Gottesacker zu Enzersdorf.

In der Woche vorm 13. März herrſchte in Wien eine höchſt ſeltſame Stimmung. Sonntag den 12. gab es an der Univerſität bereits Auftritte. Ich ging gegen Abend in die innere Stadt und beſuchte ein paar Geſellſchaften. Es lag überall wie ein Flor auf den Geſichtern; ein allgemeines Gefühl der Unbehaglichkeit ſchien ſich der Leute bemächtigt zu haben; ich wurde davon angeſteckt, und es behagte mir nirgends; zuletzt beſchloß ich in die Abendgeſellſchaft des Baron Hügel zu gehen, obwohl es für dieſen Tag nicht in meinem Plane gelegen war, weil ich den Kopf etwas eingenommen fühlte, und ich bei Hügel zumeiſt bis zum Schluß der Geſellſchaft, bis gegen eilf Uhr aushielt, was für Wien nicht ſehr ſpät iſt. Gewöhnlich ließ er mich dann mit ſeinem Wagen nach Hauſe führen. Als ich bei Hügel eintrat, fand ich die ſonſt um dieſe Zeit gefüllten Räume wohl beleuchtet, aber leer; kaum ein halbes Dutzend Herren ſtand in einem Zimmer

in einer Gruppe beiſammen; die übrigen Appartements glichen mit ihrem magiſchen Licht, ihrer ſeltſamen Ausſchmückung und ihrer Todtenſtille den öden Gemächern eines verwunſchenen Schloſſes. Es war kein rechtes Geſpräch in Fluß zu bringen, und jedem ſah man es an, daß er lieber ſchon draußen geweſen wäre. Da trat einige Minuten nach mir Fürſt Friedrich Schwarzenberg (der ſchon früher erwähnte) herein; und nachdem er ſich die Anweſenden mit einem Blick gemuſtert, nahm er mich am Arm, und führte mich ſchweigend durch mehrere Zimmer. Ich ſagte: „Was iſt's denn, Durchlaucht, Sie kommen mir heute außerordentlich ſeltſam vor!“ „Was es iſt?“ erwiederte er, „aus iſt es, morgen geht der Teufel los, merken Sie ſich das, hier auf dieſer Stelle hab ich es Ihnen geſagt!“ Darauf nahm ich meinen Hut und ging mit dem Fürſten durch die Herrengaſſe bis auf den Michaelerplatz, ihn um dieß und jenes fragend. Der Refrain ſeiner Aeußerungen war: „Wenn die Leute mit Taubheit und Blindheit geſchlagen ſind, da können Sie ihnen ſagen und vorſtellen was Sie wollen, ſie hören und ſehen nicht, weil ſie geblendet ſind; in den nächſten Tagen wird es in dieſen Gaſſen wahrſcheinlich etwas lauter hergehen.“ Die Schriften dieſes Mannes zeigen, daß ihm

ein ſcharfer Blick in die ſocialen Zuſtände und in's Leben des Volkes verliehen iſt; er hat ſchon viel früher oftmal ſeine Anſichten und Befürchtungen offen und vielmal ausgeſprochen; und was er ſagte, hat ſich erfüllt, trotz dem, daß ihn manche in Aemtern ſtehende Herren, die nichts von ſeinen Worten in ihren Akten fanden, einen phantaſtiſchen Schwätzer genannt haben.

Am Vormittag des 13. März trieb mich die Neugierde in die innere Stadt, ich wollte ſehen, was dort im Zuge ſei, ob denn die trüben Waſſer ſich verlaufen oder anſchwellen. Auf dem Glacis ſah ich ſehr eilige unheimliche Bewegungen von Cavallerie; unterwegs hörte ich, daß es im Landhaus bei der Verſammlung der niederöſterreichiſchen Stände bereits zu Auftritten gekommen ſei. Ich begab mich nun auf den Minoritenplatz und ſah von dem Zimmer des jungen Fürſten Löwenſtein-Roſenberg auf einen in der Landhausgaſſe tumultuariſch zuſammengedrängten Volkshaufen; da knallte eine Gewehrſalve — Geſchrei und Geheul begann — ich aber hielt mich nun als Zuſchauer im Innern der Stadt für höchſt überflüſſig, nahm meinen Hut und ſuchte nach Hauſe zu kommen. Was die folgenden Tage geſchehen, iſt bekannt und in vielen Büchern zu leſen.

Wie es leicht vorauszuſehen war, begann auch

gleich Anfangs in der völlig entzügelten Preſſe, welcher ſich das ekelhafteſte Geſindel, darunter beſonders viele verkommene Judenjungen, bemächtigte, der Sturm gegen die katholiſche Kirche loszubrechen.

Die Früchte, an deren Aufkommen die Männer der Kirche und des Staats durch ihre Indolenz, Kurzſichtigkeit und auch durch ihren förmlichen Haß gegen die Pflege der Wiſſenſchaft in der Kirche, Schuld genug waren, ſproßten plötzlich aus dem Boden, war ihr Keimen doch ſchon lange genug vorbereitet. Treffend ſagt über ähnliche Zuſtände Molitor in: Philoſophie der Geſchichte (Frankfurt 1827), §. 401: „Hätte die Religion, die Wiſſenſchaft und der Staat den lebendig machenden Geiſt behalten, nimmer wäre das Gift der (ſogenannten) „Aufklärung" über Europa ergoſſen worden; die Aufklärung hat nichts gethan, als bloß zerſtört, was früher durch das Verſchulden der Fürſten, des Adels, der Geiſtlichkeit und der Gelehrten morſch und faul geworden war."

Ich ſage es, ohne mich zu rühmen, es gehörte ein Entſchluß dazu, gegenüber den tauſenden von radikalen Schreiern eine Kirchenzeitung herauszugeben, bei der man durchaus keine Unterſtützung von keiner Seite her gewär-

tigen durfte. Daß gegen ein Organ, welches die katholiſchen Intereſſen vertritt, der ganze Literaturtrödelmarkt zu Felde ziehen wird, das konnte man ſich auf den Fingern herzählen. Auch lag es gleich in den erſten Tagen vor, daß der grimmigſte Schimpf, der kneipenhafteſte Hohn losbrechen wird, denn ein Judenjunge unternahm es in ſeinem Journal den Domherrn Dr. Emanuel Veith auf eine namenlos niedrige Weiſe zu verhöhnen und zu verſchimpfen. Ich war über dieſe Behandlung des edlen vortrefflichen Mannes ſo entrüſtet, daß ich augenblicklich mich hinſetzte, und in anderthalb Stunden eine kleine Broſchüre unter dem Titel: „Bremſen für den Freimüthigen“ zuſammenſchrieb. Innerhalb vierzehn Tagen waren zweitauſend Exemplare davon in der Mayer'ſchen Buchhandlung verkauft. Eben ſo gut ging das kurz darauf folgende Schriftchen gegen denſelben Redakteur, unter dem Titel: „Der Jude als Deutſchkatholik oder der neue Johannes Ronge auf dem alten Fleiſchmarkt. Noch ein halbes Dutzend Bremſen für den Freimüthigen.“ — Ich ward irrig auch für den Verfaſſer dieſer ſehr einſchneidenden Schrift gehalten (die aber von Dr. J. M. Häusle geſchrieben war), und nun begann das allgemeine Halloh der ganzen radikalen, beſonders aber der Juden-

preſſe, die in der zweiten Broſchüre ſehr treffend und derb geſchildert iſt, gegen mich loszubrechen; das währte ohne Unterlaß fort vom April bis zu den furchtbaren Oktoberereigniſſen. Die Preßfreiheit war nach dem Worte Schillers: „Alles wiederholt ſich nur im Leben, ewig jung nur iſt die Phantaſie“ gerade ſo verſtanden worden, wie Leſſing in einem Briefe von 1769 die damalige Berliner Freiheit ſchilderte, und zwar mit den Worten: „Sagen Sie mir von Ihrer Berliniſchen Freiheit zu denken und zu ſchreiben ja nichts; ſie reduzirt ſich einzig und allein auf die Freiheit gegen die Religion ſo viel Sottiſen zu Markte zu bringen, als man will, und dieſer Freiheit muß ſich der rechtliche Mann nun bald zu bedienen ſchämen.“

Wer den guten Willen hat, etwas Gutes zu wollen, der kann allenthalben etwas finden, das ihn in guten Entſchlüſſen ſtärkt. Was ein katholiſcher Redakteur nicht nur von den Feinden des Chriſtenthums und der Kirche, ſondern auch — von andern Seiten her zu erwarten habe, das konnte man ſich mit ein wenig Verſtand klar vor die Augen ſtellen. Sagt ja doch auch der Romanſchriftſteller Rochlitz in „Viktors Reiſe“: „Erwarte, oder ſuche ja nicht für jedes Gute Belohnung oder auch nur Lob und Dank; das ſind

kleinliche und erbärmliche Menſchen, die ſich nicht eher regen wollen, als bis ſie berechnet haben: Was wird mir dafür."

Merkwürdig iſt, wie ſich augenblicklich das ſchreibende Israel der Preſſe bemächtigte und den gutmüthigen Philiſter von nun an unabläſſig gängelte: dieſer mußte die Kaſtanien aus dem Feuer holen. Gleich in den erſten Tagen der Revolution fand man in den meiſten Kaffeehäuſern Bogen zur Unterſchrift aufgelegt, welche Bittſchriften an die Regierung um das dringendſte, erſte und nothwendigſte aller Bedürfniſſe, um die volle Emancipation der unglücklichen, unter Druck ſeufzenden Juden enthielt. Die Chriſten wurden natürlich gelobt, ihre Aufklärung gerühmt und ihnen alles Schöne in's Geſicht geſagt, um dieſelben zur Unterſchrift zu bewegen.

Ein neugieriger Judenjunge, der vom Militär mit einer Menge von Chriſten, welche ebenfalls die Neugierde vor das Landhaus trieb, erſchoſſen war — wurde patriotiſch und als das erſte Opfer, der erſte Held von der ſiegreichen Revolution überall colportirt. Ueber die Chriſten, die gefallen waren, wurde kein Lärm gemacht, nur über den Judenjungen.

Judenzeitungen rühmten ſich, daß die Erhebung von ihnen ausgegangen ſei, ſie nannten

preſſe, die in der zweiten Broſchüre ſehr treffend und derb geſchildert iſt, gegen mich loszubrechen; das währte ohne Unterlaß fort vom April bis zu den furchtbaren Oktoberereigniſſen. Die Preßfreiheit war nach dem Worte Schillers: „Alles wiederholt ſich nur im Leben, ewig jung nur iſt die Phantaſie“ gerade ſo verſtanden worden, wie Leſſing in einem Briefe von 1769 die damalige Berliner Freiheit ſchilderte, und zwar mit den Worten: „Sagen Sie mir von Ihrer Berliniſchen Freiheit zu denken und zu ſchreiben ja nichts; ſie reduzirt ſich einzig und allein auf die Freiheit gegen die Religion ſo viel Sottiſen zu Markte zu bringen, als man will, und dieſer Freiheit muß ſich der rechtliche Mann nun bald zu bedienen ſchämen.“

Wer den guten Willen hat, etwas Gutes zu wollen, der kann allenthalben etwas finden, das ihn in guten Entſchlüſſen ſtärkt. Was ein katholiſcher Redakteur nicht nur von den Feinden des Chriſtenthums und der Kirche, ſondern auch — von andern Seiten her zu erwarten habe, das konnte man ſich mit ein wenig Verſtand klar vor die Augen ſtellen. Sagt ja doch auch der Romanſchriftſteller Rochlitz in „Viktors Reiſe“: „Erwarte, oder ſuche ja nicht für jedes Gute Belohnung oder auch nur Lob und Dank; das ſind

kleinliche und erbärmliche Menſchen, die ſich nicht eher regen wollen, als bis ſie berechnet haben: Was wird mir dafür."

Merkwürdig iſt, wie ſich augenblicklich das ſchreibende Israel der Preſſe bemächtigte und den gutmüthigen Philiſter von nun an unabläſſig gängelte: dieſer mußte die Kaſtanien aus dem Feuer holen. Gleich in den erſten Tagen der Revolution fand man in den meiſten Kaffeehäuſern Bogen zur Unterſchrift aufgelegt, welche Bittſchriften an die Regierung um das dringendſte, erſte und nothwendigſte aller Bedürfniſſe, um die volle Emancipation der unglücklichen, unter Druck ſeufzenden Juden enthielt. Die Chriſten wurden natürlich gelobt, ihre Aufklärung gerühmt und ihnen alles Schöne in's Geſicht geſagt, um dieſelben zur Unterſchrift zu bewegen.

Ein neugieriger Judenjunge, der vom Militär mit einer Menge von Chriſten, welche ebenfalls die Neugierde vor das Landhaus trieb, erſchoſſen war — wurde patriotiſch und als das erſte Opfer, der erſte Held von der ſiegreichen Revolution überall colportirt. Ueber die Chriſten, die gefallen waren, wurde kein Lärm gemacht, nur über den Judenjungen.

Judenzeitungen rühmten ſich, daß die Erhebung von ihnen ausgegangen ſei, ſie nannten

die Lokale, in denen sie die Woche vor dem 13. März conspirirten und nahmen die ganze „Ehre" der Erhebung in gewöhnlich alles ausbeutender Manier ganz für sich in Anspruch. Als die Reaktion in der Folge eintrat, waren sie wieder außerordentlich loyal!

In den Theatern Wiens und der Provinzen wurde der Klerus auf die Bretter gebracht und verhöhnt, und die Kirche in ihren Sakramenten dem Spotte preisgegeben. Nur in Wiener-Neustadt erhob sich gegen diesen Scandal eine energische, eine militärische Reaktion. Der ehrenwerthe Oberst und das ganze Artilleriekorps erklärten dem Theaterdirektor daselbst: „sie werden dafür sorgen, daß sämmtliche Logen unbesucht bleiben, wenn er es noch einmal wage, Geistliche auf die Bühne zu bringen." Auch ehrenwerthe Bürger und Honoratioren schlossen sich diesem Vorgehen an, und die Scandale dieser Art unterblieben daselbst von nun an.

Noch im März veröffentlichte ich das Programm der Wiener Kirchenzeitung; worin gesagt wird, daß auf dem Banner des Blattes stehen soll: „Freiheit der Kirche!" Auf dieses Motto hin wurde die Kirchenzeitung, ehe sie noch erschienen war, von einer Masse radikaler Blödiane mit Jubel begrüßt, und auch in Kaffeehäusern

mit den gelben Schriftwanzen (cimex grammicus) und Stelzenkäfern (chrysomela Inda), mit den Runzelbälgen (gryllus rugosus) und Staatskäfern (scarabaeus festivus), mit den Rothſchilden (cantharis ruffa) und Schmutzkäfern (scarabaeus squalidus), mit den Punktirern (elater aterrimus), mit den Kleinſchreibern (dermestes micrographus) und Hebräern (coccinella hebraea), die Papyrusſtaude mit all ihrem Ungeziefer, die ſollte alles Andere überſchatten, alles Andere überwuchern. Und ſiehe da, die Papyruswälder blühten ſo luſtig, und unter ihren Schatten keimten Brennneſſel und Schierling, Judenkirſche und Fuchsſchwanz, Schlangenwurz und Natternzunge, Drachenblume und Tollkraut, Stechapfel und Klatſchroſen, Wucherblume und Taumelweizen, und ſo fort und fort Jahrelang und Jahrelang, bis ein paar Sturmtage in der Aequinoctialzeit des Frühlings die morſchen Papyrusſtäbe mit ihren dürren Blättern zuſammenkrachen und forttreiben und nun unten all das Ungeziefer und Unkraut zum Vorſchein kommt, das im Schatten dieſes ſonderbaren mit Fleiß gehegten Waldes ſich ganz gedeihlich breit gemacht. — Unter dem beſchattenden erdrückenden Einfluß der Bureaukratie ſind unſere Kirchenzuſtände auch etwas faul geworden, der heilige Geiſt der Kirche

ſollte nicht mehr wehen, wo er will, man wollte ihn auffangen in den löcherigen und zerklüfteten Windkäſten der Staatsorgel, und er ſollte der eingebildeten Harmonielehre der Staatsmuſikanten von nun an zu Dienſten ſein. — Der übel berichtete Staat wollte das Kirchenregiment der Kirche nicht ſelbſt überlaſſen, es dünkte ihm gefährlich, daß Sion ſich ſelber bewache; und er ſtellte nun einen eigenen Sionswächter auf, ein Ungethüm, das nicht halten konnte, eine Rieſengeſtalt wie jene, die einſt Nabuchodonoſor im Schlafe geſehen; dem babyloniſchen Traumkoloß an Schwäche gleich, nur aus andern Stoffen zuſammengefügt. — Das Haupt der Bildſäule, die Nabuchodonoſor geſehen, war vom feinſten Golde, die Bruſt und die Arme von Silber, der Bauch und die Lenden von Erz, die Schenkel von Eiſen, die Füße theils von Eiſen, theils von Töpferthon. Es iſt ein lehrreiches Kapitel, dieſes zweite Kapitel Daniels, und es könnte Staatsmännern gar nicht ſchaden, es aufmerkſam durchzuleſen, und recht ſcharf darüber nachzudenken. — Wie oft iſt ſchon der Stein, ohne Menſchenhände ſich losreißend vom Berge herabgerollt, und hat die Standbilder der Staaten, die ſich ihm feindlich gegenüber geſtellt, trotz Reichthum und Gewalt, trotz Gold und Eiſen zermalmt! Was ſollte nun

dieſer mächtige Stein erſt mit dem Papierkoloß für Rückſichten haben, ſollte er mit ihm vielleicht glimpflicher verfahren, als mit jenem Rieſen, der wenigſtens noch aus unterſchiedlichen Metallgüſſen zuſammengefügt war? — Feindlich der Kirche gegenüber ſtand der Papierrieſe. Sein Kopf war ein Tintenfaß; ſeine Haare waren Schreibfedern, ſeine Hände und Füße Papierrollen, ſein Leib eine Maſſe von Aktenbünden, ſeine Nerven Kanzleiſpagat, ſeine Ohren waren Mißtrauen, ſeine Augen waren voll Streuſand, darum war ihm die Zukunft verborgen, ſeine Nahrung waren Berichte, ſeine Lebensluft die Gunſt der Machthaber, ſeine Gewalt waren Dekrete und ſeine größte Furcht war der wachende Geiſt von Sion, war der wachende Löwe von Juda! Was Wunder alſo, wenn es der Rieſe gerne ſah, daß Sion eingeſchlafen, was Wunder, wenn er dieſen Schlaf zu fördern ſuchte; denn der Schlafende iſt leichter zu bewachen als der Wachende! Was Wunder, wenn es dieſem Rieſen ſehr gelegen war, gefangen zu ſehen den Löwen Juda's, um während des Schlafes ihn zu binden mit Papierketten, und ihn feſt zu halten in dem Netz wunderlich zuſammengeknüpfter Rubriken?"

Dieſe eine Stelle iſt deßwegen hier angeführt worden, um dem verehrten Leſer zu zeigen, wie

der Schreiber dieſes durch Herausgabe obigen Blattes gleich von vorneherein in ein Kreuzfeuer gerathen mußte; von einer Seite ſtand ihm die radikale Maſſe, von der andern Seite die joſephiniſche Richtung entgegen; eben dieſe letztere aber war die eigentliche ſtille Pflegerin der radikalen Elemente ſeit ſechs Dezennien. Es war jetzt Zeit und Gelegenheit gegeben, ihren Vertretern nicht nur die Wahrheit zu ſagen, ſondern auch ſie hinzuweiſen auf die emporgeſchoſſene Saat, die man zum großen Theil ihnen verdanken mußte. Als der Sturm der Revolution in Wien losgebrochen war, da erwies ſich die Macht der Kirche als Null; ſie wurde als Polizeianſtalt betrachtet, und als ſolche der Verachtung preisgegeben. — Mir wurde gleich anfangs der Vorwurf gemacht: „Humor und Witz ſeien in einer Kirchenzeitung durchaus nicht am Platze: es ſchade ihre Anwendung von vorneherein der Würde des Gegenſtandes.“ Ich habe den Vorwurf nicht leichtſinnig abgeſchüttelt, ſondern reiflich darüber nachgedacht. Der Humor iſt doch nur eine Form der Darſtellung. In der Darſtellung der Lehre ewiger Wahrheit wäre nun der Humor nicht an ſeinem Platze, in der Polemik aber kann er wohl an ſeinem Platze ſein. Freilich muß das Zeitalter und ſeine Strömung, das Volk und der Ort

berückſichtigt werden. Humor auf der Kanzel z. B., kann nur in den ſeltenſten Fällen und von Männern, die vollkommen Geiſt und Takt dazu haben, angewendet werden. Veith verſtand das; wenn er bei ſeinen Predigten mitunter Humor durchſchimmern ließ. ſo iſt dieß ſo taktvoll, daß die Würde des behandelten Gegenſtandes erſt durch den Gegenſatz noch gehoben wird. Es iſt nun lächerlich, wenn das Jemand nachahmen will, der kein Geſchick dazu hat; es iſt aber eben ſo lächerlich, wenn Jemand darüber ſchimpft aus der kleinlichen Urſache, weil er es ſelber nicht kann. In einer Zeitung mag, beſonders bei polemiſchen Abhandlungen, Humor ſchon öfter an ſeinem Platze ſein. Ich habe nur zu oft die Bemerkung gemacht, daß Leute, denen der Geiſt mit etwas kürzerer Elle zugemeſſen war, immer auf der „Würde der katholiſchen Preſſe" herumgeritten ſind; wenn ich nun von ſolchen würdeſuchenden Herren etwas las, ſo fand ich, daß dieſelbigen im Prinzip ganz Recht hatten, nur in Bezug auf ihre Leiſtungen mögen ſie in einem kleinen Irrthume befangen geweſen ſein, indem ſie Langweile und Abgeſchmacktheit für den Grundton von Würde und Anſtand hielten, und die erſteren mit den letzteren verwechſelten. In Frankreich und Italien wäre

Humor viel weniger am Platze, als in England und Deutschland. Warum? — Weil im englischen und deutschen Charakter eine scharfe Gränzlinie zwischen dem Humoristischen und Possenhaften gezogen ist, nicht so im Französischen und Italienischen, wo diese beiden Elemente leicht in einander schlagen. Wer humoristisch ist, braucht dabei weder der Würde der Sache, die er vertritt, noch dem Ernste seines Charakters und seiner Gesinnung etwas zu vergeben; wer aber Possen macht, der schadet der Sache, um die er sich annimmt, und macht sich selber lächerlich. Der Pietismus (in seinem Grundwesen eine protestantische Erscheinung) kann den Humor durchaus nicht vertragen; die Richtung und ihre Träger fühlen zu sehr ihre lächerlichen Seiten, und scheuen jede Beleuchtung derselben wie eine corrosive Säure. Sie stempeln jeden Witz, der ihre Schwächen und Lächerlichkeiten trifft, zu einer Beleidigung Gottes, und suchen so ihre Gegner zu verderben. Da soll unser Herrgott für alle Thorheiten der Menschen einstehen und ihr Rächer sein. — Nur ein kleines Beispiel: Mir zeigte einmal ein Mann, der sich sehr fromm gerirte, und von dem ich meine, daß er es „zum Theil" auch war, ein Heiligenbild, welches er von einem „Künstler" anfertigen ließ, und auf das er sogar einen

Kunſtwerth zu legen ſchien. — Ich konnte mich nicht dazu verſtehen, der ſchaudervollen Pinſelei Lob zu ſpenden, und mich nicht enthalten, auf einige Carricaturzüge in den Figuren hinzuweiſen. Einige Tage nach dieſem unverholenen Urtheile äußerte ſich dieſer tief beleidigte Herr über mich zu einem Dritten: „Es ſei nur Schade, daß mir bisweilen ſelbſt das Heilige nicht heilig ſei.“ — Dieſe Geſchichte iſt nun ganz unbedeutend, aber ſie iſt der Typus, der Grundſtock von tauſend ähnlichen Geſchichten. Im obigen Falle ſollten die Tölpelei des Malers und die Geſchmackloſigkeit des Bildinhabers gleichſam unter den Schutz Gottes geſtellt, und beide als unantaſtbare Kleinodien betrachtet werden. Wie oft iſt es mir ſchon vorgekommen, daß menſchliche Blödigkeit ſich getroſt mit dem Schilde des Heiligthums zu verwahren ſuchte.

Man wird da unwillkührlich an den witzigen Dr. Jonathan Swift, anglikaniſchen Dekan zu Dublin, erinnert, der von ſeinem Küſter Nikolaus Carring unter anderm ſagte: „Ich habe ihn in ſeiner Religion in einigen Punkten ſehr eifrig gefunden. Er macht binnen Einem Jahre weit mehr Ketzer, als Burnat in ſeinem ganzen Leben nicht gemacht hat. Den Glöckner von der Pfarre St. James hielt er für einen Quäker, weil dieſer

ihm einmal begegnet iſt, ohne den Hut vor ihm abzunehmen; und vor unſerm Biſchof ſchwört er bei ſeiner Seele, daß er ein Jakobit ſei, weil dieſer ihn unlängſt „Nikolas“ und nicht „Herr Nikolas“ angeredet. Mit Einem Wort, alle diejenigen hält er für ungläubig, die ihm auf einige Art zuwider ſind, oder ihm nicht mit ſo vieler Ehrfurcht begegnen, als er bei ſeinem ehrwürdigen Küſteramte fordern zu können meint.“

Wem ſind ſolche Küſterſeelen noch nicht vorgekommen? Sie halten ſich für die Prüfſteine der echten Orthodoxie, da ſie doch gerade das umgekehrte von dem ſind, für was ſie ſich halten; denn wagt es auch das klarſte Gold ſich an ihnen zu reiben, ſie werden es als ſchlechtes Tombak ausgeben, und es — auf den Miſt werfen.

Bei dieſer Gelegenheit erinnern wir uns an ein wahres Prachtſtück von einem Meßner an einer Wiener Pfarre. Von vielen Ausbrüchen des Größenwahnes, in welchen dieſer gute Herr durch beſtändiges Nachdenken über ſeine Macht und Würde ſich hineingeſchraubt, nur ein Beiſpiel. Wenn Jemand in die Sakriſtei kam — der eben früher gebeichtet, und ihm den Wunſch ausſprach: er wolle jetzt communicirt werden; ſagte er zu dieſem

Bittſteller zurückgeworfenen Hauptes und mit dem rechten Zeigefinger auf die Thüre hinweiſend, welche zur Kirche führt: „Gehen Sie nur hinaus zum Speisaltar; ich werde gleich Communion geben laſſen“ — der gute Herr hatte ſich eben angewöhnt, mit dem Curatclerus der Pfarre, wie ein König von Holulu mit ſeinen Sklaven zu commandiren; bei vielen Leuten iſt es dem totalen Mangel an Humor zuzuſchreiben, wenn ſie die Beſorgniß ſich lächerlich zu machen in ſich gar nicht aufkommen laſſen.

Kehren wir nun wieder zum Kapitel Humor zurück.

Die engliſchen Proteſtanten hielten ſich höchlich auf, als der Kardinal Wiſeman mehrere Jahre hindurch im „Dublin Review“ wahrhaft zerſchmetternde Artikel gegen die auftauchenden Werke der Kirchenfeinde los ließ; ſie ſagten auch, das ſei unwürdig; warum? weil im Verein mit großer Gelehrſamkeit die feinſte Ironie, der ſchlagendſte Sarkasmus, der ruhigſte Humor in den Aufſätzen Wiſeman's die kirchenfeindlichen Vorwürfe und Vorwerfer völlig zermalmte. Und wie tief griffen dieſe Artikel ein! Wie groß, wie unermeßlich war ihre Wirkung in England! Und hat Wiſeman vielleicht dadurch etwas der Würde der Wahrheit vergeben? Nein! Er ſtellte die

Feinde der Kirche in ihrer Lächerlichkeit dar. Er kannte ſeine Zeit und das engliſche Volk. Ich habe noch keine Polemik geleſen, die mit feinerem Humor und ruhigerem Sarkasmus abgefaßt geweſen wäre, als Wiſeman's Briefe an John Poynder, über das Werk des Letzteren: „Popery in alliance with Heathenism“ (Das Papſtthum im Bunde mit dem Heidenthum). Dieſe Briefe machten bei ihrer Erſcheinung (1835) allgemeines Aufſehen; ihr Erfolg iſt nicht zu berechnen. Ihre Wirkung mag aber gerade der leichten humoriſtiſchen Form zu danken ſein, die in England ungemein beliebt iſt, und ſehr gut verſtanden wird.

Was man von jeder Kunſt ſagt: Sie habe keinen Haſſer als jenen, der ihrer nicht kundig iſt, das kann wohl auch vom Witz geſagt werden. Sadi läßt in ſeinem Roſengarten Locman ſagen:

„Der Weiſe hört kein einzig Scherzwort ohne d'raus
Zu nehmen eine gute Lehre als Gewinn,
Dem Thoren kannſt du hundertein Kapitel leſen,
Ueber die Weisheit — er nimmt es als Scherz dahin!“

Wir finden oft in den wichtigſten Momenten der Kirchengeſchichte Humor eingeſtreut, ohne deßwegen diejenigen, welche ihn veranlaßt haben, im

mindeſten eines Tadels würdig finden zu können. Als z. B. am 20. Dezember 1334 der Kardinal Jakob Fournier (auch wegen ſeines von ihm ſtets beibehaltenen Ordenskleides der Ciſterzienſer „der weiße Kardinal“ genannt) zu Avignon gegen alles Vermuthen zum Papſt gewählt wurde, rief er den Kardinälen nach Abzählung der Stimmen zu: „Was habt Ihr gemacht, meine Brüder, Ihr habt einen Eſel gewählt!“ Dieſe Aeußerung aber war nichts anderes, als wahrhafte, vom Herzen kommende Demuth, in der anſpruchloſen Form des Humors; der Neugewählte legte ſich den Namen Benedikt XII. bei, und entfaltete während ſeines ſiebenjährigen Pontifikates einen Reichthum von Tugenden. Sein Wandel war heilig, ſeine Gerechtigkeit unerſchüttert, er war der Kriecherei unzugänglich und erließ eine Menge von weiſen Verfügungen. Prieſter und Volk beweinten ihn bei ſeinem Hintritte, denn (ſagen von ihm die Geſchichtsſchreiber) ſie hatten ſeine Liebe empfunden und betrachteten ihn wie einen Heiligen. —

In den früheren Auflagen ſind hier viele Begebenheiten aus den kirchlichen und ſtaatlichen Wirren im Jahre 1848 verzeichnet — dieſe Begebenheiten werden in der vorliegenden Auflage nicht wiederholt, weil dieſelben ſeither ausführ-

lich mit den erläuternden Aktenstücken in einer 1886 erschienenen Schrift enthalten sind.*)

Ueber die Konferenzen, welche vom Wiener Klerus im Jahre 1848 angebahnt — die aber vom Erzbischof verboten — und in Folge dieses Verbotes von Wohldienern als rebellisch und unkirchlich bezeichnet worden, soll hier der aktenmäßige historische Verlauf vorgeführt werden.

Es wollten sich allerdings radikale und umstürzliche Gelüste von unberufenen Eindringlingen geltend machen; die Letzteren sind aber kurz und rundweg ausgeschlossen worden. Der famose Füster, den die vormärzliche Regierung in ihrer Verblendung zum Religionsprofessor an der philosophischen Fakultät ernannte, spielte dabei eine klägliche Rolle. Er kam in eine Konferenz ungeladen. Es ist aber deßwegen gut, daß er gekommen ist, weil er in seinen zu Frankfurt erschienenen zweibändigen Memoiren das beste und eben weil es von ihm kommt, das unparteiischeste Zeugniß über jene Konferenzen ablegt. Er sagt nämlich über jene im April 1848 abgehaltenen Versammlungen des Wiener Klerus:

---

*) Denkpfennige zur Erinnerung an Personen und Zustände vor, in und nach dem Explosionsjahre 1848. Von Sebastian Brunner. Würzburg und Wien. Wörl 1886. Von Seite 83 bis Seite 206.

„Der Universitätsoperarius Gärtner, Weltpriester erließ nach mündlicher Besprechung mit einigen Kollegen Einladungsschreiben an die Geistlichkeit in und um Wien, an einem bestimmten Tage an der Universität zu einer angelegentlichen Berathung zu erscheinen. Im Hörsaale der Pastoraltheologie versammelte sich eine nicht unbedeutende Anzahl Geistlicher. Ich ward gleich durch grobe Anspielungen des Jesuiten Dr. Brunner beleidigt, hielt jedoch einige Zeit aus bei der Versammlung. Was man da gesprochen, war nicht meiner Ansicht gemäß.“ Diese Worte Füster's zeigen hinlänglich, daß in den Versammlungen auch kein Fünklein kirchlich umstürzlichen Elementes gewesen; sonst hätte Füster gewiß dareingeblasen. Er versuchte es, sich geltend zu machen, und ging, als es ihm nicht gelang. Er spricht in seinen Aufschreibungen von groben Anspielungen, die ich auf ihn gemacht, verschweigt aber weislich welchen Antrag er gleich bei seinem Eintritt gestellt; er wollte nämlich den Erzbischof zur Abdankung mit Gewalthülfe der Aula bewegen. War nun der Antrag an und für sich schon von der Art, daß ihn jeder katholische Priester mit Abscheu zurückweisen mußte, so war auch noch die Form, in der er gestellt wurde, in

höchſten Grade ungebührlich. Dazu noch das Individuum, das ihn ſtellte! — Gegen dieſen Antrag nun ſprach ich mich mit einer, alle fernere Interlokution mit Füſter abſchneidenden Entſchiedenheit aus, es waren deutliche Worte, die ich ſprach, und nicht nur grobe Anſpielungen. Mit gleicher Entrüſtung erklärten Gruſcha, Gärtner und Andere, daß ſie die Würde des Hohenprieſterthums um dreißig Silberlinge verkaufen zu laſſen durchaus nicht geſonnen ſeien. So wurde nun wohl Füſter ein Judas genannt, und nicht nur angeſpielt, daß er einer ſei. Dieſe Erklärungen mögen den Herrn wie ſchwere Keile getroffen haben. So war der von Füſter nicht direkt verläugnete aber überſprungene und verſchwiegene ganze Sachverhalt. Was da geſprochen wurde, war freilich „ſeiner Anſicht nicht gemäß“ und er entfernte ſich, als er ſah, daß hier in ſeinem Sinne keine Geſchäfte abzuſchließen ſeien.

Die Verſammlung hatte den kirchlichen Boden kein Haarbreit verlaſſen, was Füſter in denſelben Memoiren bedauert, indem er erzählt, wie Gärtner's Ruf: „Nichts ohne den Erzbiſchof!“ von der Verſammlung mit Beifall aufgenommen wurde. Es liegt aber in Füſter's Erzählung die glänzendſte Rechtfertig-

ung für jene von der Noth und Bedrängniß damaliger Zeit zusammengerufene Priesterkonferenz, und dieß nicht zu umgehende Zeugniß aus der Feder eines Feindes wirft ein seltsames Licht auf die „Ehrlichkeit“ jener, die, um ihre Unthätigkeit zu entschuldigen, jene zu verleumden suchten, die damals thatkräftig auftreten wollten. Diesen Umstand habe ich in der Kirchenzeitung vom 14. Mai im Jahre 1850 veröffentlicht, kurz nachdem die Memoiren Füster's erschienen waren; also in einer Zeit, in welcher die Begebenheiten vom Jahre 1848 noch frisch im Gedächtnisse Aller derer waren, die daran betheiligt gewesen sind. Niemand hatte auch nur ein Jota gegen meinen Bericht eingewendet.

Füster, der den nachhaltigsten verderblichsten Einfluß auf die Aula übte, und einer (um seines Standes und seiner Stellung willen) der bedeutendsten Revolutionshebel war, brandmarkte sich selbst in seinen Memoiren mit einer Verblendung, wie sie apostasirten Geistlichen nicht selten eigen zu sein pflegt. Er macht nämlich über sich selbst unter vielen andern merkwürdigen Geständnissen auch folgendes: „Kein Wunder, daß ich den Herren nicht angenehm war. In der akademischen Legion haben die Protestanten, die Calviner, die Juden einen Feldkaplan an

Füſter, nur die Katholiken haben keinen, ſprachen die Strenggläubigen. Die allgemeine Religion der akademiſchen Legion war die der Gebildeten (!) jedes Volkes, die Religion der Wahrheit, der Freiheit, der Humanität. Für die Bekenner (!) dieſer Religion war ich Feldpater, für die andern nicht. Glaubt ihr, der Student ſei ſo dumm wie euere Glaubensknechte? Glaubt ihr, man könne ihn täuſchen? Dreſſirt euere Betbrüder und Betſchweſtern, für die reicht euere Religion aus, das gebildete Volk hat ſie ſchon längſt über Bord geworfen, es achtet das reine Chriſtenthum, aber nicht die Pfaffenreligion." — Somit war Füſter nach eigenem Geſtändniß Hoherprieſter der Religion der Wahrheit, der Freiheit, der Humanität! Warum hat er ſeine Religion der Wahrheit erſt geprediget nach dem März, warum hat er, als es noch jährlich zwölfhundert Gulden abſetzte, ſeine menſchheitbeglückende Religion der Gebildeten nicht früher losgelaſſen? Warum hat er, der Apoſtel der Freiheit, nach eigenem Geſtändniß die Studenten früher oft herriſch und abſolut behandelt? Warum hat er die Studenten, als es noch zwölfhundert Gulden trug, nicht von „Dummheit und Glaubensknechterei befreit?" Edle Römerſeele, die Wahrheit haſt du verſchloſſen in deiner Bruſt getragen;

Jahrelang haſt du die edelſten Güter der Menſchheit entzogen, und hätten die Märzereigniſſe deine zarte Gewiſſenhaftigkeit nicht angeregt und aufgerüttelt, du hätteſt um zwölfhundert Gulden noch eine Zeitlang zugeſehen, du wärſt vielleicht ſogar in höhere Gehaltſtufen vorgerückt, und hätteſt dich herbeigelaſſen ein Kononikat für deine „Verdienſte“ anzunehmen, ohne daß dir das Herz darüber gebrochen wäre!

Dieſer Menſch gab doch in der That das herrlichſte Beiſpiel, was Conduitenliſten und ſogenannte Concursarbeiten für einen Werth haben, und wie man ſich auf dieſelben verlaſſen kann. In ſeinen Memoiren erklärt er die Dogmen der Kirche öfter für Dummheiten, an andern Stellen ſagt er wieder: „er habe nie gegen die Dogmen geprebigt,“ ſomit hat er nun nach ſeinem eigenen Urtheil und ſeinem offen ausgeſprochenen Bekenntniß die ſtudirende Jugend ſelber in der „Glaubensknechtſchaft“ und „Pfaffenreligion“ ſtecken laſſen, ohne ſie herauszuziehen an das Licht der Märzreligion, welche in der Maireligion ihre Verklärung fand, bis ſie in der Juni- und Julireligion an's Klaſſiſche ſtreifte, und einzelne Partien aus dem Kultus der alten Römer und Griechen mit aller dramatiſchen Wahrheit in „die allgemeine Religion der Gebildeten jedes

Volkes“ mit künſtleriſcher Vollendung zu verweben wußte.

Und es hat ausgehalten dieß volle Herz, angefüllt mit klaſſiſchem Sinn und klaſſiſchen Wünſchen, dieß Herz, das ſich längſt gern öffentlich in das lebendige Heidenthum geſtürzt hätte; es hat verſtanden zurückzudrängen das unnennbare Weh, die unausſprechliche Sehnſucht, mit der es ſich herauswünſchte aus den düſteren Vorſtellungen des Chriſtenthums, es hat wie die ſchüchterne ſtille Liebe einer Jungfrau ſchweigend die Flamme genährt, und als beſchwichtigende Kühlung an die Bruſt gedrückt das Anſtellungsdekret mit zwölfhundert Gulden! Oder was für ein anderer Grund hat denn Füſter zurückgehalten, als Apoſtel der klaſſiſchen allgemeinen Weltreligion ſchon früher aufzutreten, da er doch dieſer Religion faktiſch ſchon in Trieſt und Görz zugethan war?

So viel zur kurzgefaßten Charakteriſtik jenes Menſchen, der in dem Radgetriebe des alten Kirchen- und Schulſyſtems eine der auf die Jugend einflußreichſten Stellen in der öſterreichiſchen Monarchie erlangt hatte! Auch Herr von Pillersdorf gab im Jahre 1847 ſeine damals ſehr gewichtige Stimme für Füſter, weil dieſer ein liberaler Geiſtlicher war und ſich nicht viel auf wiſſenſchaftliche Spekulationen einließ!

— Wie furchtbar wirkte das Verderben der Aula im Vergleich mit früheren Studentenkrawallen in Wien zu einer Zeit, in welcher die Universität im höchsten Flor stand und von hunderten von Ausländern besucht wurde! Ein Jahrhundert lang hat sich zu Wien das Andenken an einen unbedeutenden Zank von Studenten und Bürgern erhalten, der im Jahre 1513 am Alserbach losging, weil Studenten von Winzern beleidigt wurden. Ein Zeichen, wie die lehrbegierige Menschenklasse in Wien durch Jahrhunderte im Ganzen friedlich gestimmt war, und wie es der jahrelangen Anwendung drastischer Mittel bedurfte, sie zu fanatisiren. — Auf welche Weise damals die Straßenpublicistik über „Priester und Priesterthum urtheilte", möge aus einem Artikel des politischen Studentencourier (vom 4. Juli) hervorgehen. Dieß Blatt wurde von drei Judenjungen redigirt und rühmte den Professor Füster zu den Reichstagswahlen in folgendem höchst merkwürdigen Style an:

„Wer kennt nicht die hohe Berufung des ausgezeichneten und in seiner Stellung unerreichten Füster! Seinen innern Werth als Mensch, Bürger und Lehrer erfasset nach seinem ganzen Umfange die akademische Legion, die Nationalgarde, die Bürgerschaft und die Arbeiter; kurz ganz Wien!

Er wurde in neun Bezirken zum Wahlmanne bestimmt und legte am 27. und 28. vor einer Versammlung von Wahlmännern im erzbischöflichen Palais sein politisches und religiöses Glaubensbekenntniß ab. — Wer ihn seit den Märztagen kennt und seine unermüdete und unzweideutige Thätigkeit in der Aula zu würdigen versteht, wird mit mir ausrufen: Füster ist der vorurtheilsfreieste und edelste Priester dieses Jahrhunderts!*) Ein Mann der Wissenschaft**) und des reinen christlichen Glaubens, ist er ein Held der großen Gegenwart geworden, würdig als Baumeister für Oesterreichs Verfassung anerkannt zu werden. Ihr würdet staunen, meine Freunde, wenn Ihr die Gotterfüllten, der heiligsten Begeisterung für Wahrheit und Freiheit entströmenden Worte vernommen hättet, welche er feurig und edel, wie sein ganzer Charakter, als Wahlkandidat in der erzbischöflichen Halle gesprochen! Erhaben, wie der Held Chanaans, „das Haupt in Ungewittern" stand er da, voll des Bewußtseins einer

*) Jungisrael machte bei seinen Heiligsprechungen einen sehr „kurzen Prozeß"!

**) Die davongejagten jüdischen Ellenritter hatten natürlich schon von Haus aus das rechte Zeug und den kritischen Maßstab — um über „Wissenschaft" und „reinen christlichen Glauben" ihr Votum abzugeben.

höheren Sendung, wie er mit mächtig ergreifendem Worte unter dem ſtürmiſchen Jubel der Verſammelten ſeine geiſtlichen Gegner vernichtete, die ſich ihm im phariſäiſchen Schafspelze, voll falſcher Demuth und Gottesgelahrtheit gegenüber geſtellt hatten. — Ja ſchwarze und rothhälſige Reaktionäre hatte er ſiegreich als Feinde bekämpft im Geiſte des Chriſtenthums und ihnen offen erklärt, daß er als ein wahrer Nachfolger Chriſti vor Allem auf die Aufhebung der Klöſter dringen müſſe, als eines veralteten und in der Neuzeit bürgerlich unmöglich gewordenen Inſtituts, mit der unnatürlichſten, dem Geiſt der evangeliſchen Humanität und Liebe, ſo wie der anerkannten Menſchen- und Bürgerrechte zu ſehr ſtreitenden Einrichtung; daß das freigewordene Jahrhundert zur eigenen Schande und zum ewigen Vorwurfe ſolche phantaſtiſche Auswüchſe an der Rieſeneiche der wahren Religion nicht dulden könne, und als ein Schwarzrock von St. Stephan ſchließlich bemerkte, „er werde morgen am Feſttage des heiligen Petrus für ihn beten, daß ihn der Herr erleuchten möge," entgegnete er ihm entſchieden: „Laſſen Sie mich, Herr Collega, nur immerhin allein zu meinem Gotte beten, ich bedarf keiner Rekommandation vor dem Allerhöchſten." — Seine politiſche Durchbildung, ſo wie ſein wiſſenſchaft-

licher Scharfblick, verbunden mit der edelſten, unwandelbaren (!!) Denk- und Handlungsweiſe, ſein ungewöhnliches Rednertalent, die impoſante Geſtalt und die ungeheuchelte Haltung, die populäre Faſſung des höchſten Gedankens, berufen ihn unbedingt zu einer bedeutenden Stellung in unſerem Staate. Daß er für Nothleidende Alles hingegeben und für Tauſende in dieſen bedrängten Tagen ein wahrer Schutzengel geweſen, und für ſich kaum ſo viel zurückbehielt, um das Nothwendigſte zu decken, ſetzt ihn würdig an Chriſti Seite,*) in deſſen erhabenem Geiſte er zum Glücke für Oeſterreichs Völker die ſo nothwendige und erſehnte Reform der katholiſchen Kirchenverfaſſung leicht und ſicher vollführen würde. — Es thut Noth um einen ſolchen Mann, der Alles in ſich vereiniget, was das freie Bürgerthum anſpricht; es thut Noth um einen ſolchen Mann, dort wo das Pfaffenthum, als Geld- und politiſche Ariſtokratie durch ſeine pietiſtiſchen Organe zu heimiſch geworden iſt und als furchtbare Reaktionspartei ſich aufwirft; es thut endlich Noth der vielen geheimen Liguorianer und Jeſuiten wegen, die im Dunkeln ſchleichen als Erzfeinde

*) Doch nur als — linker Schächer!

der Wahrheit und Tugend (!!), die nur den frommen Schein ſuchen und hinter demſelben uns betrügen wollen. Darum bewundert dieſen großen Mann als Apoſtel der chriſtlichen Freiheit und Aufklärung, von der Vorſehung gerade hieher geſtellt, um die alten, unbrauchbaren Formen zu zerbrechen und neue, lebenskräftige zu ſchaffen! Dringet darauf, daß er als Kirchen-Reformator in's Miniſterium des Cultus zur kräftigen Mitwirkung aufgefordert oder vielmehr ſelbſt zum Miniſter des Cultus berufen werde. Einen Beſſeren und Edleren hat Oeſterreich nicht aufzuweiſen, d'rum ein vielfaches Hoch dem allverehrten Füſter!" —

Obwohl Füſter ein ſehr untergeordnetes Talent beſaß, ſo wirkte er beſonders verderblich durch ſeinen energiſch ſchlechten Willen und ſeine Leidenſchaftlichkeit. Die wahrhaft blöde Berufung dieſes Menſchen an die Stelle eines Religionslehrers für die damalige philoſophiſche Fakultät, trug unberechenbare Früchte.

Es können hier die Worte Viktor Hugo's über Mirabeau angewendet werden: „Cromwell ganz unbekannt und beſorgt um ſeine Zukunft in England, will nach Jamaica gehen; die Verordnungen Karl I. ſind ihm daran hinderlich. Mirabeau's Vater hat keine Ausſicht für ſeinen

Sohn in Frankreich und will ihn nach den holländischen Besitzungen schicken, aber ein Befehl des Königs verbietet es. Und nun entferne man Cromwell aus der englischen, Mirabeau aus der französischen Revolution und man wird vielleicht zwei Blutgerüste daraus entfernen. Wer weiß ob nicht Jamaica, Karl I., Batavia, Ludwig XVI. gerettet hätte?"

Von der zuvor erwähnten Konferenz des Wiener Clerus wurde auch (wohl gemerkt, noch zur Zeit als sie nicht verboten, also stillschweigend zugestanden war) eine Adresse an die Bürger, eine an das Ministerium und eine an das Wiener Metropolitankapitel gerichtet, in keiner dieser gedruckt vorliegenden Adressen wird auch der gewiegteste Kenner kanonischen Rechtes nur einen Passus finden, der etwas gegen Glaubenslehre oder Gesetz der katholischen Kirche enthielte; im Gegentheil ist in denselben die strengste kirchliche Gesinnung vorherrschend.

Eine große Bewegung wie jene von 1848 bietet der Menschenkenntniß ein reichliches Studium dar, weil da die Herzen Vieler offenbar werden.

Die Stunden von zehn bis zwölf Uhr Vormittag brachte ich gewöhnlich mit Schreiben zu. Flugblätter, Broschüren, Artikel, nicht für die

„Kirchenzeitung“, ſondern für andere konſervative Blätter (es waren ihrer freilich ſehr wenige) wurden da mit fieberhafter Schnelligkeit und Haſt angefertigt, es wäre ein ſo angeſtrengtes ſchnelles Arbeiten nicht für die Länge zu ertragen geweſen. Von acht bis zehn Uhr fanden ſich Freunde und Bekannte ein, die mir die neueſten Zuſtände berichteten. Manchmal kamen auch verſchiedene radikale Geſellen, um mir in meinem Logis einen Lärm zu machen, mich einzuſchüchtern. Ich machte hier die Erfahrung, daß ein entſchiedenes, energiſches Auftreten dieſes Volk entwaffnete, und zum ſtillen, höchſtens halbbrummenden Abzuge bewog; freilich ſuchten ſie ſich hinterher in den Journalen durch die pöbelhafteſten Rohheiten zu rächen. Wöchentlich pflegte ich drei, auch vier Nachmittage, manchmal auch ganze Tage weit von Wien auf dem Lande zuzubringen. Das diente zur Erholung und Calmirung; ich wäre ſonſt der beſtändigen Aufregung unterlegen. Die Ausflüge machte ich zum größten Theil in Geſellſchaft eines Geiſtlichen aus Würtemberg, Dr. Schreiber, der ſich in dieſem Sommer eben auf einer ſogenannten Stipendienreiſe befand, und einige Monate in Wien verlebte. Die Intelligenz und das Gemüth dieſes edlen Schwaben ſprach mich innig an, und ich hab ihm viele hei-

tere, tröſtliche Stunden in ſtürmiſcher Zeit zu verdanken.

Zu meiner größten Freude begegnete er mir im Jahre 1856 im Oktober zu Rom; wir brachten da einige vergnügte Abende mitſammen zu und friſchten Erinnerungen auf an das Jahr 1848. Der vortreffliche liebenswürdige Mann ſtarb im Jahre 1862 als Pfarrer in Wurmlingen (zwiſchen Tübingen und Rottenburg) in Würtemberg.

Oft ſchloß ſich unſeren Wanderzügen auch Dr. Rieß, ebenfalls ein biederer Würtemberger, an. Es that mir außerordentlich wohl, an den Ufern des Neuſiedlerſees, oder in den Gebirgen bei Gloggnitz, oder in der ſchönen Umgegend von Mödling und Baden das tolle Getriebe der Stadt auf einige Stunden weit von mir, und ein paar vortreffliche Menſchen an meiner Seite zu haben. Die Eiſenbahn bot Gelegenheit, meilenweit entfernt vom Getümmel der Hauptſtadt in ſtillen, romantiſchen Thälern die müden Ohren und Augen ein wenig ausruhen zu laſſen.

In dem Redaktionsbureau eines blutrothen Blattes („die Conſtitution" genannt) wurde förmlich der Plan geſchmiedet, den Kanonikus Dr. Beith und mich durch beſtändige Zeitungsattake zum Schweigen zu bringen. Beith hielt nämlich die Faſtenpredigten, von denen noch die

meiſten in die Revolutionszeit fielen, und ſpäter, als im Sommer Ronge nach Wien kam, und zur allgemeinen großen Beſcherung auch noch die Errungenſchaft der Deutſchkatholikerei anfügen wollte, Predigten gegen die deutſchkatholiſche Bewegung, in welchen er natürlich auch gegen das revolutionäre Treiben auftrat. Einmal wurde ihm, eben vor einer ſolchen Predigt (bei den neun Engelchören am Hof), als er in der Sakriſtei Rokel und Stola bereits angezogen, ein Brief zugeſendet: „Er werde heute von der Kanzel geſchoſſen werden.“ Daß in jenen Tagen eine ſolche Drohung nicht als ein purer Spaß angeſehen werden durfte, war zu begreifen. Veith beſtieg aber dennoch die Kanzel und hielt trotz der Drohung in aller Ruhe eine herrliche Predigt. Einige als Studenten verkleidete Lumpe verſuchten durch lautes Aufſchreien ihn zu ſtören. Die Burſche wurden aber nach Gebühr aus der Kirche hinausexpedirt.

Mit meiner Wenigkeit befaßten ſich die radikalen Blätter ſehr angelegentlich, beſonders aber die „Conſtitution“ und der „Freimüthige“. Es gab durch zwei Monate keinen Tag, an dem nicht die wüthendſten Ausfälle und die tollſten Erfindungen über mich vorgebracht wurden.

Manche furchtſame Seelen riethen mir damals

— das ganze Schreiben aufzugeben: „ſei es ja doch unmöglich gegen den Strom zu ſchwimmen und ſich gegenüber dem Halloh des literariſchen Lumpengeſindels, dem das große Wort ausſchließlich überlaſſen ſei — Gehör zu verſchaffen.“

Zimmermann, der gewiß kein Ultramontaner war, hat einmal einige Zeilen geſchrieben, welche ſich für damals und für ſpätere Zeiten — auf einen katholiſchen Schriftſteller gut anwenden laſſen. Er ſagt: „Unmännliche Seelen und durch jeden Volkswind hin und her getriebene Köpfe thun da keinen Schritt, ohne vorerſt die große Frage zu unterſuchen: Was werden die Leute dazu ſagen? Ein ſich ſelbſt und ſeinem Gewiſſen überlaſſener Kopf läßt hingegen die Leute ſagen, was ſie wollen. Wahrheit und Recht auf ſeiner Seite machen ihn gleichgültig für den Beifall der Menge, die ſtolz iſt auf ihre Freiheit (oder auch Dummheit) und doch nie mit eigenen Augen ſieht, nie nach eigenen Einſichten handelt, keine feſten Grundſätze hat, in ihrem Verhalten keinen feſten Grundſätzen folget und immer blindlings ſich unterwirft dem einmal herrſchenden Volkston, der Tyrannei der Mode, der Allmacht des Beiſpiels.“

Es war vorauszuſehen, daß die eckeligen Amphibien in der unterſten Jauche des Literaten-

thums jeden ehrlichen Mann, der ein Wort der Verurtheilung über ſie ausſprach, mit ihrem giftigen Krötengeifer beſpritzen werden. Wer ſelber grundſchlecht iſt, hält entweder auch jeden, mit dem er zu thun hat, für grundſchlecht — oder er ſtrebt mindeſtens dahin, daß dieſer von der Menge dafür gehalten werde. So ſagt Marryat in ſeinem: Willy Königseigen: „Es iſt das Unglück derer, die immer zu betrügen gewohnt waren, daß ſie fortwährend glauben, andere ſeien derſelben unehrlichen Künſte befliſſen.“

Es iſt aber auch natürlich, daß während jener Perioden, während welcher die „Lausbubokratie“ (wie Laſſaulx eine gewiſſe Herrſchaft von Leuten bezeichnet, die man etwas feiner „Inſektenknaben“ nennen könnte) das Regiment führt. gerade ehrenhafte Perſonen inſultirt und in dem Koth herumgeſchleift werden. Sagt ja doch auch ſchon der alte Weiſe Abenhamed: „Nicht die unfruchtbaren und verdorrten Bäume peinigt man; die nur werden mit Steinen geworfen, deren Häupter mit goldenen Früchten gekrönt ſind.“ Auch der Ruf der Ehrenhaftigkeit iſt ein Vorwurf für jeden ehrloſen Menſchen, darum ſucht dieſer alle auf ſein Niveau durch Schmähen herabzubringen. Sadi ſpricht in ſeinem Roſengarten:

Du ſollſt die Waffen tragen
Der Wahrheit, dann wirſt du
Den, der mit Phraſen ficht,
Bald aus dem Felde ſchlagen.

Und derſelbige Perſer ſagt von einem Gegner: „Als nun aber mein Gegner nichts mehr vorzubringen wußte, da reckte er die Hand der Läſterung und ging mit leeren Schimpfworten auf mich los. Denn das iſt ja die Regel der Unwiſſenden, daß, wenn ſie von ihrem Gegner überwunden worden ſind, ſie die Kette der Feindſeligkeit raſſeln laſſen.“

Einmal wurde ich in einem langen Artikel mit „Jeſuitiſcher Schuft“ traktirt, und förmlich auf meine Fortjagung von Wien angetragen, und zwar von einem jüdiſchen Handlungskommis, der ſich in der allgemeinen Verwirrung auf's Zeitungsgeſchäft verlegt hatte. Das beſagte Blatt wurde in zehntauſend Exemplaren gratis verbreitet, der Wiener Zeitung beigelegt, und in der Gegend des Pfarrhofes, in welcher ich als Seelſorger angeſtellt war, angeſchlagen. Es verfing aber nichts. Nachdem ſich nun das Jüdlein vergeblicher Weiſe Geld und Mühe koſten gelaſſen, wurde er toll, und beſchuldigte mich tagtäglich mit neuen Erfindungen, wie ſie nur im Gehirn eines wüthenden Schacherjuden ausgeboren werden können.

Einmal brachte er die Nachricht: „Lola Montez habe mir ein koſtbares Strumpfband zum Geſchenke verehrt," ein anderes Mal ſchrieb er: „ich ſei mit einer Schauſpielerin aus dem Joſephſtädtertheater durchgegangen, während meiner Abweſenheit werde Dr. Hock die „Kirchenzeitung" redigiren." Dr. Hock ſtarb als Sektionschef im Finanzminiſterium 1869. Er war nämlich damals furchtlos und mit Energie in Schrift und Wort konſervativ aufgetreten, und der radikalen Clique ſehr verhaßt. Derlei mehr lächerliche als niederträchtige Erfindungen konnte ich nun täglich leſen. Auch wurde ich in Geſellſchaft mit Hofdamen, die mir auch weder dem Namen, noch dem Ausſehen nach bekannt waren, als Mitglied der Camerilla bildlich dargeſtellt und auch ſonſt öfter in Holzſchnitten dem Leſepublikum präſentirt. Anfangs ärgerten mich die handgreiflichen Lügen; ich machte aber bald die Erfahrung, wie man auch für die Inſulten einer revolutionären total zügelloſen Preſſe gleichgültig werden kann. Nach vierzehn Tagen gingen die ärgſten Angriffe ſpurlos an meinem Gemüth vorbei; ich ſaß bisweilen, wenn ich um Mittagszeit in der innern Stadt beſchäftigt war, in einem Speiſehauſe, und las Artikel über mich mit großer Seelenruhe, es konnte mir nicht einmal den Appetit im mindeſten verderben; am

Ende fand ich ſogar ein Plaiſir an der großen Aufmerkſamkeit, die mir das Papiervolk zu erweiſen ſtrebte. Ich vermochte mich in die Lage engliſcher Miniſter, die tagtäglich in den Journalen durchgezogen und verhöhnt werden, ſehr gut zu verſetzen, und es zu begreifen: wie einem ſolchen Mann die Angriffe der Zeitungsſchreiber nur ein ſtilles, mehr behagliches als ärgerliches Lächeln abnöthigen.

Und ein ſolcher Miniſter kann das um ſo mehr, denn der bedeutet doch etwas in der Welt und hat etwas von der Welt, während ich in der Welt weder etwas bedeutete noch von ihr etwas hatte. Auch eine gute Anzahl Drohbriefe wurden mir zugeſchickt, und ich aufgefordert, die Zeitung nicht mehr erſcheinen zu laſſen, oder auf das Aergſte gefaßt zu ſein. Ich erfuhr darnach durch eigenthümliche Combinationen, daß die meiſten dieſer Drohbriefe von einer feindſeligen jungisraelitiſchen Redaktion ausgingen, die ſich wegen einiger zermalmender Thatſachen, die ich über ſelbige in die Oeffentlichkeit brachte (wie z. B. Betrug, Diebſtahl und derlei Kleinigkeiten), an mir um jeden Preis rächen wollte. Bei dieſer Gelegenheit dürfte ein ſehr wenig bekannter Ausſpruch des Papſtes Johann XXII. über die öffentliche Meinung und den Standpunkt, von dem man

ſie zu betrachten hat, am Platze ſein, er lautet: „Alles was ſie lobt verdient Tadel; Alles was ſie denkt iſt eitel, Alles was ſie ſagt iſt falſch; Alles was ſie tadelt iſt gut, Alles was ſie rühmt iſt verächtlich.“ Bzovius ann. 1334 no. 2.

Beim Wiener Bezirk Neubau betheiligte ich mich als Wahlmann bei der Deputirtenwahl für die Kammer. Was wurde da bei den Vorbeſprechungen, bei den Reden der Kandidaten für ein Herz und Nieren durchbohrender Unſinn geſprochen! Ein gewiſſer Goldmark, Doktor der Medizin und Jude, agirte beſonders zu ſeinen Gunſten, die Zeitungen ſeiner Genoſſen wußten ihn nicht genug anzurühmen, als großes Licht in Israel. Er war ein Kandidat mit Hoffnung, und hielt eine zierlich gearbeitete Rede; ich ſchrieb mir Punkte auf einen Zettel, bat den Wahlpräſes nach der Rede Goldmark's um's Wort, und ſuchte ſeinen Unſinn ein wenig zu zerzauſen. Er bekam eine einzige Stimme bei der Wahl, und die von einem Unglaubens- aber Nations-Genoſſen. Goldmark rächte ſich, wie ich nicht anders erwarten konnte, in den Zeitungen Jungisraels wurde ich an den folgenden Tagen wieder ſtärker als gewöhnlich beſchimpft. Ich fand hier Gelegenheit mich zu überzeugen, daß ſolche Wahlen, als „Ausdruck des Volkswillens“, ein kanibaliſcher

Unsinn genannt werden müssen. Am Morgen des Wahltages wußte nur Eine Partei, wem sie die Stimme geben solle, die radikale; die Conservativen und ganz Gleichgiltigen konnten sich nicht vereinigen, wie es gewöhnlich geschieht. Da wurde ich ärgerlich und verlegte mich auf die Wahldiplomatie: mit einem sehr einfachen Manöver setzte ich den Minister Wessenberg durch, dessen Name in den früheren Wahlbesprechungen auch nicht einmal erwähnt worden war. „Es nützte freilich nichts, die Revolution ging ihren Weg.“ Diesen Einwurf hörte ich nach der Hand von vielen Herren, die aus Todesängsten gar nichts gethan haben, als die Hände in den Schooß gelegt, oder die klüglich und klüglich abgefahren sind, um ihre theuere Persönlichkeit in Sicherheit zu bringen. Aber es hätte Vieles nicht geschehen dürfen, wenn die sogenannten Maulconservativen jeder an seinem Posten mehr gethan hätten, als zu jammern und unnütze Klagelieder zu stöhnen.

Im Verlaufe des Sommers erschienen von mir: „Die Schreiberknechte, eine Serenade an das papierene Kirchenregiment“ und: „Blöde Ritter. Gallerie deutscher Staatspfiffe.“ Beide Schriften waren größten Theils schon im Jahre 1847 fertig, ich hatte sie nur zu vollenden.

Jetzt ſah ich ein, daß ich mit der Veröffentlichung derſelben nicht hätte zögern, und ſie noch 1847 loslaſſen ſollen, ich meinte nämlich im Jahre 1848, die darin geſchilderten Zuſtände ſeien ſchon ganz veraltet und ſie dürfen in der Kirche kaum mehr die Oberhand erhalten. Uebrigens iſt dieſe Schilderung keineswegs übertrieben, im Gegentheil, ſie iſt nur ein ſchwaches blaßes Bild der wirklichen Zuſtände, welche in ihr dargeſtellt werden ſollen. Wenigſtens war die Schreiberherrſchaft ungeſchminkt und trat mit einer offenen Zuverſicht auf, wollte ſie ſich mit einer gewiſſen kirchlichen Schminke färben, ſo wär's noch ſchlimmer.

Einmal wurde ein höchſt anrüchiger Bierwirth als Abgeordneter eines radikalen Blattes, dem er ſeine volle Thätigkeit widmete, zu mir geſendet (möglich auch: daß er auf eigenen Antrieb erſchienen war); was er eigentlich wollte, iſt mir heute noch nicht bekannt, nur ſo viel iſt mir klar, daß er aus keiner guten Abſicht kam; ſeine Anweſenheit führte zu einer Scene, in welcher ſich der radikale Bierwirth etwas blamirte; ein Studioſus Juris, mit Namen Joſeph Paul (ein ſehr braver junger Mann, der ſchon Todes abgegangen), war eben bei mir gegenwärtig und ſchilderte den Vorgang in einer eigenen Broſchüre

Der kleine Mann mit rother Naſe, rothen Augen und ſtachelborſtigem, graumelirten Kopf, ſchrieb gegen mich einen langmächtigen wüthenden Artikel in einem Schmutzblatt, in welchem er zum Ende, ſo viel ich mich zu entſinnen weiß, ſagte: „daß er nur mit würdigen Kampfgenoſſen in Zukunft ſtreiten wolle“ und er ſchrieb noch dazu: „armatus sit, quem oderim!“ — Es mußte der Geiſt des Bierkönigs Gambrinus in den alten Burſchen gefahren ſein und ihn dermaßen aufgeblaſen haben, daß er ſich im Momente der Ueberſchwänglichkeit ſelber für den Bierkönig halten mochte.

Seither bin ich zu tauſendmalen die beliebte Zielſcheibe herabgekommener Poſſenreißer und ſittlich zerlumpter Bajazzos des Pöbels geworden. Freche Juden- und Chriſtenjungen, die in den unterſten Gymnaſialklaſſen ſchon jenen Fußtritt bekamen, der ſie bei der Schulpforte hinaus auf die Gaſſe und dem literariſchen Straßengeſindel in die Arme warf, und die des Dafürhaltens ſind, ſie ſeien nun darauf angewieſen ſich durch Lügen, Schimpfen, Schmähen und in den Koth herabziehen ehrlicher Leute ihren Unterhalt zu verdienen, weil ſie eben zu jedem ehrlichen und ehrbaren Wirken in der Literatur zu unwiſſend und impotent ſind — derlei Jungen führten unabläſſig im Munde: ich ſei ein Verbreiter der

Finſterniß, eine Nachteule, ein Volksverdummer, eine Ruine des Mittelalters, ein Beſitzer fauſtdicker Dummheit und nebelhaften Aberglaubens u. dgl. und die Hefe des Pöbels freute ſich mit der Hefe der Literatur, daß beide Hefen ſo geſcheit und ſo überaus vernünftig waren, um einen ſo überaus erhabenen Standpunkt über dieſen Finſterling und Dummkopf einzunehmen. Man muß eben den Leuten ihr Vergnügen laſſen; was ließe ſich zudem in einer Zeit von den Handhabern des Geſetzes erwarten, in welcher dieſe ſelbſt den Pöbel und die Hetzer des Pöbels fürchten, und in der die „Männer“ der ſogenannten „Regierung“ jedes Tages froh ſind, an dem die öffentliche „Meinung“ ihnen gnädigſt ihre „Macht“, ihre „Ehren“, oder eigentlich ihre Beſoldung in den Händen läßt.

Wollte ich ſämmtliche Erlebniſſe und Scenen, in welche ich durch die Herausgabe der „Kirchenzeitung“ verwickelt wurde, hier niederſchreiben, ſo würde der verehrte Leſer ermüden. Nur ein paar Vorfälle meine ich beiſpielshalber noch erwähnen zu ſollen.

Eines unter denjenigen Blättern, die im verkommenſten Pöbel am meiſten Anklang fanden, war: der „Freimüthige“. Der allgemeinen Sage nach von Koſſuth ſubventionirt, wurde es mit

einer maßloſen, nie dageweſenen Frechheit begonnen und fortgeſetzt. Ganz vorzüglich war es gegen die Kirche, das Chriſtenthum überhaupt und beſonders gegen den Clerus gerichtet. Geiſtliche nannte es nie anders als „Pfaffen“, alle Bitterkeit und alles Verkommenſein modernen total ungläubigen und ſittlich untergegangenen Judenthums concentrirte ſich hier in einer giftigen Jauche. Der Redakteur beſaß die eiſerne Stirne, im Programm zu ſeinem Blatt mit großen Lettern drucken zu laſſen: „Wir müſſen von geſtern auf morgen leben. Was wir heute erwerben, muß morgen verpraßt werden. Hoch lebe die Lumperei!“ Die Tendenz des Blattes konnte nicht beſſer gezeichnet werden; der Redakteur (ſammt ſeinen Mitarbeitern) hat ſich auch mit unerſchütterlicher und ſehr nachhaltiger Berufstreue an das Programm gehalten. Es war daran wirklich Alles von A bis Z pure Lumpenarbeit.

Eine Scene aus dem Redaktionslokale dieſes Blattes, intereſſant in ihrer Art, und mir von Augenzeugen berichtet, ſoll hier vorgeführt werden. Daß Redakteure in jenen Tagen des Fauſtrechts durchgeprügelt wurden, war ein öfter vorkommender Fall. Es war auch das einzige Mittel als Abhilfe gegen literariſche Unfüge. Die Behörden

befanden ſich im Zuſtande vollkommener Lähmung. Eine Partie von ungefähr zwanzig Bürgern verabredeten ſich, dem beſagten Redakteur eine Lektion zu geben, es wurde aber ausgemacht, ſich jeder thätlichen Kundgebung der Gefühle zu enthalten, ja den Burſchen nicht einmal zu berühren. Einer dieſer Bürger brachte einen langen Papierſtreifen mit (nach Art der jüdiſchen Bannflüche), auf welchem die Vergehen des Redakteurs in zerſchmetternden Vorwürfen aufgezeichnet ſtanden.

Als dieſe Männer auf die Stube der Redaktion geſtiegen kamen, fragten ſie die verſchiedenen ſchwarzgelockten Jünglinge, die ſich da herumtrieben, um kleine Geſchäfte zu beſorgen, Artikelchen zuſammenzuſtoppeln und neue Begebenheiten im Gebiete des Stadtklatſches auszuwittern, wo der Redakteur ſei. Dieſer erſchien als Dandy im eleganten Schlafrock mit ſcharlachrothem türkiſchen Beinkleid, bekam aber alſogleich einen ungeheuren Schrecken, als er ſo viele in Nationalgardekoſtüm gekleidete Männer in drohender Stellung und bedeckten Hauptes vor ſich ſah. In Verlegenheit und mit ſtockendem Athem fragte er: „Mit was kann ich den Herren dienen?“ „Nur Zeit gelaſſen Lump! das wirſt Du gleich hören,“ brüllte eine furchtbare Baßſtimme aus

dem Hintergrunde. Der Redakteur erbleichte, ſeine Kniee begannen zu ſchlottern.

Der Inhaber des Papierſtreifens trat an das Schreckensbild heran, um die beabſichtigte Vorleſung zu halten. Da wollte nun der Redakteur um Hülfe rufen und murmelte etwas von Reaktionären, Camerilla und Feinden der Freiheit. — Der Junge fungirte frühere Zeit als Theaterrecenſent, und war in Peſth, Preßburg und Wien, ob ſeiner Keckheit im Zeitungsſchimpfen, oftmals maßlos durchgewallt, wie auch aus verſchiedenen Gaſt- und Kaffeehäuſern, in Anweſenheit vielen Publikums und jedesmal unter einem großen Beifallsſturm hinausgeworfen worden. Daher ſeine beſondere Befangenheit und Angſt in Erwartung der bevorſtehenden tragiſchen Augenblicke. — Einer der Anweſenden ſagte, um den Geängſtigten in etwas zu ſich zu bringen: „Fürchte Dich nicht, von Schlägen iſt keine Rede, wir haben uns das Wort gegeben, Dich nicht anzurühren, aber weder aus Reſpekt vor Dir, wie Du Dir leicht denken kannſt, noch aus Furcht, noch aus Barmherzigkeit, ſondern nur: weil uns vor Dir grauſt, alſo aus Ekel!“ — Da fragte nun in Eile ein kleingewachſener, ſchwarzgekrauſter und bebärtelter Junge bei einigen Garben ganz hündiſch freundlich: „wer denn der Mann vorne

ſervativ zu werden, und bat förmlich um noch fernere Aufträge. Einer der Anweſenden verſchob ihm lachend die Perrücke, das war die einzige Thätlichkeit, welche vorkam. Unter Gelächter verließen nun die Bürger das Redaktionslokale, einige drohten — aber nur ſcherzweiſe — mit dem Tod, wenn er ſeine Gelöbniſſe nicht einhalten werde. Ueber den Lärm waren die polniſchen Juden der ganzen Nachbarſchaft zuſammengeſtrömt, ſie meinten wahrſcheinlich, daß einer der Ihren einer Todesgefahr ausgeſetzt ſei; in dieſer Anſicht wurden ſie auch noch von den herabgekommenen Juden beſtärkt, welche in der bekannten überſchwänglichen orientaliſchen Phantaſie, wenn es ſich um Ausmalung von Gefahren handelt, die vereinzelte Ohrfeige zu einem blutigen Gemetzel und zu mindeſtens einem halben Dutzend Todtſchlägen vergrößert hatten.

Der Redakteur eilte ſogleich nach dem Vorgang auf die Aula und in den Sicherheitsausſchuß, erzählte dort das Haar- eigentlich Perrückenſträubende, was er erlebt, bat um Schutz, erklärte die Errungenſchaften in Gefahr, denunzirte eine Camerillaverſchwörung u. ſ. f. Die folgenden Tage lagen ſechs Mann aus dem Stamme Zabulon mit geladenen Gewehren vor der Redaktionsbude zum Schutz und Schirm des geängſtigten Jung-Israel,

zum Hort und zur Ruhe eines seiner größten Helden und Ritter.

Das Blatt: „Der Freimüthige“ erzählte am nächsten Tag von einer weitreichenden reaktionären Verschwörung, von Philisterbanden, die gedungen wären u. dgl.; der Redakteur selbst aber rühmte sich, daß er wie ein Held aus Canaan muthig und erhaben inmitte seiner Bedränger stand u. s. w., so daß die Augenzeugen seiner grauenhaften Furcht und flehentlichen Bitten vor Verwunderung über ein so großartiges unverschämtes Lügen, das Blatt aus den Händen fallen ließen.

In allen radikalen, besonders aber in den jung-israelitischen Blättern, wurde über dieses fluchwürdige Attentat auf die geheiligte Person eines Redakteurs der Ihrigen, massenhaft geschmäht und gelogen, um das Volk gegen diejenigen zu hetzen, die sich daran betheiligt, um andere gleichen Sinnes wie diese, gehörig einzuschüchtern.*)

---

*) Es ist hier zu bemerken, daß reiche und gescheitere Juden das arge Treiben ihrer Stammgenossen von der Feder minder billigten, denn sie sahen offenbar, das könne für sie selber zu nichts Gutem führen. Auch dem orthodoxen Judenthum war das Gebahren von Jung-Israel, wie sich denken läßt, nicht besonders angenehm, weil es sich zu arg und aufreizend

Einige gleich=geſinnungstüchtige Blätter mach=ten ſich nun die abgekartete Aufgabe, zu verbreiten, an der Spitze des erzählten „Attentates“ ſei der Redakteur der „Kirchenzeitung“ geſtanden, er habe im unwürdigſten Benehmen den Redakteur des „Freimüthigen“ eigenhändig ſchlagen wollen u. dgl. — An allen dem war natürlich kein wahres Wort: ich ſaß während der Momente, in denen die obige Begebenheit vorfiel, eine Stunde weit vom Orte der That in meiner Wohnung; und erfuhr die ganze Geſchichte erſt am Nachmittag, als ſie be=reits zum Stadtgeſpräch geworden. Uebrigens glaubt der Pöbel in einer revolutionirten Stadt Alles und Jedes — ja er glaubt es um ſo eher, um ſo dummer und abgeſchmackter die Lüge iſt, welche die Hetzer ihm aufheften wollen. So be=merkt auch Manzoni in „Gli sposi promessi:“ „Leidenſchaftliche Gemüther beſitzen eine unheil=bringende Gelehrigkeit, was die andern in Leiden=ſchaftlichkeit ihnen vorreden, das glauben ſie augen=blicklich.“

---

herausſtellte. Was hätten die zwei berühmten und ge=lehrten Wiener Rabbiner Jizchak († 1240) und Schalom Mraſch († 1405) geſagt, wenn ſie ihre Häupter aus dem alten Judengottesacker in der Leopold=ſtadt emporgehoben hätten?

Ein Literat Namens Löbenſtein, von Geburt Jude, proteſtantiſch getauft und geweſener Theologieſtudioſus an einer proteſtantiſchen Univerſität Deutſchlands, der zu ſelber Zeit in Wien auch ein Blatt unter dem Titel: „Wiener Allgemeine Zeitung“ redigirte, ſchrieb über den „Mordverſuch“ am Redakteur des „Freimüthigen“ einen wüthenden Artikel unter dem Titel: „der Pfaffenbube“; im Verlaufe des Artikels wurde der Clerus ſchmählich herabgeriſſen, der Katholikenverein eine nichtswürdige Rotte genannt, und zum Schluſſe geſagt: „Mit dem letzten Pfaffen ſtirbt der letzte Feind der Freiheit;“ in dem Artikel wurde ſupponirt: ich ſei der Anführer jener Nationalgardiſten im Bureau des „Freimüthigen“ geweſen.

Der Staatsanwalt beſchuldigte den Redakteur Löbenſtein, daß in dieſem Artikel förmlich zu einer Bartholomäusnacht gegen die Geiſtlichen aufgefordert werde. Es kam zu einer öffentlichen Schlußverhandlung. Häfner (dem bucklichten Ausſehen und der Blutgier nach ein Richard III. in einer Weſtentaſchenausgabe), Redakteur des rothen Blattes „Conſtitution“, war Vertheidiger des Löbenſtein. — Häfner erwiderte auf die Anklage: „Der Verfaſſer des beſagten Artikels habe wie er und gewiß alle, welche die Geiſt-

lichkeit kennen, zwiſchen Prieſter und Pfaffen unterſchieden. Die erſtern werden von ihm und ſeinem Clienten mit aller Achtung betrachtet, die den Tröſtern in den ſchwerſten Nöthen gebühren, die letztern aber ſeien vor Gott und den Menſchen zu verfolgen und zu verdammen. Ferner ſei der ganze Artikel auf Brunner gemünzt, welcher entſchieden reaktionär und jeſuitiſch ſei, auch das Attentat auf Herrn Mahler geleitet habe und einer von denen ſei, die bedauern, daß er (Häfner) am 18. Mai nicht gehenkt worden."

Daß Häfner am 18. Mai ſchon ſo nahe daran war, gehenkt zu werden, wußte ich damals gar nicht — konnte alſo auch damals nicht bedauern: daß dieſer Herr nicht gehenkt worden ſei. Von dieſer Gefahr für die gute Sache habe ich eben erſt durch die Aktenſtücke des in Rede ſtehenden Prozeſſes Kunde erhalten.

Der Staatsanwalt bewies aus einer Note des Criminalgerichtes, daß der Redakteur der Kirchenzeitung Brunner an jenem Attentate gegen Mahler durchaus nicht betheiligt war, und ſuchte darzuthun, daß überdieß im Artikel die ganze Geiſtlichkeit angegriffen ſei. — Der Vertheidiger Häfner ſprach noch viel Unſinn über den Clerus.

Zum Schluß erhob ſich der Angeklagte Löbenſtein ſelbſt, blaßgelb, hager, ſchwarzgelockt und hielt eine Rede gegen die römiſch-katholiſche Geiſtlichkeit. Er ſuchte gegen dieſelbe das Proletariat zu hetzen, indem er den katholiſchen Clerus beſchuldigte: „daß dieſe den Theil der Löhnung, welchen der Staat den öffentlichen Arbeitern abzog, nicht aus Eigenem dieſen Arbeitern erſetzt hätten, was doch ihre Schuldigkeit geweſen wäre.“ Nach dieſem kommuniſtiſchen Excurs erging ſich der Redner auch in ſchändlichen Angriffen auf hohe Perſonen, und ſchloß mit dem an die Geſchwornen gerichteten Bedenken: „Ihm liege nichts an der Verurtheilung, aber die Geſchwornen mögen erwägen, daß ſie das Volk durch eine Schuldigſprechung erbittern,*) denn das Volk ſtehe auf ſeiner Seite gegen die Geiſtlichen, das beweiſe die Katzenmuſik gegen den Erzbiſchof.“ — Die letztere war bekanntlich von ausländiſchen Wühlern eigens arrangirt, in den Anreden an's Volk machten ſich beſonders norddeutſche und ſüdpaleſtiniſche Dialekte vernehmbar. Während dieſer Ver-

*) Seit 1848 iſt es immer bei den Schreibjuden Gebrauch, den Haß, welchen ſie durch ihr Treiben hervorgerufen haben, von ſich abzulenken und die Chriſten gegen den Clerus zu verhetzen.

theidigungsrede vergoß Löbenſtein merkwürdiger Weiſe viele bittere Thränen. Die Geſchwornen waren aber ehrenhaft genug ſich nicht bewegen und nicht einſchüchtern zu laſſen. Wüßte ich die Namen der Männer, ich würde ſie nennen (nur einer davon wurde mir namentlich bekannt: es war der Waffenfabrikant Ohligs, ein geborner Rheinländer); denn es gehörte ein großer Muth und eine unerſchütterliche Ehrenhaftigkeit dazu, am 6. Oktober 1848, am Tage vom grauenvollen Mord des Kriegsminiſters Latour, wo alle böſen Leidenſchaften ſchon aufkochten und das Blut und die Blutgier in den Adern eines verhetzten Pöbels tobten, einen radikalen Redakteur ſchuldig zu finden und zu verurtheilen. Das Urtheil lautete auf drei Wochen Gefängniß. — Die Gallerien, von Leuten gleicher Geſinnung mit dem Angeklagten und dem Vertheidiger gefüllt, ziſchten drohend, als das „Schuldig" verkündigt wurde. Der Präſident des Gerichtes, Graf Breda, drohte dem Volk mit Ernſt und Muth, er werde die Gallerien augenblicklich räumen laſſen, darnach wurde es ſtille. Löbenſtein hat natürlich ſeine Haft nicht angetreten, ſondern flüchtete ſich. Der unglückliche Menſch erſchoß ſich in Hamburg Anfangs des Jahres 1853 an einem Morgen in ſeinem Bette, aus Hunger und Verzweiflung. Der

Redakteur des „Freimüthigen“ aber entfloh, wie die Sage geht, in geiſtlicher Kleidung, dem Arme der Juſtiz. Es wäre eine eigenthümliche Nemeſis geweſen, wenn er irgendwo von den Bauern, die er ſo ſehr in ſeiner „Bauernzeitung“ (welche er nebenbei zur Bearbeitung des Landvolkes gegen geiſtliche und weltliche Obrigkeit herausgab), gegen den Clerus hetzte, eine ihm ſehr oft widerfahrene Gattung „Inſulten“ hätte erleiden müſſen. Intereſſant bleibt, daß er im Gewande jenes Standes ſein Heil ſuchte, den er ſo ingrimmig herabgewürdigt.

Es war merkwürdig, wie frech beſonders die Judenpreſſe operirte, um den Clerus verhaßt zu machen. Nur ein Beiſpiel. Unter den Arbeitern im Prater fing ein Rudel Eingeweihter einen ſimplen Bauer von Miſtelbach ein, ohne daß dieſer irgend eine Veranlaſſung hiezu gab. Er wurde ſogleich auf die Aula geführt und in der Jägerzeile ausgeſprengt, es ſei dieß ein Pfarrer, der mit zwanzigtauſend Gulden in der Brieftaſche entdeckt worden iſt, als er eben die Arbeiter zu Gunſten der Camerilla bearbeiten wollte. Die Geſchichte ſtand ausgemalt in allen Schandblättern; die Redakteure wußten, daß es nur ein orientaliſches Mährchen war, von Einem der Ihren erfunden, aber das Volk mußte gegen „die Pfaffen“

bearbeitet werden. Der Bauer, der nicht zwanzig Gulden bei ſich trug, wurde am folgenden Tag freigegeben, die Zeitungsleſer aber im Glauben an das Anſinnen des Pfarrers mit zwanzigtauſend Gulden belaſſen. So operirten die ſchwarzgelockten Volksfreunde.

Eine Infamie ohne gleichen hatten die ſchwarz- und blondgelockten Freunde des Deutſchkatholicismus unternommen. Um den Clerus mit Eklat zu diskreditiren, hatte man eine öffentliche Dirne bezahlt, mit der Weiſung, ſie ſolle ſich Abends im Pfarrhofe St. Johann, in der Jägerzeile einſchleichen und verſtecken. — Nachts darauf ſollte unter irgend einem radikalen Vorwand eine Hausſuchung vorgenommen — die Dirne an's Licht gezogen und der Spektakel in allen Zeitungen proklamirt werden.

Der Meßner entdeckte aber dieſe Dirne, und als er ſie davonjagen wollte, bat ſie flehend um einen Unterſtand nur dieſe Nacht.

Der herbeigerufene Pfarrproviſor Terklau durchſchaute das Gewebe und ließ die Perſon mit Gewalt fortſchaffen.

Später wurde der ganze — dieſer infamen Clique mißlungene Plan entdeckt. Das ſind die ſchönen Mittel der Volksaufklärer.

Im Juni wurde durch Can. Veith in Wien

der Katholikenverein begründet. Die ersten Versammlungen fanden ſtatt im großen Saale des Palais Lobkowitz, ſpäter im Prüfungsſaale bei St. Anna, den der Domſcholaſter Piller bereitwillig zu dieſem Zwecke einräumte. Wären dieſem Vereine nicht leider auch von geiſtlicher Seite mehr Hemmniſſe gelegt, als Aufmunterung geſpendet worden, ſo hätte er auch im Jahre 1848 noch eine größere Wirkſamkeit entwickeln können.

Eine gute Anzahl von Geiſtlichen aus Wien ließ, um die Unerſchrockenheit und den Muth Dr. Veith's in den Tagen der Gefahr wenigſtens in etwas zu ehren, einen ſilbernen Ehrenbecher anfertigen, welcher auf vier Flächen die Inſchrift trug: „Praeconi Verbi Divini, Joanni Emanueli Veith, Medic. et Theol. Doctori, Can. Salisb., Clerus Viennensis dedicat 1848.“ Auf vier unteren Flächen zeigten ſich folgende Embleme, welche auf Titel von vier Predigtwerken des Herrn Dr. Veith hinweiſen: 1. Ein Blumenkranz mit einem Kreuze in der Mitte (Homilienkranz). 2. Ein Kelch mit einer Hoſtie, umgeben von Kornähren und Weintrauben (Euchariſtia). 3. Sieben Schwerter von einem Dornenkranze umſchlungen (Mater Dolorosa). 4. Die Leidenswerk-

zeuge Chriſti (die Leidenswerkzeuge, Faſtenreden).

Eine Deputation aus dem Wiener Clerus überreichte Veith den Becher und ich hielt bei dieſer Gelegenheit eine Anſprache, aus welcher hier einiges angeführt erſcheint: „Hochwürdiger Herr! Ein Leben, reich an Erfahrung, liegt hinter Ihnen. Jahrelang haben Sie als treuer Diener unſeres Herrn und Gottes den Samen ſeines heiligen Wortes in die Herzen ausgeſäet. Der Dank von Tauſenden und Tauſenden iſt Ihnen dafür geworden, und wie Viele ſind ſchon vor Gottes Thron berufen, die von Ihnen während ihres Wandels auf Erden gelenkt worden ſind auf die Bahn des Heiles, oder die Sie ermuthigt haben, fürder zu ſchreiten auf dem Weg, der zum Leben führt. Es möge und es wird Ihnen auch einſt dafür der ewige Lohn desjenigen werden, der keine gute That unbelohnt läßt, der die Mühen ſeines treuen Dieners zu würdigen weiß, welcher die empfangenen Talente nicht in einem Schweißtuche aufbewahrt, ſondern reiche Zinſen damit eingeerntet hat, gewiß dieſer Lohn, Gottes Lohn wird Ihnen einſtens nicht ausbleiben, denn treu iſt der Herr in ſeiner Verheißung. — Wenn der innigſt gefühlte Dank Ihrer Hörer und Leſer ein irdiſcher Lohn iſt, ſo

vergeht kein Tag, an dem Sie ſolchen nicht empfangen. Möge es nun auch uns vergönnt ſein, im Namen der Gläubigen, die Sie durch Wort und Schrift belehrt haben, dieſen Dank Ihnen gegenüber offen auszuſprechen; beſonders wir, Glieder des jüngeren Clerus der Wiener Diözeſe, fühlen es, was wir Ihnen ſchuldig ſind. Sie haben ſchon damals, als wir zum geiſtlichen Stande uns heranbildeten, uns durch Ihre Predigten und Schriften das Verſtändniß der chriſtlichen Wahrheiten gegenüber den Anfechtungen und Irrthümern der Zeit klar enthüllt, und mit der Macht der Wiſſenſchaft, die eine Gabe des heiligen Geiſtes iſt, uns im heiligen katholiſchen Glauben geſtärkt und befeſtigt; Sie haben die Liebe zur chriſtlichen Wiſſenſchaft in uns rege gemacht, und weſentlich dazu beigetragen, daß wir auf dem gegenwärtig gegebenen Boden der verkehrteſten Anſichten einer gottverläugnenden Weltanſchauung uns zurecht finden. Wir ſind überzeugt, daß in dieſen Dank unſere Brüder in allen deutſchen Gauen freudig einſtimmen werden. — Der Geiſt Gottes hat von jeher in der Kirche Männer erweckt, die ganz vorzüglich eingedrungen ſind in das Verſtändniß ihrer Zeit, die es klar aufgefaßt haben, was Noth thut, und die mit der Leuchte heiliger Wiſſenſchaft zuvörderſt ge-

ſtritten haben gegen die Macht des Unglaubens und gegen die finſteren Mächte der Lüge und Verneinung. — Einen ſolchen Mann erkennt die deutſche katholiſche Welt auch in Ihnen. — Die Gunſt und Anerkennung der Mächtigen haben Sie nie geſucht, die ungeheuchelte Freude über Ihr ſegensvolles Wirken wurzelt im Herzen vieler tauſend Katholiken, wie auch in den Herzen aller wahren Prieſter der Kirche in Deutſchland, welche durch Ihre Schriften belehrt und erbaut worden ſind. — Der Ruf zu höheren Würden, der ſchon vor Jahren von mehreren Seiten des Auslandes her an Sie ergangen, hat in Ihrem Herzen keinen Widerklang gefunden. Sie beſchloſſen, Ihr lebendiges Wort dem Vaterlande zu weihen, hier die Lehre der Kirche zu verkündigen. Wir haben es noch alle im friſchen Andenken, wie Sie dicht umrungen von eifrigen Zuhörern auf dem Lehrſtuhle des altehrwürdigen Domes zu St. Stephan geſtanden ſind, und den Quell des heiligen Troſtes in manches kummerbelaſtete Herz gegoſſen haben, und wie mancher zweifelnde Geiſt durch die Macht Ihrer Rede zu freudiger Ueberzeugung und zu ſiegesfroher Thatkraft für die Zukunft gelangte. Wie man Ihr Wirken im deutſchen Vaterlande ehrt, das habe ich ſelber vernommen an der Donau und am

Rhein, am Neckar und an der Dreiſam, an der Saale und an der Spree, an der Moſel und an der Elbe, im ganzen deutſchen Stromgebiet, in allen Städten, wo es katholiſche Chriſten gibt, und ſelbſt gläubige Proteſtanten haben mit Verehrung von Ihren Schriften geſprochen. — Erweiſen Sie uns die Ehre, dieſen Pokal als das Symbol unſeres Dankes anzunehmen, er gebührt dem, der ſchon ſo Viele auf der Wanderſchaft durch die Wüſte des Lebens mit der klaren, reinen Fluth heiliger Lehre, geſchöpft aus dem Quell aller Wahrheit, geſtärkt und erquickt hat. — Uns aber ſoll dieſe Stunde im Angedenken bleiben, ſie ſoll uns eine heilige, ehrende Erinnerung ſein. Jene aus uns, die dem Laufe der Natur nach Sie überleben, werden gewiß noch nach langen Jahren, wenn Sie längſt zur Anſchauung deſſen gelangt ſind, was Sie hier geglaubt und gelehrt haben, jene aus uns ſage ich, werden noch bewegt und gerührt jenes Augenblickes gedenken, in welchem wir Sie jetzt hier freudig begrüßt haben, um unſere Liebe und Anerkennung im freien offenen Worte auszuſprechen! Unſer Gebet aber bleibt es, Gott zu bitten, daß er Sie noch recht lange ſegensreich wirken laſſe, daß er Sie nach ſeinem weiſen Rathſchluß noch lange in unſerer Mitte erhalten wolle!“ —

Zur Charakteriſtik der kirchlichen Zuſtände in Wien 1846 mag folgende Epiſode aus dem Leben Veith's hier in Kürze mitgetheilt werden, weil dem Schreiber dieſes auch eine, wenn auch unbedeutende Rolle dabei übertragen worden iſt.*)

Der Domherr und Profeſſor Staudenmaier fragte mich 1846 in Freiburg, was es denn mit der Abdankung des Dr. Veith als Domprediger in Wien eigentlich für eine Bewandtniß habe? Ich berichtete: Veith wurde 1818 in Wien als Israelit getauft. Er war damals Direktor und Profeſſor an der Veterinärſchule mit einem Fixum von 3000 Gulden, freier Wohnung und Equipage, und einen durch ſeine ausgedehnte Praxis bedeutenden Nebeneinkommen. 1825 verließ er dieſe glänzende Stelle und trat in den Orden der Redemptoriſten, wurde zum Prieſter geweiht, und blieb hier auf der Kanzel und im Beichtſtuhle thätig bis 1830. Kränklichkeitshalber verließ er den Orden, wurde Weltprieſter und als Cooperator an der Pfarre ad novem choros zu Wien verwendet. 1832 wurde er Domprediger bei St. Stephan mit 400 Gulden Gehalt und

*) Mit Akten ausführlich iſt von mir der Verlauf geſchildert in „Katholiſche Bewegung". Würzburg bei Wörl. Jahrgang 1888. S. 270—280.

Wohnung. Das alles findet ſich ausführlich in: Johann Emanuel Veith. Eine Biographie von Heinrich Löwe, Wien 1879, Braumüller. Im Jahre 1844 fühlte ſich Veith in ſeiner Geſundheit angegriffen und bat das Conſiſtorium in Wien um Enthebung von ſeiner Predigerſtelle. Es wurde ihm Ende Juli bedeutet:

„Das Conſiſtorium habe mit Bedauern aus der vorgelegten Bitte um Enthebung von dem Amte eines Domprebigers die geſchwächten Geſundheitszuſtände des Herrn Bittſtellers erſehen und werde mit Rückſicht auf die wünſchenswerthe längere Erhaltung desſelben ihn mit Ende des Kirchenjahres von ſeiner Anſtellung entlaſſen, nur müſſe derſelbe vorher ſich äußern, ob für ſeinen anſtändigen Lebensunterhalt gehörig geſorgt ſei, da das Conſiſtorium einen verdienten Mann nicht in eine hülfsbedürftige Lage verſetzt ſehen wolle."

Mit welchem Gefühle Veith (der ſeine glänzende Stelle aufgegeben, um Prieſter zu werden) dieſen Kanzleierlaß aufnehmen mußte, das möge der Leſer ſelber ſich vorſtellen.

Löwe berichtet weiter. Ein Monat ſpäter wurde ihm durch eine weitere Zuſchrift des Conſiſtoriums eröffnet:

„Es ſei die Sache des Herrn Domprebigers, für ſeine Suſtentation die ihm erwünſchten Mittel und Wege vorzuſchlagen, das Conſiſtorium könne demſelben

nur bedeuten, daß er in dem Falle, wenn er sich zur Fortsetzung seines Amtsgeschäftes nicht mehr geeignet finde, entweder seine Pensionirung mit Beilegung von ärztlichen Zeugnissen ansuche, oder bestimmt um eine andere seinen Kräften und seinem Wissen angemessene Anstellung zu bitten habe, das Consistorium werde dann sein Gesuch zu unterstützen nicht unterlassen."

Am 19. Juni 1845 setzte das Consistorium Veith in Kenntniß, daß Seine Majestät mit allergnädigster Entschließung in gnädiger Anerkennung seines sehr verdienstlichen Wirkens ihm eine Pension von 800 Gulden aus dem Nieder-Oesterreichischen Religionsfond zu verleihen geruhte. Es wurde damals allgemein erzählt, das Consistorium habe für Veith 400 Gulden in Vorschlag gebracht, da es sich zu einer weiteren Ueberschreitung der Normen nicht für befugt erachtete, es sei jedoch schon von der Landesregierung auf 600 Gulden und schließlich von der Hofkanzlei auf 800 Gulden erhöht worden. —

Als die Regierung Veith zum Direktor der Veterinärschule ernannte, wurde ihm diese lukrative Stelle ohne Bittgesuch von Seite der Regierung in Anbetracht und Würdigung seiner zu dieser Stelle erforderlichen Kenntnisse verliehen. Jetzt sollte er sich bittschriftlich um eine Stelle zu seiner künftigen Subsistenz bewerben, oder nachweisen, ob

für ſeinen anſtändigen Lebensunterhalt hinlänglich geſorgt ſei.

In der Diözeſe gaben ſich viele Verehrer Beiths der Hoffnung hin, es werde dieſem ſo verdienten Manne — nicht nur als ein ſehr wohl verdienter Dank für ſeine Leiſtungen, ſondern auch bezüglich des Einkommens — als eine Beihülfe, ſich zu ſeinen ferneren Studien und Arbeiten den hiezu nöthigen literariſchen Apparat anſchaffen zu können — ein Kanonikat bei St. Stephan verliehen werden; dieſe im Intereſſe der katholiſchen Wiſſenſchaft wohlwollende Hoffnung und Anſicht konnte freilich von jenen, die mit dem ganzen damaligen Regierungsſyſtem vertraut waren, nicht getheilt werden.

Dieſe Vorgänge bezüglich der „Verſorgung“ Beiths habe ich nun 1846, in ſo weit mir dieſelben bekannt waren, dem Domherrn Dr. Staudenmaier (Freiburg) auf deſſen entſchiedene angelegentliche Fragen mitgetheilt. Die Urtheile, welche dieſer Gelehrte über die kirchlichen Zuſtände in Oeſterreich darnach ausgeſprochen, will ich aus guten Gründen hier nicht anführen, auch darum nicht, weil dieſelben ſich für jeden, der unbefangenen Blickes die Sachlage beurtheilen kann, von ſelbſt ergeben.

Erinnerlich ist mir, daß ich dem Dr. Staudenmaier bemerkte, es handle sich hier nicht um einzelne machthabende Persönlichkeiten, sondern um ein System, und dieses System ist der pure Mechanismus; wie in einer Mühle bei Anfertigung des Kammrades ein Kamm genau so hoch und breit sein muß wie der andere und keiner über die anderen hinausragen darf — weil sonst die Herumhaspelung der Maschine zerbrechen und in Stockung gerathen müßte; so wird auch bei diesem System ein jeder höher hervorragender Geist als ein unliebsamer Störenfried betrachtet; rücksichtlich dieses Mechanismus ist auch als Devise für Prediger und Seelsorger immer das „stille Wirken" betont, gelobt, hervorgehoben und belohnt worden.

Die Domkapitulare hatten die Aufgabe, die Geburts-, Sterbe- und Eheprotokolle des vergangenen Jahres aus sämmtlichen Pfarreien der Diözese genau durchzusehen, und alle Mängel, welche sich da vorfanden, genau anzugeben und zu rügen. Stiftungs-, Eherechts-, Verlassenschafts-, Pfründen- und Stellenverleihungsangelegenheiten wurden in den Consistorialsitzungen verhandelt — von der geistigen Bewegung in der Kirche, von den Anfeindungen derselben in den Gebieten der Wissenschaft und des socialen

Lebens, von den Mitteln, den Feinden der Kirche Widerſtand zu leiſten, von Maßnahmen oder auch nur Klagen gegen oder über die Vergewaltigung der Kirche von Seite großer oder kleiner Bureaukraten konnte und durfte bei dieſen Sitzungen nie und nimmer eine Rede ſein; — daß nun Veith in dieſen Mechanismus hinein nicht getaugt hat — das iſt eben in dem Syſtem gelegen.

Aber zu einer Profeſſur in der Theologie wäre doch dieſe eminente Kraft zu verwenden geweſen! — Auch nicht — auch das wäre eine Störung des Mechanismus geweſen. Die Profeſſoren wurden gewöhnlich nach dem Senium der Dienſtzeit aus irgend einer Univerſität oder Lehranſtalt der Provinz nach Wien berufen.

Selbe mußten ſich als ruhige ſtille unbemerkte Leute dokumentirt und nebenbei einige gute Empfehlungen in dieſer Richtung erworben haben. Auch in den Mechanismus des Profeſſorenthums hat Veith nicht hineingetaugt. Denn auch ein Lehrer, der durch ſeine Vorträge die Zuhörer irgendwie beſonders angeſprochen und begeiſtert hätte, von dem in weiteren Kreiſen als von einer wiſſenſchaftlichen Notabilität geſprochen worden wäre — wurde weitaus mehr als ein

gefährliches, denn als ein nutzbringendes Möbel im Universitätshaushalte angesehen.*)

Dem Dr. Staudenmaier berichtete ich über die Wiener Zustände bezüglich des Dr. Veith — im wesentlichen dem Sinne nach, wie ich es hier oben angeführt. Einen besonderen Eindruck mußte es auf den edel gesinnten Mann gemacht haben: daß Veith auch noch mit einer Bittschrift um eine erbärmliche Pension betteln mußte.

Als ich nun ein paar Tage später mit Staudenmaier in einer anderen Angelegenheit gesprochen, gab er mir einen entschiedenen Auftrag bezüglich des Dr. Veith — ich konnte vermuthen, daß er sich früher mit anderen Domherren und dem Erzbischof Vikari über dieses Thema besprochen.

---

*) So kam der famose Füster, mit den besten Empfehlungen auf die Lehrkanzel der Universität als Religionslehrer — für die Hörer des philosophischen Kurses — der im Jahre 1848 den damals lebenden Maschinenmeistern eine eindringliche Lehre hätte geben können. Würde man Veith diese Stelle angeboten haben, er hätte sie als einen ihm willkommenen Wirkungskreis nicht zurückgewiesen, freilich darum betteln und Kurialien machen, dazu würde er sich im edeln Bewußtsein seiner geistigen Würde und seines Werthes nicht herbeigelassen haben.

Staudenmaier ſprach dem Sinne nach wie folgt: Wenn Sie nach Wien kommen, ſo fragen Sie den Veith, ob er geſonnen wäre, eine Stelle in dem hieſigen Domkapitel anzunehmen. Er würde in dieſem Falle durchaus mit keiner Arbeit beläſtigt werden, ſeine Zeit vollkommen für ſeine literariſche Thätigkeit frei haben, wenn er nach ſeinem Belieben dann und wann eine Predigt übernehmen wollte, ſo würde man ihm von allen Seiten dafür Dank erweiſen; aber auch in dieſer Richtung ſoll er ganz nach Gutdünken und vollkommen frei handeln; auch braucht er keinerlei Geſuch, keine Bittſchrift zu überreichen — es genügt vollkommen, wenn er uns durch Sie ſein Jawort überſendet, und alles andere durchzuführen wird dann meine Aufgabe ſein. Wir werden uns eine Ehre daraus machen, dieſen Mann in unſerer Mitte zu haben.“

Ich erwiderte dem Dr. Staudenmaier: ob nun Veith in ihren edlen Vorſchlag eingeht oder nicht — jedenfalls kann ihn dieſes Anerbieten freuen, aber auch tröſten; es gereicht dem Veith, aber auch Ihnen und dem ganzen Kapitel zur Ehre, und ich werde es ſeiner Zeit bekannt machen, daß man erfährt, wie man im Auslande bedeutende Männer anders zu ſchätzen wiſſe, als dieſes bei uns der Fall iſt.

Ich ging dann von Freiburg nach Frankreich. Als ich wieder nach Wien kam, berichtete ich dem Dr. Veith wörtlich den Antrag Staudenmaier's; er war sichtlich darüber gerührt, wollte aber aus verschiedenen Gründen nicht von Oesterreich fortgehen. Schon zwölf Jahre früher (1834) wäre er durch Görres' Vermittlung an die Universität nach München berufen worden (siehe Löwe S. 184) und er hatte auch diesen Ruf dankend abgelehnt.

Veith wollte einerseits Wien, wo er doch edle und erprobte Freunde besessen, nicht verlassen, und er war auch anderseits zu nobel, um der erfahrenen Behandlungsweise in Wien jene in Freiburg als ein Paroli entgegenzusetzen. Von Seite der Verehrer Veiths wurde dieser Antrag mit Satisfaktion besprochen, und seine hohen Nichtfreunde wollten zu ihrer Tröstung daran gar nicht glauben. Es wurde uns jetzt von einer Seite gerathen: die Namen der Domkapitulare, welche damals bei St. Stephan existirten und die Namen der theologischen Professoren, die an der Wiener Universität docirten, ohne irgend eine weitere Notiz in vorliegender Abhandlung anzuführen. Wir wollten aber in diesen Vorschlag nicht eingehen: nachdem diese Namen ohnedieß verschollen sind, warum dieselben wieder repro-

duciren? Es waren ja auch gute, wohlwollende Persönlichkeiten darunter, sie erfüllten ihre Pflichten, so gut sie es konnten, und man soll von keinem mehr verlangen, als was ihm gegeben worden ist; auch bedarf Veith nicht seiner damaligen Umgebung als Folie, um seine geistige Bedeutung in ein vortheilhaftes Licht zu stellen.

Um das damalige Verhältniß der Kirche zum Staat in das rechte Licht zu setzen, sollen aus hunderten ähnlichen uns bekannten Fällen nur einige beispielsweise angeführt werden, und zwar solche, die sich noch am Vorabende der 1848iger Revolution ereignet haben.

Ein Herr (den Namen lassen wir ruhen) wurde zum k. k. Hofrath erkiesen, derselbe hatte auch bei der Studien-Hofkommission mitzuberathen und zu votiren; eine andere hohe Stelle, die er bekleidete, erforderte das Doktorat der Theologie — dasselbe mußte ihm zwangsweise durch Hochdruck die theologische Fakultät verleihen (selbstverständlich durfte sich die Fakultät nicht die kecke Frage erlauben: auf welche Leistungen im Gebiete der Wissenschaft hin — dieses Haupt mit dem Lorbeer umschlungen werden sollte) und so war hier der Spruch: „Wissenschaft ist Macht“ — geradewegs in das Gegentheil verwandelt und mußte lauten: die Macht ist Wissenschaft.

Da handelte es ſich bei einer Sitzung der Studien-Hofkommiſſion einmal in einer Vorlage um die Errichtung einer kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften. Der beſagte Herr nun machte ſich bei dieſer Gelegenheit durch den Ausſpruch bemerkbar: „Ja wozu denn, wir haben ja ohnedieß ſchon eine Akademie bei St. Anna.“ Nun iſt aber dieſe Akademie bei St. Anna eine Künſtler- zunächſt eine Maler-Akademie.

Dieſen Vorfall erzählte mir lächelnd ein hoher Herr, als ich eben im Miniſterium des Auswärtigen (vor 1848) einen Auftrag auszuführen hatte, und machte dabei eine ſpitzige Bemerkung über den Umſtand, daß man beim höher geſtellten Clerus ſo wenig Sach- und Fachkenntniß finde. Ich entgegnete einfach wahrheitsgemäß: Ja, wer hat denn dieſen Herrn zu dem gemacht, was er jetzt iſt? — Doch nur die Regierung. Mir wurde erwidert: „Ja, aber der P. T. X. hat ihn dafür vorgeſchlagen.“ „Nun den hat ja auch wieder die Regierung ohne einen geiſtlichen Vorſchlag, rein proprio motu zu ſeiner Machtſtellung erhoben.“ — Es ſteht alſo überall hinter dieſen Vocationen die weltliche Macht — traurig bleibt es immerhin, wenn die Regierung dann eine Gelegenheit findet, ſich über ihre eigenen Erwählten luſtig zu machen.“ — Dieſer

Herr zuckte die Achseln, lächelte wieder und schwieg diplomatisch. Ich hatte öfter Gelegenheit ähnliche Thatsachen klar zu stellen und auf die letzte causa movens hinzuweisen; selbstverständlich ist mir die Palme weltlicher Klugheit dafür nicht überreicht worden.

Noch ein Beispiel, welche Werthschätzung der literarischen Thätigkeit von Seite der Regierung (durch Vermittelung der Consistorien auch noch dazu) dem Clerus angethan worden ist.

Die Wiener Consistorial-Currende Nr. 6. 1834 beginnt: „Eine Aufforderung zur Verfassung neuerer als Verlagsartikel für den katechetischen Fond geeigneter Prämienbücher." „Mit hoher Regierungsverordnung vom 15. Mai l. J. Z. 26,237 ist Nachstehendes an das fürsterzbischöfliche Consistorium gelangt: Die hohe Studien-Hofkommission hat mit Verordnung vom 3. Mai 1834 genehmigt, daß zur Erlangung neuer Verlagsartikel für den katechetischen Fond eine Aufforderung an den Clerus und das Lehrpersonal beider niederösterreichischen Diözesen im Namen der hohen Landesstelle mittelst der Ordinariate erlassen werde, Arbeiten, wie sie unten angedeutet sind, gegen ein Honorar von 13 Gulden 30 Kreuzer für jeden Druckbogen eines jeden zur Annahme geeignet befundenen

Manuſcriptes zu liefern," — folgt noch die erbauliche Mahnung an den Clerus, „dabei wird aber auch bemerkt, daß dieſe in Frage ſtehenden Artikel um der Tendenz des katechetiſchen Bücherverlags zu entſprechen in einer leicht faßlichen gemüthlichen Sprache verfaßt und geeignet ſein müſſen, moraliſch-religiöſe Geſinnungen zu erwecken." Zehn Jahre ſpäter als man bemerkte, daß die Weckeruhrwerke zur Gefühlserweckung doch nicht recht eingreifen wollten, wurde das Wiener Conſiſtorium von Seite der Regierung aufgefordert (wegen der häufig vorkommenden ſchweren Polizeiübertretungen) „darauf hinzuwirken, daß von Seite der exponirten Geiſtlichen auf Erzeugung, Belebung und Erhaltung religiöſer Gefühle mit allem Nachdruck das ſtäte Augenmerk gerichtet würde" (Conſiſtorial-Currende Nr. 10 1844). Wenn nun Jemand in jener Zeit über den kläglichen, wahrhaft bejammernswerthen Zuſtand der Conſiſtorien gegenüber der Regierung — ſich beklagte oder ſich am Ende auch des bittern Gelächters darüber nicht enthalten mochte — der konnte ſich auf die Bezeichnung eines unruhigen Kopfes, ja, eines gefährlichen Menſchen gefaßt machen.

Von einem alten Regierungsherrn, dem die

Honorargeſchichte (13 Gulden 30 Kreuzer per Bogen) doch ſelber zu arg und ſchmählich vorgekommen iſt, wurde uns erzählt: daß zuerſt einer der Herren den Antrag auf 20 Gulden machte! — Das dünkte nun der Majorität eine zu arge Verſchwendung, — einer meinte, es ſei ſchon 10 Gulden genug. — Den erſten Antragſteller nun nicht ganz zu Schanden zu machen, beantragte man als mezzo termino 15 Gulden — die Herabſetzer (der Preiſe und des Clerus) drückten wieder, und ſo kam man auf 13 Gulden; darauf ſagte ein großmüthiger Beförderer der Wiſſenſchaften: — „dann geben wir noch 30 Kreuzer dazu" — und ſo iſt das obenbezeichnete Honorar herausgekommen.

Nun ſind aber Autoren von einiger Fähigkeit deßwegen nicht in die Konkurrenz eingetreten, weil ſchon im Voraus ein oder das andere Individuum als Preisgewinner — beſtimmt war, von dem man vorausſetzen konnte — daß durch dieſen das Schlagwerk ſammt dem Gefühlserwecker ja keinen zu großen Lärm mache. Was ſich nun Veith bezüglich dieſer Hoffnungen und Erfahrungen denken mußte, das kann man ſich leicht vorſtellen. Es wäre unbillig, die ganze Schuld dieſer Zuſtände den damaligen Machthabern in der Kirche ſo ohne weiters allein auf die

Tafel zu ſchreiben. Sie fanden das alles von Jugend an fertig vor ſich und hatten ſich ein ganzes Lebensalter durch in dieſe Praktiken hineingewöhnt, ſie waren daher durch die Macht der Gewohnheit eben ſo gefügig geworden, den faſt unleidlichen Druck des ſtaatlichen Elementes von oben in Geduld zu ertragen, als ſie jedem von unten auf vernehmbaren, wenn auch noch ſo berechtigten Einſpruch von vornherein als Auflehnung gegen die Autorität zu verurtheilen gewohnt geweſen ſind. Uebrigens iſt über dieſes Thema ſeit 1848 ſchon ſo viel abgehandelt worden, daß es nicht nöthig iſt, ſich aufs neue damit zu befaſſen.

Es kann dem Dr. Veith daher nicht als Hochmuth angerechnet werden, wenn ſich dieſer Mann mit den eventuellen Preisbewerbern aus dem clericalen und Lehrerſtande nicht auf ein Niveau begeben, und ſich auch den Preisrichtern nicht unterſtellen wollte: denn er hätte ſich ja auch noch auf eine Zurückſetzung gefaßt machen müſſen unter der üblichen ſchlauen Ausflucht, es ſei ſeine Schreibart zu hoch und nicht genug praktiſch; man gab ſich nämlich damals der ſchmeichelhaften Hoffnung hin: daß nur ein recht langweiliger breitgetretener geiſtloſer Brei als das beſte Bildungsmittel angeſehen, und ſomit jede

originelle geistreiche Darstellung, als in die gewöhnlichen Fahrgeleise nicht hineinpassend und als eine Störung im alten Herkommen zurückgewiesen werden müsse. Dieses Urtheil läßt sich mit dem noch vorhandenen entschiedenen Alltagsschund damaliger Lehr- und Lesebücher in gedruckter Form als vollkommen gerecht nachweisen.

Bei dieser Gelegenheit wird es auch am Platze sein, einige Verdächtigungen zu erwähnen, welche bei Gelegenheit des Vatikanischen Konzils gegen Veith colportirt wurden. Nachdem diese seine Stellung zur Unfehlbarkeitsfrage als unkorrekt bezeichneten, wird es wohl am besten sein, das wörtlich hier anzuführen, was Veith schon 20 Jahre früher darüber ausgesprochen:*)

„Wenn aber in allen Angelegenheiten der Glaubenswahrheit und des Heils diese Unfehlbarkeit dem Gesammtkörper der lehrenden Kirche als einer Organisation jederzeit eigen ist; dürfen wir sie dann auch der einzelnen Person des jeweiligen sichtbaren Oberhauptes zuschreiben oder mit andern Worten: dürfen wir die Aussprüche des Papstes in Glaubenssachen als unfehlbar erklären? Allerdings redet dafür ein gewichtiges Zeugniß in den Worten des Herrn: „Ich habe für dich gebeten (und er-

*) Die Säulen der Kirche. Wien, Braumüller, 1849. S. 103.

wirkt) Simon Petrus, daß dein Glaube nicht wanke, und wenn du befeſtigt ſein wirſt, ſo befeſtige deine Brüder.“ Und wenn wir bedenken, daß Petrus in der Perſon ſeines jedesmaligen Nachfolgers das organiſche Centrum der Lebenseinheit der lehrenden Kirche darſtellt, ſo werden wir die Behauptung weder gewagt noch befremdlich finden, daß der Lenker und Schützer der Geſammtheit in beſonderer Weiſe über dieſen gemeinſamen Hirten wacht, und der den ganzen Leib beſchirmt, das Haupt und das Herz vorzugsweiſe unter ſeine ſchützende Fürſorge nimmt, welche ſich freilich vorzugsweiſe nur auf die Reinheit der Lehrworte und der Entſcheidung über Glaubensfragen erſtreckt. Wird nun, um das Gegentheil zu erweiſen, der Streit angeführt, den Paulus mit Kephas in Antiochia auszufechten hatte, ſo erſcheint dieſer Einwurf ſchon deshalb verfehlt und kraftlos, weil Paulus keine irrthümliche Lehre, ſondern bloß ein fehlerhaftes Benehmen, eine ſchiefe, praktiſche Maßregel zu rügen fand, die ſchlimme Folgen nach ſich ziehen konnte.“

Die Haltung des Clerus (es ſind in Wien allein über fünfhundert Prieſter) während der Revolutionszeit verdient alle Anerkennung. Füſter gehörte nicht der Diözeſe an. Nur Ein Diözeſanprieſter, Namens Hermann Pauli, betheiligte ſich an der deutſch-katholiſchen Bewegung. Schon vor den Märztagen war in ſeinem Benehmen ſehr viel Schadhaftes zu bemerken, wie ſich auch Spuren des Wahnſinns bei ihm zeigten. — Er machte in Wien den Vorläufer Ronge's.

Im Wirthshaus „zum Vogel“ in der Vorſtadt Mariahilf verſammelte dieſer in Bezug auf ſein Wiſſen und auf ſeine Fähigkeiten eben ſo ſehr, wie auf ſeinen früheren Wandel und die darauffolgende Apoſtaſie bedauernswerthe Menſch die erſten Erleuchteten: durchwegs erbärmliches, nichtsnutziges Volk. Gleich beim erſten Auftreten Pauli's ſchrieb ich über denſelben unter andern in der Kirchenzeitung: „Pauli wäre als Vikar oder Pfarrer mit redlichem Willen und chriſtlicher Geſinnung auf dieſem oder jenem Dorf ein genügender Vikar oder Pfarrer geweſen, und hätte auch noch Lob verdient, wenn er ſich eines guten Wandels und einer getreuen Verwendung ſeiner beſchränkten Geiſteskräfte befliſſen hätte. Würde er es aber gewagt haben, öffentlich in wiſſenſchaftlicher Beſtrebung aufzutreten, ſo würde er ſich ſicher auch trotz des guten Willens gewaltig blamirt haben. — Er gab eine Broſchüre im Intereſſe der „neuen Religion“ heraus; die ſo unſinnig dumm und blöde iſt, daß ſelbſt jene, welche die Bewegung ſocial ausbeuten wollten, dieſelbe mehr als einen Schlag für das Deutſchkatholikenthum betrachteten, denn als eine Förderung desſelben. Der Broſchüre wurde in der Kirchenzeitung ihr Recht angethan. — Später berief Pauli auch

in die Kneipe „zur Schäferin“ in Gumpendorf und in's Odeon Versammlungen. Die Zuhörer behielten die Hüte auf, es konnte auch geraucht werden. Eine Predigt, im Odeon gehalten, ließ Pauli drucken; sie wurde in vielen tausend Exemplaren verkauft, der Unglückliche hielt sich schon wenigstens für eine Art aufgeklärten Chrysostomus. Die Predigt strotzte von Unsinn und Lächerlichkeit; so kommen, nur um eines Beispieles willen, darin die Worte vor: „Wenn sich in Wien der Deutschkatholicismus erheben will, so muß es auf sehr lichtfreundlichem Wege geschehen, denn solches ist „Bedürfniß“; ferner: „Mir ist zu wiederholten Malen aufmunternd gesagt worden: „„bisher habe ich gar keine Religion gehabt, so will ich mir nun eine kaufen.““

Manche Menschen haben das Talent, ihre Dornirtheit in ein paar Zeilen unantastbar zur Schau zu stellen. Ueberhaupt ist es mit dem Publiciren seiner Gedanken für manche Leute ein sehr gewagtes Spiel. Ich habe manche gekannt, die man für ziemlich gescheit und unterrichtet hielt, sie sprachen nicht viel, machten sich daher nie verfänglich. Auf einmal konnten sie der Versuchung nicht widerstehen, „etwas herauszugeben“ — und da hatte es nun den An-

ſchein, als ob dieſe Herren an ihrem Hirnkaſten hinten und vorne Flügelthürlein aufgemacht, und die Leute herbei gerufen hätten mit den Worten: „Es iſt nichts darin, ſchauen ſie hinein, man kann durch und durch ſehen.“ Wer hat dieſe Herren auch geheißen: die Thüren zu öffnen?

Die Journale hoben Pauli in den Himmel und nannten ihn immer: „den berühmten Doktor Pauli,“ über dieſe Gemüthsbewegungen, theils durch Gewiſſensbiſſe, theils durch die Stempelung zum Genie, was ſich der Menſch vor 1848 in ſeinen kühnſten Phantaſieflügen nie träumen mochte, wurde Pauli total verrückt; er lebte lange Jahre in dem traurigſten Zuſtand in einer Irrenanſtalt Oeſterreichs (Ybbs). — Man machte der Regierung in auswärtigen Blättern den Vorwurf: „Pauli ſei nur als verrückt ausgegeben worden, daß man ihn einſperren und unſchädlich machen könne,“ das iſt aber eine alberne Verleumdung. Jedermann konnte ſich zu Ybbs überzeugen, daß der unglückliche Menſch wirklich den finſtern Mächten des Wahnſinns verfallen war.

Als man den Boden gehörig vorbereitet wähnte, wurde der große Apoſtel Ronge verſchrieben. Er trat zum erſten Male zu Wien am 17. September (Sonntag) auf. Das Odeon

(vor seiner Verbrennung im Oktober einer der größten Säle der Welt, der über zehntausend Menschen faßte) war mit vier- bis fünftausend Zuhörern angefüllt. Eintrittspreis ein Silbergroschen; die bedeutende Ueberzahl kam natürlich nur aus Neugierde. Ich wollte der Sache als Ohrenzeuge anwohnen, um darüber schreiben zu können. — Aus dem Orchester wurde in der Mitte desselben eine Art Rednerbühne bereitet, so zwar, daß der Redner zwischen zwei mächtigen Blumensträußen zu stehen kam. Zuerst trat ein gänzlich unbekanntes Individuum auf und entwickelte die baumenlange Kirchengeschichte der neuen Religion, während welcher Entwicklung es öfter auf eine große, denkwürdige, im höchsten Grad erstaunliche Thatsache hinwies. Als die Thatsache endlich näher bezeichnet wurde, war es der unsterbliche Brief des Herrn Johannes Ronge an den Bischof Arnoldi zu Trier von wegen des heiligen Rockes. Das Publikum mußte den abgedroschenen Brief mit all seinen: „Wissen Sie nicht, Herr Bischof, und Sie sollten es doch wissen," geduldig anhören, wie ihn der Mann mit dem schwarzen Frack herabarbeitete. Nach Vorlesung des Briefes wurde Pauli aufgefordert, den großen Ronge einzuführen. In rohen schleppenden Gutturaltönen empfahl Pauli das

große Licht. In Begleitung von kleinen weißgekleideten Judenmädchen bestieg Ronge an Pauli's Hand die Tribüne, und wiegte sich selbstgefällig in seinem Blumenkorb. Er schien in Wien große Ernte zu vermuthen. Kleine Gestalt, ein Wald von kohlschwarzem Haar und Bart um ein Gesicht, welches eine wahre Saharawüste von geistiger Leerheit und Unbedeutendheit darstellt. Schwarzen Frack, weiße elegante Manchetten. Das gefiel einigen Damen ausnehmend, „es war so lieb.“ Um Ronge standen im Gardekostüm fast durchwegs orientalische Gesichter. Die Söhne und Töchter Israels, die nirgends fehlen, wo es gegen irgend eine bestehende Ordnung einen Krakehl gibt, bildeten den ersten Jüngerkreis des schlesischen Propheten. Der Inhalt der Rede (oder vielmehr des Geredeten) war schwer zu fassen. Ein wenig Gottesfunken im Menschen, ein wenig Gotteswebung und Gotteslebung in uns, dann mußte obligat Gregor VII. aufspazieren, Hierarchie und Pfaffenthum wurden verdonnert, kurz, es war ein ganz gewöhnlicher flacher Unsinn ohne alle Methode. — Das Organ Ronge's war nicht schlecht, — es ist aber später durch viele eingenommene Flüssigkeiten etwas gedämpft worden. Das Bravorufen am Ende war sehr mäßig und ging fast nur von

Jünglingen aus dem zerſtreuten Volke aus. Eine Frau hörte ich beim Hinausgehen ſagen: „Nun was! ſo hab ich wenigſtens für einen Groſchen einmal das Odeon geſehen.“

Ronge hatte am Abend vor ſeinem apoſtoliſchen Auftreten — wie der originelle Beſitzer des Bierhauſes zur Pfeife verſicherte, in ſeinem Lokale vierzehn Krüglein echtes Halleinerbier getrunken. Da ihm in jenem Lokale — als dem neuen Bonifazius Deutſchlands von ſeinen Genoſſen allerhand Ehren angethan wurden, betrachtete man das Wirken dieſes Mannes aufmerkſamer, als das eines gewöhnlichen Gaſtes.

Darnach hatte ſich Ronge in ganz Deutſchland bei allen halbwegs ehrenhaften Leuten eine derartige Hochachtung erworben, daß es ſich nicht der Mühe lohnt, über ihn Ferneres zu berichten. Er ſtarb in einem Dorfe bei Wien unge- und auch unbeachtet im Jahre 1888.

Nachdem in Wien die Revolution ohnedieß offen und im vollen Zuge war, bedurfte ſie keiner religiöſen Maske mehr, und ſomit fand dieſe Bewegung in jener Zeit äußerſt unbedeutende Theilnahme. Ronge ging enttäuſcht von Wien fort; er hatte ſich Erfolge erwartet.

Der Hofkaplan Dr. Häusle ließ des Dr. Alban Stolz: „Ernſtes Wort für den

alten katholiſchen Glauben, mit einer von ihm abgefaßten einleitenden Vorrede gegen die Deutſch-katholiken" in ſechzigtauſend Exemplaren drucken und durch die Seelſorger verbreiten; das war ein ſehr verdienſtliches Unternehmen und that auch ſeine gute Wirkung.

Am 28. Oktober genoß ich das erſte Mal die Empfindung eines Bombardements. Die Vorſtadt Altlerchenfeld liegt zunächſt dem Linienwall, und wurde von nun an oft und ſtark bearbeitet. Um zehn ein halb Uhr Vormittag fiel gerade ober meinem Schreibzimmer ein matter Zwölfpfünder mit donnerähnlichem Getöſe auf den Plafond. Gleich darauf vernahm ich von andern Vögeln gleicher Schwere, Schornſteine herabwerfen, Fenſter zertrümmern, Mauern knatternd ſtreifen. Es war eine eigenthümliche Empfindung. Ich und mein Kollege Rebhann zogen uns in den Keller zurück und verweilten dort drei Glockenſtunden, während wir ober unſern Häuptern den verſchiedenartigſten Lärm von rollenden, pfeifenden, einreißenden Kanonenkugeln vernahmen. Die Altlerchenfelder Hauptſtraße, ſonſt immer belebt wie ein kleiner Toledo*), war urplötzlich wie ausgefegt. Von vier bis fünf ein halb

*) Die belebteſte Straße in Neapel.

Uhr Nachmittags wurde auf's neue gewaltig bombardirt. Ich gewöhnte mich an den Lärm, und hörte und ſah ohne beſondern Schreck die Kugeln wie dicke ſchwarze Käfer an meinen Fenſtern vorüber brummen. Sonntag den 29. Oktober ſpeiſte ich wie gewöhnlich bei meinen Eltern in der Vorſtadt Schottenfeld, ſchon auf dem Wege dahin mußte ich wegen des Andranges der Rieſenkäfer, welche in die Mauern einſchlugen, öfter mich unterſtellen unter Hausthore, wie man ſolches gewöhnlich bei plötzlich hereinbrechenden Regengüſſen zu thun pflegt. Auf demſelben Wege, ein paar Minuten bevor ich ihn wandelte, war einem Frauenzimmer eine Kugel durch den Leib gefahren, ſie ſtürzte augenblicklich todt zuſammen, und wurde fortgeſchafft. Im Hauſe meines Vaters kam ich wie gerufen zum Bombardement, das nun auf Schottenfeld losging — eben recht. Es dauerte von zwölf Uhr Mittags bis acht Uhr Abends ununterbrochen fort. Die Kugeln zerſtörten das Dach, der kupferne Dachſaum hing wie ein lumpiges zerfetztes Tuch über das Haus nieder. Die Kugeln zerplatzten vor den Fenſtern in der Straße. Wir nahmen dießmal das Mittagmahl im Keller ein. Als um acht Uhr die Beſchießung aufhörte, begab ich mich friedlich in meine Wohnung. Hier kam ich wieder ganz wie ge-

rufen zum Bombardement für Altlerchenfeld zurecht, das dauerte von neun Uhr Abends bis ſieben Uhr Morgens mit Kanonenkugeln und Granaten. Bis eilf Uhr blieb ich wach, endlich ſanken mir die Augen zu, und ich ſchlief ununterbrochen bis ſechs Uhr Morgens; hätte man es mir nicht berichtet, daß bis dorthin in einem fort ohne eine Minute Ruhe die Kugeln in der Straße vorüberpfiffen, ſo würde ich nichts davon gewußt haben. Um ſechs Uhr weckte mich der Sturz eines Mauerwerkes. Man kann ſich an das Schrecklichſte gewöhnen und in Todesgefahr am Ende ruhig ſchlafen; auch die Gefahr und Angſt kann den Menſchen ermüden und ihn gleichgültig machen. — Was für ein Schrecken durchbebte meine Glieder, als die erſte Kugel, die ich mir zum Andenken aufbewahrte, über meinem Haupte donnernd einſchlug! Schon am folgenden Tage hörte ich, wenn auch mit einem ſehr unangenehmen Gefühl, doch ohne Schrecken, den vernichtenden, zerſtörenden Lärm auf allen Seiten.

Dieſelbigen Eiſenverſendungen dauerten auch am folgenden Tage fort; das Feuern wurde deßwegen ſo ſtark gegen Altlerchenfeld unterhalten, weil betrunkene Gardeartilleriſten vom Linienwall, bloß um des Vergnügens halber, daß ſie „noch

einige Rumpler außipumpern lassen können," die dort aufgestellten Kanonen gegen das Militär losfeuerten.

Auf meinen Betrieb wurden nun diese Kanonen am 30. Oktober vom Linienwall entfernt. Das führte eine für mich sehr unangenehme Scene herbei. Ein radikaler Gardist machte einer gehetzten Volksmenge den Vorschlag, mich zu erschießen, oder an eine Laterne aufzuhängen, und zwar in der Gegend meiner Wohnung, ich kam auf dem Wege nach Hause eben zu dieser Scene und fragte den wüthenden, anscheinend etwas berauschten Kerl, was er wolle; er warf mit schwarzgelben Hunden, Verräthern und Pfaffen um sich und wiederholte unter Fluchen, man solle mich aufknüpfen. Ich fragte ihn: Wer sind Sie denn? Er erwiderte: Ich bin Gardist! Was sind Sie sonst noch, entgegnete ich: er sagte, das gehe mich nichts an. Ein neben mir stehendes Weib antwortete für ihn: „Ein Schneider ist er;" im selben Moment packte mich der Mensch beim Rockkragen und hinter ihm sah ich verschiedene Galgengesichter, die Miene machten, ihm beizustehen. Da war nun offenbar mit Worten nicht mehr auszukommen — im Momente, wo er mich am Rock vorne faßte, packte ich ihn beim Kragen in der Genickregion und schleuderte ihn zu Boden,

das brachte den Pöbel zum Lachen und ich ging ruhig fort. Der Schneider raffte seine Gliedmaſſen zuſammen und auch ſeine Helfershelfer verfolgten mich nicht weiter.

Das Bombardement für Altlerchenfeld wurde auch noch am 31. Oktober Vormittag fortgeſetzt. Ich verließ um zwölf ein halb Uhr Mittags meine Wohnung, um auf's Schottenfeld zu gehen, und war kaum Eine Minute aus dem Hauſe, als ich hinter mir einen furchtbaren Krach mit nachfolgendem Getöſe vernahm. Ich ging meiner Wege weiter; denn durch derlei Ereigniſſe darf man ſich in ſolchen Zeitläuften nicht ſtören laſſen.

Als ich nach dem Speiſen um zwei Uhr nach Hauſe kam, fand ich Gelegenheit Gott zu danken, daß ich dießmal wie von einer innerlichen Stimme angetrieben von meinem Pulte aufgefahren, und ſchnell, viel früher, als ich es ſonſt gewohnt war, meine Wohnung verließ. Eine Bombe, von faſt Einem Schuh im Durchmeſſer (wie es aus den Fragmenten leicht zu eruiren war) zerplatzte gerade vor dem Pfarrhauſe, zerriß Thor und Kaufläden, und zertrümmerte durch den Luftdruck des Knalles tauſende von Fenſterſcheiben. Die zweiundvierzig Scheiben, welche meine Fenſter nach der Gaſſe zu bildeten, waren dermaßen zertrümmert, daß kein Glasſplitter in den Rahmen blieb,

und dieſe Rahmen füglich als Lineal hätten gebraucht werden können. Die Schriften auf meinem Schreibpulte waren mit einem Streuſand von feinen Glasſcherben überſchüttet, und das polirte Fenſterbrett lag mitten in das Zimmer geſchleudert. Wäre ich noch am Pulte geſeſſen, es würde mich gerade beim Herzen getroffen, und augenblicklich getödtet haben. Die Fenſter eines in den Hof gehenden Kabinetes waren durch Haubitzenſtücke einen Tag früher zerſchlagen. Wie ſtaunte ich nun als ich in meine Wohnung trat, alles luftdurchſtrömt fand, die Vorhänge luſtig im Winde flattern und den Fußboden wie mit Demantſplittern bedeckt ſah. Wer in dieſen Tagen einen Glaſer bekommen wollte, der mußte ſchon „von guten Eltern ſein“.

Um vier Uhr wurde die innere Stadt bombardirt. Das war ein Lärmen, wie man ſich ungefähr den Weltuntergang, das Aufeinanderſtoßen der Planeten vorſtellen mag. Ich ſtieg auf den Thurm der Altlerchenfelderkirche und ſah die Hofbibliothek und den Auguſtinerthurm in Flammen. Der Stephansthurm war, als die Nacht hereinbrach, wie ein rieſiger Zuckerhut beleuchtet. Seine Farbe am Tage ſchwarzgrau, erwies ſich, von dem Flammenmeere angeleuchtet, hellweiß. Als ich das Dach der Hofbibliothek

einstürzen und aus dem eingestürzten Schlunde einen neuen ungeheuren Flammenquell aufsteigen sah, gab es mir einen Stich durch's Herz; ich hielt alle die großartigen Schätze, die kostbaren und unersetzlichen Manuscripte, Alles für verloren. Zum Glücke brannte aber die Gewölbdecke nicht durch, und die Bibliothek ward, wie ich aber erst am folgenden Tage erfuhr, gerettet. Der Dachboden war mit vielem Brennmaterial, mit Spiritus zum Aufbewahren der verschiedenen Reptilien für das Naturalienkabinet u. s. w. angefüllt; was jenes Auflodern hinlänglich erklärte. —

Eines tragi-komischen Zwischenfalls soll hier Erwähnung geschehen, wie er mir wenigstens berichtet wurde. Auf jenem Dachboden war auch eine ausgestopfte gegerbte Haut eines Mulatten, welcher der Großvater eines Beamten und bekannten Schriftstellers gewesen ist. Einige Tage nach dem Brande äußerte sich nun ein Naturforscher und Freund jenes Enkels — vor mehreren seiner Bekannten im vollsten Ernste: „Wissen Sie schon, auch der Großvater des Herrn von X. ist auf dem Boden verbrannt — recht schade darum, es war das schönste Exemplar eines ausgestopften Großvaters, und es wird ihm (dem Enkel) sehr leid darum sein."

Im Akt der Belagerung Wiens verdient d
große Schonung der Stadt, die vielen gütlichen Ve
ſuche zur Uebergabe, wie auch die energiſche Willen
macht des wahrhaft chriſtlichen Ritters Fürſt Win
diſchgrätz eine beſondere Beachtung. Selbſt d
durch die Rebellen zu Prag geübte Mord an ſein
edlen Gattin (Schweſter des Cardinals Schwarzen
berg) konnte den Mann nicht zur Bitterkeit verleiten

Am 2. November wollte ich einen Schu
freund aus dem Alumnate, welcher kurze Ze
früher als Kaplan in der Vorſtadt Lichtenth
angeſtellt wurde, beſuchen. Ein angehender Rechts
doktor, der mich auf der Straße traf, begleitet
mich. Als wir in die Gegend des allgemeine
Krankenhauſes kamen, bewegten ſich Schaare
Neugieriger gegen das Hauptthor desſelben, u
die Leichen Gefallener anzuſchauen. Es wir
Niemand in Abrede ſtellen, daß ein ſolcher An
blick nichts Lockendes hat, und Niemand darf e
verübeln, wenn man ſelben zu vermeiden ſuch
Mein Begleiter überredete mich, mit ihm hinein
zugehen. Er hatte die am 6. Oktober Ge
fallenen auch angeſchaut, und meinte es ſei ei
ſchauerlich impoſanter Anblick, den man (Gott ſe
Dank dafür) nicht ſo oft haben kann. Wir ginge
durch mehrere große Höfe des Rieſengebäude
(das mehr kranke Bewohner hat, als hundert

von deutſchen Städten Geſunde aufweiſen können) und gelangten zur ſogenannten Todtenſtiege, von da hinab in den Leichenhof; ein großer, freier, offener Raum mit einigen Akazienreihen bepflanzt, mit hohen Mauern eingeſchloſſen. Beiläufig Ein halbes Tauſend von Leichnamen lag in Reihen vor den Augen da. Mehrere Tauſende Lebendiger trieben ſich zwiſchen den Reihen umher; beſonders viele Weibsbilder. Auf einigen Wägen in der Nähe eines Thores waren zwölf bis fünfzehn Särge aufgeſtapelt, in denen Leichen eingeſchloſſen waren, die von ihren Verwandten erkannt und in Beſchlag genommen wurden. Eine Reihe von Strohmatratzen mit Blut befleckt, zeigten ſich zur rechten Seite. Die Cadaver von Gefallenen aus den erſten Tagen der Belagerung, welche darauf gelegen ſind, waren bereits entfernt und begraben. Armſeliges zerlumptes Gewand, mit Erde und Blut befleckt in Bündel zuſammengebunden oder zu Haufen aufgethürmt lag dazwiſchen. Was für einen Anblick gewährten erſt die Reihen der Todten in der Nähe betrachtet! Sie lagen nackt, nur nothdürftig mit Lumpen bedeckt, ſtarr ausgeſtreckt zu den Füßen der Vorüberwandelnden. Die meiſten, bei denen das Geſicht nicht verſtümmelt war, zeigten die Augen geöffnet; wer hätte ſie ihnen auch zudrücken ſollen? Klaffende

Wunden, auf welche oft ein plötzlicher Tod, oft ein ſtundenlang ringendes Sterben gefolgt, zeigten ſich allenthalben. Mancher lag mit geballten Fäuſten und auseinandergehaltenen Armen da, als wäre er im Begriff zu ringen oder zu kämpfen. Viele zeigten einen geöffneten Mund, aber in einem ſolchen grauenerregenden Ausdruck herzdurchbohrenden Schmerzes, daß man beim Anblick der kalten Leiche vermeinen möchte, jetzt noch werde der tief geholte Todesſeufer laut ſich der Bruſt entringen. Ein zermalmender Anblick! Knaben und Greiſe, abgemergelte erbärmliche Geſtalten und Männer in vollkräftigem Ausſehen lagen bunt durcheinander. Wurden doch auch Knaben gezwungen, mit einer Flinte ſich auf die Barrikaden zu ſtellen, oder in den Kugelregen zur Barriere zu gehen. Schon war ich mit der Einen Reihe des Anblickes überſatt, ich wollte keine andere mehr beſichtigen. Die ſogenannten Ziehknechte (eine eigene Gattung Spitaldiener, gedungen um die Geſtorbenen aus den Betten in den Leichenhof und von hier entweder in Leinwandſäcken auf den Gottesacker zu ſchaffen, oder ſie in die Särge zu legen, wenn die Verwandten einen ſolchen bezahlen können) hatten vollauf zu thun; Leichen mit Namenszetteln an die Hände oder Füße gebunden wurden fort-, neue An-

Ertrunkene herbeigeschleppt. Da ließ sich plötzlich durch das Gesurre und Gemurmel der Schaulustigen oder der Schautraurigen ein gellender Verzweiflungsschrei eines Weibes vernehmen. Sie vermißte ihren Sohn schon drei Tage lang. Zagend war sie hierher gekommen, wahrscheinlich immer noch die Hoffnung nährend, ihn hier doch nicht zu finden, und gewiß immer noch in der trostreichen Meinung, er sei irgendwo aufgehalten oder eingeschlossen, und es wäre ihm unmöglich gewesen, nach Hause zu kommen! Ehrerbietig wichen die Leute auseinander, so ein heftiger durchdringender Schmerz einer Mutter hat etwas Achtunggebietendes, was selbst rohe Naturen auf Augenblicke beherrscht. „Armes unglückliches Kind!“ konnte die Mutter noch rufen, ehe ein heißer Thränenstrom ihre Stimme erstickte. Mit theilnehmender Miene sagte ein Mann, der neben mir stand: „Nun die hat heute einen schönen Allerseelentag!“ Scenen dieser Art, deren Inhalt immer ein schaudererregendes Wiederfinden war, wiederholten sich hier häufig. Ein alter Mann kam mit einem Sarge daher, schweigend wischte er sich Thränen aus den Augen. Als die Ziehknechte einen jungen Mann, den er ihnen bezeichnete, faßten, um ihn zum Sarg zu schleppen, wendete der Alte das Antlitz weg, er schien der

Vater des Gefallenen zu ſein, und vermochte den Anblick nicht zu ertragen. Ich und mein Freund entfernten uns, wir gingen ſchweigend neben einander. Als wir beim untern Thor des Leichenhofes hinausſchritten, und an mehreren Wägen mit aufgehäuften Leichen vorüberkamen, zog uns ein dicht mit Moder und Verweſung erfüllter Luftſtrom nach. Ich kannte den Blut- und Leichengeruch (wie es früher bemerkt worden) von der Wiener Univerſität her, dießmal aber wirkte er im Verein mit dem Anblick des Schauplatzes und der erlebten Scenen ſo betäubend auf meine Nerven, daß ich bebend von dannen ging. Wer keine Ueberzeugung von Unſterblichkeit und Auferſtehung in ſich trägt, und ſo etwas anſchauen kann, ohne geiſtig zuſammenzubrechen in dumpfer Verzweiflung, der muß es entweder in thieriſchem Stumpfſinn weit gebracht haben, oder eine Hyänennatur beſitzen. Wenn es ſchon ergreifend iſt, auf dem Gottesacker zu ſtehen, wo die Leichen unter der Erde liegen, wie durchbohrend iſt es erſt, hunderte eines gewaltſamen Todes Verſtorbene auf der Erde unter Gottes freiem Himmel daliegen zu ſehen. Nur die ſichere Hoffnung auf eine Fortdauer des Geiſtes, auf eine Auferſtehung, auf eine Wiederherſtellung des ganzen Menſchen, ſeinem Geiſt und Leibe nach,

vermag es bei einem solchen Anblicke Wahnsinn oder Verzweiflung von uns ferne zu halten. Einen Theil dieser Schilderung veröffentlichte ich im November 1848 in der Kirchenzeitung und sie ging aus dieser in andere Blätter über; diese Leichenhofscene wurde von Niemand sonst beschrieben, weil unter allen Blättern Wiens die Kirchenzeitung die einzige war, die ohne auch nur Ein Blatt auszulassen, ununterbrochen während der Oktoberwirren fort erschien; und vom Fürst Windischgrätz sogleich nach der Besetzung Wiens die Erlaubniß des Fortbestehens erhielt.

Es hat auch im Clerus einige Herren gegeben, die mit der Haltung der Kirchenzeitung nicht sonderlich zufrieden waren. Sie fühlten sich eben in ihrem Gewissen etwas beunruhigt, und „mea culpa“ auch außer der Ritualvorschrift einmal zu sagen, das war zu viel von ihnen verlangt. Es war viel leichter und befriedigender über die Haltung der Kirchenzeitung loszuziehen. Diesen Beurtheilern gegenüber soll hier erwähnt werden, daß der 1852 in Graz, im Rufe der Heiligkeit verstorbene Dr. Alois Schlör, ein fleißiger Mitarbeiter der Kirchenzeitung seit ihrem Beginne war, und unter dem

angezeigten Datum über dieselbe Folgendes schrieb:*)

„Hochwürdiger Freund! Seit einigen Tagen kam mir Ihre Person, wie Ihre Zeitschrift, immerfort in den Sinn, und ich fühlte mich angetrieben, das lange Stillschweigen endlich einmal zu brechen; doch die vielen Geschäfte ließen mich nicht dazu kommen, die Feder zu ergreifen. Ihr heute mir zugekommener Brief bestimmte mich jedoch, statt einer vorgehabten Bewegung im Freien, die ich ohnehin nicht oft mache, zu Hause zu bleiben, und wenigstens einige Nachrichten über Gratz zur Einrückung in Ihr Blatt niederzuschreiben." —

„Seien Sie versichert — auch wenn ich später wieder längere Zeit schweigen sollte — daß ich sowohl Sie als Ihr Blatt aufrichtig und beharrlich schätze und liebe. Unsere Gesinnung und Tendenz stimmt in der Hauptsache ganz zusammen; über Nebensachen wollen wir nicht zanken; denn ich hasse auf dem Gebiete der Wissenschaft und der Frömmigkeit die Pedanterie. Particeps sum omnium timentium Dominum. Jeder hat seine

*) Einen zustimmenden Brief ähnlichen Inhalts von Dr. Schlör habe ich in „Denkpfennige" Seite 184—187 veröffentlicht.

Eigenheiten, die oft, wenn sie auch Unvollkommenheiten und Mängel wären, sich nicht gewaltsam ändern lassen, wenn man nicht zugleich die ganze Kraft des Geistes lähmen will.*) Wo die Hauptrichtung des Geistes die rechte ist und das Herz die reinste Absicht hegt, da ist unter Gottes Schutz die Gefahr nicht groß. Ich wünsche zwar, daß mehrere ältere und erfahrene Priester zu Wien den jüngeren als Führer zur Seite gingen; es könnte da noch viel Besseres und Größeres geleistet werden. Ich, der ich selbst vor einem Jahrzehend ein zu heftiger Eiferer war, habe in der Schule meines verstorbenen apostolischen Bischofs (Roman Zängerle) aus Erfahrung gelernt, wie schätzbar die wahre Klugheit und Mäßigung sei, aber auch noch größeren Haß, als zuvor, gegen die fleischliche Klugheit und Trägheit gefaßt."

„Unterdessen fahren Sie unter Gottes Beistand in gewohnter Weise fort, und ich werde mich glücklich schätzen, wenn mir Gott Muße und Kraft gibt, Ihnen zu dem gemeinschaftlichen Interesse der Kirche hilfreiche Hand zu bieten.

---

*) Ein schönes Zeugniß wie Schlör den Spruch verstand: In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus charitas.

Gratz den 27. November 1848. Ihr ergebener Freund Alois Schlör."

Es dürfte hier am Platze sein, über das Wiener Journalwesen im Jahre 1848 einige Bemerkungen zu machen. Es wurden nach authentischen, statistischen Ausweisen über zweihundert Zeitungen in Wien begonnen; freilich überlebten manche kaum vierzehn Tage lang ihre Geburt. Die konservativen Blätter darunter konnten leicht an den Fingern abgezählt werden. Diese Zeitungswelt spielte aber die größte Rolle. Weitaus über hundertfünfzig Blätter dienten je nach dem Maßstabe ihrer Größe und ihrer Verbreitung als schwere schnaubende Schmiedebälge, oder auch als kleine Kaminblasbälglein, die recht con amore in die Gluten aller möglichen aufgeregten Leidenschaften hineinbliesen, daß man tagtäglich die Funken hochauffliegen sah. Sie hielten die Revolution in Athem und jagten sie im schnellsten Lauf zum Mord Latour's, der völlig angekündigt wurde (in dem vom Juden Buchheim herausgegebenen „Studentencourier") und in die Oktobertage hinein. Das heillosesste Volk, was je böse Winde aus allen Winkeln auf einen Platz der Erde zusammengewirbelt, fand sich schnell in der alten Kaiserstadt ein, bemächtigte sich aller Papiervorräthe, nahm sämmtliche Federn und

Tintenfässer in Beschlag, erklärte die Druckerpressen als sein Eigenthum, und bezwingherrschaftete eine Stadt, die schon damals über eine halbe Million Einwohner zählte. Unter den radikalen Redakteuren und Schreibern gab es nicht wenige, die früher wegen Betrug, Diebstahl und allerhand andern ähnlichen Filoustreichen bereits kriminalisirt, und somit durch ihre Lebensthaten gezwungen waren, nach Möglichkeit neue Gesetze für Ehre und Eigenthum zu schaffen und mit der Vergangenheit total zu brechen. Ich will von den zweihundert Blättern hier nur einige erwähnen, die durch baroke Titel oder durch ihren schlechten oder (was, wie gesagt, selten der Fall war) guten Einfluß sich bemerkbar machten. — „Aufwärts," von Dr. Veith, ist wie eine liebliche Maiglocke unter den Dornen, und enthält so treffliche kirchliche Aufsätze, daß diesem Bändchen ein bleibender Werth gesichert ist, um der herrlichen Artikel willen, welche Veith hineingab. — Die „Donauzeitung", von Dr. Hock redigirt, war das entschieden beste konservative Blatt, wurde aber nicht genug unterstützt. — Der „Zuschauer", von Ebersberg, verdient wegen seiner muthigen Haltung bis in den Oktober hinein, einen vorzüglichen Rang. Der Redakteur forderte durch seine loyale Halt-

ung den glühendsten Haß der Rothen heraus: sein Leben stand täglich auf dem Spiel; und er kann Gott danken, daß er mit heiler Haut davongekommen. An diesem Manne, der nie eine Staatsanstellung besaß, hätten sich viele mit bedeutenden Einkünften spiegeln können. — „Der lustige Bauer", von L. Donin, hatte eine gute Tendenz, konnte sich aber nicht lange halten. — Die „Geißel", von Böhringer, und die „Theaterzeitung", von Bäuerle, waren ebenfalls konservativ. Nun dürfte es aber auch schon so ziemlich mit den konservativen Stimmen zu Ende sein. Unter den Blättern zerstörender Richtung stand oben an: „die Constitution", redigirt von einem zu Grunde gegangenen Studenten und Schreiber Namens Häfner. Das Blatt spie in vielen tausend Exemplaren tagtäglich sein Gift aus, und richtete maßlose Zerstörung an. Der Redakteur selbst, ein kleines bucklichtes Männlein, mit einem blutdürstigen Menschenhaß, erklärte oftmals: seine Sehnsucht sei, Blut zu sehen, er wolle Blut trinken, das werde ihn befriedigen. Neben dieser Grausamkeit war seine elende Feigheit merkwürdig. So oft ein Krawall losging, versteckte er sich hinter den Ofen der Hausmeisterin (Portierin) seiner Wohnung, ward kreideweiß und bebte an allen Gliedern. Das Männ-

lein war Sohn eines Greißlers (Viktualienhändlers) in Wien, eines braven Mannes, dem das Treiben desſelben viel Betrübniß verurſachte. Dabei war dieſer Sohn vom maßloſeſten Ehrgeiz beſeſſen: er wollte um jeden Preis Miniſter werden, und ſollte Blut darüber fließen. Blut floß wohl genug, aber er wurde doch kein Miniſter, genoß aber die verwunderliche Ehre, im Oktober mit einem höhergeſtellten Mann Arm in Arm ſpazierend geſehen worden zu ſein. — Einige Jahre nach der Wiener Revolution horchte dieſer Herr in Paris mit großer Lernbegierde auf die Worte der deutſchen Flüchtlinge; und diente der franzöſiſchen Regierung als mouchard (Spion).

Tauſenau, der den Mord Latours betrieb und die pragmatiſche Sanction (mit ſeinem Munde) zerriß, der das für arme Leute in der Noth der Oktobertage durch ſeinen eigenen edlen Aufruf an die Landbevölkerung um Wien geſammelte Brod und andere Lebensmittel diebiſch verkaufte (ſiehe in dieſer Sammlung. Des Genies Malheur und Glück, 3. Aufl. 2. Bd. S. 317) und als der Diebſtahl entdeckt wurde, flüchtete, um dem Laternenpfahle zu entgehen, hatte im Jahre 1852 in London bei einem Blum-Meeting die Frechheit, dem Hiſtoriker Macaulay wegen ſeiner Seitenhiebe auf die „große deutſche Revolution“

ſeine (des jüdiſchen Diebes) Tauſenau-Achtung aufzukündigen.

Es läßt ſich denken, wie Macaulay ſich gegen die Achtung Tauſenaus höchlich verwahrt haben wird, ſo wie er hinwiederum über dieſe Achtungsaufkündigung gewiß mehr getröſtet war als Tauſenau, wenn ihm in Wien von Seite des Hausherrn die „Miethaufkündigung", oder von Seite der Kellner-Gläubigen die „Bier- und Weinaufkündigung" vor Zeiten zu Theil wurde.

Eines der geleſenſten Gaſſenblätter, das täglich in zehn- bis zwanzigtauſend Exemplaren verkauft wurde, war „die Katzenmuſik", von Engländer, ein Jude, bei dem einiger Judenwitz mit viel Keckheit und maßloſer Niedertracht im ſchönſten Bunde ſich fanden. Die „Preſſe", ein ſehr geleſenes Journal, benahm ſich unter den Umſtänden damals ziemlich gut, wurde aber im Jahre 1849 dafür ſehr roth; ſpäter wieder ungeheuer loyal, dann wieder je nach Bedarf und Erträgniß — reine Geldſpekulation.

Manche Blätter zeichneten ſich (abgeſehen von der hetzeriſchen Haltung) durch burleske Titel aus. Es mögen hier einige angeführt ſein: „der Barbier von Kraxendorf", „Barrikadenſpäße", „der Wienerflegel", „die Dampfpfeife", „der

ſchwarze Domino", „der Wäſchertonerl", „Er mengt ſich in Alles", „der politiſche Eſel", „Gaſſenzeitung", „Halt wer da?", „der Höllenſtein", „Kaiſer Joſeph" (der arme Kaiſer mußte als radikales Aushängeſchild dienen), „der Wiener Krakehler", *) „der Wiener Michel", „der Prophet", „die Rakete", „der Rothmantel", „Schwefeläther", „Stadttrompeter", der „Satan", redigirt von einem kleinen wenig begabten, aber ſehr kecken Juden. Es erſchien in jenen Tagen über das in Zeitungen machende Israel ein Flugblatt unter dem Titel: „das Schabbesgärtle", darin wurde unter Andern über Silberſtein und Genoſſen Folgendes geſagt: „Jetzt bitten wir um Reſpekt ganz feierlich. — Jetzt kommen zu gehen ſchauerlich, ungeheuerlich — es kommen zu gehen, helf uns Gott — es kommen zu gehen mit Guillotine und Schaffot — es kommen zu gehen, o wai, — es kommen zu gehen der Schreckensmänner drei, — es kommen zu gehen,

*) Der Herausgeber machte, um ſeinem Blatte Eingang zu verſchaffen, den ſtaunenswerthen Witz, dazu zu ſchreiben: „redigirt von Pius IX." Das Journal war aber ſo matt, und außer dem ſchlechten Willen ſo wenig Geiſt darin, daß dem Herausgeber nach dem Wiener Sprichwort „auch der Papſt nicht helfen konnte." Das Blatt erſchien nur in zwei Nummern.

habt Acht, die Hand an's Gewehr — Danton, Marat, Robespierre, — es kommen zu gehen mit feuriger Peitsch, — es kommen zu gehen Silberstein, Löbenstein, Deutsch."

Von der Niederträchtigkeit mancher dieser Leute kann man sich gar keinen rechten Begriff machen. Einige unter ihnen zeichneten sich vor 1848 durch Dedicationen an hohe Herren, Könige und Fürsten aus, und nahmen Geschenke, Busennadeln, Dosen mit aller Loyalität entgegen, dichteten Lieder zur Verherrlichung ganzer Dynastien, und kaum war die Revolution los, so schlugen sie plötzlich in Furien um. Einer, der sich früher manche Geschenke von großen Herren herausgeschrieben und sehr stark im Patriotismus Geschäfte machte, hatte die Frechheit anzuhetzen, es solle das Monument des seligen Kaiser Franz vom Volke abgetragen werden, „weil es zu geschmacklos sei." In jenen Tagen wußte man was das Abtragen von Monumenten durch das Volk zu bedeuten hatte. Der Sohn Israels stellte seine Sache überaus pfiffig an. Dreißig Jahre später spielte er wider den begeisterten Patrioten für Oesterreich und wußte unter dem Trinkgelder-, fälschlich Bürger-Ministerium genannt — sich ein Ritterdiplom zu erschwindeln: „Hast du gesehn! Gescheit muß mer sain!"

Als die Pöbelherrſchaft ſich in zerlotterten Judenjungen breit machte und das ganze Reich „majoriſirte“, da konnte man an Goethe's Ausſpruch denken: „Nichts iſt widerwärtiger als die Majorität, denn ſie beſteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die ſich akkommodiren, aus Schwachen, die ſich aſſimiliren und aus der Maſſe, die nachtrollt, ohne im Geringſten zu wiſſen, was ſie will.“ „Nicht das macht frei, daß wir nichts über uns anerkennen wollen, ſondern, daß wir etwas anerkennen, was über uns iſt, denn indem wir dieß thun, heben wir uns zu ihm empor.“ (Siehe Goethe's politiſche Anſchauung und Richtung. Von Dr. Koſegarten, Univerſitätsprofeſſor. Berlin, Beinike 1863.)

Die Wohnung des Baron Hügel war ſeit 13. März völlig verwaiſt. Sein Salon, in welchem ſich früher hohe Würdenträger des Staates und kleine Würden- und Gehaltſucher, in dem ſich Künſtler und Schriftſteller drängten, war verödet. Wie Viele verdankten ihm treffliche Anſtellungen, wie vielen Künſtlern verſchaffte er durch ſeinen Einfluß nobel honorirte Aufträge, wie vielen Hochgeſtellten wußte er ein gewichtiges Wort und Fürwort zu ſprechen! Er fing an zu kränkeln, ſeine Kraft war gebrochen. Keiner von allen, die ihm ſo viel zu danken hatten, bekümmerte ſich mehr

um ihn, nur Schanden halber jährlich sehr selten Einer oder der Andere daher, in Angst, von irgend wem gesehen zu werden, und als ein Anhänger Metternich's in Verruf zu kommen. Der wahrhaft noble Mann kannte mit Shakespeare's Timon die Erfahrung machen, wie es traurig sei: „Ansehen und Pracht und Wohlstand zu besitzen; gemalt nur, so wie die geschminkten Freunde.“ — Mit seinem Ansehen und Einfluß schmolz zugleich die Schminke von den Wangen seiner Freunde. Die Aerzte riethen Hügel nach Carlsbad zu gehen. Ich schrieb ihm bisweilen dorthin. Er dankte mir in einem Schreiben herzlich für die treue Freundschaft, die ich ihm erwiesen. Man wird es mir nicht übel nehmen, wenn ich einige Worte Hügel's aus einem Schreiben hier anführe. „So hat denn keiner, kein einziger von allen den Herren, die doch an sich selber meinen guten, meinen mitunter thatkräftigen Willen erfahren, ein Tröpflein Tinte mehr für den Mann, der ihnen jetzt ein unbrauchbares Werkzeug geworden, um das man sich nicht mehr zu kümmern hat! Mir ist es in der That umgekehrt gegangen wie jenem Mann des Evangeliums, der bei Jericho unter die Räuber fiel, alle andern sind an dem Halberschlagenen vorübergegangen und nur der Levit

hat sich meiner noch angenommen. Ich muß Ihnen für Ihre treue Güte vom Herzen danken, lieber Freund; es ist mir ein großer Trost, daß ich mich an Ihnen nicht getäuscht habe. — Ich habe seit acht Tagen die große Freude, mit meinem Schwager*) und meiner Schwester unter Einem Dache zu wohnen und mich an ihrem festen christlichen Sinne zu erbauen, indem sie Gott danken schon vor einigen Jahren an Entbehrungen und an das Landleben gewöhnt worden zu sein und nicht erst jetzt (im Jahre 1848) mit dem Haufen in die Schule geschickt zu werden brauchen, wo man lernt, daß Luxus und Hauptstadt ein Zufall im eigentlichen Leben des Menschen ist."

Im September kam er von Carlsbad zurück und zog sich nach Baden bei Wien, wo er verweilte bis der November wieder Ordnung in die Residenz brachte. In Petersdorf hatte er bei Herrn Camesina bedeutende Werthpapiere aufbewahrt, er klagte mir (im Juni), daß er Niemand habe, dem er die Abholung derselben in

*) Graf von Hardenberg, er kehrte vom Protestantismus in die katholische Kirche zurück, obwohl er wußte, daß er seinen Gesandtschaftsposten (für Preußen) dadurch verlieren wird.

dieſer ſchwierigen Zeit anvertrauen könne. Als ich mich zu dieſem mir wirklich ganz unbedeutend vorkommenden Dienſt ſogleich bereit erklärte, weinte Hügel Thränen der Dankbarkeit! Wie iſt doch das edle Gemüth dieſes Mannes in ſeinem letzten Lebensjahre gebeugt und gebrochen worden!

Zur Zeit des deutſchen Reichs war ſein Vater Vertreter des deutſchen Kaiſers zu Regensburg. Mir thut es leid, daß ich vieles ſehr Intereſſante, was Hügel mir aus dem Hauſe ſeines Vaters erzählte, nicht aufgezeichnet. Manches davon wäre von großer hiſtoriſcher Merkwürdigkeit. Ich redete ihm zu, er ſoll Memoiren ſchreiben, die wären ſicher ſehr intereſſant geweſen. Vor 1848 pflegte er hierüber zu ſagen: es ſei noch nicht an der Zeit, und ſpäter kam der Tod und machte dem Entſchluß mit ſeinem Leben ein Ende.

Hügel's Vater war es (ich erzähle es wie ich's aus dem Munde des Sohnes gehört), der die deutſchen Reichskleinodien bei der allgemeinen Verwirrung im deutſchen Reiche in aller Stille zuſammenpackte, und dieſelben lange Zeit in ſeinem Wohnhauſe zu Regensburg, und zwar in einer Haferkammer neben dem Pferdeſtall in ein paar alten Koffern verſteckt hielt, um ſie ſpäter ſicher nach Wien zu bringen. Daß ſie ſomit in der

kaiserlichen Schatzkammer zu Wien aufbewahrt werden konnten, ist diesem Manne zu verdanken. — Der damalige Vorstand der Schatzkammer that dem alten Herrn zum Dank für seine Entschlossenheit und sein Wagniß, mit dem er sich der Reichskleinodien bemächtigte, die ihn sehr tief ärgernde Insulte an, daß er mit ihm ein Rechenschafts-Inventar über die werthvollen Edelsteine und Partien der Insignien vornahm. Hügel erzählte mir, daß sein Vater zu Hause über solche Taktlosigkeit Thränen vergoß. Weil man zu jener Zeit sogar Aengsten bekam, daß der alte Hügel diese besagten Reichsschätze nach Wien brachte, wurde er von einem sehr hohen Herrn auf eine sehr komische Art dafür zu Rede gestellt und ihm gesagt: „Wer hat es Ihnen denn aber geschafft? Wir kommen am Ende mit dieser Geschichte in eine neue Verlegenheit.“

Als die Depesche mit der Anzeige des Endes vom deutschen Reiche Mitternacht durch Regensburg ging, weckte der alte Herr seinen Sohn, der damals noch Knabe war, auf, und (weil er das Recht, ja, die Pflicht hatte in sämmtliche Depeschen Einsicht zu nehmen, so wußte er auch den Inhalt dieser Depesche) sagte ihm weinend: „Merke Dir diesen Augenblick, und erinnere Dich

daran, wenn Du Mann wirst, daß Du zwischen Wien und Frankfurt außer mir der Erste gewesen, der das faktische Ende des deutschen Reiches erfahren."

Die Wirthschaft in diesem heiligen römisch-deutschen Reiche war aber auch zu arg, und zwar die geistliche und die weltliche Wirthschaft, beide waren so miteinander zu irdischen, nicht zu himmlischen Interessen verbunden, daß ein gewaltiger Stoß für beide nicht ausbleiben konnte. Hügel zeigte mir einmal ein mächtiges Diplom mit einer großen Siegelkapsel, ich las Einiges davon, und brachte hieraus in Erfahrung, daß Hügel in den neunziger Jahren, als er der Wiege kaum entstiegen war, um der Verdienste seines Vaters willen zu einem Domicellar in Würzburg ernannt wurde und bereits seit dieser Zeit von dem Pfründenerträgniß etwas Bedeutendes bezog. Auf der Urkunde stand noch die Unterschrift des letzten deutschen Kaisers. Ich sagte dem Baron Hügel hierüber meine Meinung unumwunden. Er selber stimmte mir bei: „Sehen Sie, schon als Kind war ich nicht nur dem geistlichen Stande bestimmt, sondern auch bloß für mein Geborensein mit einer Pfründe bedacht. Die Wirthschaft war doch etwas zu arg, sie mußte in Trümmer gehen."

Als das Jahr 1848 abgelaufen war, die

tobenden, murrenden Gewäſſer ſich ſenkten und in ihre Strombetten zurückgingen; da zeigte ſich die große Verheerung, die ſie angerichtet, jetzt war es recht an der Zeit, hiſtoriſche Studien zu machen in der ſchönen Gegend von Mitteleuropa. Was Görres für ein Rieſengenius geweſen, wie er mit ſcharfem Blick alle Verhältniſſe aufgefaßt, das ſieht man erſt recht ein, wenn man bei den verſchiedenen Wendungen und Drehungen in der Weltgeſchichte, in den Schriften des großen Mannes um eine Zauberformel nachſucht, in der, in wenig Worten feſtgebannt, hiſtoriſche Thatſachen von großen Dimenſionen daliegen, der Sündenjammer und das Elend der Menſchheit in markirten Zügen verzeichnet ſteht. In Anbetracht der Pariſer Zuſtände ſchrieb Görres am 13. Juni 1814 einen Artikel in den „rheiniſchen Merkur", in welchem es unter andern heißt: „Droht die Gefahr, dann werden Alle aufgeboten, dann ſind die Starken willkommen, die Kraft wird geehrt und ein freier Spielraum iſt ihr aufgethan; herablaſſend ſcheint die Macht dem regen Leben mit Beifall zuzuſehen, ſie treibt an und muntert auf, ja, ſogar zu einigem Uebermaß ſcheint ſie ein Auge zuzuthun, und ſorgt nur im Stillen, daß Alles ſich zu ihrem Vortheil wende. Iſt aber was gedroht erſt glücklich abgewehrt, dann

beſinnt ſie ſich plötzlich, daß ſie ſich allzu gemein gemacht, die geheime Scheu, die der Erbärmlichkeit vor jeder Kraft beiwohnt, ſteht wieder auf und der ſtille Haß, womit ſie alle Trefflichkeit anfeindet, ſie hat mit einem Mal vergeſſen, wie kläglich ſie, ihrer eigenen Ohnmacht hingegeben, ſich benommen, und fürchtet jene, die ihr geholfen, nun als Zeugen ihrer Schwäche. Dann kommen die kühlen, nüchternen Köpfe, die bedachtſam während des Sturmes ſich verſteckt, aus allen Winkeln hervorgekrochen und predigen, wie Mäßigung gut ſei in allen Dingen, und wie man vor allem die überſpannten Köpfe zur Ruhe bringen müſſe. Weiter wagen die leeren Formenkrämer ſich heraus und ſuchen den alten Unflath, den ſie ſorgfältig aufgehoben, wieder hervor, und reichen ihn unter den Freunden um, bitten ſämmtliche Genoſſenſchaft darauf zu Gaſt, und laden alle inſtändigſt ein, nun, wo alles beruhigt ſei, das gemächliche Rad des Schlendrians wieder zu beſteigen und in Gottes Namen bis zum jüngſten Tage fortzutreten. Später findet das feindſelige giftige Volk ſich ein, das vor allem auf's Böſe angewieſen, ſeither mit Groll und innerem Grimme zugeſeh'n, wie das Gute ſich hervorgemacht und auf Erden etwas gelten wolle; ſie feinden es darum gehäſſig an, ſie bringen die Feigheit in

Aufruhr vor möglichen Folgen, die eine ſolche Influenza hervorbringen möchte; von überſpannten Ideen wird geredet, die an ſich gut, im gemeinen Leben nicht geltend zu machen ſeien, vor revolutionären Köpfen wird gewarnt, vor denen man nicht genug auf der Hut ſein könne. Einen Theil von denen, die man ſcheut, bemüht man nun ſich anzuziehen, indem ſie in den Orden ſich einweihen laſſen, ein anderer wird durch Kälte und Ungnade beſtimmt ſich zurückzuziehen, was ſich fügt, wird abgefunden, was ſtehen bleiben will, verdorben. Das iſt in wenig Zügen der Lauf der Welt, wenn einmal die Sonne in ſie hineingeſchienen, und etwas Großes ſich begeben hat, ſie thaut nur auf, damit ſie ſich im Koth erſäufe. Dergleichen wird ſich auch bei uns begeben, wenn der gute Sinn nicht Volksſinn wird, wenn das Gute nicht alſo feſte Wurzeln in Aller Herzen geſchlagen, daß der böſe Geiſt verzweifeln muß, es je wieder auszureißen." — — So ſchrieb Görres 1814.

Wer wird zweifeln daran, daß Ein Loth der politiſchen Schriften von Görres mehr wiegt, als eine Million Zentner bedrucktes Papier, wie es von unſeren modernen politiſchen Kannegießern mit Druckerſchwärze verdorben wird! Der Mann wußte in Kirche und Staat in's faule Fleiſch zu

ſchneiden; wir meinen das Jahr 1848 iſt ſeiner gar nicht mehr werth geweſen, deßwegen hat ihn der Herr, dem er im Leben treu gedient, im Beginn dieſes Jahres, ehe noch die Courtine vor dem blutigen Trauerſpiel zu Paris aufrollte, zu ſich gerufen. Es hatte dieſe Tragödie, damals in halb Europa abgeſpielt, mit den ſchlechten Tragödien jenen Fehler gemein, daß in ihr zu viel geſtorben wurde. Was Görres als ein wahrer Prophet in der angeführten Stelle ausgeſprochen — das hat man auch in Oeſterreich, nachdem die Revolution niedergeworfen war, in vollem Maße erfahren können. Jene, die im Sturme ſo entſchloſſen waren zu ſäen, haben in der Ruhe nichts geärntet als Verfolgung, und die ſich in der Ruhe einer vollen Ernte erfreuen konnten, die haben im Sturme nichts geſäet!

Wenn ich von dem ganzen thaten- und unthatenreichen Jahre, von dem was in ihm vorging und von dem, was ihm folgte, beſonders in Anbetracht kirchlicher Ereigniſſe wenig berührt habe, und mich mehr mit kleinen Schilderungen eines kleinen Einzellebens befaßte, ſo hat das ſeinen guten Grund. Was ich von den kirchlichen Ereigniſſen gedacht, habe ich in der Wiener „Kirchenzeitung“ deutlich und mitunter auch breit genug niedergelegt. Ich habe nicht Urſache, die dort

ausgesprochenen oft herben Urtheile zurückzunehmen, und meine Befürchtungen, die ich ausgesprochen, fangen leider an, immer mehr und mehr aus den nebelhaften Umrissen hervorzutreten. — Wie ich selbst behandelt worden bin, und was man angewendet hat, um mir den Mund zu stopfen; wie List und Gewalt aufgeboten worden sind, um dem Phantasten die Feder aus der Hand zu winden, das werde ich, wenn Gott mir noch ein längeres Erdenleben zuläßt, *des kurzen* berichten, und zwar aus guten Quellen, wie es mir nämlich Ehrenmänner erzählt, die man zu Unternehmungen gegen mich durch echte Schreiberpfiffe einzufädeln gesonnen war, die aber, mit ehrenhafter redlicher Gesinnung begabt, klaren Blickes das trübselige Gewebe durchschauten, bei dem sie auch Hand anlegen und einige Knöpfe schlingen sollten. Thatsachen aber, welche die Kirche betreffen, konnten in diesem Büchlein nur berührt werden, eine historisch treue Darstellung derselben ist zu gewichtig, als daß dieselbe in's Schlepptau eines kleinen Memoirenfahrzeuges genommen werden dürfte, für diese gewichtigen Ereignisse müssen schon schwere historische Lastschiffe und kritische Kriegsdampfer zu einer stattlichen Flotte gerüstet werden.

Wie viele sind mir untergekommen, und haben

ſich, nachdem ſie aus den Batterien der Artillerie wie aus elektriſchen Batterien wieder Kraft zum Aufrechtſtehen geholt, keck aufgepflanzt mit aller Ueberſchwenglichkeit des Uebermuthes; es ſollte dieſer gegenwärtig zur Schau getragene Uebermuth wahrſcheinlich den gänzlichen Mangel an Muth während der Zeit der Gefahr — erſetzen. Wo aber im ganzen deutſchen Reich zumeiſt die vollendete Niedertracht der verkommenſten Schreiberburſche, die keck mitgerevoluzt, und Eide wie Hemden gewechſelt (beide ſchmutzig genug), wo dieſe vollendete Niedertracht in hochſtämmigen Rohrſtäben am ſchnellſten hoch aus dem verſumpften Boden aufgeſchoſſen, das iſt in jenem kleinen conſtitutionellen Ländlein, welches jedermänniglich bekannt, das Ländlein, in dem die Preßfreiheit nur für die Lumpe, aber nicht für die ehrlichen Leute eine Geltung hat. „Muſterſtaat“ heißt man das!

Der Wiener Clerus hat im Jahre 1848 im Großen und Ganzen in Erfüllung ſeiner Pflichten ſich auch durch Todesgefahr nicht ſtören laſſen. Aus dem Schottenkloſter, in den Pfarren der Leopoldſtadt, wie in anderen Wiener Pfarren mußten nicht ſelten Geiſtliche durch den Kugelregen und in augenſcheinlicher Todesgefahr zu den Sterbenden gehen, um ihnen die heiligen Sakramente zu ſpenden; es hat ſich nicht ein einziger ſeiner

Pflicht entzogen, keiner hat gezaudert oder gewartet, bis die Gefahr abgelaufen. Einmal war ich eben bei meinem Freunde Terklau (damals Pfarrprovisor in der Jägerzeile bei St. Johann), er wurde gerufen, um eine Ehe auf dem Todtenbette einzusegnen, und es war Gefahr auf dem Verzuge. Mein Freund ging in Gottesnamen während der Zeit des stärksten Kartätschenfeuers über die sehr breite Straße, auf der die Sternbarrikade stand, von Kugeln rechts und links umsauft und that seine Pflicht als treuer Diener seines Herrn.*) Es ist dem Clerus für diese ehrenwerthe Haltung von keiner Seite auch nur ein kleines Wörtlein der Anerkennung zugekommen, ich habe damals diesen Umstand schon in der „Kirchenzeitung" besprochen, ich kann es auch hier nicht unterlassen. Der alte Görres war ein großer Mann, und die früher aus seinen Schriften citirte Stelle verdient aufmerksam gelesen zu werden.

Weitere Enthüllungen und Berichte über 1848 veröffentlichte ich in der Schrift: „Denkpfennige, zur Erinnerung an Personen, Zustände und Erlebnisse von, in und nach dem Explosionsjahre 1848." Von S. Brunner. Wörl. Würzburg 1886.

*) Terklau starb als Dekan und Pfarrer in Stebtldorf.

XI.

1849.

Johann Georg Müller. Erinnerung an ihn. Baron Hügel. Tod meines Vaters. Fürſt Alexander Hohenlohe.

Je näher man mit Memoiren an die Zeit rückt, in der ſelbige abgefaßt werden, um ſo lückenhafter und ſchweigſamer müſſen ſie auch ausfallen, das iſt ſehr begreiflich. Die Menſchheit iſt zu wehleidig und nervengereizt und verbietet es ſich (ſo lange ſie kann) geradewegs, daß man ihr Wahrheiten in's Geſicht ſagt; zum Schmeichelndienſte aber habe ich mich mein Lebtag nicht berufen gefühlt. Es ſoll alſo oben angezeigtes Jahr hier nur ſehr kurz abgethan, und nur einige Ereigniſſe erwähnt werden, die in mein äußeres Leben gefallen ſind.

Für die Pfarre Altlerchenfeld war eine neue Kirche seit Jahren projektirt. Im Jahre 1848 wurde der Bau begonnen nach dem Plane eines Beamten vom Hofbaurathe, der ein sehr ehrenwerther Mann, aber ein höchst geschmackloser Architekt war. Nach dem Plan sollte der Bau im fadesten römischen Rundbogenstyl, die Thürme Rococo ausgeführt werden. Von der Leistungsfähigkeit desselben Regierungsarchitekten zeugt der Thurm der Augustinerkirche zu Wien, dessen Wiederherstellung nach dem Brande von 1848 nach seiner Zeichnung und unter seiner Leitung erfolgte. Dieser Thurm gehört offenbar zu den verwegensten Leistungen, deren sich die Skandalgothik je schuldig gemacht; denn Gothik kurzweg darf doch ein Werk nicht genannt werden, in welchem sich vom Verständniß dieses Styl's auch keine Spur findet.

Inmitte des Jahres 1848 bewirkten es die Wiener Architekten, daß, nachdem zur besagten Kirche in Altlerchenfeld schon der Grund gelegt war, ein Concurs zu einem neuen Plane ausgeschrieben wurde, mit der Bedingung, die bis jetzt gelegten Grundlagen müssen beim neuen Baue ihre Verwendung finden, sonst war der Erfindung freier Spielraum gelassen. Die eingelaufenen Zeichnungen wurden ausgestellt, ein Kunstgericht

zuſammenberufen und von dieſem der Preis einem jungen, fünfundzwanzigjährigen Manne, Namens Johann Georg Müller (geboren zu Wyl, Canton St. Gallen in der Schweiz) zuerkannt. Müller hatte ſeine Studien in Rom und Italien gemacht und die ſeither weltberühmten (in der Architekturwelt nämlich) Zeichnungen zum Ausbaue der Facade des Domes in Florenz angefertigt. — Raſch ward nun nach dem neuen Plane der Bau in Angriff genommen; leider wurde der geniale Künſtler am 2. Mai 1849 durch eine Lungenkrankheit vom Schauplatze ſeiner Thätigkeit abgerufen. Er war auch als katholiſcher Chriſt, abgeſehen von ſeinem großen Talente eine edle, ſehr liebenswürdige Erſcheinung; das Leichenbegängniß fand am 4. Mai ſtatt unter Beiſein der meiſten Kunſtnotabilitäten Wiens; ich widmete dem Hingeſchiedenen folgenden Nachruf:

Erinnerung an Johann Georg Müller.

„Erwacht iſt das Leben des Frühlings! Zweige und Blätter ſproſſen luſtig empor, und in majeſtätiſcher Ruhe wölbt ſich der Waldesdom, hochauf ragen ſeine ſtarken Säulen, und zum grünen Laubdach verſchlingen ſich oben die Aeſte, und laut wird die Waldesorgel mit ihren vielen

Stimmen; unten im Thale der tobende Bergſtrom, durch Aſt und Zweige der Lüfte Frühlingswehen, hoch in den Wipfeln die lieblichen Sänger, welche mit den leichten Rüderlein ihrer Flügel von Baum zu Baum ſegeln und den Wald erfüllen mit Flötengetön, jeder in ſeiner Art und Weiſe, und doch wieder alle übereinſtimmend in einer klangreichen Melodie."

„Erwacht iſt das Leben des Frühlings! Die Kunſt ſinnbildet in einem herrlichen Tempelbau das Leben der Natur, Meißel und Maurerkelle klingen luſtig durcheinander, ſchlank wachſen die Säulenbündel aus dem Boden, himmelan ſtreben die Pfeiler, ſchon wölben wie im blühenden Waldgeſträuch ſich hie und da unten kleine Thorbogen, und wie in liebender Sehnſucht dehnen ſich, rieſigen Rohrſtäben gleich, die Säulenbündel empor, um oben im künſtlich verſchlungenen Gurtengewölbe ihre Arme ineinander zu legen. Aufzufaſſen weiß der Geiſt des Künſtlers den Gedanken der lebendigen Natur, und in einer zweiten herrlichen Schöpfung des Menſchengeiſtes ihn darzuſtellen. Das kundige Auge ſieht im Baue des Domes mehr als phantaſtiſch durcheinander laufende Steingeſtalten, dem Blick des Eingeweihten ſtellt der Bau ſich als ein lebendiges Ganze dar, als ein Spiegelbild der Natur

und ihrer Pflanzen-, Kryſtall- und Thiergebilde, und die Schöpfungen der Natur ſind hier ihrem Schöpfer und Meiſter, dem großen Gott und Herrn als ein Weihegeſchenk der Liebe und Dankbarkeit von dem denkenden, geiſtigen Geſchöpfe zu Füßen gelegt. Kryſtall und Roſe verſchmelzen ſich in der herrlichen Fenſterfüllung. Dem aufſtrebenden Baumſchaft oder auch dem aufſteigenden Waſſerſtrahle des Springbrunnens gleich, ragen die Säulen empor in ſinniger Ordnung, und ihr Geäſte ſchlingt ſich oben in einander, wie die Wölbungen eines hohen Baumganges, bald ſtellen ſich die Säulen und Pfeiler wieder wie Baſaltſchichten dar, die ſeit Jahrtauſenden unerſchüttert ihr Kuppelgewölbe tragen."

„Die Frühlingsluft der ſchöpferiſchen Natur ſinnbildet ſich hier in der Frühlingsluft der ſchöpferiſchen Kunſt."

„Sinnend ſteht der Meiſter da, und freut ſich, ſeine Nachahmung der Naturfülle in geräuſchvoller Thätigkeit hinaustreten zu ſehen in's Leben. Was er geſchaffen, als er den Bauriß gezeichnet, hat bereits ſich in den Grund geſenkt und fängt ſchon an, nach allen Seiten hin aufzuragen, ſchon ſchließen ſich die Wände, oben aber zeigt ſich noch, wie das Dach einer Baſilika,

die blaue Himmelsdecke mit ihrer nächtlichen Sternenzier."

„Schon sieht er im Geiste den Bau vollendet, versammelt sind die Gläubigen zum gemeinsamen Gebete bei der Opferhandlung, sie fühlen sich gehoben durch des Tempels Zier und Pracht, majestätisch rauschen die Orgelklänge durch die Säulenhallen, und froh bewegt ist das Herz des jugendlichen Meisters, und gern mag er sich in solchem freudigen erhebenden Sinnen ergangen haben!"

„Doch sollte er diese Freude nicht erleben! Der Herr und Baumeister der Welt hat ihn zu sich gerufen, inmitten seines Werkes, und Andere werden es nun in's Leben setzen, wie er in seinem Geiste es bereits vollendet."

„Vorwärts schreitet der Tempelbau nach seinem Grundriß, nach seiner Anordnung und wird uns bleiben als ein Vermächtnis seines künstlerischen Geistes. Der Tempel seines Leibes liegt vor uns, gebrochen, zerstört und eingesunken! Der Trost in unserer Trauer, die Freude in unserer Klage aber soll sein, daß wir wissen: der Hingeschiedene war den alten Meistern nicht allein gleich im hohen Streben der Kunst, er glich ihnen auch im Glauben an denjenigen, zu dessen Ehre er den Tempel bauen wollte. Die Heilsmittel

der Erlöſung haben in ſeinen letzten Wandertagen ihn aufgerichtet und geſtärkt, und er ſtarb in der heiligen Zuverſicht, daß der große ewige Meiſter einſt den Tempel ſeines Leibes wieder neu erbauen wird, daß der ganze Menſch in Leib und Geiſt einſt wieder hergeſtellt werde, daß er vom leiblichen Tode einſt erſtehen wird, wie er vom geiſtigen hier durch Chriſtus erſtanden iſt."

„Dieß ſei auch die ſtärkende Tröſtung ſeines Vaters und ſeiner Geſchwiſter, ſeiner Theuern und Lieben in der fernen Heimat, nach welcher er, der Sohn der Alpen, in ſeinen letzten Tagen ſich ſo herzlich geſehnt. Wie wir den Lorbeerkranz, welcher der Kunſt gebührt, auf ſeinen Sarg gelegt und ihm eine ehrende Todtenfeier bereitet haben, ſo möge ihm dort der Lohn der Gerechten werden."

Dr. Förſter zu München gab Müller's Biographie heraus, welcher er einen Cyklus von Gedichten aus Müller's Nachlaſſe beifügte, die eine große poetiſche Begabung beurkundeten.

Es iſt eine Erfahrung in manchem Menſchenleben, daß Todesfälle von ſolchen Perſönlichkeiten, mit denen wir in naher Beziehung ſtehen, nicht vereinzelt kommen, ſondern oft in kurzer Zeit

Schlag auf Schlag eintreffen. Mit Müller ſtand ich wohl nicht in näherer Beziehung, ich kannte ihn aber doch gut genug, um in ihm einen Mann von religiöſer Ueberzeugung, ſittlichem Gehalt und ehrenwertheſtem Charakter achten zu lernen.

Im Frühjahre 1849 ging Baron Hügel halb erblindet, körperlich gebrochen, mit ſeiner Schweſter und ſeinem Schwager (Gräfin und Graf Hardenberg) auf ihr Gut nach Grottkau in Schleſien. Vor der Abfahrt durchſchritt er mit mir noch einmal ſeine Zimmer und ſah mit Wehmuth auf alle die hier aufgehäuften Kunſtgegenſtände; es traten ihm Thränen in die Augen und er ſagte mir: „Ich bin gewiß, daß ich zum letzten Male dieſe Räume durchſchreite, ich danke Gott vom Herzen, daß er mich ſo ergeben gemacht hat in ſeinen Willen.“ Als er ſchon im Wagen ſaß, gab er mir nochmal die Hand mit den Worten: „Leben Sie wohl, wir haben die Hoffnung, uns einſt wieder zu ſehen.“ — Er ſtarb am 3. Juli 1849 zu Grottkau im Arme ſeiner edlen vortrefflichen Schweſter, der Gräfin Hardenberg, nachdem er früher wiederholt die heiligen Sakramente empfangen, und hauchte ſeine Seele aus, nachdem er bei voller Beſinnung das Gebet des Herrn bis zum Amen laut gebetet.

Kurz darauf ſollte ein Tag tief erſchütternd in mein Leben eingreifen. Am 2. Auguſt ſpeiſte ich wie gewöhnlich im elterlichen Hauſe, mein Vater war mehr als ſonſt heiter und gut aufgelegt; ich ging in beſter Stimmung in die innere Stadt, um meine Zeitungsgeſchäfte zu beſorgen; auf Nachmittag war ich von mehreren guten Freunden zu einer Landparthie geladen, ich ſollte dieſelben in Nußdorf treffen. Schon war ich bis außerhalb der Linie gefahren, da faßte mich ein eigenthümliches, unbeſchreibliches Gefühl; ich ſtieg aus dem Wagen und ging traurig allein in Feldwegen umher, ganz gegen meine Gewohnheit, es war mir, als ob ich an dieſem Tag an keiner Freude theilnehmen ſollte; da begegneten mir drei ſchwarze, in Trauer gekleidete Frauen, es ſchienen Mutter und Töchter geweſen zu ſein, tiefe Wehmuth ſprach aus ihren Zügen, Gedanken an den Tod fingen an mich zu beſchäftigen; ich begab mich unter die Häuſer zurück und beſuchte meinen Studiengenoſſen Ballek, der eben Kaplan in der Pfarre Lichtenthal war; nun verging mir auf eine Zeitlang die traurige Stimmung, die mich erſt wieder anfaßte, als ich ihn verließ; es war ſchon Abends, ich kam im Nachhauſegehen durch jene Gaſſe in der Alſervorſtadt, in welche die Fenſter von der

damaligen Todtenkammer des allgemeinen Krankenhauſes gingen. Da wurde es mir zum Weinen, ich wußte nicht warum. Im Pfarrbezirk Altlerchenfeld begegnete mir der Richter (Bürgermeiſter) Funk und Lehrer Bodenſteiner: Wir ſprachen Einiges und ich äußerte mich: daß ich ungewöhnlich traurig ſei, ich wiſſe nicht, was das zu bedeuten habe, und meine, es müſſe vielleicht irgend eine Krankheit im Anzuge ſein, die mich ſo ſehr herunterſtimme.

Im Pfarrhauſe angelangt, ſagte man mir: ich ſei ſchon Nachmittag oft geſucht worden und möge nur ſchnell „nach Hauſe“ (d. h. zu meinen Eltern) kommen, der Vater ſei plötzlich ſehr erkrankt und zwar nicht zu Hauſe. Ich entgegnete: „Vielleicht iſt er geſtorben, ſagen Sie mir es lieber, die Ungewißheit peinigt mich noch mehr!“ Die Dienſtleute des Pfarrers aber erwiderten: „Sie können nicht mehr ſagen, und ich werde das Nähere ſchon zu Hauſe erfahren.“

Ich eilte in's väterliche Haus, im Vorbeigehen hörte ich von einigen Leuten, die beim Hausthor ſtanden, eben die Worte: „Er iſt maustodt, und ſteht nimmer auf.“ Ich flog über die Stiege und fand die Mutter und die drei Brüder ſchluchzend und weinend, kaum vor Schmerz der Sprache fähig. Ein Lungenödem

hatte dem Leben meines Vaters ein plötzliches Ende gemacht, als er eben in der Leopoldstadt ein Bad nehmen wollte, und mit dem Badeinhaber gesprochen: Er konnte nur die Vorstadt und das Hausnummer seiner Wohnung nennen, und verlangte wegen plötzlichen Uebelbefindens um einen Lohnkutscher, als er auch schon sterbend niedersank. Der Leichnam wurde, wie dieß bei allen plötzlich außer dem Hause Gestorbenen gesetzlich zu geschehen hat, in das Allgemeine Spital zur Obduction gebracht, und als sich die oben erwähnte unerklärliche Traurigkeit im Vorübergehen bei der Leichenkammer meiner bemächtigte, war ich einige Schritte entfernt am Leichname meines Vaters vorübergegangen. Wie in in einer Ahnung des baldigen Todes empfing er einige Tage früher die heiligen Sakramente der Buße und des Altars.

Am 4. August Nachmittag segnete ich das Sterbliche, was bestimmt ist, einst das Unsterbliche anzuziehen, nach dem Ritus der Kirche ein, und zwar am selben Tag und zur selben Stunde, an welcher eilf Jahre vorher, als ich den Segen in Mariazell vor meiner ersten heiligen Messe gehalten, der Hingegangene zu mir die Worte sprach: „Nun, jetzt weiß ich doch, wer einmal meine Leiche einsegnen wird.“ Genau um die

Stunde ſeines Todes zerſprang meiner Mutter der Ehering am Finger, nachdem ſie denſelben ſeit ihrer Vermählung ſechsunddreißig Jahre lang ununterbrochen getragen. Ich erzähle nur das Faktum, ohne eine weitere Bemerkung darüber zu machen.

Es mag für einen Sohn verzeihlich ſein, wenn er übrigens ganz ohne Schmuck und Zuthat vom Tode ſeines Vaters erzählt. Ich konnte ohne Lobhudelei auf ſeinen Grabſtein die Worte ſetzen laſſen: „Er war ein Mann nach dem Herzen Gottes;“ mir ſelber aber konnte ich die Worte ſagen, die Mathias Claudius beim Tode ſeines Vaters niederſchrieb: „Ach, ſie haben einen guten Mann begraben und mir war er mehr.“ Er ſorgte ehrlich und redlich für die Seinen, aber auch chriſtlich, er ſuchte nicht zuſammenzuraffen um jeden Preis; er drückte Niemand im Verkehr und der Noth war nie ſein Herz verſchloſſen. Das Wort: „Was ihr den Armen thut, das habt ihr mir gethan,“ wurde von ihm wohl beachtet. — Daß ſein Glaube im Werk lebendig war, gereichte mir zum großen Troſt bei der erſchütternden Nachricht ſeines plötzlichen Todes.

Einige Wochen nach meines Vaters Tod gab mir der damalige Pfarrverweſer, ſpäter Pfarrer

Herr Urban Loritz von St. Laurenz am Schottenfeld ein Sammelbüchlein für's Armeninſtitut mit einem zufällig darin liegen gebliebenen beſchriebenen Blatt in die Hand und ſagte mir: „Es dürfte Sie intereſſiren, was Ihr Vater einige Tage vor ſeinem Tode auf dieß Blatt geſchrieben.“ Er ſammelte nämlich ſeit dreißig Jahren allmonatlich für die Armen der Pfarre Schottenfeld in einem eigenen Bezirk bei den Hausinhabern milde Gaben ein, welche in einem Büchlein aufgeſchrieben und dem Pfarrer ſammt dem Ausweis eingeſandt wurden. Auf dem Blatte ſtanden folgende von der Hand meines Vaters geſchriebene Verſe:

„Ich fühle ſchon gar ſehr
Die Jahre, die mich drücken,
Sie beugen mehr und mehr
Mir wie ein Joch den Rücken.

Sind auch die Augen matt,
Und wird die Kraft auch ſchwächer,
Ich bin nicht lebensſatt
Beim gold'nen klaren Becher.

Wer ſteht vor meiner Thür,
Wer klopft ſo dringend an?
Herein! Wer kommt zu mir,
Es iſt der Knochenmann.

Herr Jesus! steh' mir bei,
Und lasse mich nicht sinken,
Ob er auch bitter sei,
Ich will den Becher trinken."

Diese paar Verse führe ich hier natürlich nicht wegen ihres poetischen Gehaltes an, denn einen solchen haben sie nicht, sie sind aber als Todesahnung doch etwas merkwürdig. Am Abend nach beendigten Geschäften pflegte er sich an einem guten Glas Wein gütlich zu thun, zu Sommerszeit im Gartenhaus, im Winter in seiner gemüthlichen warmen Stube. Es gehörte zu seinem Vergnügen, immer einige hundert Eimer gute Oesterreicher Weine im Keller zu haben, dabei war er aber ein sehr bescheidener Trinker; das muß ich deßwegen bemerken, weil ein paar Verse, die er offenbar um des Reimes willen so geschrieben, den Anschein geben, als sei er dem goldenen Becher zu sehr zugethan gewesen. Es gehörte zu seinen Schwächen (manche nannten es Tugend), Bekannten und Besuchern einen Wein vorzusetzen, von dem sie gestehen mußten, „daß er nicht überall zu bekommen sei." — Uebrigens sind die paar Zeilen ganz seinem Charakter gemäß. Seine christliche Gesinnung war kernhaft, im Umgang liebte er ein heiteres Wesen und war Freund eines guten Humors, und so trieb der Humor

auch in die christlichen Todesgedanken sein Spie hinein; wie sich bisweilen frisch grünende Zweig durch einen stachelreichen Dornenstrauch durch flechten.

Als ich im Jahre 1887 eben im Gottesack zu Hüttldorf bei Wien (ich wohnte im Frühjah im Barmherzigenconvent daselbst — vom Garte des Convents führt eine Thüre in den sch schön auf einer Anhöhe gelegenen Friedhof hin über) herumging, sah ich eine Frauengestalt a einem prächtigen großen Marmormonumente, di 6 Ringe des großen Grabsteins reich vergoldet und so knieend beten, als sie mich vorbeischreite sah, erhob sie sich, begrüßte mich und sagte: Si werden mich wohl nicht mehr kennen. Ich bi die N. Marie, mein Vater war Hausmeister in Hause ihres seligen Vaters vor 1848 — al mein Vater starb, kam ich in den Dienst eine reichen alleinstehenden Ehepaares — das hat mic an Kindesstatt angenommen und mich zum Erbe eingesetzt — das hier ist das Grabmal, welche ich beiden errichten ließ, und das ich wöchentlic besuche, um hier für meine Wohlthäter zu beten Sie erzählte mir nun, daß sie jetzt für die Kin der ihres verstorbenen Bruders sorge u. s. w. und sagte am Schlusse: O, wie oft denke ich a Ihren seligen Vater, der Mann hat ein gute

Herz gehabt. Wenn Gäſte bei ihm im Gartenhaus geweſen ſind und dieſe fortgingen, da rief er mich und meinen Bruder (wir beide waren noch Kinder) in den Garten und da bekamen wir zu eſſen und zu trinken und auch ſonſt ſchenkte er uns öfter etwas u. ſ. w. und ſo habe ich den guten Mann noch immer in dankbarer Erinnerung.

Ich gratulirte der jetzt reichen Frau zu ihrer nun ſorgloſen Exiſtenz und die edelmüthige Erinnerung derſelben, welche der plötzliche Reichthum nicht hochmüthig gemacht hat — an meinen Vater mußte mich rühren, und ich habe auch dieſer guten Frau darum die vollkommenſte Anerkennung für dieſe edle Geſinnung ausgeſprochen.

Den Tod des Fürſten Alexander Hohenlohe, Biſchofs von Sardika und Großprobſt von Großwardein, der durch mehrere Jahre ſich mir beſonders freundlich erwies, und mit dem ich in brieflichem Verkehr geſtanden, habe ich in einer eigenen Schrift: „Aus dem Nachlaſſe des Fürſten Alexander Hohenlohe“ beſprochen.

Ehe der Tod über uns ſelbſt kommt, müſſen wir in und mit vielen Anderen ſterben, der Tod und die beſtändige nothgedrungene Erinnerung an ihn ſind das eigentliche Epheu, das ſich unermüdlich und unbarmherzig mit ſeinen Kletterhäklein hineinflicht in unſeren Lebensbaum.

Im Herbſte 1849 lernte ich in Wien den Hiſtoriker Gfrörer, Profeſſor der Geſchichte zu Freiburg, kennen, er war damals noch Proteſtant und kehrte am Ende des Jahres 1853 in den Schooß der katholiſchen Kirche zurück. Am Nachmittag des Allerſeelentages 1849 brachte ich mit Gfrörer ein paar Stunden in meiner Wohnung zu. Es war damals noch eine ſehr bewegte Zeit, kaum das Ausſchnaufen von einer großen unſeligen Bewegung in Mittel- und Südeuropa begonnen. Gfrörer war ein wahrhaft edler, biederer Schwabe, der das Herz auf der Zunge trug, ſeine Bemerkungen über öffentliche Zuſtände waren in der Regel ſcharfſinnig, geiſtreich und ſchlagend. Wir ſprachen Vieles über die Geſchicke der Kirche in der nächſten Zukunft, mitunter flocht Gfrörer Bemerkungen über ſeine innere Stellung zur katholiſchen Kirche ein, die mich auf's tiefſte rührten. Unter anderen ſagte er: „Nachdem ich durch die Schulen ex officio um den Glauben gebracht (er ſtudirte in ſeinem Vaterlande Würtemberg und war auch auf der Basler Univerſität), bin ich auf hiſtoriſchem Weg zu meinem jetzigen Glauben (an Chriſtus den Gott und Menſchenſohn) wieder gekommen, und auf hiſtoriſchem Weg kann ich einmal auch noch ganz in die katholiſche Kirche kommen; zuerſt

imponirte mir der ganze Organismus der Kirche, es gibt nichts Größeres, nichts Herrlicheres.“ Ueber die nächsten Geſchicke der Kirche ſagte er mir (1849) bei derſelben Gelegenheit: „Wird es ruhig, ſo wird ſich der Radikalismus mit der Larve der Legalität an die katholiſche Kirche machen, und gerade in den kleinen deutſchen Ländern wird man's am ärgſten treiben, dann wird's aber auch zum Bruche kommen. Man wird meinen, die Ruhe ſei geeignet, um die unhaltbaren Zuſtände mit der Kirche ſicher zu befeſtigen.“ Wie wahr Gfrörer geſprochen, lehren die Thatſachen der jüngſten Zeit.*)

Bis hieher läuft der Bericht über Geſehenes und Geſchehenes in der erſten Auflage von: Woher? Wohin? Der Verfaſſer fügte dort die Bemerkung bei: daß dem innern Weben der Ideen (d. h. der geiſtigen Gedankenwelt) in dieſem Büchlein nur andeutungsweiſe Beachtung geſchenkt wurde, mag bei einem Schriftſteller entſchuldigt werden, der mit dieſer Welt (und ſei es nur eine kleine Welt) niemals ein Geheimniß gemacht, und der ſeit Jahren gewohnt iſt, ihren Inhalt unumwunden darzulegen.

*) Etwas ausführlicher findet ſich dieſes Geſpräch mit Gfrörer behandelt in: „Der Atheiſt Renan und ſein Evangelium.“ Von S. Brunner. S. 15.

XII.

Kleine Bilder aus den kleinen Leiden eines Kaplans. Unnöthige Wichtigmacherei und nothwendige Folgen. Ueber Priesterexercitien. Vereine. Ein Geschenk. Die Seelsorge an der Pfarre Altlerchenfeld. Die Feiertagspredigerstelle an der Universitätskirche. Die Wiener Universität, ihre Stiftung und ihre Zustände. Gefällige und wohlwollende Laien. Züge aus dem Leben des seligen Dr. Alois Schlör.

Die kirchliche Bewegung, die von 1848 an in Oesterreich stattgefunden, bedarf einer eigenen Schilderung, dieselbe kann daher in vorliegender Schrift nur hie und da oberflächlich berührt werden.

Schreiber dieses brachte von März 1843 bis Anfangs März 1853 als Cooperator in der Pfarre Altlerchenfeld zu. Er meint jetzt aus dieser Zeit einige Begebenheiten anführen zu sollen, die an sich unbedeutend sind, die aber besonders Geistlichen in manchen Fällen und Situationen einen

Anſtoß zum Nachdenken geben können. Kleinliche Vexationen, denen der Verfaſſer ausgeſetzt war, ſollen nur in ſo weit berührt werden, als dadurch manchem kleinlichen Vexator der Zukunft ſein eigenes Bild vor Augen geſtellt und ihm ſomit die Möglichkeit gegeben wird, ſich ſelber kennen zu lernen, und wenn er auch keinen Ernſt gebrauchen will zu ſeiner gründlichen Bekehrung, mag er ſich mindeſtens den Sinn für das Lächerliche erwecken oder ſchärfen; und darnach ſein Benehmen derartig einrichten, daß er nicht ein würdiger Gegenſtand des Gelächters werde.

Am 1. Auguſt 1850 wurde der Schlußſtein in das Gewölbe der neuen Altlerchenfelder Kirche mit der bei ſolchen Gelegenheiten üblichen Feierlichkeit eingefügt. Nachdem nun der Pfarrer*) ſeinen Spruch geſprochen und den Schlag mit dem Hammer gethan, reichte er dieſen nacheinander den weltlichen Vorſtänden der Kirche, der Gemeinde und des Armenweſens, und erſt nach-

*) Er iſt ſchon lange todt, ſein Name wird hier nicht genannt und bei dem bunten und wechſelreichen Leben in Wien, wird wohl kein Leſer ſich um denſelben kümmern. Zudem gilt er hier auch nur als Exemplar einer ganzen Species wie dieſelbe reichlich vertreten in allen Ständen exiſtiren, die aber in einem concreten Bilde dargeſtellt ſein mußte.

dem eine Menge dieſer Herren die Ceremonie des Hammerſchlages vollbracht, ſollten die drei Kapläne auch die Broſamen dieſer vermeintlichen Ehre genießen. Obwohl es nun durchaus nicht in meinem Naturell liegt, meine Perſon in kleinlichen Rangſtreitigkeiten voranzuſtellen, ſo konnte ich doch als Prieſter und Seelſorger an der Pfarre nun keinen Gebrauch vom Hammer mehr machen, nachdem mir derſelbe von einem Käſekrämer mit der ſehr verbindlichen, auch noch vom Pfarrer unterſtützten Bitte dargereicht wurde: doch nun auch „ein wenig auf den Stein zu ſchlagen“. Ich erwiderte für mich und meine zwei Kollegen: „Im Namen des Pfarrclerus hat der Herr Pfarrer geklopft, im Namen der Gemeinde haben Sie geklopft, meine Herren, und der Schlußſtein braucht nun keinen Schlußklopfer mehr; er wird ſchon ohne uns auch halten.“

Die Geſchichte ſcheint nun wohl außerordentlich kleinlich und es hat den Anſchein, als könne ſie nur einen Spießbürger von Krähwinkel intereſſiren; dennoch liegt in ihr eine wichtige Nutzanwendung, wie auch in der folgenden ebenfalls kleinlichen Begebenheit, die ſich der vorigen anſchließt.

Am 15. Mai 1851 wurden an den zwei Thürmen derſelben Kirche die Kreuze nach Ein-

weihung derselben aufgezogen und früher in den Einen der kupfernen Thurmknäufe eine Pergamentrolle gelegt, in welcher außer dem Pfarrer auch sämmtliche weltliche Kirchen- und Gemeindevorstände namentlich erwähnt wurden, nur die drei Kapläne waren dieser allerhöchsten Unsterblichkeit nicht für würdig erachtet. Meine Kollegen nahmen die Angelegenheit ebenfalls von der heitersten Seite auf — es wurden viele Witze über hohle Knöpfe und hohle Köpfe gemacht, über die hohe kirchliche Stellung, die blecherne Unsterblichkeit, und dergleichen gesprochen.

Der arme Pfarrer war ein josephinischer Rubrikenmann, sein Stolz waren die wohlgeführten Bücher seiner Kanzlei und zunächst als „Kanzleivorstand" fühlte er sich groß und glücklich. Er wollte glänzen und vor den Laien den hohen Abstand zeigen, der zwischen ihm und seinen Cooperatoren lag. Nun erreichen aber kirchliche Vorgesetzte, die sich durch Herabsetzung, durch verächtliche Behandlung ihrer untergebenen Priester, durch kleinliches Verweigern jenes Grades der Achtung, die doch ein Priester von dem andern fordern kann, und durch das krankhafte Gelüst den Untergebenen so viel als möglich die Wohlthaten eines Rechtszustandes nicht angedeihen zu lassen, gerade das Gegentheil von dem, was sie

beabſichtigen. Religiöſe Laien bedauern den Hochmuth, der ſich unter nichtigen Vorwänden auf Koſten anderer zur Geltung bringen möchte, und wie kann erſt ein geiſtlicher Vorgeſetzter meinen, irreligiöſe Leute werden *ihm dann um ſo größere Achtung zollen* — je größere Mißachtung er ſeinen eigenen Standesgenoſſen angedeihen läßt? Daß vor Gott, das heißt in ethiſcher Beziehung, durch die Operation der liebloſen Selbſtſucht nichts gewonnen iſt, das verſteht ſich wohl von ſelbſt, aber auch vor den Menſchen iſt nichts gewonnen, außer im beſten Falle ein *Bedauern* über derlei Schwächen, oder geradezu der conträre Gegenſatz von dem, was effektuirt werden ſollte — nämlich: *Mißachtung*.

Derſelbige Joſephiner erfreute ſich einmal uns gegenüber, wie ſein Name auf den neu zu gießenden Glocken prangen werde. Uns gab dieſe angehoffte eherne Unſterblichkeit natürlich Stoff zu heitern Bemerkungen. Es lag ſo nahe, „wie die thurmhohe Unſterblichkeit — von der Nachwelt bewundert werde. Freilich können in dieſem Falle nur die bei den Thurmlücken ein- und ausfliegenden Spatzen die *bewundernde Nachwelt* präſentiren.“ Es wurde ausgemalt: „wie dieſe Spatzen offenbar in höchliches Erſtaunen gerathen werden, wenn ſie an dem Glockenrand herum-

tanzen und ſich mit ihren kleinen Krallen an den Buchſtaben eines unſterblichen Namens feſthalten können;“ wir arme Sterbliche waren durchaus nicht zur ernſthaften Bewunderung unſeres unſterblichen Vorſtandes zu bewegen. Wie oft kommen ähnliche Fälle vor, wie oft wollen ſich Vorgeſetzte vor ihren Untergebenen groß machen, und erreichen dabei nichts anders, als daß ſie ſich lächerlich machen. Der arme Mann — er ſtarb noch dazu, ehe die Glocken, die Träger ſeiner ehernen Unſterblichkeit, gegoſſen wurden (wenn ich nicht irre, ſo iſt der Name ſeines Nachfolgers — an die Glocken gehangen worden). Wir hegen kein Fünkchen Groll gegen ihn und haben des erlebten Spaßes nicht um ſeinetwillen aus kleinlicher Rache hier erwähnt — ſondern um der ganzen Species willen, die fortlebt in allen Ständen; — möge jeder, der dieß lieſt, den Gedanken feſthalten, daß das Aufblaſen und ſich mit ſeiner Stellung Wichtigmachen gegenüber jenen, die in irgend einem untergeordneten Verhältniſſe ſtehen — immer das Gelächter auf dem Fuße nach — zum Gefolge hat.

Da mir die Redaktion der Zeitung aus dem Umſtande viele Zeit koſtete, weil die Druckerei in der Vorſtadt Margarethen, der Verlag in der innern Stadt ſich befand, machte ich meinen

beiden Kollegen den Antrag: dieſelben möchten die ſogenannten Haustaufen (Taufen in der Wohnung der Eltern des Täuflings) übernehmen, die immer Nachmittags ſtattfinden, dagegen wolle ich auch, wie das ſehr natürlich, vom dießfälligen Honorar nichts beanſpruchen; Predigten, Chriſtenlehren, Beichthören, Verſehgänge an Vormittagen wolle ich beibehalten, je nach der Reihe, in welcher dieſe Verrichtungen an mich kommen. — Die Kapläne waren pekuniär ziemlich dürftig geſtellt; ſie erklärten ſich bereit, dieſe beſagten Taufen zu übernehmen.

Auch dieſer Umſtand wurde beſprochen — und es kam ſo weit, daß der Pfarrer an meine Kollegen die verfängliche Frage ſtellte, ob ſie denn ſich gerne zu dieſen ſeelſorgerlichen Dienſtleiſtungen für mich herbeiließen. Die Beiden wußten recht gut, was in dieſer Frage für mich für ein Angelhaken lag, wenn es ihnen auch nicht erſichtlich war, wie weit der Faden dieſes Hakens ging. Sie erklärten nun, daß ſie dieſer geringen Mühe ſich nicht nur freiwillig, ſondern ſehr gerne unterziehen; es ſei ja doch bekannt, wie miſerabel ſie geſtellt ſeien und über eine Aufbeſſerung ihres ärmlichen Einkommens können ſie nichts weniger als ungehalten ſein.

Es werden dieſes Büchlein Leſer aus den

verſchiedenſten Lebenskreiſen und Ständen zur Hand bekommen; darum iſt es leicht, an jeden zu appelliren, er möge die Erfahrungen in ſeinem Lebenskreiſe zu Rathe ziehen, und ſo werden wir dann alle zuſammen zu dem allgemeinen Schluſſe kommen: daß gerade winzige Neckereien geiſtig und ethiſch unbedeutender Menſchen geeignet ſind, den Gequälten bisweilen in eine hochmüthige Stimmung zu verſetzen, ſo zwar, daß er ſich einbilden mag, er ſei in irgend eine Partie eines Thiergartens gekommen und werde von Ichneumonen, Mardern, Iltiſſen, Rüſſelbären und andern jener feinfühligen Schnüffelweſen umrungen, deren Nervenleben ſich in der ewig unſteten vibrirenden Naſe concentrirt, welche die Gewohnheit haben, alle Gegenſtände, welche ihnen unterkommen, von nah und fern und um und um von allen Seiten mit ſehr viel Ausdauer kritiſch zu beſchnüffeln und abzuriechen, während ſie im Eifer ihres Berufes gar keine Ahnung haben, daß ſie ſelber in ihrem Lebenskreiſe nichts weniger als Maiendüfte verbreiten und ihnen, während ſie ein ſehr feines Organ für alle andern Thiere haben, doch das Organ der Selbſtkenntniß vollkommen abgeht.

Es genügt dem Autor, wenn ähnliche Erörterungen manchem Leſer zur Lehre, manchem

hinwiederum, der sie in gleichen passiven Zuständen liest, zum Troste gereichen.*)

Auf vieles Andrängen von verschiedenen Seiten wurden für die Wiener Diöcese die ersten Priesterexercitien abgehalten und dafür die Zeit vom 3. bis 6. September 1850, als Ort das erzbischöfliche Alumnat bestimmt. An achtzig Priester der Diöcese fanden sich zusammen. Zum Exercitator wurde ein Theologieprofessor aus Trient bestimmt, der seither auch schon Todes abgegangen ist.

Der Professor war ein ascetischer Mann — er meinte es gut, hatte eine schöne Gabe, flüßig und angenehm zu sprechen und hielt durch drei Tage jeden Tag vier volle Stunden und sogar darüber freie Vorträge, und zwar war er nach Bedürfniß bereit, diese in deutscher, lateinischer und italienischer Sprache zu halten. Für künftige Exercitatoren dürften wohl einige Winke im Allgemeinen am Platze sein, die der Autor hier als eine Art gesammelte öffentliche Meinung zu-

*) Mein ehemaliger Kollege aus dem Jahre, in welchem ich Zögling des Kremser Konviktes war, Dr. Kerschbaumer, sah bei einem Besuche obige Erörterungen auf meinem Pulte liegen und corrigirte den letzten Satz sehr treffend dahin: „Das mag wohl vielen zum Troste, zur Lehre aber wird es wenigen dienen."

ſammenſtellt. Ein Umſtand, der Exercitien beſonders abzuſchwächen geeignet iſt, beſteht darin, wenn man merkt: es ſind gewiſſe Partien auf Beſtellung gemacht; hier ſoll ein Exercitator ſelbſt den Anſchein davon zu vermeiden ſuchen. So iſt z. B. auch ſchon ein Losgehen auf den Hochmuth und die Aufgeblaſenheit der Wiſſenſchaft in ſehr allgemeinen Phraſen vorgekommen, gerade das aber dürfte jetzt weniger an der Zeit ſein; ja, eine Aufforderung zu ernſter wiſſenſchaftlicher Thätigkeit würde ſicher gar nicht ſchaden. Wer über den beſagten kritiſchen Punkt mit Erfolg ſprechen will, der muß ſelber auf einer wirklichen Höhe anerkannter wiſſenſchaftlicher Bildung ſtehen, und von ſeiner Umſicht in den Gebieten der Wiſſenſchaft vollgültiges Zeugniß öffentlich abgelegt haben. Die Asceſe allein, und wäre ſie noch ſo reell, aufrichtig und innig, gibt noch nicht die Grundlage zu einer Operation gegen den Hochmuth der Wiſſenſchaft — weil ſich ſonſt wiſſenſchaftlich gebildete Zuhörer der Reminiſcenz unmöglich entſchlagen können: Die Kunſt haßt jenen nur, der ſie nicht kann!

Ferner ſind für Einen Tag vier volle Stunden zum Anhören von Vorträgen, und das durch drei Tage hintereinander das höchſte, das vollge-

rütteltste Ausmaß für menschliche Leistungsfä
keit nicht nur in Beziehung auf's Reden, son
auch in Beziehung auf's Anhören. Gewöh
werden die Stunden 8—9, 11—12, 4—5
7—8 für Vorträge bestimmt, kommt noch
der Morgengottesdienst und das Abendgebet
ist es sicher, in Anbetracht der Ungewohnthe
lange zu sitzen und zu hören, eher ange
diese Stunden nicht ganz und genau auszufü
ja sie eher abzukürzen, als dieselben im
mäßigen Eifer noch auf Fünfviertelstunden
aufzuschrauben.

Ich habe achtenswerthe Männer bei Ex
tien gesehen, die das über die Zeit Reden
den Nachmittags-, besonders in den Abend
trägen, in eine derartig peinliche Stimmung
setzt hat, daß sie deren nicht Meister we
konnten und selbe unwillkührlich in den Mi
auffallender Ungeduld, im bald Niederknieen
der sitzenden, im bald Niedersetzen um der kn
den Stellung zu entfliehen, ausgeprägt ha
Gottesdienst, Andacht, Erbauung, alles soll
die menschliche Fähigkeit der möglichen Ausd
bemessen sein; denn sicherlich hört Andacht
Erbauung auf, wo Ueberdruß und peinliche L
weile eintreten. Jedenfalls kommt es öfter
daß es Leute gibt, die gerne lange Reden hal

als daß es ſolche gibt, die gerne lange Reden anhören.

Als ich am 19. Mai 1851 von der Kirche des Morgens in meine Wohnung kam, fand ich in dieſer einen aus Holz geſchnitzten gothiſchen Hausaltar mit lebenden Blumen geſchmückt, und vor demſelben Dr. Gruſcha, den Präſes des Geſellenvereins, und andere Herren, die mich mit dieſem Altar (nach der Zeichnung des Malers und Bildhauers Klein ausgeführt) überraſchen wollten. Dr. Gruſcha ſprach einige Worte, in denen er hervorhob: es möge mir ein Troſt ſein, daß in den mannigfachen und verſchiedenſeitigen Kämpfen edle Männer mich mit ihren Segenswünſchen begleiten. Ich dankte um ſo mehr für das werthvolle Geſchenk, als es von Männern ausging, die nicht die mindeſte Verpflichtung hatten, mir irgend eine Aufmerkſamkeit oder Anerkennung zu zollen.

Am 23. Juli 1852 wurde ich von den Mitgliedern des Doktorenkollegiums der philoſophiſchen Fakultät an der Wiener Univerſität zum Dekan für das Schuljahr 1852—1853 gewählt. Die Mitglieder beſtehen mit Ausnahme weniger Geiſtlicher in der Mehrzahl aus Laien. Dieſer Wahl wird hier einfach darum Erwähnung gethan, weil ſie Veranlaſſung gab, meinen nun ſchon

zehnjährigen Aufenthalt als Kaplan in Altlerchenfeld zu verändern.

Im Herbste desselben Jahres wurde an der Universitätskirche zu Wien die Stelle eines Feiertagspredigers, mit der ein Benefizium verbunden war, erledigt. Das Patronat und Verleihungsrecht dieser übrigens sehr schwachen Pfründe besaß das Universitätsconsistorium, welches aus dem Rektor, Kanzler und den Dekanen besteht. Trat ich nun für dieses Benefizium als Bewerber auf — so war ich Competent und Patron, Bittsteller und Verleiher zugleich; denn jeder Votant im Consistorium war auch ein Stück Patron.

Die frühere seit 1862 demolirte Pfarrkirche der Vorstadt Altlerchenfeld war eigentlich eine kleine Kapelle mit sechs Betstühlen in der Mitte; diese Betstühle nahmen bei Predigten für gewöhnlich die alten Frauen des Armenhauses der Pfarre in Besitz, sonst faßte der ganze Kirchenraum kaum dreihundert Menschen. Nun haben ohne Zweifel diese alten Frauen gerade eben so werthvolle, unsterbliche Seelen besessen, als reiche und feingebildete Leute solche besitzen. Freilich wird nun auch anderseits zugegeben werden müssen, daß alte Frauen, die zudem noch in Folge der Schwäche ihres Alters gerne schlafen und von denen die Hälfte auch noch ziemlich taub ist, wenn

ſie wie hier das Centrum eines Auditoriums bilden, minder geeignet erſcheinen, einen Prediger anzueifern. Zudem lag dieſe Kapelle ihrer Langſeite nach an einer ſehr engen und ſehr viel befahrenen Straße, ohne Unterlaß raſſelten auf dem Granitpflaſter Wägen aller Gattung vorüber, ſo daß der Prediger bisweilen ſein eigenes Wort nicht hören konnte. Der Kanzel gegenüber befand ſich zum Ueberfluß das Hauptthor der Kirche mit zwei Flügeln; waren dieſe auch während der Predigt geſchloſſen, ſo konnten ſie doch den Lärm nicht abhalten, der auch noch aus einer hinten offenen Thür gellend hereindrang. Durch dieß Kirchlein rollte beſtändig die Zugluft, zum Sitzen gab es für die ſonſtigen Kirchenbeſucher keinen Platz, ſomit war das ganze Gebäude ſeiner Einrichtung und Lage nach für den Prediger eben ſo wenig erfreulich als für die Kirchenbeſucher einladend.

Ich geſtehe gerne, daß mir in Anbetracht dieſes allen äußeren Bedingungen nach nicht erquicklichen Wirkungskreiſes, (der mir ein volles Jahrzehent hindurch angewieſen war), bisweilen Unmuth nahe kam und der eitle Gedanke mich verſuchte, ich hätte an einem anderen Platze einen weitern Wirkungkreis haben können. Da tröſtete ich mich nun immer mit dem alten Spruch: „Wer

weiß, wozu es gut ist.“ Dieser Spruch hat sich in meinem Leben schon öfter als sehr trostreich bewährt; denn öfter sah ich in der Folge sehr deutlich ein, wie manche Fügung, die, als sie an mich herankam, nichts weniger als angemessen erschien, mir gut und dienlich gewesen ist.

Das besagte kleine Benefizium an der Universitätskirche war nun einerseits ein sehr bescheidener Posten, es stand im Erträgniß noch hinter der Cooperatorsstelle in Altlerchenfeld, anderseits bedurfte es keiner Bettelei, um es zu erlangen. Die Universitätskirche liegt mitten in der Stadt, in der Nähe der sehr bedeutenden Universitätsbibliothek, diese gehört unter den Bibliotheken zweiten Ranges in Europa in die erste Reihe. Das Benefizium war zum mindesten eine Stelle, von der man nicht ad nutum amovibilis, d. h. nach Willkühr und ohne Grund auf einen andern Posten versetzt werden konnte. Zu den Streitigkeiten im Universitätssenat, die eben in vollen Flammen aufloderten, an denen ich nun gewissenshalber mich betheiligen mußte, bedurfte ich einer — mindestens gesicherten Stelle unter meinen Füßen. Die Partei des Auslandes stand am Ruder; Inländer schlossen sich ihr aus Schwäche und andern Gründen an und — selbst Geistliche

wagten es nicht, den Kampf dagegen aufzunehmen.

Am 12. Jänner 1853 ſollte die Verleihung des Beneſiziums durch Abſtimmung im Univerſitätsconſiſtorium ſtattfinden. Die Sitzungen dieſes Körpers dauerten, wegen Erledigung einer Menge durch die neue Organiſation bedingter Aktenſtücke, in jenem Jahre oft von 6 Uhr Abends bis gegen Mitternacht. Der damalige Univerſitätskanzler (dieſer wird nicht gewählt, es fungirt als ſolcher immer der vom Landesfürſten ernannte Domprobſt bei St. Stephan), Dr. Zenner, ſprach einſt bei Gelegenheit vor einer Sitzung des Univerſitätsſenates gegen mich ſehr wohlwollend die Meinung aus: „es wäre gut, den Mitgliedern des Conſiſtoriums einzeln in dieſer Angelegenheit eine Viſite zu machen und ſie um ihr Votum zu erſuchen.“ Ich erwiederte mit aller Anerkennung der guten Meinung, die in dieſem Rathe lag: „Das thue ich auf keinen Fall; wollen die Herren einen aus ihrer Mitte dieſer Stelle nicht für würdig halten, ſo ſollen ſie in Gottesnamen einen andern nehmen.“

Da dasjenige Mitglied, über welches in irgend einer Angelegenheit berathen und votirt wird, der Berathung ſelber nicht anwohnen kann — erſchien ich dießmal ſpäter, nachdem Berathung

und Abſtimmung vorüber waren. Nachdem ich eingetreten war und meinen Platz eingenommen hatte, wurde mir im ſcherzhaften Tone gratulirt — ich ſprach im ſelben Tone meinen Dank aus. Ernſtlich aber fragten mich einige: warum ich denn dieſe elende Pfründe genommen habe? Ich entgegnete wieder im Ernſt: Weil ich ſchon lange genug in Altlerchenfeld ſaß und dort nicht noch viele Jahre ſitzen bleiben wollte, und weil ich um eben dieſe Pfründe Niemand anbetteln durfte und mich ſelber für einen faktiſchen Mitverleiher hielt, wenn ich auch der Formalität halber bei der Berathung nicht zugegen ſein konnte.

In dieſer Stelle verblieb ich, bis die Univerſitätskirche, die vor 1773 der Geſellſchaft Jeſu gehörte, durch kaiſerlichen Beſchluß Ende 1856 derſelben Geſellſchaft wieder zurückgegeben wurde.

In homiletiſcher Richtung veröffentlichte ich während dieſer Zeit einen Band Feiertagspredigten: „Die katholiſchen Feſttage, Regensburg, Manz 1854“, dann „das Hoheprieſtergebet Jeſu Chriſti (Joh. XVII.), Regensburg, Manz 1856“ und „Paulus in Athen (Apoſtelgeſch. XVII.). Ein Spiegelbild unſerer Zeit. In dritter Auflage 1879“. Von 1853 bis incl. 1860 wurden von mir acht Jahrgänge des „Sternkalenders“ herausgegeben, von dem der erſte Jahrgang in acht Auflagen

erschien. Die weitere Herausgabe mußte wegen anderweitigen literarischen Arbeiten, die viele Zeit erforderten, unterbleiben. Im besagten Jahre 1852 schrieb ich auch eine Vertheidigung der vielfach, besonders in drei Broschüren vom protestantischen Standpunkt mit Krieg überzogenen Gräfin Hahn-Hahn unter dem Titel: „Rom und Babylon. Eine Beleuchtung confessioneller Zustände der Gewart. Regensburg, Manz 1852". Im Jahre 1853 ließ ich drei Staatsschriften vom Bischof Palafox unter dem Titel: „Monarchie und Politik" drucken. Die Uebersetzung fand sich größtentheils unter Schriften des Baron Hügel, die mir derselbe vor seinem Tode übergeben.

Diese Arbeiten werden angeführt, weil gerade der Autor in einer Lebensskizze den Gang seiner Bildung wie auch eine Art Rechenschaftsbericht über die verwendete Zeit vorlegen soll.

Es soll nun den Zuständen der Wiener Universität eine kleine Aufmerksamkeit geschenkt werden. Nach dem Wortlaute des Stiftbriefes ist der Charakter der Universität ein katholischer; Herzog Rudolph gründete sie in salutem animarum nostre prioritatis inclite et nostrarum als Seelengeräthstiftung (nach dem damaligen Ausdruck) für die Habsburgischen Familienglieder. Nach diesem Charakter der Stiftung können nur Katholiken

die Stellen der Dekane und des Rektors bekleiden. Nun wurde aber versuchsweise der aus Preußen berufene Professor der Philologie Bonitz (dem die neue Organisation der Universität und der Gymnasien nach preußischem Zuschnitt zugeschrieben wird), zum Dekan des Professorenkollegiums der philosophischen Fakultät gewählt. Selbst der als ultraliberal bekannte Advokat Dr. Mühlfeld sprach gegen die Wahl und erklärte sich vom trockenen Rechtsstandpunkt gegen die Zerstörung des katholischen Charakters der Universität. Es standen im Senat der Universität Kämpfe in Aussicht. Viele der Mitglieder von den Doktorenkollegien, auch der sogenannten Laienfakultäten sahen ein, daß mit dem katholischen Charakter auch der letzte Rest von Autonomie vernichtet werde, daß es offenbar darauf abgesehen sei, die Doktorenkollegien abzuschwächen, am Ende sie sogar herauszubugsiren. — Nun hatte ich schon seit ein paar Jahren in der Kirchenzeitung gegen den lebensunfähigen Mechanismus einer Staats- oder Beamtenuniversität (und zu einer solchen wollte man die Wiener Universität machen) gefochten und dargelegt, wie eben die Selbstständigkeit und autonome Verfassung der Universitäten im Mittelalter die Wissenschaften in Flor gebracht haben, wie der moderne humanistische Haß

gegen das Chriſtenthum nur eine tyranniſche Wirthſchaft haben wolle, wie die ausländiſchen Einrichtungen der alles centraliſirenden Bureaukratie, jeden Oeſterreicher aneckeln müſſen, der ein Verſtändniß für den geſchichtlichen Organismus habe, und der es einſehe, wie die modernen eingeſchmuggelten Gewalten eher keine Ruhe geben werden, bis ſie (wenn ihnen nicht energiſch in den Weg getreten wird) diejenigen, die in Oeſterreich das Recht der Erſtgeburt haben, die hiſtoriſchen Oeſterreicher hinausgedrängt und dem ſogenannten „Humanismus", dem modernen Heidenthum zum endlichen Siege über alle chriſtlichen Inſtitutionen verholfen haben werden.

Ich berühre dieſen Kampf auch aus dem Grunde, weil er von der durch die Gnade des Kaiſers in Wien entſtandenen proteſtantiſchen, natürlich von der Univerſität ſeparaten Fakultät — immer wieder auf's Neue in's Leben gerufen wird; und weil man alle möglichen Mittel in Bewegung ſetzt, dieſe alte Habsburger Stiftung in die Luft zu ſprengen; trotzdem daß der Wille des Stifters in dem Stiftbriefe ſich deutlich genug ausgeſprochen:

„Nos pronos reddit et benivolos, ac interno quodam instinctu exigit ea ordinare, statuere et disponere in subjectis terris nostris et gentibus perque Creatoris nostri

clementia laudetur in celis et ejus orthodoxa fides dilatetur, erudiantur simplices, equitas servetur judicii, humanus illustretur intellectus, augeatur racio, crescat respublica et ad Sancti Spiritus illustrationem corda disponantur hominum.“

Nun haben aber die Kämpfer und die Intriganten gegen den ſtiftungsmäßigen katholiſchen Charakter der Univerſität und für das Eindrängen proteſtantiſcher Vorſtände in das Dekanatsamt ihre perſönlichen Intereſſen oder ihre literariſche Halbheit immer hinter allerhand Phraſen verſteckt. „Religiöſe Gleichberechtigung“, „Lehr- und Lernfreiheit“, „Emancipation der Wiſſenſchaft aus den confeſſionellen Banden“, waren die Schlagwörter, die tagtäglich aus den Nebelwolken der Blätter von Juden und Judengenoſſen und von getauften Schwätzern niederraſſelten. Das Chriſtenthum und die Kirche müßten ſich ſeit faſt zwei Jahrtauſenden nicht als Weg, Wahrheit und Leben erwieſen haben, die Geſchichte des geſammten menſchlichen Wiſſens hätte niemals ſo zum Chriſtenthum gravitirt, wie dieſes ſelbſt die oberflächlichſte Kenntniß derſelben zugeſtehen muß, die wirklichen Fürſten der Wiſſenſchaft, nicht etwa bloß aus den zwei Jahrhunderten des modernen Aufklärungsſchwindels

und des verlotterten Humanismus, sondern auch der ganzen christlichen Aera, sei es auf dem Gebiete des philosophischen Denkens, oder auf jenem der historischen Forschung der Naturwissenschaft, der gründlichen tiefen Kenntniß des klassischen Heidenthums müßten insgesammt dem Christenthum ein weniger freudiges Zeugniß gegeben haben, wenn die Standartenträger des Aufklärichtsnihilismus Recht behielten. Auch ist es keineswegs der Protestant und der Protestantismus, der noch einigen positiv christlichen Lebensinhalt besitzt, den jene Schreier und Stürmer in Schutz nehmen wollen, es ist nicht die „confessionelle Gleichberechtigung", die sie zu vertreten vorgeben, sondern es ist die geistige Fäulniß des Indifferentismus, an welcher ihre stumpfen Nerven sich aufzureizen suchen, es ist der Hexenmeister, welcher die längst untergegangene heidnische Weltanschauung neuerdings heraufbeschwören möchte, es ist der widerliche Affe des lüderlichen Jahrhunderts, der sogenannten „Wiederherstellung der Wissenschaften", es ist das Heidenthum der schlechtesten Sorte, das wider seinen Willen in der Atmosphäre des Christenthums erzogen, seines lügenhaften Lebens nie recht froh werden kann; es ist mit einem Wort der unablässig sich selbst vergötternde moderne Humanismus, dem sie in

den altehrwürdigen Hallen ſpezifiſch chriſtlicher und katholiſcher Wiſſenſchaft die ausſchließliche Alleinherrſchaft nicht ſo ſehr zu erobern als zu erſchleichen ſuchen.

Nun ſind aber die uralten Rechte und der Fortbeſtand der Doktorenkollegien an der Wiener Univerſität mit jenen altererbten Statuten in inniger Beziehung. Das Doktorenkollegium (es waren bei der Wahl zwanzig Laien und drei Geiſtliche anweſend) bezeigte ſeine Zufriedenheit nach Ablauf des Dekanatsjahres dadurch, daß ich mit abſoluter Stimmenmehrheit auch für's folgende Jahr gewählt wurde. Dieſer Wahlakt fiel in die Zeit der Sedisvakanz des Wiener Erzbisthums.

Hat es ſich in meinem kleinen Lebenskreiſe für mein ſehr dürftiges und beſcheidenes Wirken um eine Rückſicht — um eine Anerkennung gehandelt, ſo habe ich dieſe — ich muß es dankbar geſtehen, auch öfter katholiſchen Laien zu verdanken gehabt, und zwar gerade ſolchen, die ſich nicht zur Aufgabe gemacht haben, ihre eigene Frömmigkeit theilweiſe auf den Leuchter zu ſtellen, theilweiſe mit derſelbigen hauſiren zu gehen.

Als es ſich im, ſeit 1854 zur Univerſität umgeſtalteten, ehemaligen Conviktsgebäude (und vor 1773 Jeſuitenkollegium) um eine anſtändige

Wohnung für mich handelte, wurde von Seite der Statthalterei alles bewilligt, was die Universitätsquäſtur beantragte; ich wurde mit einer Aufmerkſamkeit und Rückſicht behandelt, für die ich mich noch heute dankverpflichtet fühle.

Nachdem am 20. Februar 1853 in der Universitätskirche ein feierliches Dankamt für die Rettung Sr. Majeſtät des Kaiſers Franz Joſeph aus den Händen eines fanatiſirten Meuchelmörders — unter Anweſenheit der Univerſitätsmitglieder ſtattfand, wurde gleich darnach ein Conſiſtorium abgehalten, in welchem über eine Adreſſe an den Kaiſer verhandelt wurde. Der damalige Rektor (der berühmte Anatom Dr. Rokitansky) ſchlug vor, mir die Abfaſſung der Adreſſe zu übertragen, und ſein Vorſchlag wurde einſtimmig angenommen.

Wenn ich zuvor anerkennend erwähnt habe, wie ich freiwillig, ohne es zu ſuchen, von Laien zuvorkommend behandelt worden bin, ſo will ich damit nicht gutheißen: wenn alle Gewalt über die Kirche in Laienhänden liegt; — denn da iſt das Buhlen um Gunſt und Stellen nach Oben und das wegwerfende Behandeln nach Unten ein unvermeidliches Reſultat.

Auf dieſelbe Weiſe aber, wie einer emporgekommen iſt, will er in der Folge auch nur

andere hinauflaſſen. Hat er durch Complimente, Bücklinge und Kriechereien ſich ſeinen Weg nach Oben bereitet, ſo ſucht er ſich nun dieſe verausgabten Münzen dadurch hereinzubringen, daß er dieſelben Eigenſchaften von denen fordert, die er jetzt unter ſich hat.

(In den früheren Auflagen habe ich einen längeren Bericht über den Scandal, der von Oben befohlenen Promotionen zum Doktorat der Theologie gebracht. Dieſer wird hier weggelaſſen, weil ich in den 1886 erſchienenen Denkpfennigen über dieſe Art Univerſitätsmiſere dieſen Gegenſtand akteumäßig und weitläufig behandelt habe.)

Am 2. Dezember 1852 ſtarb zu Gratz als Spiritual des Prieſterſeminars Dr. Alois Schlör, über den ſchon früher bei Erwähnung der Affairen von 1848 die Rede geweſen. Ich ſchrieb aus der Erinnerung über den heiligmäßigen Mann, der auch als katholiſcher Schriftſteller geachtet iſt, Folgendes:

Es wird Niemand, der den Hingeſchiedenen im Leben gekannt hat, oder auch aus ſeinen Schriften kennt, läugnen, daß derſelbe eine Perſönlichkeit war, die es verdient, weitaus vor vielen andern beſprochen zu werden. Ich hatte das Glück, denſelben perſönlich zu kennen. Schlör wurde in Wien (Pfarre Joſephſtadt) im Jahre 1805

geboren. Seine Eltern waren fromme, ehrbare Bürgersleute, die das Wenige, was ſie beſaßen, auf die Erziehung ihres einzigen Kindes mit Freuden anwendeten. Die Mutter Schlör's war beſonders eine religiöſe, gottergebene Frau, welche die Leiden ihrer letzten Krankheit mit großer Hingebung ertrug; ſie legte den erſten chriſtlichen Grund durch Wort und Beiſpiele. Ihre Freude, als ſie ihren Sohn zum erſten Mal am Altare ſah, war unbeſchreiblich. Schlör vollendete mit dem beſten Erfolge die Gymnaſialſtudien am Schottengymnaſium und den philoſophiſchen Curſus an der Wiener Hochſchule. Damals ſchon trieb er einen Profeſſor, der in einer ſogenannten liberalen Richtung docirte, beim Examen in die Enge. Es war nämlich zu jener Zeit an der Wiener Hochſchule jene verzwickte Philoſophie im Schwunge, welche, ohne ein beſonderes Syſtem auszuhängen, nur durch das verkappte Frontmachen gegen die Kirche ſich Anhänger zu gewinnen wußte, die aus keinem andern Grunde ihr zugethan waren, als — um der Süßigkeit der Oppoſition willen. Im Jahre 1824 trat Schlör in's Wiener Alumnat. Hier gewann er ſich durch ſeinen Fleiß und ſein Benehmen die Liebe ſeiner Vorgeſetzten in hohem Grade, und er wurde vom damaligen Seminarrektor Franz

Xaver Zenner (ſpäter Weihbiſchof von
mit beſonderer Vorliebe und Auszeichnun
handelt. Damals ſchon leuchtete aus Sc
ganzem Weſen bei äußerer Heiterkeit ein
ſittlicher Ernſt. Der Schreiber dieſes (d
noch ein Knabe in den unterſten Gymnaſialkl
erinnert ſich genau, ſchon zu jener Zeit
Schlör gehört zu haben, wie man der Wa
dienen müſſe, nicht um der Menſchengunſt
des perſönlichen Vortheiles willen, ſondern
Gottes willen, ohne alle andere Rückſicht —
Schlör hat in ſeinem ganzen Leben
gehalten! Im Jahre 1828 wurde er
Prieſter geweiht. Er feierte ſeine Primiz i
Pfarrkirche zu Altlerchenfeld (die nächſte
an der damaligen Wohnung ſeiner Eltern)
Predigt wurde von ſeinem Lehrer der Dogm
dem Canonikus Pletz, gehalten. An der
Kirche wurde er als Cooperator angeſtellt
wirkte nach allen Richtungen der Seelſorge
ſo ſegensreich, daß er jetzt noch bei der P
gemeinde im beſten Angedenken ſteht.
Jahre 1831 wurde er als Subrektor in's
Alumnat berufen. Hier machte er das
Rigoroſum aus der Theologie und wurde a
Wiener Univerſität zum Doktor promovirt.
kaum zwei Jahren wurde Schlör zum

kaplan ernannt — und trat ſpäter zugleich das Amt eines Spirituals im Auguſtineum an. Im Jahre 1837 trat ein gewichtiger Wendepunkt in ſeinem Leben ein. Schlör war Beichtvater Sr. Majeſtät des Kaiſers Ferdinand. Die höchſten kirchlichen Würden ſtanden ihm in Ausſicht. Schlör reichte plötzlich ſeine Reſignation ein, zum großen Leidweſen des Kaiſers, der vor Schlör die größte Hochachtung im Herzen trug. Es war dieſer Schritt vollkommen freiwillig geſchehen — die Motive ſind dem Schreiber dieſes zum Theil bekannt — und ſind ſie auch unter den gegenwärtigen Umſtänden nicht für die Oeffentlichkeit geeignet — ſo kann doch dieß Eine darüber geſagt werden: daß es die edelſten, opferwilligſten waren, welche Schlör zu einer wahren Perle des Prieſterthums erhoben. Nun hielt ſich Schlör ein Paar Jahre in Verona auf — und wurde darnach vom ſel. Biſchof Zängerle nach Gratz berufen, der ihm das Amt eines Spirituals im Seminar übertrug. Seine weit ausgreifende Thätigkeit bei Prieſter-Exercitien in allen Theilen der öſterreichiſchen Monarchie, iſt bekannt; wie auch ſein Wirken als aſcetiſcher Schriftſteller. Er ſtarb nach einem kurzen Leiden eines wahrhaft gottſeligen Todes am Allerſeelentage. — Schlör war ein Aſcet

durch und durch — an ihm war nichts Gemachtes, seine Frömmigkeit war eine echte, gottgetreue, daher auch seine große Macht über die Candidaten des geistlichen Standes, die seiner Obhut anvertraut waren. Die Blumenkrone seines opfermuthigen Lebens, welche er dem Herrn dargebracht, war rein, und nicht künstlich mit übelriechenden Sumpfbinsen der Selbstsucht und des eigenen Interesses durchflochten. Er war (wenn der Ausdruck nicht Kleinhändlern anstößig ist) ein ascetischer Großhändler, der seine ganze Lebensthat einsetzte für Christus und seine Kirche, der alles hingab um des Himmelreiches willen. (Matth. XIII. 44.)

Aus Gratz wurde mir von Freundeshand über das Wirken und die letzten Stunden Schlör's Folgendes geschrieben: „Wohl wissend, wie eine frivole Tagesliteratur alles thut, um unter dem Aushängschilde der Aufklärung die Menschheit zu verwildern, das Gewissen abzustumpfen und irre zu leiten, und überzeugt von dem verderblichen Einflusse, den eine Zeit, wo unablässig die Pfeile schalen Witzes und Spottes gegen Religion und Kirche gerichtet werden, auf die Jugend nehmen muß, so daß auch der angehende Kleriker nicht immer frei von Vorurtheilen und Zweifeln ist, suchte Schlör gleich nach Beginn jeden Schul-

jahres seine neu eingetretenen Alumnen in einer Reihe geistvoller höchst interessanter Conferenzvorträge über den Glauben in's Reine zu bringen, und schließlich zur Ablegung einer vollständigen Lebensbeichte anzuleiten. Staunend horchten da alle dem Fluß seiner Rede, Stunden eilten gleich Augenblicken im Fluge vorüber, und kaum konnte man den Verlauf der Tage von einem auf den anderen Vortrag erwarten. Hier zeigte es sich klar und unläugbar, welch ein Reichthum allseitigen Wissens ihm zu Gebote stand, und wie er auf dem Zifferblatte sämmtlicher philosophischen Systeme sich zu orientiren wußte. Seine Worte waren begeistert und begeisternd, stammten aus innigster Ueberzeugung und überzeugten wieder, nichts Gesuchtes, nichts Erkünsteltes war daran zu merken, sie kamen vom Herzen und drangen deßhalb auch zum Herzen. Schon in den ersten Stunden waren ihm alle Herzen gewonnen. Täglich hielt er mit seinen Theologen eine Betrachtung, alljährlich in der Charwoche mit selben die Exercitien, und nebst dem noch vor Beginn der Studien eine kurze Geistesrecollection, so wie auch eigene geistliche Uebungen mit den Ordinanden. Um die Alumnen wenigstens einigermaßen mit den heiligen Vätern bekannt zu machen, gab er in früheren Jahren auch Vorlesungen über Pa-

triſtik, die er durch Heraushebung der wichtigſten und lehrreichſten Partien und Beifügung treffender Bemerkungen nicht minder anziehend und nützlich zu machen verſtand als ſeine exegetiſchen Vorträge über die Schriften des neuen Bundes, wozu er gleichfalls wöchentlich eine Stunde widmete. Allein ungeachtet ſeiner vielfältigen Geſchäfte gab es keinen Augenblick des Tages, in welchem man ſich ihm nicht nahen durfte, und nie brauchte man zu fürchten, auch nur eine unwillige Miene an ihm zu bemerken; ſtets war er bereit, mit Rath und That an die Hand zu gehen — er war ein geiſtlicher Vater im vollſten Sinne des Wortes. Hatte Jemand gefehlt, ſo zählte Schlör nicht zu denen, welche auch dem Gebeſſerten ſeine Fehler nicht vergeſſen können, nein, Schlör nahm den Fehlenden liebevoll auf, ſobald dieſer reumüthig in ſich ging. Getreu im Kleinſten, trachtete er auch, ſeine Alumnen zur gewiſſenhaften Beobachtung aller kirchlichen Vorſchriften anzueifern, und unterwies darum welche ſelbſt in der Liturgie. Wie er zur Entſtehung des Paulusvereines auf's Thätigſte mitgewirkt, ſo blieb er bis zu ſeinem ſeligen Hinſcheiden eines der eifrigſten Mitglieder desſelben in Wort und That. Ueberdieß war er beſtändig mit literariſchen Arbeiten beſchäftiget, die, wie allbekannt, in Inhalt und Form den

bewährten Meiſter beurkunden. Von allen Seiten, ſogar von weiter Ferne her wendete man ſich an Schlör, um in wichtigen Angelegenheiten die Meinung und den Rath dieſes Geiſtesmannes zu vernehmen. Auch die Ferien waren für ihn eigentlich keine Zeit der Erholung, da er ſie mit Abhaltung von Prieſterexercitien in den verſchiedenſten Diöceſen, namentlich nebſt unſern beiden auch in denen von Gran, Fünfkirchen, Agram, Lavant, Trieſt, St. Pölten, Brünn und Leitmeritz zubrachte, wohin er von den betreffenden hochwürdigſten Biſchöfen berufen worden. Was immer in ſeinen Kräften ſtand, für Förderung der Frömmigkeit und Hebung kirchlichen Sinnes zu thun, hielt er für ſeine heiligſte Pflicht. Faſt möchte man glauben, jene Männer, die ſich ſeiner Erwählung zum Spiritual durch den hochſeligen Fürſtbiſchof Roman ſo ſehr widerſetzten, hätten ſein Wirken vorausgeſehen. Soll ſich doch jene Partei, welche vor dem kirchlichen Bewußtſein ſich fürchtet wie der Teufel vor dem Weihwaſſer, ſo ungeheuer lächerlich gemacht haben, daß ſie ſogar Schlör's Fähigkeit in Zweifel zog.*) — Selbſt

*) Wenn es eine „Fähigkeit" genannt wird, ein Lineal zu handhaben und die Kirche (wie man die armen Seelen im Fegfeuer bildlich darzuſtellen pflegt)

am Tage, wo er mit den heiligen Sterbſakramenten verſehen worden, ließ er ſeine geliebten Zöglinge um ſich verſammeln, um ſie von der Kanzel des Sterbebettes aus nochmals zu verſichern, wie alles, was er je zu ihnen geſprochen, ſeine vollſte Ueberzeugung ſei, und ſie zur Befolgung ſeiner wohlmeinenden Lehren zum letzten Male zu ermuntern. Von ihm gilt in Wahrheit das Wort der Schrift: Zelus domus tuae comedit me. Ueberaus erfinderiſch war auch ſein Wohlthätigkeitsſinn; was er nur immer erübrigen

---

im Purgatorium der Rubrikengitter (wie im eingekerkerten Zuſtande) der Menſchheit vorzuzeigen, ſo hat dem ſeligen Schlör allerdings „Fähigkeit“ gemangelt. Leider waren „die Fähigkeiten“ dieſer beſagten Art mancherorten ein ſehr geſuchter Artikel, wir möchten aber alles Ernſtes wiſſen, ob denn ſo ein „Befähigter“ meinte, er könne vor Gottes Richterſtuhl auch ſich einſtens die Barmherzigkeit erwerben, wenn er ſagt: „Herr, ich habe in Demuth manches Jahr zweitauſend Nummern und darüber geſponnen, und bin in meinen Protokollen nie bemängelt worden, während ich mit Argusaugen in allen mir zur Durchforſchung übergebenen Büchern das Abgehen jedes Punktes entdeckte.“ Es wird aber einſtens ein Buch an's Licht gebracht werden, von dem es heißt: „liber scriptus proferetur, in quo totum continetur unde mundus judicetur“ und in dieſem Buche werden Dinge ſtehen, die den übereifrigen „befähigten“ Protokollmännern alter Schule nicht behagen dürften.

konnte, ward Werken der Liebe geweiht, und zahllose Dankesthränen von Armen und Waisen folgen ihm nach. Mit ganzer Seele unserer heiligen Mutter, der Kirche, ergeben, eiferte er für all' ihre Einrichtungen, und darum auch für die religiösen Ordensgenossenschaften, was ihm Manche freilich nicht recht verzeihen konnten. Doch Schlör machte sich hier wie bei andern Dingen das wirre Gerede der Menschen nie zum Compaß seiner Wege, und wenn es galt, für die Sache Gottes, für Recht und Wahrheit einzustehen, da that er es, ohne den Tadel anderer zu achten. Schlör blieb sich in allen Vorfällen gleich, und wußte, was so selten ist, die Ruhe des Geistes in jeder Lage zu bewahren. Streng gegen sich, war er stets liebevoll gegen andere. Obwohl „Ascet durch und durch", war er doch immer fröhlichen Sinnes, voll Munterkeit und Heiterkeit, die ihn selbst am Krankenlager unter den größten Schmerzen nicht verließ. Und wie er selbst allem düsteren Wesen, aller ängstlichen Schwermuth und Kopfhängerei feind war, so wollte er es auch bei den seiner Führung Anvertrauten. Er wußte überall die rechte Mitte zwischen dem Zuviel und Zuwenig herauszufinden, und Schreiber dieses hat aus dem Munde des Verewigten selbst die Erklärung vernommen, daß er, obwohl oft in Be-

zug auf Einrichtung von verſchiedenerlei Inſtituten befragt, niemals für zu große Strenge geſtimmt habe. Bei all' dieſen herrlichen Eigenſchaften jedoch, die ihn zu einer der ſchönſten Zierden des Prieſterthums machten, war Schlör die lautere Demuth und Beſcheidenheit. Obwohl als Stern erſter Größe am Horizonte der Wiſſenſchaften leuchtend, traf man ihn doch ganz anſpruchslos und ſo doppelt verehrungswürdig. Und das iſt das eigentliche charakteriſtiſche Kennzeichen wahrhaft großer Männer, daß ſie auch in der Nähe beſehen groß bleiben. Beweis der Anerkennung ſeiner hohen Verdienſte waren die Beſuche, mit denen ihn die höchſten Kirchenfürſten, von denen wir nur Se. Eminenz, den Kardinal Schwarzenberg, den Primas von Ungarn, und den Fürſtbiſchof von Lavant nennen wollen, zu wiederholten Malen bei ihrem Hierſein beehrt haben, und ſein Leichenbegängniß zeigte eine Theilnahme des Clerus und Volkes, wie man ſie wohl nur in den allerſeltenſten Fällen finden wird. Seine letzten Leiden ertrug er mit faſt überirdiſcher Geduld, und unerſchütterlich war ſein Gottvertrauen. Vereor te Domine, sed confido in misericordia tua, waren ſeine letzten Worte, und ſo verſchied er endlich am Tage der armen Seelen eines ſanften Todes, welchen er gleichſam

ſchon lange vorher geahnt zu haben ſcheint, indem er ſich gerade für das heurige Jahr den Ausſpruch des Apoſtels: Statutum est hominibus, semel mori, zur beſonderen Beherzigung aufgezeichnet hat. Am Feſte des heiligen Karl Borromä endlich, deſſen Biographie das letzte unter Schlör's bisher im Drucke erſchienenen Werken iſt, wurde ſeine irdiſche Hülle dem Grabe übergeben, um dort des Rufes einer herrlichen Wiedererſtehung zu harren; denn wir hoffen ganz ſicher von Gottes unendlicher Barmherzigkeit, daß die nachſtehenden Worte, die S. Brunner ſchon vor zehn Jahren in ein dem ſeligen Schlör mit einem Weihungsgedichte überſandtes Buch geſchrieben, nun auch in ihrer zweiten Hälfte vollkommen erfüllt ſeien:

— — — — — — — —

Dein reiner Wille hat ſich klar bewieſen,
Als Du ein ſcheinbar dunkel Loos erkieſen
In dieſem Erdenleben.
Nur Deinem Gotte wollteſt Du gefallen,
Darum wird einſt im Lebensbuche ſtrahlen
Dein Name wie ein Stern.
Wer zu dem Einen Ziele hin wird ſtreben,
Dem bringt das Eine Wort auch Licht und Leben:
„Geh' ein zur Freude Deines Herrn."

Die Worte, welche der ſelige Alois Schlör nach Empfang der heiligen Sakramente von ſeinem

Sterbelager an die um dasſelbe verſammelten Seminariſten ſprach, ſind (nach der Aufzeichnung einiger dabei Anweſenden) folgende: „Ich danke Ihnen herzlich für den letzten Liebesdienſt, den Sie mir erwieſen; es war ja der größte, denn Sie haben mir Jeſum Chriſtum im Sakramente gebracht. Eines freut mich, beſonders jetzt, daß ich ein Kind der katholiſchen Kirche bin, die die einzig wahre iſt, und daß mir Gott die Gnade gibt, in dieſer Kirche zu ſterben. Auch freut es mich, und hat mich immer gefreut, daß mich der Herr zum Prieſter dieſer Kirche gemacht; denn das Prieſterthum iſt eine große Würde, ein ſchöner Beruf. Auch Sie, ehrwürdige Brüder! ſind ſchon Prieſter oder wollen Prieſter werden; trachten Sie, nur gute Prieſter zu ſein, oder zu werden, denn es iſt wohl Niemand unglücklicher, als ein ſchlechter Prieſter. Beherzigen Sie Alle meine gut gemeinten Worte und Lehren, die ich als Spiritual Ihnen vorgetragen, und die ich jetzt gleichſam alle noch einmal wiederhole. Ich habe immer aus Ueberzeugung geſprochen; ich habe nie geheuchelt, das können Sie mir wohl jetzt in dieſem ernſten Momente des Sterbens glauben. Wenn gleich die Rechenſchaft, die ich als Prieſter werde geben müſſen, ſchwer ſein wird, da ich auf kein einziges gutes Werk, das

ich zu verrichten glaubte, vertrauen kann, indem ich ſehe, daß alles nur unvollkommen iſt, ſo iſt doch mein einziger Troſt, weil derjenige, der mein Richter ſein wird, auch mein Erlöſer iſt. Und von der Barmherzigkeit Gottes hoffe ich zuverſichtlich Verzeihung meiner begangenen Sünden. Beten Sie, geliebte Brüder! für mich nur um dieſes Einzige, daß ich meinen Willen ganz dem Willen Gottes unterwerfe.“ So weit der Berichterſtatter aus Gratz und ſo ward ſein Todtenbett nicht nur durch ſeine Geduld und Ergebung, ſondern auch durch ſein Wort noch zum Predigtſtuhl, von dem aus er heilige Worte geſprochen.

Gesammelte

Erzählungen

und

poetische Schriften.

Von

Sebastian Brunner.

Der Wahrheit eine Gasse, dem Recht, der Ehrlich
Und keine Furcht vorm Hasse der Niederträchtigkeit
In meiner Feinde Schaaren, da ist kein Ehrenmann
Und nie als Freunde waren mir Schuste zugethan

Zwölfter Band.

Woher? Wohin?

Neue Folge. II.

Regensburg.
Verlags-Anstalt vorm. G. J. Manz.
1890.

Woher? Wohin?

Geſchichten, Gedanken, Bilder und Leute

aus meinem Leben.

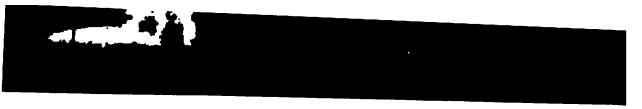
Von

Sebaſtian Brunner.

Neue Folge. II.

Dritte Auflage.

Regensburg.
Verlags-Anſtalt vorm. G. J. Manz.
1890.



Buchdruckerei der Verlags-Anstalt vorm. G. J. Manz in Regensburg.

Inhalt.

Seite

XIII.

Die Bedrängniſſe des Redakteurs einer Kirchenzeitung. Behördliche Verwarnungen. Die Ab- und Nothwehr gegen jüdiſche Gehäſſigkeiten, Inſulten und Hetzereien. Eigenthümliche Stellung zu den damaligen Polizei- und Preßbehörden. Was Judenſchreiber unter Polemik verſtehen. Wie ſie die infamſten Lügen nicht berichtigen wollen. Wie ſie jede nothgedrungene Abwehr als ein „Attentat gegen Andersgläubige“ hinſtellen, und unter „Toleranz“ verſtehen: die Katholiken ſollen ſich allen Hohn in Geduld gefallen laſſen. Wie ſie im Entſtellen und Verdrehen große Meiſter ſind. Alles durch Thatſachen anſchaulich gemacht. Wie ein Leipziger Buchhändler zum Dichten anfängt aber vom Pegaſus abgeworfen wird. Die Verhimmelung des „grundliederlichen Hutten“ von Seite moderner Humaniſten. Allerhand projectirte Strafen über die Kirchenzeitung verhängt. Schiefe Urtheile von verſchiedenen Seiten. Pfiffe und Kniffe von Judenblättern. Jungkatholiken und was dieſe waren und wollten. Artikel über Kloſterdisciplin . . . . . 1—45

XIV.

Betrügerische Ankündigungen. Jüdische Speculanten und getaufte Mithelfer. Der Schwindel mit der Revalenta und mit geheimen Heilmitteln überhaupt. Auch da die Zwölfstämmer vorne dran. Ein fanatischer, verlogener Rabbiner. Eine Hetze durch die deutschen und Pariser Blätter wegen Humboldt. Die vollendete Ehrlosigkeit im unverschämten Lügen der Gegner. Ein Kampf mit einem pantheistischen Botanikprofessor, den der ganze Judentroß durch das Mittel schmählicher Lügen gegen die Kirchenzeitung in Schutz nimmt. Organisirte und disciplinirte Gemeinheit im Lager der Zeitungsgegner. Ein Generalsekretär des Wiener Thierschutzvereins als achter Weiser Griechenlands. Ein Vernichtungsbrief desselben an den Redakteur der Kirchenzeitung — von diesem selber veröffentlicht und mit Erklärungen versehen. Der Berliner Kladderadatsch und die Ehrenhaftigkeit seiner Tinten-Juden . 46—10

XV.

Schmäh- und Drohbriefe offen und geheim, mit und ohne Namen. Das „Schweinefett" der Berliner Tintenjuden. Leute, die augenblicklich aufheulen, wenn sie von irgend Jemand das Wort „Schuft" aussprechen hören. Eine schöne Geschichte mit einem geprüften Mohel, in welcher der Redakteur vom Mohel ebenso stark geschimpft, als der Herr Baron Rothschild von demselbigen Mohel mit süßem Meth übergossen wird. Der Mohel gibt eine Schrift gegen S. Brunner heraus und vertheilt sie in Kaffeehäusern. Die Poesie des Mohel. Der Mohel in der Falle und tausend Betheuerungen seiner Ehrenhaftigkeit. Wer die sechs Rächer aus Israel, welche den Redakteur zu ermorden versprachen, eigentlich gewesen sind. Das

Seite

verrätherische Schreibpult des Mohel, der Mohel vor Gericht. Wie es die heiligsten Betheuerungen seiner Unschuld aus dem Munde des Mohel reguet. Wie der Redakteur der Kirchenzeitung dem schwer bedrängten Mohel selber aus der Klemme hilft — ihn laufen läßt, und durch seine Erklärung auf Fortsetzung des Prozesses und die Abstrafung dieses sehr blutdürstigen Juden verzichtet. Der Redakteur der Kirchenzeitung bei der Polizei des Kirchenraubes angeklagt. Verhör des Kirchenräubers. Denunziant ein ehemaliger jüdischer Oelhändler. Stylproben aus Schmähbriefen. Ein Drohschreiben vom Gelehrtenbund, welcher stinkenden Knaster raucht. Ein sehr aufgeklärter Redakteur und Wiener Buchhändler, der mit heroischem Muthe verweigert, zu einem Duelle zu kommen, weil er „keine Zeit" dazu hat . . . 106—142

XVI.

Wie die Ehre des Herrn Zang in Wien beleidigt wurde, und was für ein großer Apparat erforderlich gewesen ist, um selbe wieder rein zu waschen. Ein Prozeß, der durch drei Gerichtshöfe geht, und über welchen ein jeder Gerichtshof zu einem andern Urtheile kommt. Ein heiteres Gespräch zwischen Herrn Zang und dem Redakteur der Kirchenzeitung im Bureau des Herrn Landgerichtsrathes Englisch zu Wien. Wie man im Glauben und der Zuversicht auf den endgültigen Gerichtsspruch Gottes in diesem schwülen Erdenleben von einer frischen Lebensluft angeweht wird . . . . . 143—172

XVII.

Eine Beleuchtung der Judenfrage durch einen Prozeß mit einem Vorkämpfer des Reformjudenthums.

Seite

Ob denn wirklich die Chriſten am traurigen Zuſtand der Juden Schuld ſind? Oeſterreichs gute Patrioten. Zwei davon aus ihren Worten und Werken geſchildert. Ein Prozeß zur Lehre für Jeden, welcher mit einem Reformjuden zu thun hat, ſelbſt für jenen Fall, wenn dieſer ein Ritter der Ehrenlegion wäre. Eine Menge Aufſchlüſſe über größere und kleinere Fragen, über das jüdiſche Literatenthum der Neuzeit, ſeine Macht und den Mißbrauch ſeiner Gewalt . . 178—295

XVIII.

Zum Verſtändniß des Kloſterlebens. Eine Predigt am Feſttage des heiligen Dominikus den 4. Auguſt 1861 bei Gelegenheit der Primizfeier eines Predigerordens-Prieſters, geweſenen k. k. Oberlieutenants, in der Dominikanerkirche zu Wien, von Sebaſtian Brunner. Noch ein Beiſpiel für tauſende von jüdiſcher Wahrheitsliebe . . . . . 296—320

XIII.

Die Bedrängniſſe des Redakteurs einer Kirchenzeitung. Behördliche Verwarnungen. Die Ab- und Nothwehr gegen jüdiſche Gehäſſigkeiten, Inſulten und Hetzereien. Eigenthümliche Stellung zu den damaligen Polizei- und Preßbehörden. Was Judenſchreiber unter Polemik verſtehen. Wie ſie die infamſten Lügen nicht berichtigen wollen. Wie ſie jede nothgedrungene Abwehr als ein „Attentat gegen Andersgläubige“ hinſtellen, und unter „Toleranz“ verſtehen: die Katholiken ſollen ſich allen Hohn in Geduld gefallen laſſen. Wie ſie im Entſtellen und Verdrehen große Meiſter ſind. Alles durch Thatſachen anſchaulich gemacht. Wie ein Leipziger Buchhändler zum Dichten anfängt aber vom Pegaſus abgeworfen wird. Die Verhimmelung des „grundlieberlichen Hutten“ von Seite moderner Humaniſten. Allerhand projectirte Strafen über die Kirchenzeitung verhängt. Schiefe Urtheile von verſchiedenen Seiten.

Pfiffe und Kniffe von Judenblättern. Jungkatholiken und was dieſe waren und wollten. Artikel über Kloſterdisciplin.

Von der nicht ſehr beneidenswerthen Bahn, die der Herausgeber eines katholiſchen Blattes von 1848 bis 1865 durchwandeln mußte, iſt es nicht leicht, ſich einen Begriff zu machen. Artikel zu ſchreiben, Einſendungen zu ſichten, das ganze Material für's Blatt zu beſorgen, das verſchwindet Alles im Vergleich mit den Kämpfen, die ohne Unterlaß mit verſchiedenen aufeinanderfolgenden Behörden und Syſtemen auszufechten waren, und im Vergleich mit den Kämpfen, die man mit der lügenhafteſten und ſtandhaften Niederträchtigkeit in der Zeitungspreſſe ſelbſt durchmachen mußte. Daß die Kirchenzeitung nie auch nur einen Pfennig Subvention bekam, auf eine Subvention aber auch nie Anſpruch machte, das verſteht ſich wohl von ſelbſt. Wie es in der Zeit des alten Militärregiments mitunter Generäle gab, die ſich mehr über ein Regiment freuten, bei dem die ganze Mannſchaft ſich durch ordonnanzmäßig angenähte Kammaſchenknöpfe auszeichnete — als wenn dieß Regiment eine Schlacht gewonnen hätte, das iſt ſchon oft beſprochen worden. Daß es eine Zeit

gab, in welcher dasſelbe Syſtem im Gebiete der Kirche in ganzen Länderſtrichen geherrſcht hat, iſt auch bekannt. Doch nun zu einigen Thatſachen, welche die vorher ausgeſprochenen Sätze erhärten ſollen.

Als Vorſtand des eigentlichen Preßbureaus fungirte der Polizeirath Januta, ein höchſt ehrenhafter und ehrenwerther Mann, mit dem ſich gut reden ließ, und der mir, ſo viel es von ihm abhing, nie eine Verlegenheit bereitete. Die Blitze wurden immer höher oben geſchmiedet. Zu einigen Zeiten gab es wahre weiſe Nathane in den oberen Branchen der Polizei, denen die armen Juden und ihr Wohl beſonders am Herzen lagen. Der Kampf der Judenblätter gegen die katholiſche Kirche iſt ein permanenter. Jeder wirkliche, in irgend einem Winkel der Erde vorgefallene Skandal, jede Erfindung von italieniſchen, belgiſchen und franzöſiſchen Juden- oder Maurerzeitungen, wurde und wird mit einem Schlage in allen dieſen Blättern ausgebeutet, und echter Judengeifer darübergegoſſen. Wo es nur irgend die geringſte Veranlaſſung gab, wurde geſchmäht, gelogen, und bei der Lüge trotz aller Widerlegung beharrt. Nun lag aber die Preſſe mit wenig Ausnahme in den Händen von Juden und von ihren Lakeien.

Die „Ausſchreitungen“ der Kirchenzeitung gegen dieſes Treiben der Juden wurden öfter durch eigene behördliche Schreiben gerügt. Förmliche Verwarnungen mit dem Zwange, dieſelben im Blatte abzudrucken, kamen zwei. Ich habe keine derſelben aufgenommen, weil ich ſie nach Gewiſſen und Ehre nicht aufnehmen konnte. Es waren mir darin Geſinnungen untergelegt, denen ich mit meiner eigenen Namensfertigung dazu, an der Stirne des Blattes, unmöglich beiſtimmen konnte. Ich erklärte jedesmal entſchieden, eher laſſe ich kein einziges Blatt mehr erſcheinen — die Zeitung ſoll aufhören, und ich werde in Deutſchland doch noch einen Winkel mit einer wahrhaft freien Preſſe finden, der es möglich iſt, auch Chriſten gegen die permanenten jüdiſchen Inſulten vertheidigen zu können und die Preß-, Handels- und Wandelszuſtände in Oeſterreich treu und wahrhaft zu ſchildern.

Als ich im Dezember 1858 eine ſolche von der oberſten Polizei- und Preßbehörde in Wien zum Schutz der Juden mir zugeſendete Verwarnung zurückwies, und die Motive der Zurückweiſung in dem perennirenden und ungehinderten Kampf gegen die katholiſche Kirche von Seite der Judenpreſſe, mündlich dem damaligen

Polizeichef auseinander ſetzte, wurde ich von der Publicirung dieſer Verwarnung dispenſirt. In Israel herrſchte ſchon große Freude über die Demüthigung der Kirchenzeitung, die nun von der Polizeibehörde ſelbſt als verhetzend und gegen dieſes arme Judenvolk aufrühreriſch dargeſtellt werde. Und ſiehe da, die Verwarnung erſchien nicht. Da ſetzten nun die Correſpondenten der ausländiſchen Judenblätter ſich in Bewegung, es wurde über „Proteſtanten- und Judenverfolgung in Oeſterreich“ geklagt (denn ſo iſt es Sitte von Seite der Judenpreſſe, immer die Proteſtanten voranzuſchicken oder ſie mindeſtens in's Mitleid zu ziehen), und ſelbſt in der Londoner Times erſchien ein Leitartikel gegen dieſen furchtbaren „Reverend gentleman Dr. Sebastian Brunner“, der ſich in Schmähworten gegen Proteſtanten und Juden ergehen dürfe, welche Schmähungen in Oeſterreich höchſt ungerechter Weiſe geduldet werden, in Oeſterreich, das blos auf Unterdrückung der Proteſtanten und Juden ausgeht. Es wurde in demſelben Artikel der Times die Macht des Clerus in Oeſterreich betont, „die ſich gar keinen Geſetzen mehr füge, die das Unerhörte beginne, Aufträge der höchſten Behörde trotzig zurückweiſe, und die Behörde ſei ſo ſchwach, ſich ſolche Tyrannei gefallen zu laſſen.“

In dieſem Style brachte nun die Times mit eiſerner Stirne gegen mich verſchiedene blödſinnige und alberne Lügen. Es war durchaus keine Tyrannei, die ich ausübte, aber die Behörde konnte im gegebenen Falle es nicht darauf ankommen laſſen, ein Sammelwerk jener Lügen und Verunglimpfungen, die ſich die Juden in Oeſterreich ohne Unterlaß ſeit 1848 gegen die Kirche und ihre Inſtitute unbehelligt erlaubt haben, vorhalten zu laſſen, und was die Times von Verfolgung ſprach, das habe ich gleich damals, nachdem ihr Artikel erſchienen war (in Nr. 52. 1858 der „K. Z."), in folgender Weiſe durch den angeführten thatſächlichen Zuſtand berichtigt:

„Wir verfolgen Proteſtanten und Juden? Ei, worin beſteht denn thatſächlich unſere Verfolgung? Sie beſteht darin, daß wir von jenen Schmähungen und Lügen Notiz nehmen, welche proteſtantiſche und jüdiſche Schriftſteller und Zeitungsſchreiber gegen die katholiſche Kirche und ihre Inſtitute auf's Tapet bringen. Wir haben es alſo vorläufig mit den Schmähungen proteſtantiſcher und jüdiſcher Schriftſteller und nicht mit Proteſtanten und Juden zu thun. Wenn man aber Lügen und Verläumdungen widerlegt, iſt man kein Verfolger. Wir beſchwören keinen Streit herauf, wir greifen nicht an, wir ver-

theidigen uns. Die Vertheidigung iſt unſer Verbrechen! Warum? Weil eben in unſerer Vertheidigung, welche der Wahrheit Zeugniß giebt und die Lüge und das Unrecht in das helle Licht ſtellt — auch zugleich die moraliſche Anklage unſerer Gegner enthalten iſt.“ „Wir wiſſen,“ nach anglikaniſcher Anſchauung heißt es ja ſchon, „die Proteſtanten verfolgen, wenn es ein katholiſcher Staat nicht zugibt, daß die Bibel-Commis, die Trafikanten mit dem Worte Gottes die weltbeglückenden engliſchen Bibelſchleuderer, denen es am Ende, wie die ganze Welt weiß, um ganz etwas Anderes zu thun iſt: als das reine Gotteswort zu verbreiten, daß dieſe Bibelreiſenden das Land auf- und abziehen“ u. ſ. w.

Der Correſpondent der Times für Wien (es war ein Jude) wurde aufgefordert, wenn er ein ehrlicher Menſch und es ihm um Wahrheit zu thun iſt, zu uns zu kommen, wir verſprechen, ihm mit Thatſachen zu dienen, die ihn in Staunen verſetzen werden u. ſ. w.

Der Correſpondent der Times aber kam nicht, denn es war ihm nicht um Wahrheit, es war ihm um Lüge zu thun! Er verzichtete darauf, ſich als ehrlicher Mann zu legitimiren.

Ein anderer Fall. Ich entgegnete im Hin-

blick auf organisirte Schmähartikel von Seite der Judenpresse gegen mich (die in tausenden und tausenden von Exemplaren verbreitet wurden), auch im Hinblick auf die damaligen Behörden, unter anderm in der Kirchenzeitung Folgendes:

„Keinem im Militär- oder Civilstatus Angestellten hätte man so gemeinen niedrigen Spott anzuthun oder gar mit Spitzkugeln zu drohen getraut aus naturwüchsiger Feigheit; auch kein Laie hätte derlei geduldet, und jeder hätte Recht gehabt, sich gegen ähnliche Unbilden zu verwahren. Der katholische Priester allein steht diesen Insulten wehrlos gegenüber. Das wissen die Feiglinge und gerade deßhalb gehen sie gegen ihn los. Ja, der katholische Priester soll nicht einmal eine gerechte Entrüstung über ein niederträchtiges Gebahren aussprechen, denn man hält ihm dann sogleich die Religion der Sanftmuth und Liebe vor. In derlei Fällen sind die unchristlichsten, radikalsten und verkommensten Gesellen (wie 1848) auf einmal mit den Grundgeboten des Christenthumes sehr vertraut, die sie doch sonst vom Herzen hassen. Im Tempel zu Jerusalem hat sich einst das Wechsler- und Verkäufer-Volk ebenfalls höchlich aufgehalten, als der Herr und Heiland eine Geißel flocht, um die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel hinauszutreiben."

„Alles das früher Angeführte und noch vieles Andere muß ſich ein katholiſcher Prieſter deßwegen gefallen laſſen, weil er auf das maßloſe für die Zukunft gar nicht zu berechnende Verderben, welches die ſchlechten Blätter im Volke noch anrichten werden, hingewieſen hat. So ſtehen wir jetzt in einem großen Theile Deutſchlands mit der katholiſchen Preſſe, das ſind unſere Zuſtände. Und was ſind unſere Ausſichten?“

„Einige Fragen werden uns wohl gegenüber den Drohungen mit „Spitzkugeln“, Lügen, Schmähungen und Verhöhnungen der Wiener Preſſe erlaubt ſein!“

1. Können dieſe Preßzuſtände in der Weiſe fortdauern?

2. Darf ein katholiſches Volk ferner noch faſt durchwegs von Leuten verführt werden, deren Tendenz klar und offen am Tage liegt?

3. Iſt es eine Gleichberechtigung, wenn die mehr als dreißig Millionen Katholiken des Kaiſerſtaates — von offenen Feinden alles poſitiven Chriſtenthums tagtäglich ihre Zeitungslektüre empfangen?

4. Was für politiſche und ſoziale Anſchauungen haben dieſe Blätter in ihren Romanen unter dem Volke verbreitet?

5. Wenn dieſe Blätter jetzt ſchon mit einer

unerhörten Frechheit jedes wahre Wort, das ihnen läſtig iſt, unterdrücken können, wenn dieſe Blätter jetzt ſchon eine ihnen unliebſame Perſönlichkeit (unliebſam iſt aber Jeder, der ihr Treiben und ihre Tendenzen ſchonungslos enthüllt) unisono verhöhnen, verſpotten — ihr mit Spitzkugeln drohen dürfen, „die härtere Schädel ſchon durchbohrt haben;“ was werden dieſe Blätter in Einem Jahre thun? Mit den katholiſchen Geiſtlichen fängt man an — bei wem hört man auf?

6. Haben wir dieſe Geſchichten nicht ſchon alle vor unſeren Augen geſehen?

7. Hat nicht ein großer Theil der nämlichen Leute, die heute in obgeſagter Weiſe auftreten — ſich im Jahre 1848 und 1849 ſehr rühmlich ausgezeichnet?

8. Sind dieſe Leute von ihrem Ziel abgewichen, oder haben ſie es bisher, ſo weit es ihnen beim angelegten Zaum nur immer möglich war — unabweichlich verfolgt?

9. Was iſt das für ein Spiel, wenn hundert verkappte Geſellen aus dem Verſtecke auf einen ehrlichen Namen ihre giftigen Pfeile losſchnellen — ſich förmlich gegen denſelben verſchwören können, wenn dieſe verkappten Geſellen

mit einem katholiſchen Prieſter faſt täglich offen ihren Hohn treiben dürfen — in einer Weiſe, wie es am Ende kein Arbeiter oder Geſelle irgend eines Handwerkers dulden würde?

10. Was iſt das für eine niederträchtige Taktik, wenn dieſe Geſellen ausländiſchen Blättern irgend eine berechnete Lüge über eine Perſönlichkeit ſchicken — dieſe Lüge in den inländiſchen Blättern nachdrucken und im Berufen auf dieſe ausländiſchen Blätter (denen man geſetzlich nicht leicht beikann) ihr ſehr unehrenhaftes Spiel fortſetzen können?

11. Hat man dem Redakteur der „Wiener-Kirchenzeitung“ Lügen nachgewieſen, hat man ihm ſeine Behauptungen wiſſenſchaftlich widerlegt, oder hat man ihm nur mit Hohn und „ekelhaftem Geſpötzel“ antworten können?

12. „Hat dieſer Redakteur ſeinen Vortheil geſucht, für ſeine Perſon ſich dem Schimpf ausgeſetzt, oder hat er die tauſendfach in allen Formen der Lüge und des unabläſſigen Kleingewehrfeuers in Romanen, Notizen und dgl. angegriffene katholiſche Kirche vertreten? Hat er das Letztere ſeit Jahren nicht zu tauſendmalen gethan? Und die unchriſtlichen Blätter — haben ſie die offenen

Anklagen wiſſenſchaftlich oder ehrlich zurückgewieſen? Oder haben ſie, als ob gar nichts geſchehen wäre, im alten Tone fortgearbeitet?“

In Anbetracht dieſer geſtellten Fragen wurde mir im Preßbureau auf Befehl der obern Polizeibehörde der damaligen Regierung und des damaligen abſoluten Syſtems eine ſcharfe Rüge vorgeleſen. Ich wollte eine Abſchrift dieſer Rüge haben — aber es war dem vorleſenden Beamten verboten worden, mir eine ſolche anfertigen, oder mir ſelber ſie machen zu laſſen! Man fürchtete die Publikation dieſer Rüge, und meine Reducirung derſelben auf ihre Wahrheit und auf ihr Recht.

Die Zeitung des Miniſters Bruck nannte es einen „Volkswahn, zu glauben, die Juden hätten je Chriſtenkinder geſchlachtet“.

Darauf entgegnete die Kirchenzeitung nun folgende Zeilen: „Wer die Geſchichte kennt, weiß, daß Chriſtenkinder von Juden oft geſchlachtet worden ſind; im Ganzen kann es alſo kein Volkswahn genannt werden, wenn man eine Thatſache, die ſich oft wiederholt hat — auf's Neue für möglich hält.“ —

Gegen dieſen Satz, der unter dem Text in einer kleinen Note ausgeſprochen war, kehrte ſich nun die fanatiſche Wuth ſämmtlicher Juden- und

von Juden abhängigen Blätter: Die Zeitung des Miniſters Bruck begann ihre im echten Sinne des Wortes mit jüdiſchem Geſchimpf und Geſpeie vollgefüllte „Widerlegung“ mit der für einen wiſſenſchaftlichen Kampf ſicherlich eben ſo ſinnreichen als bequemen Einleitung: „Eine ausführliche Widerlegung der angeführten Behauptung verriethe nur einen verletzenden Zweifel an dem aufgeklärten Geiſt unſerer Zeitgenoſſen.“ Nach dieſem ſehr den Juden in der Enge charakteriſirenden Anfang, begann das jüdiſche Schimpflexikon von Aberglauben, Verdummung, Wahn, Mittelalter, Finſterniß, krächzenden Stimmen u. ſ. w. Daß es nun Juden gibt, welche ſo ſchlecht ſind, zu ſchmähen und zu lügen, ſtatt etwas zu beweiſen, darüber wäre kein Wort zu verlieren. Daß aber eine Maſſe von Chriſten ſo dumm iſt, um den Juden hierin Glauben zu ſchenken, darüber wären ſchon mehr Worte zu verlieren. Zum Schluſſe hieß es im beſagten Judenartikel:

„Die Dunkelmänner werden uns nicht auf ihren düſtern Wegen begegnen, aber an das ſchöne Licht des Tages ſollen ſie nicht unbehelligt heraustreten. Wagen ſie es, die Erfindung Gutenbergs als Waffe zu gebrauchen, ſo werden ſie bald den bleiernen Spitzkugeln erliegen, die ſchon härtere Köpfe durchlöchert haben.

Gespenster rumorten nur so lange man sie fürchtete, faßte man sie entschlossen mit kräftiger Hand, so erwiesen sie sich als Phantome, oder als verkappte Schelme."

Darauf ging ich zur Redaktion des Blattes (welches im Solde des Ministeriums Bruck stand) und ersuchte, man möge doch wenigstens so ehrenhaft sein und eine kleine Erklärung von mir aufnehmen, dieß Inhaltes, daß ich mich in meinem angefeindeten Ausspruche über die Kindsmorde der Juden an authentische Historiker und unpartheiische Quellen gehalten habe, ich somit die Vorwürfe und Schimpfwörter in jenem Blatt nicht verdiene. Es waren einige Juden gegenwärtig, die scheu mit ihren Augen in allen Zimmerecken herumblitzten. Als Scheinredakteur (Strohmann) fungirte ein Christ, der aber nur mit dem buchdruckerischen Theil der Arbeit sich befassen durfte. Mir wurde erwidert: „Mein Ansinnen und die Form meiner Entgegnung sei billig und ruhig und meine Erklärung werde aufgenommen." Es dauerte einige Tage und — meine Erklärung erschien nicht. Ich stieg wieder hinauf in den Judentempel, wo die Hohenpriester der öffentlichen Meinung mit gekräuselten Haaren beisammen saßen; und stellte dieselben zur Rede, warum sie ihr Wort nicht

gehalten. Da ſagte einer: „Sie wiſſen wohl, daß das Blatt nicht thun kann, was es will, daß es abhängig iſt, und es iſt uns von höherer Seite verboten worden, ihre Widerlegung aufzunehmen.“

So ſtand es mit der Ehrenhaftigkeit, Gerechtigkeit und mit anderen Tugenden in Preßangelegenheiten. Bruck war ein bekannter Judenbeſchützer und Benützer, und er mag ſicher ſeine ſtaatsmänniſchen Gründe hiefür gehabt haben. Ob nun aber in dieſem Falle wirklich das Verbot von ihm ausgegangen, oder die Juden nur ſeine Autorität vorgeſchoben haben, das iſt nicht mehr zu eruiren. Denn der Hauptzeuge in dieſer Angelegenheit, der Miniſter Bruck, hat ſich den Hals abgeſchnitten. Wenn auch dieſe hiſtoriſche Thatſache manchen Herren nicht angenehm klingt, ſo geht das uns nichts an. Was aber von der Wahrheitsliebe der beſagten jüdiſchen Poſaunenbläſer der Oeffentlichkeit zu halten ſei, das unterliegt keinem Zweifel.

Somit mußte ich nun vor den hunderttauſend armen, von den Juden irregeführten Leſern, die keine hiſtoriſchen Kenntniſſe haben und den Judenblättern auf's Wort glauben, als ein Lügner, Verläumder, Fanatiker u. ſ. w. daſtehen. So machen's die Juden, wo ſie das Heft in Händen

haben, wo ſie Herren der Situation ſind, in Ländern, welche ſie mit der Preſſe und — dem Gelde regieren.

Nun wollte ich wenigſtens den Leſern der Kirchenzeitung den Beweis liefern, daß ich recht und die ſchmähſüchtige Judenbande, die das Land mit dem Drucke ihrer Zeitungen beherrſcht, Unrecht hat. Ich brachte in der Nr. 78, 1856 der Kirchenzeitung unter dem Titel: Die Kindermorde der Juden I. ein Dutzend literarhiſtoriſch conſtatirte Fälle von ſolchen Morden. (In Nro. XVII. werden bei einer andern Gelegenheit ſolche Fälle als Abwehr eines ſchimpflichen Angriffes angeführt werden.) — Was geſchah nun? Wurde die verunglimpfte Ehre des Redakteurs der Kirchenzeitung von einem dieſer Judenblätter hergeſtellt? Nein, das nicht! Aber in der Druckerei der Kirchenzeitung wurde ſpionirt. Als ein zweites Dutzend ſolcher literarhiſtoriſch erwieſener Kindermorde ſchon geſetzt war, und aus dem Grunde gebracht worden wäre, um die Juden doch zu zwingen — ihre Verläumdungen zurückzunehmen, wurde die Publicirung dieſes zweiten Dutzends — der Redaktion verboten, die Juden behielten vor dem Volke Recht und ſchimpften tapfer über die abgethane Kirchenzeitung los! Noch

am 24. Juli 1857 fand ich Gelegenheit, über jenes Gebahren der Wiener Judenwirthſchaft zu ſagen: Wenn ein Judenblatt einen Schmähartikel brachte, ſo ſtand er am andern Morgen in allen andern Judenblättern, das heißt: „ſich beeilen und zuſammenhalten wie die Bretter an einem Saufalle“ (Oeſterreichiſches Sprichwort, nicht zierlich aber ſehr paſſend). Der Redakteur der Kirchenzeitung wurde von einem Juden Letteris (der in jenem Chor den Vorſänger machte, und der oft im frechen Uebermuth katholiſche Geiſtliche in ſeinem Blatt per „Pfaffen“ behandelte) mit einem Schuſterjungen verglichen und ihm gedroht: „mit dem Rieſen Geſetz“ und ihm geſagt: „er werde gepackt werden beim Kragen,“ alle Schmutzblätter druckten den infamen Artikel nach, und doch wurde der Redakteur „nicht geklagt“ und „nicht gepackt beim Kragen“, denn die großdrohenden Juden fühlten wohl, da wäre es um andere Krägen gegangen, als um jenen des Redakteurs der „Kirchenzeitung“. Uebrigens wird ſicher noch nöthig werden, daß jene Art und Weiſe der Ueberwältigung und Beſchimpfung der „Kirchenzeitung“ bei gelegener Zeit ausführlich zur Sprache komme. „Auch wir ſind zäh, und laſſen uns durch eine momentane Ueberwältigung nicht einſchüchtern.“

Nun jetzt iſt die Zeit gekommen, dem katholiſchen Leſepublikum und ehrlichen Leuten anderer Confeſſionen, die ſich über die Art und Weiſe der Literaturjuden unterrichten wollen, ein Bild davon vor die Augen zu ſtellen.

Und nun weiter in der begonnenen Geſchichte.

Es iſt nicht leicht, von der verwegenen Tapferkeit dieſer Tintenjuden ſich einen Begriff zu machen, wenn ſie mitunter auch noch Behörden auf ihrer Seite haben. Die Behörde verſprach auf eine Demonſtration meinerſeits hin, den Juden ihre Schmähartikel gegen die Kirchenzeitung auch zu unterſagen. Nun iſt es aber Schreibjudenart, ſich um ein Geſetz dann nicht zu kümmern, wenn man es, ohne geſtraft zu werden, übertreten kann. Die Kirchenzeitung wurde von den Judenblättern der Abfaſſung „blutrünſtiger Artikel" beſchuldigt. In der Kunſt zu verdrehen, das Volk hinter's Licht zu führen, ſind dieſe Herren von je große Meiſter geweſen. Blutrünſtig kann man jenen heißen, der eine Mordthat verübt hat, aber nicht jenen, der eine ſolche noch dazu zur Nothwehr erzählt. Als ein Jude gegen mich ſchrieb und faſt alle Juden es nachdruckten, man ſolle die harten Schädel derjenigen, die ſich wagen, gegen Israel Thatſachen vorzubringen, mit bleiernen Spitzkugeln

durchlöchern, ſo war das ſicher nicht blutrünſtig, die Juden meinten wahrſcheinlich, der, den es anging, hätte ſich für dieſe Artigkeit und Aufmerkſamkeit noch recht ſchön bedanken ſollen. Beſonders ſchimpfte der Rabbiner Philipſon zu Magdeburg in der Allgem. Zeitung des Judenthums über „Finſterniß, Mittelalter“ u. ſ. w. und verſprach, dieſe gebrachten Morde zu widerlegen. Es ſind ſeither über 30 Jahre vergangen, der Rabbiner hat ſeither auch ſehr oft geſchimpft, aber zu einer Widerlegung hat er immer noch — keine Zeit gefunden.

Im Februar 1859 brachte er aus Wien in ſeiner Allgem. Judenzeitung einen Artikel, der die von der Kirchenzeitung gebrachten Thatſachen mit Schimpfworten zu widerlegen ſuchte. Ich machte Noten und Erläuterungen dazu. Hier folgt der Artikel und meine Noten, beides zur Charakteriſtik des Journaliſtiſchen Israel.

„Wien. (Privatmittheilung.) קול דודי דופק*)

---

*) Der ſehr gelehrte Einſender hat obigen aus drei Worten beſtehenden Satz aus dem hohen Liede Salomonis V. Kapitel, 2. Vers entnommen. — Nachdem die wörtliche Ueberſetzung heißt: „Stimme meines Geliebten, der anklopft,“ ſo wiſſen wir nicht, wen der gelehrte Reb unter dem Geliebten verſteht, den

Der Frühling iſt da, das Peßachfeſt naht. Ich würde mir nicht erlauben, den Leſern eine Nachricht zu bringen, die ihnen die Sänger der Lüfte wohl ſchon verkündet haben und die man aus dem Kalender erfahren kann. Geſtatten Sie mir jedoch zu bemerken, daß ein hieſiges Blatt בל אשא שמו על שפתי*) die Gelegenheit nicht unbenützt dahin gehen läßt. Dasſelbe erinnert an Pater Thomas und an die Scenen in Damaskus und beruft ſich auf eine franzöſiſche Broſchüre,**) aus welcher hervorgeht, wie ſchlecht die Juden gehandelt haben.***) Es fällt mir

---

Frühling, das Peßachfeſt, oder — — — ironiſch einen minder geliebten Redakteur.

*) Was für ein grauſer Fluch! Welche vernichtende Verachtung: „Bring ſeinen Namen nicht über deine Lippen!!!“ Das erinnert an den eben ſo bedeutungsvollen und geiſtreichen Ausruf des Itzig Beitl Stern: „Pfui, und noch emol Pfui!“

**) Nicht „Broſchüre“, ſondern ganz genau citirte Aktenſtücke über den Prozeß zu Damaskus, herausgegeben durch das Miniſterium des Aeußern zu Paris, alſo kein Schmachlibell, ſondern ein gediegenes kriminaliſtiſches Werk.

***) Es geht nicht nur hervor, „wie ſchlecht die Juden gehandelt haben,“ ſondern es iſt vollkommen juridiſch die Thatſache feſtgeſtellt, daß Juden zu Damaskus den Pater Thomas förmlich abgeſchlachtet haben, um Blut zu abergläubiſchen Zwecken zu bekommen.

nicht ein, dieſen Ausgeburten des Blöd- und Wahnſinns irgendwie ein Gewicht beizulegen; aber ſie gehören zum Detail. Es läßt ſich nicht ſtreiten, nichts ſagen; denn gegen gewiſſe Dinge kämpfen Götter ſelbſt vergebens." *)

„Es darf auch nicht wundern, wenn neben der Ignoranz die Arroganz auftritt. Sie ſind Geſchwiſter. Wer wird es auch verlangen, daß der Redakteur den Talmud, über den er urtheilt und den er verurtheilt, leſen oder gar verſtehen ſoll. Es iſt auch viel bequemer, Andern nachzuſchreiben, als ſelber zu ſtudiren." **)

---

*) Wenn darin ein Blödſinn und ein Wahnſinn iſt, ſo liegt dieſer Blödſinn und dieſer Wahnſinn in den vom franzöſiſchen Konſul zu Damaskus gewiſſenhaft geſammelten und dem franzöſiſchen Miniſterium eingeſendeten Aktenſtücken. Und wenn von der Dummheit die Rede iſt, gegen welche ſelbſt die Götter vergebens kämpfen, ſo geht alles das auf die Aktenſtücke des franzöſiſchen Miniſteriums, während es der gelehrte Reb auf das „hieſige Blatt" beziehen will in „hohenliedlicher Liebe" — deſſen Namen er, der reine Jüngling (Bocherl), nicht über ſeine Lippen bringen kann!

Gegen die Dummheit kämpfen die Götter vergebens,
Wir aber kämpfen vergebens gegen fanatiſchen Grimm.

**) Alſo Ignoranz und Arroganz! Wir fragen den gotterleuchteten, ſehr wiſſenſchaftsreichen und im höchſten Grade beſcheidenen Jüngling: Wann

Derlei Affairen werden hier nur als Muſter erzählt, welche zeigen ſollen, wie angenehm es iſt, unter einer Maſſe von Judenblättern ein katholiſches Blatt herauszugeben. Die erbaulichen Erfahrungen, welche ich in Bezug auf Perfidie, Lüge, Frechheit, Arroganz und das Heer anderer ähnlicher Tugenden mit verſchiedenen Abkömmlingen aus den zwölf Stämmen erlebt habe, gäbe Stoff zu einigen Bänden. Meine Werthſchätzung des jüdiſchen Literatenthums iſt daher

---

haben wir aus dem Talmud ein falſches Citat gebracht?? Noch nicht Eines iſt uns als falſch nachgewieſen worden! Dafür kommt die wohlriechende Weisheit des Reb mit „Blödſinn, Wahnſinn, Dummheit, Ignoranz und Arroganz“! So wird der Talmud wiſſenſchaftlich vertheidigt! — Das iſt übrigens ein neuer und ſchlagender Beweis, wie wir es im Streit mit den jüdiſchen Geſetzlehrern halten. Ueber uns wird eine Fluth von Schimpfworten ausgegoſſen — wenn wir unangenehme Thatſachen anführen und unangenehme Citate bringen! Wir klagen nicht, ſondern führen nur wörtlich an, wie man es wagt — aufzutreten. Und im Angeſicht ſolcher Thatſachen will man noch über uns Klage führen!!! Wir wiederholen: „Der Talmud iſt ein Schandwerk des bedenklichſten Fanatismus und wir ſind bereit, die Beweiſe öffentlich vor ganz Dutſchland zu führen.“

keineswegs aus einem fanatiſchen Religionshaſſe hervorgegangen, wie es dieſe Juden ihrem betrogenen Publikum immer vordrehorgeln; dieſe beſagte Werthſchätzung ruht auf dem Unterbau maſſenhafter Thatſachen und Erfahrungen, ich bin weit entfernt, Juden zu haſſen, die eine Religion haben — die des Glaubens ſind: man ſei dem Mitmenſchen, auch wenn er kein Jude iſt, Treue, Aufrichtigkeit, Redlichkeit, Wahrheitsliebe ſchuldig, — wie wir Chriſten alle dieſe Tugenden, auch Juden gegenüber üben ſollen. Wenn ich aber nun Gemeinheit, Lüge, niedrige Geſinnung, Perfidie, Betrug, wenn ſich dieſe Eigenſchaften an Chriſten vorfinden, gründlich und vom Herzen verachte, ſo ſehe ich nicht ein, was ich hierin den Juden für einen Vorzug geben und warum ich alle dieſe Untugenden nicht auch gründlich verachten ſoll, wenn ich ſie an Juden finde. Nun hat man aber die Sachlage immer verrückt, immer den Thatbeſtand entſtellt; ſo oft ich meine gründliche Verachtung gegen die ſittliche Verkommenheit und Niederträchtigkeit ausgeſprochen habe, hat man mich des fanatiſchen Religionshaſſes beſchuldigt. Freilich, wenn Niederträchtigkeit zu einer Religion erhoben werden ſollte, dann muß ich geſtehen, dann verabſcheue ich dieſe

Religion aus dem tiefſten Grunde meines Herzens.

In dieſer Weiſe wurde erfunden oder verdreht, und ſo weit die ſchmutzigen Hände der angezeigten Wiener Correſpondenten für Ausländiſche Blätter reichen (und ſie reichen faſt überall hin) unermüdlich über mich losgeſchimpft.

Während ich im Jahre 1856 zum erſten Male in Rom verweilte, wußten die Rabbinerblätter in Wien zur Verbreitung von allerhand Lügen zu benützen, mit der Vorausſetzung, daß der durch dieſe Lügen Betroffenen ſeiner Abweſenheit wegen keine Gegenerklärung machen kann. So z. B. verbreiteten dieſelben: „Brunner hat Sr. Excellenz dem Herrn Statthalter (von Niederöſterreich) ſein Ehrenwort gegeben, ſich jeder Ausfälle auf Andersgläubige zu enthalten.“

Selbſtverſtändlich hatte ich ein ſolches Verſprechen gar nicht zu geben, da ich überhaupt nicht Ausfälle auf Andersgläubige als ſolche gemacht, ſondern nur freche und verlogene Schandjuden, die erwieſener Maßen auf gar nichts glauben, als auf Geld — in und wegen ihrer Frechheit und Lügenhaftigkeit bekämpft habe. Dieſen Kampf konnte ich ebenſo wenig durch ein Ehrenwort von meiner Seite einſtellen, als ich mich durch tauſend Schand-

worte meiner Gegner in demſelben habe je einſchüchtern laſſen.

„Wir wollen ihn todt machen. Er muß aufhören. Wir werden ſehen, was wir ſind im Stande mit der Macht der Preſſe, alle großen und die meiſten kleinen Blätter ſind entweder in unſerer Hand oder ſtehen uns zu Gebot, hinwerden muß er, verſchwarzen ſoll er," ſo machten ſie es aus im Centralſchwefelſäure-Bureau zu Wien, von wo die Fäden über ganz Deutſchland gehen, und ſie fingen an, wie die Ratten in ihren ſchmutzigen Kanälen zu pfeifen und zu heulen und hin und her zu rennen. Vorzüglich wurde ich der Bornirtheit, des Fanatismus und der Feindſchaft gegen „Andersgläubige" beſchuldigt.

Einer der mildeſten machte durch ein kleines Zugeſtändniß noch eine Ausnahme; er ſchrieb in die Breslauer „Kleine Morgenpoſt":

„Sebaſtian Brunner, ein fanatiſcher ultramontaner Humoriſt, dem der Scheiterhaufen zu ſeinen Satyren leuchtet, die er, ſtatt mit der Stahlfeder, mit den Torturwerkzeugen der Inquiſition ſchreibt, der ſo viel Schärfe der Kritik und des Witzes hat, daß man deren Verbindung mit der egyptiſchen Finſterniß der fanatiſcheſten Intoleranz in ſeinem Kopfe kaum begreifen kann,

bringt in ſeiner Schrift: „Keilſchriften“ auf Schiller und Goethe ſatyriſche Mißtrauensvoten; z. B.:

Und weil er*) gut ſcherwenzte, der große Hofſcherwenz,
So hat man ihn begnadigt zur kleinen Excellenz.
Man nennt als Dichterfürſten ihn einen Folio ſtets,
Wir meinen als Charakter, war er nur ein Duodez.

„Traurig iſt es, daß dieſes Epigramm vom menſchlichen Standpunkt aus eben ſo treffend klingt, wie vom ultramontanen.“

Politiſch dichten haßte der Goethe und Schiller gar,
Dieweil von ihnen ein jeder dazu zu politiſch war.
Hofräthlein war der eine, das macht ihn ſtill und ſtumm,
Der andere ſchweigt und beugt ſich gar im Miniſterium.

„Erfreulich iſt es, daß dieſes zweite Epigramm in Betreff Schiller nicht treffend erſcheint.“ —

Gegenüber dieſem Artikel entſteht die Frage: Was hat Börne über Goethe in der gemeinſten Bündeljudenmanier geſchimpft? Der konnte es thun, er hatte das jüdiſche Privilegium dazu! Es war aber in der kleinen Breslauer Morgenpoſt ganz überſehen worden, daß ich dieſe Worte über Goethe und Schiller jungdeutſchen Poeten in den Mund gelegt habe; für das, was dramatiſche Perſonen ſagen, den Dichter verantwort-

*) Goethe.

lich machen, iſt nun eben ſo blöde, als Shakeſpeare und Schiller tadeln, weil die Böſewichter in ihren Dramen wie Böſewichter und nicht wie Heilige reden.

Daß es inmitten dieſes Kampfgetümmels auch ſehr heitere Epiſoden gab, das verſteht ſich wohl von ſelbſt. Der Buchhändler Otto Wigand in Leipzig wurde derartig über mich erbittert, daß er einmal drohte, er werde die Kirchenzeitung (wegen Verdächtigung allerhand Schundes im Verlage des Herrn Wigand) bei den Oeſterreichiſchen Geſetzen verfolgen.*) Er

*) Es iſt bekannt, daß Daumer, der ſpäter katholiſch wurde, in der höchſten Höhe ſeiner Negation das Chriſtenthum einen Molochsdienſt nannte. In Otto Wigands „Jahrbüchern“ verlegte nun Daumer (I. Bd. I. Heft 1854) das bibliſche Paradies in die Südſee. Darüber ſchrieb ich ein paar Artikel in die Kirchenzeitung unter dem Titel: Die Furibunden. Darin kam nun die Stelle vor: „Merke dir's Mitwelt, die Nachwelt wird ſich an dir rächen, weil du Daumern nicht gewürdigt, nicht angebetet haſt; ihn, den herkuliſchen Verſchlepper des Paradieſes in die Südſee, dem großartigen Beweiſer, daß das Chriſtenthum nur Molochsdienſt ſei. Dem Mann ſoll zum Andenken an ſeine Erfindung in Leipzig eine Statue errichtet werden, auf deren Fußgeſtell ein gewiſſer Leipziger Moloch (Wigand) mit dem Geldbeutel in der Hand in halberhobener Arbeit angebracht werden müßte.“

war aber ſo nachſichtig, dieſes Unheil nicht über die Kirchenzeitung zu verhängen. Später aber (1855) geſchah es, daß er zu einer, in Anbetracht ſeines Talentes hiezu, wahrhaft entſetzlichen That ſich hinreißen ließ, er machte Verſe. Die Kirchenzeitung hatte einige ſeiner Verlagsartikel eben nicht freundlich beſprochen, das ſtachelte den Buchhändler zum Dichter auf. In den in ſeinem Verlag erſcheinenden „Jahrbüchern für Wiſſenſchaft und Kunſt“ ließ er nicht weniger als drei Artikel hinter einander gegen dieſen verruchten Sebaſtian Brunner los, und zwar in Form eines Sendſchreibens. Daß es in dieſem Sendſchreiben aus dem Gehirn Otto Wigands über mich: „Aberglauben, Finſternis“ u. ſ. w. nur regnete, das läßt ſich denken. Aber beim Beginn des erſten Sendſchreibens griff Herr Otto Wigand ſogar in die Leyer und beſang mich mit folgenden Reimen:

„Du ſtößt in's Horn, du rufſt am hellen Tage: „Es bleibe Finſterniß!“
Ich aber rufe fort und fort zur Ehre Gottes: Es werde Licht!
Du ſchmähſt, du ſchimpfſt, du ſuchſt uns zu verdächtigen;
Du irrſt, die Wahrheit ſiegt, und du wirſt untergehen!
Was lehrte Chriſtus, deſſen Jünger du dich nennſt
Geht hin in alle Welt und liebet Euch;

Du aber predigſt Haß, Verfolgung, Aberglauben;
Geh — in ein Kloſter und beſſere dich!“

Lieber Leſer, haſt du im Durchleſen dieſer Otto Wigand'ſchen Verſe nicht das Gefühl, als hörteſt du Jemanden mit den Fingernägeln an einer Mauer kratzen; erregt dieſe Poeſie nicht in dir die freilich ſehr ſchwer zu befriedigende Luſt, geradewegs an einer kahlen Wand hinaufzuklettern? Und was erſt der liebe Gott für eine Freude haben wird, wenn ſich Herr Otto Wigand in Leipzig ſeiner ſo warm annimmt, indem er „zur Ehre Gottes“ den Pegaſus beſteigt —

Herr Wigand beſtieg ganz munter
Im Circus der Poeſie
Den Pegaſus; aber das Vieh
Warf ihn augenblicklich herunter!

Und doch welch ein Glück, von Otto Wigand beſungen zu ſein! Mit ihm durch ſeine unſterblichen Lieder in die zeitliche Dichterunſterblichkeit einzugehen! So wie Wigand dichtet, ſo iſt in Deutſchland noch gar nicht gedichtet worden. Am Schluße des dritten Sendſchreibens rief er mir die Verſe eines (wie er ſagt) „echt deutſchen Dichters“ zu:

„Und ſollt ich (d. h. Otto Wigand) ſterben einſt wie
Ulrich Hutten,
Verlaſſen und allein,
Abzieh'n den Heuchlern will ich ihre Kutten,
Nicht lohnt's der Mühe — ſchlecht zu ſein."

Merkwürdiger Ausruf, alſo wenn es ſich der Mühe lohnte — ſchlecht zu ſein, dann wär's freilich ganz etwas anderes. Und Otto Wigand will ſogar wie Ulrich Hutten ſterben! Dazu gehört ein großer Eifer für Aufklärung und Licht — um Huttens Tod möchten wir Niemand beneiden, und ſelbigen keinem Menſchen wünſchen; denn Hutten ſtarb auf der Inſel Ufnau im Züricherſee, nicht nur verlaſſen und allein, ſondern auch „an ſeiner neu ausgebrochenen Krankheit", wie das Leipziger Converſations-Lexikon ſehr ſinnreich bemerkt. Daß übrigens Wigand alles Ernſtes ein kleiner Hutten ſein möchte, das hat er durch die Publikation der in der Folge angeführten duftigen Blüthen gegen die Amaranth von Redwitz gezeigt. Herr Wigand weiß es wahrſcheinlich nicht, daß Hutten nach dem Zeugniß des Erasmus Rotterodamus — abgeſehen davon, daß er ein verlotterter Geſelle geweſen, auch ein offener Straßenräuber war, der die Leute mit ſeinen Dienern (von denen einer deßhalb geköpft wurde) ausraubte —

daß er ſeine Bekannten um Geld anpumpte, daß er dann gegen Erasmus, der ihm nichts gab, einen Schmähbrief losließ, worauf ihm Erasmus antwortete mit einem dem Hutten vorgehaltenen abſonderlich ſchmutzigen Sündenſpiegel. Kurz und bündig ſagt Wolfgang Menzel im dritten Band deutſcher Dichtung über Hutten: „Keiner iſt in jener Zeit von ſeiner Parthei und von der Nachwelt mehr überſchätzt worden, als Hutten, indem man alle ſeine ſittlichen Flecken gefliſſentlich überſehen und ſeine Aufſchneiderei für wahres Heldenthum genommen hat. Hutten war von Jugend auf grundlieberlich, aus dem Kloſter entſprungen, ſein ganzes Leben hindurch veneriſch, von ſeiner eigenen Familie ausgeſtoßen. Nur bei den Humaniſten, zuerſt in Erfurt, fand er Schutz, indem er ſtatt dem Dienſte des Heilandes lediglich dem der Venus ergeben war.“ Und Herr Wigand möchte mit Hutten ſterben? Wir ſetzen zur Ehre des Herrn Wigand voraus, daß er gar nicht weiß, wie Hutten gelebt hat und wie er geſtorben iſt.

Doch ein Lied ruft das andere hervor, Wigand beſang mich, ſo mußte ich ihn aus Dankbarkeit wohl auch beſingen. Ich erwiederte der Nachtigall aus Leipzig folgende Vierzeile:

Otto Wigands Leyer.

Es tönt deine Leyer ſo traurig und matt
In den Leipziger Börſenhallen,
Als wären die Saiten nur alter Spagatt
Von heimgeſchickten Bücherballen.

Ich habe das Lied an mich wörtlich in der Kirchenzeitung gebracht, Otto Wigand aber fand es nicht für gerathen, mein Lied an ihn in ſeinen „Jahrbüchern für Literatur und Kunſt“ zu producíren. Ich lieferte den Beweis, daß Herr Otto Wigand als Dichter gänzlich unſchädlich iſt; er aber lieferte den Beweis, daß er ſeine Leſer doch nicht durchwegs für geeignet hielt, ſie über Alles aufzuklären.

So iſt es mir zumeiſt gegangen: ich brachte oft mit gänzlicher Unbeſorgtheit um meine Ehre, alles das, was andere über mich an Schimpf und Schmähung zuſammenſchaufelten; gab ich aber den Herren eine Antwort — die haben ſie weislich ihrem Leſepublikum vorenthalten. Das iſt der Kampf mit gleichen Waffen — die Freunde für Aufklärung und Licht lieben es zumeiſt am allerwenigſten, wenn Jemand über ſie ſelber Aufklärung und Licht bringt, und warum dieſe beſagte Gattung Lichtfreunde für ihren eigenen Dunſtkreis ſehr oft die Finſterniß vorzieht, das iſt zu finden in Johannes III. Am meiſten

mag wohl Herrn Wigand die in Nro. 93. 1858 der Wiener Kirchenzeitung erschienene Warnung genirt haben. Sie lautet: „In Leipzig, im Verlage von Otto Wigand, ist ein schändliches Machwerk erschienen unter dem Titel: Stunden heiliger Andacht für gebildete katholische Christen zur öffentlichen und häuslichen Gottesverehrung von dem Priester Horvath. Das „Gebetbuch“ ist ein bübisches Aggregat von Schmähungen und Lügen gegen die katholische Kirche, und nebenbei ist es eine Denksäule schmutziger Gesinnung eines — — —“ (hier wurde Otto Wiegand kein Ehrenmann genannt). Von welch wissenschaftlichem Geist die „Jahrbücher Wigand's“ sonst noch durchweht waren, mag aus folgendem Beispiel zu ersehen sein. Unter dem Namen: „Jörg Schlemihl, Ritter des Ordens der Amaranthiker,“ veröffentlichte Jemand in Wigand's Jahrbüchern ein Schmähgedicht gegen Redwitz. Darin wird der Amaranth unter anderm in den Mund gelegt: „Und bis er kommt bemüh ich mich — in aller Tugend mich zu steifen. — Im Weihbronn täglich bade ich — mich salbend mit des Glaubens Seifen.“ Ich schrieb damals unter andern über dieß Gedicht: Diese Stellen sind nur angeführt, daß man sich so ungefähr von der Gesinnung und Tendenz der Jahrbücher der „Wissenschaft“ einen Be-

griff machen kann; es ſind aber dieß noch ſehr unſchuldige Stellen im Vergleich mit den ſonſtigen Vorkommniſſen in dieſem Gedicht. Das ganze iſt eine eckelhafte Kloake von ſchändlichen Zoten und Gemeinheiten, wie nicht minder von bübiſchen Blasphemien. Es mag für Redwitz ein Troſt ſein, Leute dieſer Art zu Feinden zu haben, Leute, welche ihren innern Verfall durch einen durchdringenden Fäulnißgeruch ankündigen. Und das ſind Jahrbücher für Wiſſenſchaft und Kunſt. Eine Wiſſenſchaft: ſchweinſtallduftige Gedanken zu denken, und die Kunſt: Zoten zu reißen, wie ſolche ſich in einer halbwegs anſtändigen Kneipe nicht dürfen verlautbaren laſſen."

Im ſelben Heft ſagt ein Herr Seifart: „Alles ſoll Ein Hirt und Eine Heerde werden, ſagt der prophetiſche Geiſt des Chriſtenthums, und das Mittelalter gibt uns die gewaltige Geſchichte jenes chriſtlichen Dranges, Alles zu Einer Heerde zuſammenzutreiben; der römiſche Hirtenſtab traf ohne Anſehen der Perſon den abirrenden Knecht wie den abirrenden Kaiſer und die Dominikaner, die canes domini unterſtützten mit feiner Naſe, geſpitztem Ohr und blekkenden Zähnen wacker ihren Hirten;" ferner: „Die antike mittelalterliche Verſtarrung des Chriſtenthums ſchloß auch die Humanität geradezu aus." Ferner bindet

Seifart den Abnehmern Wigand'ſchen Buchwerks den ſchon hundertmal abgethanenen Zottelbären auf: Torquemada habe allein achttauſend achthundert Perſonen lebendig verbrennen laſſen. — Und doch ruft mir Herr Wigand in ſeinen unſterblichen Reimen zu: „Du ſchmähſt, du ſchimpfſt, du ſuchſt uns zu verdächtigen.“ —

Einmal im April 1854 bekam ich von der damaligen Statthalterei eine Rüge, weil ich einige Daten aus authentiſchen zu Leipzig gedruckten Verfolgungen der Katholiken in Rußland anführte. Einmal war ich zu dreihundert Gulden Strafe verurtheilt, weil ich einen Artikel gegen eine Broſchüre ſchrieb, in welcher behauptet wurde, in Rom werde der Zahn des heiligen Petrus angebetet u. drgl. Freilich war dieſe Broſchüre in Oeſterreich verboten, aber das wußte ich nicht. Faſt allmonatlich erſchien in jener Zeit ein Amtsdiener der Behörde mit einer Liſte von zwanzig bis dreißig verbotenen Büchern. Die Liſte las man durch und gab ſie dem Amtsdiener wieder, wie leicht war es nun auf ein oder das andere Buch zu vergeſſen. Schrieb man aber nun gegen ein ſolches Buch — ſo hatte man ja ſicher den Geiſt des Geſetzes nicht verletzt, es nicht abſichtlich übertreten wollen. Nach vielen Viſiten und Hin- und Herlaufen und Reden kam

ich zu einem Hofrath Weiß, dem ſtellte ich bündig aber auch ſchon ärgerlich die ganze Geſchichte vor; er hörte mich aufmerkſam an, ſchüttelte einige Male den Kopf — und verſprach mir die Angelegenheit auszugleichen. Er that es auch. Ein vernünftiger Beamter, der kein Mückenfänger iſt, dem Geſetze gegenüber auf den Geiſt desſelben ſieht und der Parthei gegenüber Wohlwollen äußert — iſt ein Gewinn für eine Regierung; wie hingegen Bornirtheit und ſteife Pedanterie erbittern.

Ein höher geſtellter Beamter, den ich übrigens ſpäter als einen ehrenhaften Mann achten gelernt habe, wurde, als er am Ruder ſtand, von einem ſehr ſalbungsvollen Mund gegen mich beſonders verhetzt; ſo daß er ſich einſt bei Gelegenheit der Beanſtändung einer Zeitungsnummer zu einer Predigt gegen mich hinreißen ließ, die ich ihm aber getreulich beantwortete, und zwar Satz für Satz. Er ſagte z. B. unter anderm: „Ich kann keine Geiſtlichen leiden, die Zeitungen ſchreiben, die Zeitungsartikel machen. Haben die Apoſtel Zeitungen geſchrieben?“ Ich antwortete: „Die Apoſtel haben allerdings keine Zeitungen geſchrieben, aber was ſoll denn das beweiſen? Die Apoſtel ſind auch mit keinen Dampfſchiffen gefahren. Aus demſelben Grunde dürfte heute kein Geiſtlicher

auf einem Dampfſchiff fahren. Zu jener Zeit gab es eben weder Zeitungen noch Dampfſchiffe“ u. ſ. w. Solche Erörterungen gab es ſehr häufig; oft waren ſie kürzer oft länger; jedenfalls aber waren es keine duftigen Roſen in den Kranz des Lebens gewunden.

Jahrelang dazuſtehen, verlaſſen und einſam, ohne irgend einen Schutz den verſchiedenſeitigſten Quälereien ausgeſetzt; als ein Störefried behandelt, wenn man die Revolution in ihrer ſocialen Wurzel anfaßte, die freilich auch ſtarke Faſerbüſchel in die Streuſandlager der Büreaukratie hineinſtreckt, und der Kanzleitinte Nahrung verdankt, von der radikalen Bosheit verſtanden und darum wüthend angefeindet, von der conſervativen Bornirtheit nicht verſtanden und gerade darum angefeindet, dabei der albernſten Motive beſchuldigt, wie ſie nur erfunden werden können von jener Geiſtesbeſchränktheit, bei der ſich Hoffart und Unfähigkeit die Wage halten;*) das alles und

*) Von verſchiedenen Seiten wurde geurtheilt: „Dem macht das Gezänke ein Vergnügen, er kann gar nicht leben ohne irgend einen Streit.“ Dieſes Urtheil klingt freilich weitaus befriedigender, und geht viel leichter über den Mund, als ſagen zu ſollen: „Wenn man von der Lüge umgeben iſt und die Pflicht erkannt

noch vieles andere kann wohl zum Dankgefühl aufforbern gegen Gott, wenn man in ähnlichen Lagen nicht zaghaft wird und ſich ſtandhaft erhält; es kann aber gewiſſen Menſchengattungen gegenüber nicht zum Dank aufforbern, und man müßte ein Engel oder ein Heiliger geweſen ſein, wenn man in ähnlichen Fällen nicht bisweilen die Lampe des Humors in die Hand genommen, und in das Dunkel mancher Herzen- und Verſtandesſituation hineingeleuchtet hätte.

„Zu ſcharf, viel zu ſcharf; er wird zu leidenſchaftlich; das alles ließe ſich auch ruhig ſagen, zu grob, es iſt kein würdiger Ton; man muß ſich mäßigen können, man ſoll auch gegenüber den Feinden der Kirche die chriſtliche Liebe nicht verletzen, es iſt alles zu draſtiſch; manches iſt eben nicht zu ändern, das ſoll man gehen laſſen wie's geht, durch das Dareinſchlagen wird der guten Sache mehr geſchadet, als genützt; die Feinde werden noch erbitterter; es iſt eine Uebergangsperiode, nach und nach wird ſchon von ſelber Alles wieder in's Geleis kommen, man muß nichts überſtürzen;“ u. ſ. w. — wie oft hab ich dieſe Phraſen in allen Combinationen vernehmen

---

hat, für die Wahrheit zu kämpfen, ſo muß man mindeſtens die philiſtröſe Behaglichkeit zum Opfer bringen.“

müſſen! Es gibt geiſtesarme Philiſter, welche die eigene Unthätigkeit dadurch in Schutz nehmen, daß ſie die Thätigkeit anderer verkleinern. Es gibt Menſchen, die ihre paar Gedankenſplitter und Phraſenfetzen wie gefärbte Glasſcherben und bunte kleine Tuchlappen in einem Kaleidoſkope immer vor den Augen herumdrehen; und ſo oft die Spiegel in der runden Büchſe ans Pappenſtil eine andere Zeichnung beim Herumdrehen ſehen laſſen, ſich über die eigene Weisheit erfreuen, die ſie durch die verſchiedenartige Zuſammenſtellung ihres kleinen Baarvorrathes an altgebackenen Gedanken und Sprüchen an den Tag zu legen vermeinen.

Wenn es der kritiſche Leſer oft wüßte, unter welchen Eindrücken, nach welchen vorausgegangenen Erfahrungen und Erlebniſſen ein „ſcharfer" Artikel zu Stande gekommen iſt — wenn er ſich in die Lage desjenigen, der ſchreibt, hineindenken könnte, ſo würde auch ſicher das Urteil manches Kritikers anders ausfallen.

Es ſoll auch hier wieder aus hunderten ähnlicher Vorfälle nur wieder einer als Muſter erwähnt werden.

Ende 1850 aviſirte mich ein Herr, denn ich einmal flüchtig kennen lernte, an deſſen Ehrenhaftigkeit ich aber nicht zweifeln konnte: es haben

einige Literaturjuden folgenden Plan ausgeheckt, mich von Wien wegzubringen. Sie wollen durch Correspondenzmanöver der geistlichen Behörde in Wien den Beweis liefern, daß die „liberalen“ Blätter in einen Jubel ausbrechen würden, wenn der verhaßte Redakteur der Kirchenzeitung von Wien entfernt — d. h. irgendwo hin auf das Land als Kaplan versetzt werden möchte. Die Correspondenzmanöver geschehen folgender Maßen. Die Lüge, welche man zur Operation braucht, wird in eine ausländische oder Provincialzeitung gesendet — und aus dieser dann in den Wienerblättern nachgedruckt; die dann, im Falle es schief geht, sagen können, ja wir haben die Nachricht einfach dieser oder jener Zeitung entnommen, wir können also für die Wahrheit nicht den Beweis liefern.

Es dauerte nicht lange nach obigem Aviso, als die Kirchenzeitung zu ihrer Vertheidigung gegen Judenblätter folgendes bringen mußte:

„Literaturwanzen. Die orientalische Literaturwanze gibt sich den dünkelvollen Anschein, als ob ihr der Zugang zum Consistorialarchive durch unbekannte Ritzen geöffnet wäre. Der „Lloyd“ enthält im Abendblatte vom 16. Dezember folgendes: „In Bezug auf das von uns bereits mitgetheilte Programm des „Jungkatho-

licismus"*) ſchreibt man dem C. Bl. aus Wien, 12. Dezember: „In Folge deſſen (des

*) Mit dem Programm des „Jungkatholicismus" verhält es ſich wie folgt. Die liberalen Juden erfanden für den jüngeren Clerus, der zum Primat hinneigte, im Gegenſatz zum damaligen bekanntlich joſephiniſchen Kirchenregiment die geniale Bezeichnung: „Jungkatholiken". Nachdem dieſe Bezeichnung von der „liberalen Preſſe" einige Wochen in Gebrauch gekommen, ging ein Wiener Correſpondent für das Katholiſche Blatt aus Mähren in dieſe Erfindung ein und bezeichnete in dieſem Blatte einige Glaubensartikel dieſer „Jungkatholiken", und zwar wie folgt: „1. Lebendiges Feſthalten am Primate des Papſtes, in dem die Jungkatholiken nicht bloß eine Prärogative der Ehre, wie die alten Joſephiner meinten, ſondern auch eine Prärogative der Gerichtsbarkeit anerkennen. 2. Raſche und wortgetreue Uebertragung der in Oeſterreich ertheilten kirchlichen Freiheitsurkunde vom Papier in die Wirklichkeit aus Furcht, die kirchliche Freiheit möchte vor lauter bureaukratiſch anrüchigen Conſiſtorial-Currenden wieder davonlaufen." In dieſer Weiſe bewegte ſich das Programm. Die jüdiſchen Scribenten, welche, was poſitives Wiſſen angeht — poſitive Nichtswiſſer ſind, waren nun in der That ſo blöde zu meinen, daß es eine Sekte gebe, deren erſter Artikel im lebendigen Feſthalten an der Autorität des päpſtlichen Stuhles beſtehe. Das iſt gerade ein ſolcher Unſinn, als ob man ſagen würde: „Ein Revolutionär, der ſich zur erſten Aufgabe gemacht hat, der treueſte Unterthan ſeines Fürſten zu ſein."

Programms) hat nun das Consistorium, gegen welches hauptsächlich die Ultramontanen aufgetreten, weil es seine Forderungen an die Regierung mit vernünftiger Mäßigung gehalten, eine neuerliche Ermahnung erlassen und den Hauptvertretern derselben, worunter sich auch der Redakteur eines katholischen Blattes befindet, mit einer Versetzung von Wien gedroht. Man hat zwar das ganze Programm von gewisser Seite her zu desavouiren gesucht, es läßt sich aber das Faktum nicht abläugnen, und ist nur etwas zu früh an's Tageslicht gezogen worden" u. s. w. — Soweit der Lloyd nach der Correspondenz der C. Bl."

Diese blöde Lüge wurde nun in der Kirchenzeitung allerdings nicht höflich, aber dafür gebührend widerlegt, wie folgt:

„Die Stinkliteratur treibt in der Lüge das Agio furchtbar in die Höhe. Die Staatsanwälte (aber auch die Kirchenanwälte) dürften auf derlei Börsespekulationen, die sämmtlich auf das Bankerottmachen des Christenthums in Oesterreich abgesehen sind — einmal recht aufmerksam werden. (Es ist bekannt, daß Stinkjungen ausgesprochene Lügen niemals zurücknehmen, außer sie werden vom Staatsanwalte dazu gezwungen.) Im oben angeführten Viertlzettlbericht (ein Viertl-

guldenzettl galt fünfzehn Kreuzer Münze) ſind nicht weniger als elf ſchandvolle Lügen und zwar

1. „Sind gegen das Conſiſtorium keine Ultramontanen aufgetreten; 2. hat das Conſiſtorium keine Forderung an die Regierung gemacht, daher konnten 3. ſolche Forderungen weder mäßig noch unmäßig ſein; 4. iſt an einen Redakteur eines katholiſchen Blattes weder früher noch 5. neuerlich eine Ermahnung erlaſſen worden, noch iſt 6. einem ſolchen mit einer Verſetzung von Wien gedroht worden; 7. hat das beſagte Programm noch kein Geiſtlicher öffentlich desavouirt — aber viele ſind ſchon für den weſentlichen Inhalt dieſes Programmes eingeſtanden; 8. iſt gar kein Faktum von irgend einer Seite abgeläugnet worden, es konnte eine ſolche Läugnung alſo 9. auch nicht ſchwer ſein; 10. iſt gar nichts an's Tageslicht gezogen werden, weil nichts verborgen war, und 11. konnte alſo auch nichts zu früh an's Tageslicht gezogen werden. Wenn demnach derlei koloſſale Lügen nicht in das Gebiet der ausgeſchämteſten Schurkerei gehören, ſo wiſſen wir nicht, wozu Heinſius dies Wort in ſein Wörterbuch aufgenommen hat.“ —

So lautet einer der unfreundlichſten Artikel der Kirchenzeitung. Nun muß man aber erwägen, gegen welche Perſonen und gegen

welche Infamien er gerichtet war. Kein Mäuschen rührte ſich über dieſen Artikel. „Wenn die Jünglinge einen verdienten Schlag auf den Rüſſel bekommen,“ wie ſich ein bekannter Schriftſteller auszudrücken pflegte — „dann iſt wieder auf einige Wochen Ruhe.“

Somit wäre auch eine muſterhaft grobe Entgegnung in ihrer Geneſis, in ihrer Bedeutung und in ihrer Wirkung dargeſtellt worden.

In Beziehung auf Abhandlungen und Artikel über die Ordensdisciplin und das Kloſterweſen überhaupt mußte ich von der einen Seite den Vorwurf der Laxität, von der anderen den des Rigorismus hinnehmen; ich gab eben, in ſo weit es die kirchliche Grundanſchauung über Klöſter geſtattet, beiden Richtungen Raum, ſich zu erklären. Selten miſchte ich mich ſelber in derlei Angelegenheiten, weil ich die Beobachtung gemacht habe, daß Säkulargeiſtliche, die ſich mit Kloſterſachen abgeben und mitunter in Klöſter hineinregieren wollen, gewöhnlich Mißgriffe machen und nichts Rechtes ausrichten. Als aber einmal ein Kloſtervorſtand den jetzigen Abt Haneberg in München, der zu jener Zeit 1854 Conventual zu St. Bonifaz und zugleich Profeſſor der Bibelkunde an der Univerſität zu München war, in vielleicht gut gemeinter, jedenfalls über-

triebener Rigoroſität vom Lehrſtuhl zurückziehen wollte, da ſtellte ich allerdings die Frage: „Was die Kirche für einen Gewinn davon haben ſoll, wenn man eine eminente Lehrkraft ihrer Wirkſamkeit entzieht, den Beruf, den ihr Gott aufgeprägt hat, den Stempel des Talentes, die Gabe der Lehre mit dem Wüſtenſande der Thebais plötzlich wegzureiben gedenkt, und einen Orden, der doch ſpecifiſch durch die Päpſte und den bisherigen Uſus in der Kirche für Pflege der Wiſſenſchaft und Lehre beſtimmt iſt, zur ſtrengen Contemplation der erſten Anachoreten zurückführen will.“

XIV.

Betrügeriſche Ankündigungen. Jüdiſche Specnlanten und getaufte Mithelfer. Der Schwindel mit der Revalenta und mit geheimen Heilmitteln überhaupt. Auch da die Zwölfſtämmer vorne dran. Ein fanatiſcher, verlogener Rabbiner. Eine Hetze durch die deutſchen und Pariſer Blätter wegen Humboldt. Die vollendete Ehrloſigkeit im unverſchämten Lügen der Gegner. Ein Kampf mit einem pantheiſtiſchen Botanikprofeſſor, den der ganze Judentroß durch das Mittel ſchmählicher Lügen gegen die Kirchenzeitung in Schutz nimmt. Organiſirte und disciplinirte Gemeinheit im Lager der Zeitungsgegner. Ein Generalſekretär des Wiener Thierſchutzvereins als achter Weiſer Griechenlands. Ein Vernichtungsbrief desſelben an den Redakteur der Kirchenzeitung — von dieſem ſelber veröffentlicht und mit Erklärungen verſehen. Der Berliner Kladerabatſch und die Ehrenhaftigkeit ſeiner Tinten-Juden.

Beſondere Feindſchaft von Seite des betrügeriſchen Theiles der Juden und ihrer betrügeriſchen Helfershelfer unter den Namenchriſten in

der Zeitungswelt — wird ſich jeder nothwendiger Weiſe erwerben, der ſich als Journaliſt nicht nur zu keinem Mitbetruge herbeiläßt, ſondern im Gegentheil vor ſelbem warnt. Ein Beiſpiel:

In den Jahren vor und nach 1853 machte ein Jude in London, Namens Baruch (er nannte ſich Barry du Barry), ein großartiges Betrugsgeſchäft mit der ſogenannten Revalenta arabica. Es geht in die Tauſende und Tauſende, was er größeren Journalen für täglich wiederkehrende, pomphafte Ankündigungen bezahlte, — eben nur durch den Ankündigungsſchwindel war dieſer ſchändliche Humbug ins Werk zu ſetzen, der Jude muß enorme Summen gewonnen haben.

Eine Zumuthung, die Revalenta in der Kirchenzeitung (1853) anzukündigen, wurde durch folgende offene Erwiderung in der Kirchenzeitung abgewieſen:

„Zur Revalenta arabica: Die Unternehmer*) dieſes ausgezeichneten Univerſalmittels für alle möglichen Krankheiten (Barry du Barry, Regentstreet 77 London) haben aus London vom 4. April d. J. der Re-

*) Die Judencompagnie unterſchrieb ſich wie folgt! „Barry du Barry, Eigenthümer der Revalentaſtaaten und der Patentmaſchine, welche allein die Revalenta wie ſie iſt und ſein ſoll, vollkommen bearbeitet und ihre Heilkraft entwickelt.“ — Unverſchämter Schwindel, da hätte ja auch jeder Beſitzer eines Linſenackers das Recht, ſich: „Eigenthümer der Revalentaſtaaten“ zu nennen.

daktion der „Wiener Kirchenzeitung“ das Anſinnen geſtellt, die Ankündigung der „ſo heilſamen Revalenta arabica“ aufzunehmen und als Inſertionsgebühr ſieben Pfund, 10 Schilling (über 70 Gulden C. M.) angewieſen, wenn die betreffenden Nummern mit dem abgedruckten Revalenta-Lobpſalm eingeſendet worden ſind. Im Briefe heißt es auch: „Dieſe Beſtellung iſt unter der Bedingung anzunehmen, daß keine Angriffe gegen uns (die Herren Barry u. Comp.) oder unſere Revalenta arabica in Ihr Blatt aufgenommen werden.“ Wir erklären wiederholt, daß wir auf die Zeugniſſe achtbarer Chemiker hin, die Revalenta für ein Bohnenmehl (1 Maß höchſtens im Werth von 1 Gulden C. M. — verkauft um 25 Gulden C. M.) halten, das die kranke Phantaſie einiger Hypochonder als Heilmittel beſtätigte, und das durch die Induſtrie und die bezahlten Inſertionen der genialen Herren Barry u. Comp. als eine großartige Geldzwickmühle ausgebeutet wird. — Kein ehrenhaftes Journal kann ſich um Gewinnung dieſer Pfunde willen zur Förderung eines ſo zweideutigen Unternehmens hergeben, denn für dieſe gewonnenen Pfunde wird es einſt ſicherlich nicht heißen, nach dem Evangelium Lucas: „Sei guten Muthes, du frommer Knecht, weil du ſieben Pfunde gewonnen haſt, ſollſt du über ſieben Städte geſetzt ſein.“

Ich bin vom Geſichtspunkt ausgegangen, daß das „Geſchäftmachen mit Annoncen“ nicht mit einer Kirchenzeitung harmonire, und ſollte dieſes Geſchäft auch durchwegs ehrlich ſein. Nur Ankündigungen von theologiſchen oder in die theo-

logiſche Literatur einſchlägigen Büchern oder von Cultusgegenſtänden werden von den Verlegern aufgenommen. — Das war aber dann auch Sache der Verleger.

So konnte ich nun wohl gegen den gewiſſenloſen Humbug der Ankündigungen in politiſchen Blättern, und auch gegen die rückſichtsloſe Geſchäftsmacherei in Blättern auftreten, die zunächſt ein religiöſes Streben auf ihren Aushängeſchild gemalt haben.

Hier wieder ein Beiſpiel. Der Rabbiner Philippſon in Magdeburg, dem die Wiener Kirchenzeitung ein derartiges Herzpochen verurſachte, daß er über mich, wie früher bemerkt, einſt drucken ließ: „Bring ſeinen Namen nicht über deine Lippen" — der das unbeſtreitbare Verdienſt aufweiſen kann, in ſeinem Blatte: „Allgemeine Zeitung des Judenthums für jüdiſche Intereſſen" jüdiſchen Fanatismus, reformjüdiſchen Rationalismus und polizinellartiges Klopfen, Poltern und Herumfahren wunderbar vereinigt zu haben; dieſer Herr, um Lügen nicht verlegen, ſtellte 1857 den Satz auf: „Veuillot und Brunner hätten Humboldt geradewegs einen Teufel genannt" und ſchrieb über dieſe ganz blöde Lüge einen mehrere Klafter langen Schmähartikel, ſo daß man den Rabbi mit nur einiger Phantaſie

ſich vorſtellen konnte, wie er während des Schreibens bisweilen kreiſelartig, fluchend, ſpötzelnd und ſpukend in ſeiner Stube herumzappelte. Darüber erwiderte ich nun Folgendes:

„Statt aller Entgegnung — von unſerer Seite, über dieſes ſchimpfliche Gebahren führen wir nur einige Inſerate derſelben Nummer der „Allg. Zeitg. f. Jud." von Philippſon an, um den Leſern einen Begriff zu machen, wie in dieſer Zeitung die religiöſen Intereſſen des Judenthums in der heiterſten und wirklich intereſſanteſten Weiſe vertreten werden."

„Da heißt es:"

„„Stellegeſuch. Ein junger Israelit, ſehr erfahren im Handel mit Produkten, Fellen, Vieh u. dgl. und mit den beſten Zeugniſſen verſehen, ſucht eine Stelle. Frankirte Aufragen unter E. an den Herrn Rabb. Dr. Philippſon in Magdeburg.""

„„Gott ſieht ins Herz. Gebet- und Andachtsbuch für fromme Israelitinnen, ſowohl Frauen als Mädchen, zur öffentlichen und häuslichen Andacht an Wochen-, Sabbath-, Feſt- und Faſttagen, wie auch für alle Verhältniſſe des Lebens bearbeitet. Preis 15 Sgr.""

„„Levy, Dr. M. A., Auszug aus dem hebräiſchen Gebetbuche. Ein Hilfsbuch für den erſten Unterricht im Hebräiſchen, mit einem Wortregiſter. Preis 3 Sgr.""

„„Es empfiehlt zu ſehr ſoliden Preiſen:
„Branntwein, und alle Sorten feinſte dopp. Liqueure, Abſynth, Cognak, echten Wein-Eſſig und Weinmoſtrich, weißen Meth in der bekannten Güte.“

Raphael Pulvermann.
in Krotoſchin.““

„„Beſtellungen nach dem Auslande werden auf das Pünktlichſte beſorgt, es wird jedoch um ſchleunige Zuſendung der betreffenden Anträge ergebenſt gebeten.““ — —
D. O.

Bezugs dieſer Melange von Ankündigungen bemerkte nun die Kirchenzeitung:

„Wozu ſollen wir einen Mann widerlegen, der wie Rabbiner Philippſon, ein bedeutendes en gros-Geſchäft betreibt, der in einer Stunde eine reform-jüdiſche Freimaurer-Predigt in der Synagoge hält, dann in der nächſten wieder in ſeiner Zeitung den Fell-, Vieh- und Produktenhandel fördert, zu ſehr ſoliden Preiſen, „Branntwein, Doppelliqueure, echten Weineſſig und weißen Meth, aus der Fabrik des Herrn Raphel Pulvermann“ empfiehlt; und gleich auf der nämlichen Seite die Spalte nebenan: „Gott ſieht ins Herz!“ ankündigt!!“

„Ach, was muß in dieſem reichen Herzen alles zu ſehen ſein — ein ganzes Magazin von Haſenfellen, Produkten, Branntwein und Eſſigfäſſern, und weißem Meth und dazwiſchen ſogar ein Paar Erbauungsbücher!“

„Miscere utile dulci verſteht im höchſten Grade das „unpartheiiſche Organ für alles jüdiſche Intereſſe“ des Herrn Pilippſon. Es iſt doch im höchſten Grade bezeichnend, wie ſelbſt der Redakteur der „Allg. Zeitg. f. Jud.“ in dieſem ſeinem Blatte ſo ſinnreich, bald in „Erbauung“, bald in „Haſenbälgen“, bald in „Spiritus“ und „Viehhandel“ macht. Wir ſind überzeugt, daß geſcheite, unbefangene Juden über den induſtriellen Geiſt des großen Rabbiners von Magdeburg — ſelber ſich eines heiteren Lächelns nicht erwehren können!“

Haſenfelle, Rinderſchacher — ſowie auch Produktenhandel,
Nebenbei ein „Hilfsbuch“ wieder: — Unterricht im frommen Wandel,
Kümmel, Eſſig, Meth und Moſtrich und Abſinth für Magenſchmerz,
Mitten unter den Produkten heißt es: „Gott ſieht in das Juden-Herz!“

Am 9. Jänner 1857 brachte die Kirchenzeitung einen Artikel unter der Aufſchrift:

„Seelenmörderei und Logik.“ Dieſer Artikel begann mit einem Citat aus den Hiſtoriſch-politiſchen Blättern, 7. Heft, 1857, welches lautet: „Es dürfte das im großen Umfange geradezu ſeelenmörderiſche Treiben der modernen Naturwiſſenſchaften geradezu angethan ſein, die Nothwendigkeit einer größern Ausbildung einer wahren chriſtlichen Philoſophie nach den Bedürfniſſen unſerer Zeit ſehr bald auch den blödeſten Augen und den annoch widerwilligſten Geiſtern auf eine unwiderſprechliche Weiſe ſichtbar zu machen.“

Im Verlaufe des längeren, im Allgemeinen gehaltenen Artikels wurde Humboldt erwähnt, wie folgt:

„Wohin der Mangel der geiſtigen Selbſterkenntniß das Außerachtlaſſen deſſen, was im menſchlichen Selbſtbewußtſein thatſächlich als Inhalt des Selbſtdenkens gegeben iſt; wohin das Alleingeltenlaſſen der begriffebildenden Denkgeſetze ſelbſt Autoritäten, welche in der Naturforſchung ein klaſſiſches Anſehen mit Recht beſitzen, führt und führen muß, dafür kann uns Alexander von Humboldt einen ſchlagenden Beleg liefern. Er ſchreibt zum Schluß ſeiner Schilderung über den Fang der Gymnoten (elektriſche Fiſche) in Südamerika:“

„Was unſichtbar die lebendige Waffe dieſer Waſſerbewohner iſt, was durch die Berührung feuchter und ungleichartiger Theile erweckt in allen Organen der Thiere und Pflanzen umtreibt, was die weite Himmels-

decke donnernd entflammt; was Eisen an Eisen bindet und den stillen wiederkehrenden Gang der leitenden Nadel lenkt: alles, wie die Farbe des getheilten Lichtstrahls fließt aus Einer Quelle; alles verschmilzt in eine ewige allverbreitende Kraft zusammen." (Ansichten der Natur. I. Bd. 34.)

„Man darf und kann diese Prädicirung der Ewigkeit von der Einen allwirksamen Naturkraft für keine leere Floskel halten, weil viele Stellen in den sonst meisterhaften Werken Humboldt's beweisen, daß er in der Theologie über den Pantheismus nicht herausgekommen ist, und daß er von einer Weltschöpfung im christlichen Sinne keine Ahnung hat. Wäre Humboldt in einer Denklehre geschult worden, welche neben dem Begriff auch die Idee würdigt, so hätte er den Menschen wohl dem Leibe, aber nicht dem Geiste nach zur Einen sogenannten Naturkraft als Besonderung oder Specifikation in's Verhältniß setzen können; damit wäre seinem gesunden Gedankengange auch die Möglichkeit genommen worden: die Weltgebilde für Besonderungen der immanenten allverbreiteten ewigen Naturkraft zu halten, welche sie abwechselnd aus ihrem fruchtbaren Schooße erzeugt und erschließt" u. s. w.

In dieser Bemerkung über Humboldt und seine Weltanschauung wird ein wissenschaftlich

gebildeter Mensch auch für den Fall, daß er einer anderen Ansicht wäre, sicher nichts Anstößiges finden können. Der unwissenschaftliche, aktive Zeitungspöbel wollte aber dem unwissenschaftlichen passiven ein eklatantes Skandal machen. Nun wurde die Geschichte verdreht und fast in allen Blättern der Juden, Freimaurer und des Gassenliberalismus von Deutschland und Frankreich herumgeschleppt. Die Allgemeine Augsburger (Beilage zu Nov. 26. 1857) ließ sich darüber aus Frankreich belehren wie folgt:

„Die Debats heben als merkwürdiges Zeichen der Zeit und der Partei heraus, daß die Wiener Kirchenzeitung vom 7. Jänner unter der Ueberschrift: „Der Seelenmord" nicht bloß die Forschung und die exakten Wissenschaften im Allgemeinen angreift, sondern speciell von Alexander von Humboldt darzuthun sucht, daß dieser nach dem Inhalt seiner Werke nicht den mindesten Glauben an eine Schöpfungsgeschichte der Welt im christlichen Sinne habe."

Auch dieser Artikel der Allgemeinen, der wie ersichtlich, dem ersten Theile nach total erlogen ist, wurde wieder in vielen Blättern producirt. Die Kirchenzeitung brachte in Nr. 13 eine ganz wissenschaftliche thatsächliche Widerlegung mit dem Ersuchen an honette Zeitungen, auf die Wahrheit Rücksicht zu nehmen. Der Allgemeinen wurde

der Artikel gesendet — und kein einziges Blatt hat sich als honett erwiesen.

Aehnliche Fälle von Lügenhaftigkeit, die sich organisch gegliedert und gegen das Aufkommen der Wahrheit verschworen hat, sind mir seit 1848 hundertfach vorgekommen. Humboldt war ein Großwürdenträger des Maurerordens — daher er auch von allen dem Orden dienenden Organen in den siebenten Himmel der Berühmtheit während seines Lebens, ohne Unterlaß und auf Commando erhoben wurde. Die Lobesposaunen kamen später in etwas zum schweigen, als Varnhagen van Ense's Tagebücher von Ludmilla Assing veröffentlicht wurden. Die Tagebücher enthüllten den Charakter Humboldt's in einer bitterbösen Weise, durch die eigenen Briefe dieses Gelehrten, der am preußischen Hofe die Rolle des bevorzugten mächtigen Günstlings spielte und hinterher seine fürstlichen Gönner verlachte und verhöhnte. Nach dieser Publikation lautete das Urtheil aller ehrenhaften Leute über Humboldt einstimmig; selbst seine früheren Lobredner wagten es nicht, ihn zu vertheidigen — sie schwiegen.

Es soll noch ein zweiter Kampf mit einem sogenannten Naturhistoriker, der sich aber statt bei den positiven Erfahrungen seines Experimen-

tirens und Forſchens zu verbleiben, auf das betäubende Opiumrauchen phantaſtiſcher Hypotheſen verlegte, als ein Beiſpiel vorgeführt werden; ohne Zweifel werden einmal die Folgen dieſer Urſachen erſcheinen, es werden in Oeſterreich die Früchte dieſer Ausſaat in die Halme ſchießen; wenn nun dann der Lolch und Taumelweizen reif geworden, ſo möge man darnach jener gedenken, die ihn unbekümmert haben ausſäen laſſen. Es hat ſich in dieſen Kämpfen nie um ein Hemmen der wiſſenſchaftlichen Entwicklung gehandelt — denn die blöden abgedroſchenen Phraſen des Pantheismus ſind ja eben nur fadenſcheinige Hypotheſen, welche die exakten Wiſſenſchaften um keinen Zollbreit weiter bringen. Auch dieſer Kampf ſetzte die Juden- und Maurerpreſſe in eine gewaltige Bewegung, auch hier wurde wieder ſchmählich von Seite meiner Herren Gegner im Tintengeſchäfte, gelogen, verläumdet, verdreht, das Publikum hinters Licht geführt, und kein ſchmutziges Mittel verabſäumt, um das Ziel zu erreichen.

Ich hatte ſchon wiederholt aus Büchern des Verfaſſers der Botanik Dr. Unger zu Wien Stellen wörtlich angeführt, aus denen deutlich genug die Verbreitung pantheiſtiſcher Lehren hervorging. Nun ſollte man meinen,

es ſei erlaubt, aus in der Oeffentlichkeit erſchienenen Werken Stellen anzuführen, das war aber hier nicht ſo, es brach wieder gegen mich ein allgemeines Aufgebot los.

Am infamſten benahm ſich das Frankfurter Judenblatt: „Frankfurter Journal“. Dieſes Organ brachte in der Nro. 38. 1856 einen Schimpfartikel gegen das Oeſterreichiſche Konkordat von einem Wiener Judenjüngling und ſchloß denſelben wie folgt:

„Am wenigſten ſind ſolche Vertheidiger wie Herr Sebaſtian Brunner geeignet, die Bevölkerung mit dem Konkordat zu befreunden. Wer Geſinnung einflößen will, muß vor allem ſelbſt eine ſolche beſitzen, es muß ein mackelloſer Mann ſein, nicht aber ein Chamäleon, das jeden Augenblick die Farbe wechſelt, und dem zu begegnen jeder anſtändige Menſch zu vermeiden ſucht. Am wenigſten aber werden ſich die Gebildeten beruhigt fühlen, wenn ſie ſehen, daß Männer wie Profeſſor Unger mit allem Aufwand der Lüge angegriffen werden.“

Forbert man nun einem hinter dem Strauch der Anonymität ſitzenden Judenjungen auf: er ſoll ſeinen Namen nennen, er ſoll Beweiſe bringen für das, was er geſchrieben hat — ſo wird er natürlich ſo ſchlau ſein, den Namen nicht zu nennen, er wird auch keine Beweiſe bringen, ſondern er wird neue Artikel bringen, neue Lügen,

neue Schimpfworte zuſammenſtoppeln, und um ſo frecher auftreten, um ſo mehr es ihm an Beweiſen mangelt.

Nun wurden die Hörer der Medizin, Schüler des Profeſſor Unger (die Hälfte waren auch Juden) aufgeſtachelt, eine Adreſſe zur Vertheidigung Ungers an den Unterrichtsminiſter ergehen zu laſſen. Dieſe Adreſſe erſchien zuerſt im Frankfurter Journal, dann in der Breslauer Zeitung, und in vielen anderen Blättern, ſie lautete:

„Euere Excellenz! Der bereits ſtadtkundig gewordene Angriff, welchen Hr. Prof. Unger zu wiederholten Malen in der hier erſcheinenden „Katholiſchen Literaturzeitung“ und der „Wiener Kirchenzeitung“ erfahren, hat auch uns nicht entgehen können. Abgeſehen von Allem, mußte der Ton, in welchem jene Angriffe gehalten ſind, unſer Gefühl für Recht und Sitte auf das Tiefſte verletzen, und wir ehrfurchtsvoll Unterzeichneten, als Schüler Prof. Unger's, glauben nur dem Drange der Pflicht gegen unſern verehrten Lehrer zu folgen, wenn wir unſere gerechte Entrüſtung über das Geſchehene Ew. Exc. gegenüber auszuſprechen wagen. Es kann hierbei durchaus nicht unſere Abſicht ſein, uns in eine Beurtheilung der vorgebrachten Anſchuldigungen einzulaſſen; wir können nur einhellig der Wahrheit getreu bezeugen, daß Herr Prof. Unger weder in ſeinen öffentlichen Vorträgen, die jederzeit bei unverſchloſſenen Thüren gehalten werden, noch bei ſeinen mikroſkopiſchen Demonſtrationen, zu denen Jedermann freien Zutritt hat, noch ſonſt bei irgend welcher Gelegenheit auch nur ein einziges Mal Veran-

laſſung genommen habe, religiöſe Fragen in das Gebiet ſeiner durchaus ſtreng fachwiſſenſchaftlichen Erörterungen zu ziehen. Wir können es daher nicht begreifen, wie Hr. Prof. Unger von jenen Blättern als ein Verführer der Jugend vor der ganzen Welt hingeſtellt werden darf, was, wenn es in Wahrheit begründet wäre, nothwendig auch ſeine Stellung als Lehrer an der hieſigen Hochſchule in Frage ſtellen würde. Ew. Exc. haben mit kräftiger Hand die Geſchicke der neu erblühenden Unterrichtsanſtalten des großen Kaiſerſtaates durch ſo geraume Zeit geleitet und zu einer ganz Deutſchland Achtung gebietenden Vervollkommnung geführt. Sie werden gewiß einem uns ſo nahe berührenden Gegenſtande Ihre Aufmerkſamkeit nicht verſagen und ſich die Ueberzeugung zu verſchaffen ſuchen, in wie weit jene maßloſen, die Ehre unſeres hochverehrten Lehrers ſo tief verletzenden Anſchuldigungen gegründet ſind oder nicht, es uns aber nicht übel deuten, wenn wir für unſeren Lehrer ein Wort gerechter Anerkennung Ew. Exc. gegenüber zu ſprechen wagen. — Wien, am 7. Februar 1856." — — —

Nun ſendete ich an viele jener Redaktionen, welche die erlogenen Berichte des Frankfurter Journals, der Breslauer Zeitung oder auch obige Adreſſe brachten, folgende Erklärung:

Löbliche Redaktion! Wollen Sie gütigſt in Bezug auf den, aus der Breslauer Zeitung über die unterzeichnete Redaktion gebrachten, auch in Ihr Blatt übergegangenen Artikel folgende Berichtigung zur Aufhellung der Sachlage aufnehmen:

Die unterzeichnete Redaktion hat keineswegs in ihren Angriffen auf Dr. Unger jedes Gefühl für Recht und Sitte aufs Tiefste verletzt.

Ferner hat sie durchaus nicht behauptet, wie es die angebliche Adresse der Herren Studierenden andeutet: daß Professor Unger bei seinen öffentlichen Vorträgen, oder bei seinen mikroskopischen Demonstrationen, oder bei irgend einer andern Gelegenheit religiöse Fragen in das Gebiet seiner wissenschaftlichen Erörterungen gezogen habe. Somit hat sich auch die Vertheidigung der angeblichen Adresse auf einen ganz falschen Standpunkt gestellt; indem sie Dinge verficht, die gar nicht angegriffen wurden.

„Hingegen hat die „K. Z." aus den veröffentlichten Schriften Unger's und zwar aus seinen eigenen Worten nachgewiesen, daß er auf pantheistischem Standpunkt stehe, Gott, den Schöpfer des Menschen verläugne, indem er behauptet, der Mensch sei nach vielen ungenügenden Versuchen der Naturkräfte von diesen endlich durch einen gelungenen Wurf hervorgebracht worden, und der Same des Menschen sei vom Anbeginn im Boden gelegen und habe der nothwendig herannahenden Zeit gewartet, da er hervorschießen durfte."

Diese und ähnliche Beschuldigungen treffen den Schriftsteller, welcher zugleich als Professor an einer katholischen Universität angestellt ist. Alle diese Anklagepunkte hat nun die angebliche Adresse umgangen und derselben keine Erwähnung gethan.

Hat nun Dr. Unger in seinen Vorträgen die Schöpfungstheorie oder vielmehr nach seiner Anschauung die Weltwerdungstheorie gar nicht berührt, so ist vorauszusetzen, daß er das in seinen Druckschriften Ver-

zeichnete, was darauf Bezug hat — gelten läßt; wie man auch voraussetzen darf, daß die Schüler die Schriften ihres Lehrers kennen und auch lesen. —

Darauf bezieht sich nun die Anklage, daß die pantheistische Lehre, welche für Jedermann verderblich ist, es auch für Studierende *sein wird und muß*. —

Hätte aber Unger selbst in seinen Vorträgen den Menschen von Gott geschaffen werden lassen, so müßte unter den Zuhörern jene Verwirrung geschehen, die sich in der bekannten Dorfgeschichte ereignet hat.

Ein Lehrer sagte seinen Schülern, indem er sie für die nahe Prüfung vorbereitete: Dieselben sollen bei der Frage, was die Erde für eine Gestalt habe, nur seine Tabaksdose anschauen, und da wird es ihnen gleich einfallen, daß die Erde rund ist.

Als bei der Prüfung an einem Sonntage die besagte Frage an einen Jungen gestellt wurde, antwortete er: *Die Erde ist an Wochentagen rund und an Sonn- und Feiertagen viereckig*. So war es auch mit des Lehrers Dose und an dieß Gedächtnißmittel hielt sich der Junge.

Aehnlich dürfte es dann auch im obigen eventuellen Falle geschehen: In den Schriften des Professors ist die Schöpfung durch Gott geläugnet — und in den mündlichen Vorträgen *wäre sie anerkannt*.

Uebrigens setzen wir voraus, daß die Adresse eine *angebliche* sei, weil sie den Fragepunkt verrückt hat und mit Erörterungen sich beschäftigt — welche unsern Ansichten gar keinen Abbruch thun. Findet sich durch selbe Herr Dr. Unger, dessen Persönlichkeit wir nicht nahe treten wollten, falsch beurtheilt, so wird es ihm als Gelehrten eben so leicht als schicklich erscheinen, der lite-

tischen Kritik ebenfalls auf dem literarischen Felde eine Antikritik entgegen zu stellen.

Zugleich ersuchen wir sämmtliche Redaktionen, welche den Artikel der „Breslauer Zeitung" aufgenommen haben, auch gerecht zu sein, und obige Berichtigung aufzunehmen.

Die Redaktion der Wiener Kirchenzeitung.

Nicht ein einziges Blatt fühlte sich berufen, der Wahrheit Zeugniß zu geben, jedes ließ die Lüge und Verdrehung unangetastet stehen. Dieser Gattung Schriftsteller hat eben kein Verständnis für die Bedeutung von Gewissen und Ehre. Sie bilden eine Phalanx von Niederträchtigkeit.

Nachdem ich nun beim Unterrichtsministerium als ein „Ruhestörer, Schmäher und Lügner" von Seite meiner wahrheitsliebenden Gegner von dem ganzen Zeitungstroß angeklagt war, faßte ich vom rein wissenschaftlichen Standpunkt mein Urteil über die philosophischen Doctrinen in den botanischen Büchern Ungers zusammen und veröffentlichte dasselbe in der Kirchenzeitung unter dem Titel „Blumenlese aus Kräuterbüchern" wie folgt:

Es mag hier wiederholt aus einigen Citaten, die für sich selber einen vollkommenen Text geben — also durchaus nicht aus dem Kontext gerissen sind, — ersehen werden, was für Lehrsätze Dr. Unger in seinen Schriften

vorträgt. In wie weit nun dieſe folgenreichen Lehrſätze auf die Herren Schüler Dr. Unger's gedeihlich oder ungedeihlich einwirken, dürfte Jedem bekannt ſein, der weiß, wohin die Konſequenzen jener nothwendig führen müſſen. Da die Schüler Unger's in der Vertheidigung ihres Lehrers auffordern, „man ſoll nur in deſſen Werke tiefer eindringen," erklären ſie hiedurch, daß ſie mit dieſen Werken ſelbſt genau bekannt ſind, und ſtellen daher den Einfluß derſelben nichts weniger als in Abrede. —

Daß der Pantheismus nicht nur ein Verderb der Jugend, ſondern auch der Aelteren und Alten iſt, welche ſich dieſer falſchen Weltanſchauung hingeben, werden wir zu behaupten und zu erweiſen nie aufhören.

Wir wollen niemals gegen wirkliche Reſultate der Wiſſenſchaft ankämpfen, aber Trugſchlüſſen, welche die traurigſten Folgen nach ſich ziehen, werden wir nach Maßgabe unſerer Kraft und unſeres Wirkungskreiſes, ſo lang uns die Kraft nicht gebricht und ein Wirkungskreis gegönnt iſt, ohne Scheu entgegentreten.

In der Schrift: „Die Pflanze im Momente der Thierwerdung von Dr. F. Unger, Wien 1843, in Briefen an Dr. Stephan Endlicher," heißt es im 18. Brief „Rückblick und Folgerungen":

„„Sollte die Natur, die ſonſt für immer verlorenen Keime nicht ſchon deßhalb mit jenen leichten Schwingen, die ſich dem Lichte ſtets näher bringen, verſehen haben, um einer Konſequenz zu entgehen?""

„„Lieber Freund, denke darüber was du willſt, ſo viel iſt indeß gewiß, daß durch dieſes Faktum die Augen wirklich über manche Punkte geöffnet werden, und daß nament-

lich in der Theorie der Zeugung eine zu ängſtliche Betrachtungsweiſe verbannt werden muß. Die Pflanze kann thierzeugend auftreten, das iſt ſicher, und wenn ſie dies kann, was hindert mich zu ſagen, daß ſie dies Werk nicht öfter thut und öfter that; was hindert mich zu vermuthen, daß endlich das ganze Thierreich, **und ſelbſt der Menſch eine Ausgeburt der Pflanzenwelt ſei?**““

„„Weißt du etwas Sicheres, woher das Thier und die Mannigfaltigkeit thieriſcher Weſen ſtammt? Kannſt du über den Urſprung der Menſchen auch nur ein Beiläufiges angeben?““ — — — —

Wenn es auf der nächſten Seite dann heißt: „„Pflanzen und Thiere ſtehen ſich alſo nach dieſer Vorſtellung näher als man gewöhnlich meint, und ich ſehe wenigſtens nichts Widerſprechendes darin, die Thierwelt als die Zweitgeburt der ſchöpferiſchen Allmacht zu betrachten, der die Pflanzenwelt vorausgehen mußte,““ — — — ſo iſt dieſer Ausdruck „Geburt ſchöpferiſcher Allmacht“ — wie aus allem Vorgehenden und Nachfolgenden erſichtlich, nur eine Phraſe, wie ſie von pantheiſtiſchen Naturforſchern unzählige Mal angewendet wird, und hat in Bezug auf den ſchaffenden, ſelbſtbewußten Gott die nämliche Geltungsloſigkeit — als der Hegel'ſche und Strauß'ſche Ausdruck: „Trinität“ in Beziehung auf das chriſtliche Dogma hat.

Der Gedanke, daß ſelbſt der Menſch eine Ausgeburt der Pflanzenwelt ſei, iſt bei Dr. Unger ſo tief gewurzelt daß er ſogar für den Schluß ſeiner „botaniſchen Briefe“ eine in Holz geſchnittene Vignette anfertigen ließ, welche darſtellt, wie ein nacktes Knäblein aus einem Blumenkelch ſich herauswindet. Wir haben es ſchon einmal bemerkt, und müſſen es noch einmal ſagen, dieſe pantheiſtiſche Phantaſie hat eben ſo viel Ver-

derbliches für die leicht entzündbare Jugend, als Komiſches für den Mann von einiger geſunder und gereifter Lebensanſchauung. Wir müſſen ferner wiederholen, daß dieſe burleske Menſchengeneſis nicht einmal ein Originaleinfall Dr. Ungers iſt, ſondern daß Dr. Rittgen in Caſſel ſchon vor mehr als zwanzig Jahren alles Ernſtes drucken ließ: der erſte Menſch ſei wahrſcheinlich aus einer Rafflesia Arnoldi (der mächtigen Rieſenblume) herausgewachſen, deren gewaltige, wie Ochſenhörner große Keimzitzen ihm die erſte Nahrung gewährten, und es ſei dieſe Entſtehungsgeſchichte muthmaßlich an einem Fluſſe vor ſich gegangen, ſo daß dieſer Fluß dem jungen Mann das Trinkwaſſer lieferte und zugleich als Badeanſtalt gedient haben mag. — Die Ehre dieſer großartigen Menſchengeneſis gebührt alſo dem hingegangenen Dr. Rittgen; wenn nicht, was leicht möglich, einem noch älteren Botaniker dieſer geiſtreiche Gedanke eingefallen iſt. Wir ſetzten der Rittgen-Bibel ſchon vor elf Jahren gelegentlich einige Erläuterungen bei (ſiehe: Fremde und Heimath von S. Brunner, 1. Bd.), und meinten: Es wäre gar nicht übel geweſen, auch noch einige Melocactus neben der Rafflesia hinzuſtellen, deren geſtachelte Mützen als Kopfbürſten oder auch als Haarkämme dem jungen Ankömmling aus dem Blumenſchooß gedient haben mögen.

Der wahre Brotbaum (Artocarpus incisa) war muthmaßlich des jungen Mannes wohlfeiler Bäckerladen, und der Bockshörnleinbaum (Ceretonia Siliqua) vertrat die Stelle des Zuckerbäckers. Die Victoria regia war ſein Dachdecker, ihre wolligen Blätter legte er auf den Kelch der Rafflesia, um ſich vor Regen, Thau und Sonnenſchein zu ſchützen. Ein zertrümmerter Kürbis diente ihm

zur Hälfte als Trinkgefäß und zur Hälfte als Schlafhaube, und so ließe ſich mit Beihilfe botaniſcher Beſtrebſamkeit und einiger freilich ſehr nutzlos angeſtrengter Phantaſie die Elfenwirthſchaft der Blumenſchöpfung bis zu den kleinſten Details des Hausrathes herab ausmalen. Die Sache hat aber nicht nur eine Heiterkeit erregende, ſie hat leider auch eine ſehr ernſte Seite, und treibt viel bittere Frucht.

Die ernſte Seite aber ſind die traurigen, erſichtlichen Folgen, wenn man der heiligen Schrift den Rücken kehrt und Gottes Wort im überſchwänglichen Hochmuth als Mährchen behandelt — — die Strafe Gottes verwirrt dann die armen von ihm abgefallenen Menſchengeiſter, und es ergeht ihnen wie dem hochmüthigen Nebukadnezar: ſie haben den ſcheuen Blick nur der Erde zugewendet, und vergeſſen des Himmels oben, ſie ſuchen ihre neuen Lehrſätze in den phantaſtiſchen Spiegelungen der aufſteigenden Nebel und Moordämpfe. Rittgen meint auch ein andermal: „vielleicht ſind die erſten Menſchen Autochthonen des Urſchlamms“, und ſo kommen dann an die Stelle der einfachen Thatſache der heiligen Schrift — eine Reihe von phantasmagoriſchen Mährlein, die im bunten Wechſel vorüberziehen vor den Augen des unglücklichen, von Gott und ſeiner ewigen Beſtimmung abgekehrten Geiſtes.

Im „Verſuch einer Geſchichte der Pflanzenwelt von Dr. Unger, Wien 1852“ iſt am Ende S. 247 die Menſchenbeſtimmung alſo geſchildert: „„Alles deutet darauf hin, daß das Menſchengeſchlecht noch ein kurzer (!) Bewohner der Erde iſt, daß ſomit die gegenwärtige Weltperiode, welche von deſſen Auftreten an ihre Jahre zählt, noch einem ſehr jugendlichen Zuſtande angehört. Es iſt

daher klar (!), daß, bevor ein neues Weltalter eintritt, noch eine geraume Zeit verfließen wird, innerhalb welcher das dermalen im Keime Befindliche zu jener Entfaltung gelangen wird, die eigentlich den Charakter jener Periode bezeichnen muß. Im menschlichen Leben, wo dies klarer hervortritt, begegnet uns allenthalben eine Unvollkommenheit, die den Blick nach Vorwärts, die Sehnsucht nach Besserem als dem seligsten, wahrhaft humansten Genuß, das eigentlich Menschliche ausmacht. An dieser Sehnsucht nach der Erreichung eines in seiner Brust befindlichen Ideales, strebt er Einsicht in die ihn umgebende Natur so wie in sein geistiges Wesen zu erlangen, und bildet den Weg zur Wahrheit — die Wissenschaften aus; in dieser Sehnsucht sucht er den ihm angebornen Sinn für Schönheit in der Kunst zu realisiren, und in demselben Drange bemüht er sich sein Sittlichkeitsgefühl, das Bestreben gut zu werden, zu veredeln und die Harmonie der Gedanken, Gefühle und des Wollens herzustellen. Wie weit das Menschengeschlecht von diesem Ziele noch entfernt ist, zeigt die Entwicklung des Einzelnen sowohl als der Gesellschaft, worunter der staatliche Verein oben an steht. (!) Wenn aus nichts andern würde schon darum das Jugendalter der Menschheit gefolgert werden können.““ —

Den Trost im Tode des Menschen schildert Unger in seinem Buch „Exantheme der Pflanzen“, Wien, Gerold 1833, am Ende S. 412 (gewöhnlich kommt am Ende der Schriften ein Stück metaphysische Weltanschauung), wo er auch den Ursprung der Krankheiten lehrt wie folgt:

„„Wenn irgendwo her, so dürften aus der Pflanzenwelt zur Bewahrheitung des naturhistorischen Prinzipes

der Krankheit die ſchlagendſten Beweiſe genommen werden, indem nicht ſowohl die Einfachheit der Organiſation des vegetabiliſchen Körpers, als vielmehr das Weſen desſelben, welches mit dem Weſen der Krankheit als urſprünglich vegetative Lebensform übereinfällt, die richtigere Erkenntniß erleichtert. Wir haben uns daher bemüht, das Individuelle, Organiſche der Krankheit in allen ſeinen Beziehungen anſchaulich zu machen.““

„„In dieſer Bedeutung die Krankheit aufgefaßt und die Nothwendigkeit ihrer Erſcheinung zum Fortbeſtande des Ganzen auch in der Pflanzenwelt erkennend, konnten wir ſie keineswegs weder als ein ſich ſelbſt zerſtörendes, noch dem Leben überhaupt feindliches Prinzip anſehen.““ — „„Nur in einer höheren Anſicht, wo ſelbſt das ſcheinbar noch ſo Unzweckmäßige, ſich gegenſeitig Bekämpfende und Vernichtende vermittelt, ausgeſöhnt und zu verborgenen univerſellen Zwecken führend erkannt werden muß, läßt ſich auch die tiefe Bedeutung der Krankheit vollends gewahren.““ — Daß Dr. Unger nicht von der Pflanzenkrankheit allein, ſondern auch von der Krankheit im Menſchengeſchlechte redet, zeigt er in folgenden Schlußworten:

„„Und ſo verlaſſen wir ſie (die Krankheit) auch in dieſer Unterſuchung nicht als einen feindlichen Dämon, als einen Ariman, einen Typhon der Unterwelt, der uns tückiſch den Giftbecher reicht (alſo auch nicht als Sündenſtrafe?) ſondern als einen Genius gleich andern lebensfrohen Weſen, der ſich uns nur naht, wenn der eigene (Genius) verdüſtert, ja, der uns ſelbſt in den letzten Athemzügen, wo er uns weinend umklammert, den ſüßen Glauben lehrt: daß die Natur eine ewig ſchaffende,

ewig bindende, darum aber auch alles lösende Kraft sei!!““

In der That ein ganz neuer süßer Glaube für den leidenden und sterbenden Menschen. Paulus ruft: Tod, wo ist dein Sieg? Tod, wo ist dein Stachel? Und der Heiland sagt: Ich bin die Auferstehung und das Leben.

Der süße Glaube: daß die Natur eine alles lösende Kraft sei, führt in seinen Konsequenzen im Leiden zum Selbstmord, und was soll den Menschen ferner hindern, wenn es seine Leidenschaft will und fordert: die lösende Kraft auch an andern zu versuchen?

Daß aber dieser „süße Glaube“ im Leiden und Sterben nicht verloren gehe, finden wir ihn wieder aufgefrischt in der Abhandlung: „Beiträge zur vergleichenden Pathologie von Dr. Unger“, Wien, Beck 1840, auf der letzten Seite zum Schluß:

„„Die Krankheit ist also nichts anders als eine heterogene Zeugung, sie erfüllt den großen Zweck der Schöpfung, fortdauernde Entwicklung in jedem Punkte ihrer materiellen Erscheinung, und ist daher auch nothwendig in jeder Darstellung des concreten Lebens.““

Professor Unger wurde nun vom Unterrichtsminister beauftragt, sich öffentlich über diese seine pantheistischen Ansichten zu erklären. Er that es in der offiziellen Wiener Zeitung. Es folgt hier seine Erklärung sammt jenen Bedenken dazu, die ich ihnen in der Kirchenzeitung Nro. 21. Jahrg. 1856 beifügte:

„Mit Beziehung auf einige meinen wiſſenſchaftlichen Werken entnommene, aus ihrem Zuſammenhange geriſſene Stellen bin ich in einem Tageblatte der Verbreitung pantheiſtiſcher Lehren beſchuldigt und mit Männern, welche baaren Materialismus offen predigen, auf eine Stufe geſtellt worden.“*)

„Wer meine Anſichten aus dem Studium meiner Werke ihrem Geſammtinhalte nach kennt, kann darüber nicht im Zweifel ſein, daß jener Vorwurf ungegründet iſt. (?) Darum würde ich es auch für unnöthig erachten, mich dagegen dem

---

*) Die Stellen ſind nicht aus ihrem Zuſammenhange geriſſen — denn was vor und nach dieſen Stellen ſich befindet — gibt dieſen Stellen durchaus keinen andern Sinn, ſondern beſtätiget noch eher jenen Sinn, den wir in den Stellen gefunden haben. Ob Jemand in Büchern materialiſtiſche Anſichten entwickelt, oder baaren Materialismus offen predigt — das macht nur in der Form der Verbreitung, nicht im Weſen der Weltanſchauung einen Unterſchied. Die Zuſammenſtellung im Weſen der Weltanſchauung mit beſagten Männern iſt in der „katholiſchen Literatur-Zeitung“ geſchehen, die „Wiener Kirchenzeitung“ hat darnach dieſes Umſtandes Erwähnung gethan — ſomit war es nicht ein Tageblatt, ſondern es war: die „katholiſche Literatur-Zeitung“ und die „Wiener-Kirchenzeitung“.

ſachverſtändigen Publikum gegenüber zu vertheidigen. In den Kreiſen aber, wohin jene Tagesblätter gelangen, in denen man ſich berechtigt geglaubt hat, mich zu verdächtigen (?), kann ein ſelbſtſtändiges, gründliches Urtheil hierüber nicht erwartet werden. *) Die gegen mich erhobene

*) Die „kathol. Lit.-Ztg." und die „Wiener Kirchen-Ztg." ſind „jene Tagesblätter" — dieſe werden gehalten von Erzbiſchöfen, Biſchöfen, Domherren, Profeſſoren und Doktoren der Theologie, Geiſtlichen in der Seelſorge und gebildeten Laien. Dieſe Tagesblätter haben es nicht auf eine Verdächtigung abgeſehen. In dem Ausſpruch „von den Kreiſen, wohin jene Tagesblätter gelangen, kann ein ſelbſtſtändiges, gründliches Urtheil nicht erwartet werden" — liegt eine Inkompetenz-Erklärung in dieſer Frage gegen den Clerus mit einer Roheit. Dieſe Inkompetenz-Erklärung hat ſich der Clerus am wenigſten von einem Manne gefallen zu laſſen, der die von uns citirten Sätze publizirt hat, und hinterdrein verſichert: „er habe nie Pantheismus oder Materialismus zu vertheidigen beabſichtigt;" warum lautete die Verſicherung nicht: „er habe Pantheismus und Materialismus nie gelehrt?" Wer pantheiſtiſch ſchreibt (nicht nur in Bildern, ſondern in klaren Sätzen) und es nicht kennt — daß ſeine Sätze pantheiſtiſch ſind, von dem meinen wir, ſei nicht nur kein ſelbſtſtändiges oder gründliches, ſondern es ſei gar kein Urtheil in philoſophiſcher Beziehung zu erwarten. Uebrigens iſt die ähnliche Verunglimpfung nur in einer etwas „naturwüchſigen Weiſe" bei der Einbegleitung der Studieren-

Beſchuldigung könnte daher um ſo leichter Eingang finden, als die citirten Stellen, auf welche ſie geſtützt wird, an der Unklarheit einer bildlichen Ausdrucksweiſe leiden und daher allerdings zu Mißverſtändniſſen Anlaß bieten, weßhalb es nicht in meiner Abſicht liegt, ſie zu vertheidigen.*) Unter dieſen Umſtänden könnte die Art und Weiſe, wie ich angegriffen worden bin, viel mehr als meine Schriften beſonders bei der ſtudierenden Jugend die Meinung erzeugen, als ſeien meine Anſichten wirklich die, deren ich beſchuldigt worden bin, zumal ich es nicht als

---

den-Adreſſe im „Frankf. Journal“ vorgekommen, wo der Paſſus lautete: Die Petition „um den Prof. Unger gegen die Angriffe der „Wiener Kirchenzeitung“ und den ſich hinter ihr verſchanzenden Plebs der ultramontanen Partei zu vertheidigen u. ſ. w.“ — „Kreiſe, von denen kein ſelbſtändiges, gründliches Urtheil erwartet werden kann.“

*) Wir fragen, ob z. B. die Stelle: „den Naturkräften ſei nach vielen ungenügenden Verſuchen der große Wurf der Menſchenhervorbringung gelungen,“ oder: „der Menſch ſei der erſchloſſene Gedanke des Weltalls“ ein unklares Bild, oder ein klarer pantheiſtiſcher Satz ſei? Früher ſagt Unger, es ſeien „Stellen aus ihrem Zuſammhange geriſſen,“ und hier „leiden ſie ſelbſtverſtändlich an Unklarheit einer bildlichen Ausdrucksweiſe, ſo daß ſie allerdings zu Mißverſtändniſſen Anlaß bieten“ — das iſt wohl auch wieder „Unklarheit in der Ausdrucksweiſe!“

meine Aufgabe betrachte, in meinen Vorleſungen metaphyſiſche Fragen zu beſprechen.“

„Deßhalb finde ich mich veranlaßt, hiemit zu erklären, daß ich niemals Pantheismus oder Materialismus zu vertheidigen beabſichtet habe,*) und daß meine naturwiſſenſchaftlichen Forſchungen mich nie zu einem Widerſpruche mit dem Glauben an den Einen perſönlichen Gott, den das Chriſtenthum lehrt, geführt haben.“**)

---

*) Von der Abſicht „Pantheismus oder Materialismus zu vertheidigen,“ war in unſerer Beſprechung keine Rede, wir haben nur ganz klare Sätze citirt.

**) Das haben wir nicht behauptet. Die gewiſſen von uns citirten Sätze ſind keineswegs ein neues Ergebniß wiſſenſchaftlicher Forſchungen, ſondern wiederholte, alte, oft ſchon dageweſene pantheiſtiſche Anſichten; wie z. B. die Menſchenſchöpfung aus der Pflanze, oder die mißlungenen Verſuche der Naturkräfte bis der Menſch entſteht u. ſ. w. Das war ſchon vor fünfzehn Jahren eine alte Geſchichte, als es der Verfaſſer der geologiſchen Briefe wieder auf's Tapet brachte, wogegen wir aus dem jüngſt gebrachten Artikel „Chriſtenthum und Geologie“, den treffenden Satz citiren: „Hypotheſen dieſes Gehaltes mochten in den Kinderjahren der griechiſchen Philoſophie und dem bunten Fabelweſen der Olympier gegenüber einen lockenden Schein haben, im neunzehnten Jahrhundert muß man ſie als eine Rückkehr zu den erſten, unbeholfenen Verſuchen philoſophiſcher Forſchung hintanweiſen.“ —

Wien, am 4. März 1856. D. F. Unger, k. k. Professor der Botanik an der Wiener Universität.

Zum Schlusse bemerken wir noch, daß wir das Unpassende einiger Ausdrücke der Erklärung Dr. Ungers, des weitern deßhalb hier nicht betonen wollen, weil diese Erklärung im Ganzen doch zugesteht, daß wir unser Bedenken gegen die Philosopheme Unger's nicht ohne Grund geäußert haben.

So endete die Polemik mit diesem Botanikprofessor, dessen botanischen Ruf ich ebenso wenig antasten wollte, als ich mich herbeilassen konnte, ihn für einen Forscher im Gebiete der Philosophie zu halten. Was mich die Lehren dieses Professor angingen, das habe ich im Verlaufe der Polemik einmal in den Worten gesagt:

„Was geht uns aber die pantheistische Weltanschauung eines Botanikers an? Warum reden wir gerade über Dr. Unger? Darum, weil er Professor an der Wiener Universität ist, und weil die Wiener Universität eine habsburgische Familienstiftung ist, gegründet von Rudolph dem Stifter, und weil sie gegründet ist nach dem Wortlaut der Stiftungsurkunde, welche Rudolph unterschrieben hat: zur Verbreitung des katholischen Glaubens und als Seelengeräthstiftung in salutem ani-

marum des Habsburgiſchen Hauſes. In Unger's Hegelphraſen aber iſt das erſte Buch Moſis über den Haufen geworfen, der Menſch iſt keine Creatur aus der freien Lebensthat des Schöpfers hervorgegangen, ſondern ein nothwendiges Naturprodukt, wie die Käſemilbe."

Aber nicht nur den Profeſſor Unger, der eine botaniſche Notabilität iſt und ſich philoſophiſch durch Nachbeten verſtieg, *ſecundirte* die ganze Juden- und radicale Preſſe — ſondern auch einen Herren „*Generalſekretär des Wiener Thierſchutzvereins*," deſſen *eklatante Unwiſſenheit* durch einen mir eigenhändig geſchriebenen Brief desſelben *documentirt* iſt.

Ich fand im Jahre 1857 Veranlaſſung, gegen die *Verbreitung* von Büchelchen aufzutreten, die unter dem Anſchein des *Thierſchutzvereines* den kraſſeſten Pantheismus unter der Jugend verbreiteten. Daß Thiere nicht *gequält* werden ſollen, iſt ja ohnedieß in jedem Compendium chriſtlicher Sittenlehre zu finden, und wird in jeder katholiſchen Schule gelehrt. Um Mißverſtändniſſen vorzubeugen, ſchrieb ich über dieſen Umſtand: „Die heilige Schrift ſagt: *Der Gerechte erbarmt ſich auch ſeines Viehes.*" Dieſer Satz genügt, um die Pflichten, welche der Menſch den Thieren gegenüber hat, anzudeuten.

Wenn die Thierſchutzvereine dabei bleiben, ſo können ſie nur gelobt werden. Wenn aber in Büchern, die von Thierfreunden ausgehen, Menſchen und Thiere gleichgeſtellt werden, da proteſtiren wir feierlich im Namen der beleidigten Menſchheit und wenn in dieſen Büchern offenbarer Materialismus gepredigt wird, ſo proteſtiren wir feierlich im Namen der verläugneten göttlichen Offenbarung.“ Solche Bücher wurden nun in Wien verbreitet, wie: „Beiträge zur Verhütung der Thierquälerei, insbeſondere zum Gebrauche in Volksſchulen. Berlin. M. Simion.“ Von der Maſſe Unſinn, der in dieſem Büchlein enthalten iſt, ſollen hier nur ein paar Proben folgen; z. B. S. 86: „Die Zeit des Fortſchrittes verlangt aber, daß wir das Geiſtige, das wenn auch in ſehr verſchiedenen Graden doch in jedem Thiere vorhanden iſt, nicht bloß als Menſchenähnliches, ſondern als Göttliches unbedingt achten und daß wir den Thieren dieſe Achtung nicht blos während ihres Lebens bethätigen, indem wir ihnen je nach dem Grade und der Erweiſung ihres guten Geiſtes Liebe und Freundlichkeit zollen, insbeſondere muß ſich dieſe Achtung vor dem geiſtigen Thiere auch darauf bewähren, daß wir ihm den Tod ... ſo leicht als nur irgend möglich machen ... nach denſelben Anſichten

wie bei dem Tödten der Menſchen auch bei dem der Thiere verfahren."

Auch kommt S. 12 ein Sittenſpruch vor:

„Halt Alles lieb, was ſchwebt und lebt.
In jedem Theil die Gottheit lebt."*)

Auch in München waren „Pflichten gegen die Thiere, von Ziegler" erſchienen. Darin heißt es gleich S. 1: „Die Thiere haben wie die Menſchen fünf Sinne, mehr oder minder Verſtand, Gedächtniß, Urtheilskraft, freien Willen, Anlagen zum Guten und Böſen." Sehr oft iſt darin von den geiſtigen Eigenſchaften, geiſtigen Kräften der Thiere die Rede. S. 19:

---

*) Zur Erläuterung dieſes Spruches ſchrieb ich damals: „In conſequenter Durchführung obigen Satzes müßte es dann auch heißen:

„Wenn dich nun eine Wanze zwickt, ſo hat die Gottheit dich beglückt.
Ein Pantheon iſt jeder Hund, den tauſend Flöhe beißen wund.
Schreibt zum Verein auch Hunde ein, daß ſie die Flöhe ſchonen fein;
Und dann die Flöh in ihrer Pflicht, verhindern mit den Pfoten nicht."

„Ach, wenn dieſe bornirten Köpfe nur konſequenter Gedanken fähig wären. Nicht nur die Hunde, auch die Flöhe müßten in den Antithierquälereiverein aufgenommen werden: die Flöhe, daß ſie den Hund verſchonen und den Hund, daß er die Flöhe verſchont; die kleinen und mittleren Götter ſollten ſich doch gegenſeitig achten und lieben lernen."

„Tauſendmal kömmt es vor, daß das Thier gegen den Menſchen edler denkt, als der Menſch gegen das Thier.“

„Wer das Geſpräch zweier Kater gehört hat, wird über die Kunſtfertigkeit dieſer Thiere in der Sprache ſtaunen müſſen, nur ſollen wir nicht glauben, daß ihre Wörter deutſch oder franzöſiſch oder uns ſtets angenehm ſein müſſen.“ —

Da hielt ſich nun ein Herr Khuen, Generalſekretär des Wiener Thierſchutzvereines für berufen, einen langen Schimpf- und Fluchartikel gegen mich loszulaſſen. Der Artikel ging aus dem Thierſchutzblatt abſichtlich auch in andere vielverbreitete Blätter über. Unter andern Blumen, die mir der Verfechter der Thierſchutzvereine zuzuwerfen für gut fand, waren: „Aufrechthaltung der Unwiſſenheit im Volke.“

Meinerſeits wurde dem Herrn Thierſchutzvereins-Generalſekretär Khuen ein Punkt vorgehalten, welcher ihm derartig Angſt machte, daß er mir in einem äußerſt blöden Briefe (er wird folgen) mit ſtarken aber unendlich dummen Drohungen Angſt einzujagen ſuchte. Ich erließ nämlich an ihn folgende Herausforderung: „Wir haben nicht „verläumdet und falſche denuncirt,“ Herr Khuen aber verläumdet und denuncirt uns falſch. Das werden wir ihm vor jedem Ge-

richt beweiſen. Wir fordern den Herrn Khuen auf, ſich mit uns über die in dem beſprochenen Büchlein angeführten Sätze in ein Zwiegeſpräch einzulaſſen, es ſollen Stenographen beſtellt werden, die das Geſpräch aufſchreiben, und wir hoffen dem Herrn Khuen zu zeigen, daß wir zur „Aufrechthaltung der Unwiſſenheit“ nichts beitragen werden, aber das Geſpräch muß wörtlich, wie es gehalten worden iſt, gedruckt werden. Wir wollen die hohe Intelligenz des Generalſekretärs — der Welt nicht vorenthalten.“

Der Generalſekretär zog es vor, die angebliche Verthierung der Menſchheit nicht öffentlich zu beweiſen, er verkroch ſich, das war jedenfalls von ihm ſehr liſtig, und er ſcheint ſich dieſe Liſt von einigen Gattungen ſeiner Schutzbefohlenen angeeignet zu haben. In ſeinem Verſteck aber ſetzte er folgendes drohende Knurren in Wortlaute um, und ſendete es mir zu. Ich ließ es ſogleich mit den untenſtehenden erklärenden Noten abdrucken, woraus Herr Khuen erſah, daß ich die unverantwortliche Frechheit beſaß, mir durch das vorgehaltene Drohinſtrument keine Furcht einjagen zu laſſen.

„Euer Hochwürden,
Herr Redakteur.

„Bevor ich auf ihre Entgegnung in unserm Thierschutz-Organe antworte, halte ich es als eine Pflicht, bezüglich Ihrer Stellung als Priester, Sie zu bitten, von ihrer Polemik abzugehen, die nichts als Unruhe stiftet, zu müßigen Invektiven die Veranlassung bietet und doch nur Sie immer in Unannehmlichkeiten verwickelt. Ihre Entgegnung ist taktlos, denn wieder ergehen Sie sich in Ihrer angewohnten Weise in Schmähworten.[1]) Zu was soll das wohl führen? Zur Polemik? Ich verstehe unter Polemik einen Streit, welcher mit Ruhe, Liebe, Würde, Rechtlichkeit, Gründlichkeit und Wahrheitsliebe geführt wird,[2]) nicht aber wie einstens mit Feuer und Schwert ausgetragen sein will. Feuer und Schwert stehen mir zu Gebot und diese Materialien liefert mir theilweise Ihr: mene, thekle,[3]) phares."

„Wenn diese Büchlein wirklich Materialismus predigen sollen, wozu haben Sie ihrer erwähnt, da diese Materialisten nach „Ihrem Gottesgerichte" durch das Gesetz geschützt sind,[4]) und sich nur „Lumpen" schelten lassen dürfen, wie Ihr Werkchen sagt. Sie scheinen vergessen zu haben, daß Sie schrieben: Jeder der zum Abfall

verleitet — (alſo auch derjenige, der Materialismus predigt),[5]) iſt geſchützt von dem neuen Geſetze; ein wahres Meiſterſtück der Legislatur, eine Salonsarbeit im Intereſſe der Lumpen.“ Können Sie eine ſolche Sprache verantworten?[6]) Und doch muß ich Ihnen offen geſtehen, daß ich in meiner Vertheidung dieſe Stelle nur geſtrichen habe, um Ihnen eine Demüthigung zu erſparen, worüber nicht ich, ſondern das Volk gejubelt hätte.“[7])

„Mehrere Ihrer Freunde bekannten mir offen, daß Sie nicht ſo böſen Herzens ſind, als Ihre Schriften glauben laſſen,[8]) und nur ein gewiſſer Trieb, derbe Hiebe zu verſetzen, Sie in manche Sackgaſſe verlaufen laſſe. Man kann ja treffend ſchlagen, ohne dabei Würde und Anſtand zu verletzen; Sie werden ſehen, Ihre derbe und ewige Polemik wird Ihnen noch Unannehmlichkeiten bereiten, die die Maſſe jubelnd aufnehmen wird.“[9])

„Darum, geehrter Herr, laſſen Sie Polemik; kämpfen Sie für den wahren Glauben unſerer beſeeligenden Kirche; ſuchen Sie Mißbräuche abzuſtellen, die eben die Katholiken in den Augen Andersgläubiger lächerlich machen; züchtigen Sie mit ſcharfen Worten die ſchale Gottesverehrung, wo jeder glaubt, daß er religiös wäre, wenn er bei dem Namen unſers Heilandes das Knie

beugt, im nächſten Augenblick aber ſeinen Mitbruder betrübt.[10]) Ich bin Katholik, erzogen darnach und werde vom Glauben meiner Eltern nicht laſſen, wenngleich ich nicht zugebe, daß das Thier bloß Vieh ſei, ohne Geſicht, Gehör, Geruch und Geſchmack, alſo ohne dem gewiſſen Etwas, was man bald Inſtinkt, bald Erdpſyche u. dgl. nennt.[11]) Mir kommt der Menſch als das höchſtorganiſirte Erdenweſen vor, das durch das göttliche Geſchenk: die Vernunft, erhaben über alles Andere iſt. Unter Verſtand verſtehe ich das Vermögen, ſich Begriffe von wirklich vorhandenen Dingen bilden zu können und dieſe auf die Wirklichkeit anzuwenden; unter Vernunft aber das Vermögen auch das Geiſtige, Ueberſinnliche, rein Moraliſche zu erkennen, in geregelte Begriffe zu bringen und es geiſtig anzuſchauen.“ [12])

„Sie ſehen hieraus, „weſſen Geiſteskind“ ich bin,[13]) mit welchem Auge ich die göttlich ſchöne Schöpfung anſchaue.“

„Und nun, hochwürdiger Herr, zum Schluſſe. Werden Sie mir die Verſicherung geben, unſern Beſtrebungen auf einem kleinen Umwege die Jugend zu braven Menſchen, zu edlen Staatsbürgern heranzuziehen, indem wir ſie lehren, ſelbſt im kleinſten Geſchöpfe Gottes, die Gottheit zu

achten (ach!) — keine Hinderniſſe in den Weg zu legen, ſo werde ich in meiner ruhigen, gelaſſen gehaltenen, begründeten Schlußantwort den vorberührten ſcharfen Satz auslaſſen;[14]) wo nicht, mögen Sie ſich die daraus erwachſenden Unannehmlichkeiten ſelbſt zuſchreiben; mich wird es gewiß nicht freuen, einen Mann darein verwickelt zu haben,[15]) deſſen Talent in einer andern Richtung ungeheuern Nutzen hätte ſtiften können, ſo aber ihn zum Spielball der Maſſe macht.“[16])

„Ich glaube, daß Ihnen, hochwürdiger Herr, auf dieſe Weiſe geſprochen, ähnliche Winke von Kollegen zugegangen ſein dürften, und daher meine Bitte nicht neu ſein wird.“[17])

Wien, am 24. Juli 1857.

Ihr bereitwilliger

Anb. Khuen,

Generalſekretär des Wiener Thierſchutzvereines, Joſefſtadt Nr. 79.“

Ich machte zu dieſem bedrohlichen Sendſchreiben folgende Noten:

1) Der Herr Generalſekretär redet gerade ſo wie ein erzürnter Schulmeiſter, der die Arbeit eines Schuljungen beurtheilt, und deſſen hochpathetiſches Geſicht den Eindruck macht, als ob pflichtgemäße Ehrfurcht ſeinen Zögling durch

und durch erschütterte. Der große Mann, mit hochberühmtem Namen und tiefem Denkergeist, dringt aber diesmal mit seinem Thierschutzvereinspathos nicht durch; — Here is a smile, sagt Lord Byron, d. h. auf deutsch: „Hier ist ein Lächeln!“ —

Wenn man mit dem geeigneten Wort die Betrübniß und das Elend eines Menschengeistes — der sich selbst zeichnet — charakterisirt — so können die Schilderungen von derlei geistigen Zuständen nicht gut mit Schmähworten bezeichnet werden. Von wem sind denn die „müssigen Invektiven“ ausgegangen? Fast hat es den Anschein, als ob Herr Khuen durch ein Skandal jene Bekanntmachung seines Namens gesucht hätte, die ihm bisher von Seite des undankbaren Vaterlandes für seine Arbeiten im Thierschutzvereine noch nicht zu Theil geworden ist.

2) Welch ein Riesenschritt vom falschen Pathos in das wahrhaft komische Element! Der Schluß des Khuen'schen Artikels lautete, wie folgt: „Wer den Thierschutzvereinen einen andern als diesen Zweck unterzuschieben wagt (!!) wie die Wiener katholische Kirchenzeitung gethan, verdient, daß an ihm die Worte der heiligen Schrift in Erfüllung gehen: Verflucht sei der, der die Marksteine seines Nächsten versetzt, und alles Volk soll sagen: Es geschehe.“ (Deuteronom. XXVII. 17.)

Und der Mann, der mit einem bei den Haaren in diese Polemik hineingezogenen Fluch endigt, redet von Liebe, Ruhe und Würde!! Here is a sigh! sagt wieder Lord Byron, „hier muß man seufzen“ — auf deutsch!

3) Bitte sehr, mane nicht mene, thekel nicht thekle, denn eben so gut könnte man auch thekla sagen. Herr Khuen sucht in unseren Schriften Feuer: dieser Artikel

wird freilich in den Schriften des Herrn Khuen nicht so leicht gesucht werden.

4) Warum hat der Herr Generalsekretär das Mane thekel phares nicht gelesen? In der ganzen Schrift ist ja nur von der Legislatur der Revolution die Rede, und die Revolution schützt die Lumpen, das zeigt sich bis auf den heutigen Tag. Uebrigens kommt das Wort Materialisten im ganzen Büchlein gar nicht vor.

5) Diese Worte: „(also auch derjenige, der Materialismus predigt)" hat Herr Khuen eigenmächtig eingeschaltet — um seine riesenhafte, schauerliche Anklage formuliren zu können.

6) O ja! Diese Sprache hat vor keinem Preßgericht, weder in Oesterreich, noch Deutschland — noch Frankreich Anstand gefunden, und die Schrift wurde sehr stark verkauft und auch in's Französische übersetzt. — Pariser Journale (aber keine rothen) brachten Auszüge aus derselben. Doch, wozu noch weiter einen Mann belehren wollen, der statt einer Aufforderung zu einer wissenschaftlichen Diskussion über einen Gegenstand (über welchen er den Mund voll Schimpf genommen — wie ein Wissender und Tiefeingeweihter) zu genügen, — nicht kommt und statt zu erscheinen, in unsern Schriften nachsucht — einen Satz mitten herausreißt, in den Satz noch mitten einen Keil seiner Erklärung hineintreibt — und uns darnach mit Drohung einer Denunziation einschüchtern will!! Nur noch eine Bemerkung: Herr Khuen schreibt deutlich Salonsarbeit statt Solonsarbeit! Nach den sonstigen Kundgebungen von „Wissenschaft" von Seite des Herrn Khuen liegt der Gedanke nahe: daß der Herr Generalsekretär den ganzen Satz gar nicht verstanden hat, und ein gewisser

Solon, einer, den manche ſogar zu den ſieben Weiſen Griechenlands zählen — im Meere ſeines Gedächtniſſes total untergegangen oder wahrſcheinlicher: gar nie darin herumgeſchwommen iſt! Und wie gütig von Herrn Khuen! um mich nicht total zu vernichten, hat er dieſe „Salonsarbeit“ geſtrichen! Freilich hat dieſer Solon nur im „Menſchenſchutz“ gearbeitet, d. h. Geſetze gegeben.

7) Ei, Herr Khuen ſucht dem Volk Jubel zu verſchaffen. In der That, eine in unſerer Zeit beſonders ſchätzenswerthe Eigenſchaft! Wie dieſer Paſſus kein bloßer Lapsus calami ſein kann — und was unter dieſem höchſt verdächtigen Jubel verſtanden wird, zeigt deutlich genug der Umſtand, daß Herr Khuen in Mitte und am Ende ſeines Sendſchreibens dieſe ſehr eigenthümliche Drohung in verſtärkten Worten wiederholt!

8) Böſen Herzens? Das hat uns noch Niemand geſagt. Wir gehen der Lüge zu Leibe, wir fechten und haben oft gefochten mit der perſönlichen Feigheit, die im Gefühl ihrer eigenen Ohnmacht — — das Volk, die Maſſen, gegen uns gehetzt hat mit niedrigen, ihr durch die Bosheit zu Gebot ſtehenden Mitteln; aber böſen Herzens hat uns noch Niemand geſcholten!

9) Schon wieder die Maſſe (das erinnert an Anno 48), und wer wird dieſe Maſſe in Bewegung ſetzen? Und wodurch ſoll dieſe Maſſe in Bewegung geſetzt werden? Vielleicht durch Schandblätter, die der Verläumdung und Lüge immer das freie Wort vergönnen — **nicht aber dem Recht und der Wahrheit?**

10) Ein Glas Zſchokkiſche Andachtsſtunden in einem großen Faß lauwarmen, ſommerfauligen Waſſers aufgelöſt. Mit dieſem Satz hat ſich Herr Khuen ſeine

Signatur aufgedrückt! Nur den Mitbruder nicht betrüben; aber ihn verläumden und verfluchen, das darf man schon, dafür dann wieder Thiere lieben und in ihnen „die Gottheit achten“ und es gleicht sich alles aus!

11) Das hat den Anschein als ob die katholische Kirche, will sagen, irgend ein Organ derselben, ein Geistlicher oder ein Katechismus von Herrn Khuen verlangt hätte: er solle glauben: daß das Thier bloß Vieh sei (!!), und er solle ferner glauben, das Thier sei ohne Gefühl, ohne Gesicht, Gehör, Geruch u. s. w.!! Dann: „ohne dem gewissen Etwas“!! Das klingt außerordentlich philosophisch! Man sagte mir einmal, Herr Khuen sei Lehrgehülfe in einer Volksschule gewesen. Ich habe Grund das für Verläumdung zu halten, denn als Lehrgehülfe müßte er ja die deutsche Grammatik in so weit innehaben, um zu wissen, daß man schreibt: ohne das gewisse Etwas. Statt also mit „Feuer und Schwert“ mit diesen „Materialien“ an mich heranzukommen, wäre es weit sinnreicher gewesen, wenn Herr Khuen sich um dreißig Kreuzer eine kleine deutsche Sprachlehre gekauft — und mit dieser herangekommen wäre. Diese köstlichen Stellen wollen wir uns zur Diskussion aufsparen, wenn Herr Khuen seine Weisheit der Arbeit der Lachygraphen anvertraut — das Lesepublikum wird gewiß Plaisir darüber empfinden!

12) Soll mit dieser wurmstichigen Haselnuß von drittehalb philosophischen Floskeln vielleicht die Aufforderung abgethan sein: vor dem Tribunal der Oeffentlichkeit die wissenschaftliche Befähigung — die so keck in Anspruch genommen wurde — der Prüfung vorzulegen!! Uns, Herr Khuen genügen diese mühsam zusammengewürfelten, abgestandenen Phrasen nicht,

uns imponirt das nicht — wir erlauben Ihnen bei uns die Sonde tiefer anzulegen, aber auch wir werden uns dasselbe im Gegenteil bei Ihnen erlauben!!

13) Das sehen die Leser dieses Drohbriefes leider auch!! Herr Ihnen, die Hand aufs Herz! — — Sie haben gar keine Ahnung von der bodenlosen dunklen Tiefe ganz leeren Raumes — den Sie mit obigen Zeilen nur etwas kundigen Augen zur Einsicht dargelegt haben!

14) Vielen Dank für Ihre zarte väterliche Schonung! Der scharfe Satz, wie Sie ihn nennen, liegt, wie Sie sehen, der Oeffentlichkeit bereits vor; der sogenannte Schreckenberger (wie die Wiener „Schreckschüsse" nennen), ist ohne Wirkung verknallt. Die Denunziation, mit der Sie eine Ihnen gegenüber gewiß berechtigte Forderung zum Schweigen bringen wollten — kommt auf Ihr Haupt zurück!

15) Wieder sehr bezeichnend, das edle Selbstgeständniß, mit dem Sie sich selbst zum Verwickler machen; der, nachdem er in seinem eigenen verwickelten Netz sich gefangen sieht, die Massen anruft, daß sie ihm da heraushelfen, wo der Mann, der, so keck wie Sie, auf Wissenschaft Anspruch macht — sich mit den Waffen seines Geistes und Wissens heraushelfen sollte!

16) Durch wen? Durch armselige Hetzer, die in Verbindung mit hinlänglich bekannten Handlangern, jeden zu vergewaltigen suchten, der die Revolution an ihrer Hauptwurzel anpackt! „Der Spielball der Massen!" Das ist Ihre hier zum dritten Mal wiederholte Drohung!! Damit wollen Sie das ausgleichen — was Ihnen zum wissenschaftlichen Kampfe, dem Sie

entrinnen wollen, abgeht! Eine sehr achtenswürdige Procedur!

17) Wir wüßten uns an derlei Winke von Kollegen nicht zu erinnern. Aber einen sehr merkwürdigen Fall muß ich Ihnen erzählen. Gerade drei Stunden vor Empfang Ihres Schreibens erhielt ich ein anonymes Schreiben (beide, dies und das ihre zufällig vor Zeugen, die ich auch sogleich zum Einblick in die Briefe aufforderte) von einem angeblichen Doktor der Theologie, dieses Schreiben schließt eben so mit einem gegen mich gerichteten Fluch, wie Ihr salbungsvoller Artikel voll „Ruhe, Würde, Liebe, Redlichkeit" u. s. w. mit einem Fluch geschlossen.

Im I. Buch Mosis XXVII. 29. und im VI. Buch XXIV. 9. heißt es: „Verflucht sei, der da flucht" — und so ließen sich viele Schriftstellen auf die Herren Flucher anwenden, das wäre aber im minderen Falle eine schaale Spielerei. Mit dem Fluchen soll man nicht so freigebig sein, wenn man dem durch Christus erlösten Volke angehört — das Fluchen ist zunächst Kennzeichen der Unerlösten, auf denen der Fluch noch lastet.

Wir wollen kein absichtliches Zusammentreffen der beiden Briefe annehmen; dann wird aber desto mehr aus dem anonymen ersichtlich, wie sehr Herr Khuen das gelobte und neuerdings angedrohte Meisterstück (zu welchem ihm unsere erbauliche Publicistik so dienstwillig geholfen) die Aufregung der Massen, in etwas gelungen ist: denn für so beschränkt mag ich Niemand halten, daß er wirklich meine, der besagte nachfolgende Brief, den wir im Anhange bringen, habe einen Dr. der Theologie zum Verfasser.

Jedenfalls haben Sie in beiden Aktenstücken, in

Ihrem Artikel und in Ihrem nachfolgenden Brief eine Charakteriſtik ihres ethiſchen Wiſſens und Ihrer wiſſenſchaftlichen Bildung niedergelegt, welche dieſe beiden Eigenſchaften an Ihnen in einem Lichte erſcheinen laſſen, durch welches Sie dem Urtheile eines jeden denkenden Menſchen zur Durchſchauung Ihres Weſens ausgeliefert werden.

Sie mögen es liebloſe Härte nennen — wenn man von der ſelbſtgefälligen und ſelbſtgefälligen Unwiſſenheit den Schleier hinwegzieht. — Sie müſſen ſich aber dieſe Verfahrungsweiſe ſelbſt zuſchreiben, denn ein katholiſcher Prieſter kann ſich nicht in Tauſenden von Blättern der Aufrechthaltung der Unwiſſenheit im Volk beſchuldigen laſſen, weil das eine Ehrenbeleidigung iſt, welche von ſich nach Möglichkeit abzuwehren er die Verpflichtung hat.

Außerdem kann ich — nachdem das geachtete Doktorenkollegium der philoſophiſchen Fakultät der Wiener Univerſität zweimal hintereinander durch Wahl das Mandat des Dekanats mir übertragen hat — um der Korporation willen, der ich anzugehören die Ehre habe — den Schimpf „der Verbreitung der Unwiſſenheit im Volk“ nicht auf mir ruhen laſſen, — ohne Sie in beſagter Weiſe vor das Forum der Oeffentlichkeit zu citiren, um Ihnen den Beweis zu liefern, daß der Mann, den Sie und Ihre Genoſſen ſo ſchnöde durch einen hingeworfenen Schimpf abfertigen zu können vermeinten, ohne unbeſcheiden zu ſein, ſagen kann: daß er in philoſophiſcher und allgemeiner Bildung — mit Ihnen, Herr Khuen, doch mindeſtens auf Einem gleichen Niveau ſteht, und mit Ihnen, Herr Khuen, ſich meſſen darf, ohne dabei zu Schanden zu werden.

Nur durch eine Abbitte in den Blättern, in denen ich durch Ihre Worte geſchmäht worden bin, in den Blättern, die ihren ſittlichen Zuſtand dadurch vollends enthüllten, daß ſie Schmähung, Lüge, Verläumdung gegen mich aufgenommen, meiner Entgegnung aber trotz der Appellation an ihre Ehrenhaftigkeit keinen Raum gewährt haben, nur durch eine Abbitte in dieſen Blättern kann ich mich dazu bewegen laſſen, meine Citation ihrer Perſönlichkeit vor das öffentliche Tribunal zurückzunehmen. Ihnen ſteht es allerdings frei, nicht zu erſcheinen, denn zu einem wiſſenſchaftlichen Kampf wird man nur durch eine moraliſche Gewalt genöthigt — wenn Sie nun nicht erſcheinen, ſo kann ich auch in dieſem Umſtande einen Theil jener Satisfaktion erkennen, welche mir im vollen Ausmaß zu leiſten, Sie aus guten, Ihnen wohlbekannten Gründen verweigert haben."

Alle dieſe Noten wurden von dem feigen Generalſekretär mit großer Ruhe hingenommen. Nachdem von ſeinem wiſſenſchaftlichen und ſittlichen Zuſtand der Schleier weggezogen worden, wiegelte er weder das Volk auf, noch denuncirte er mich den Gerichten, noch widerrief er Schmähung, Lüge und Verläumdung, wie es ſich für einen Mann von Ehre geziemt hätte — er verkroch ſich abermals — und ſchwieg, man hörte von dieſer Celebrität, welche nicht zugeben wollte, daß „das Thier bloß Vieh ſei" nichts mehr — es ſcheint dieſelbe habe ſich ſchon zu Tode geſchwiegen.

Das zweite Drohschreiben.

Der angezeigte anonyme Brief mit zweierlei, sichtlich entstellten Handschriften lautet:

„Herr Dr. Brunner.

„Ich kann nicht umhin, Ihnen in Bezug auf den allgemeinen Inhalt Ihres so sehr geschätzten (geschützten) Blattes (Kirchenzeitung) zu erwiedern, welch' gemeinen und höchst schimpflichen, ordinären Charakter Sie zu Lichte tragen, ich will mich nicht in Details einlassen. Ihr erwähntes Blatt spricht nur zu deutlich dafür. Aber wohl dürfte Ihnen als Theologie Dr. bekannt sein das Sprichwort,*) der Krug geht so lange zum Brunnen bis er bricht, und solch' ein und noch fürchterlicheres Ende werden Sie hoffentlich und mit Gottes Hilfe einst, wünschenswerth wäre es bald! nehmen!"

„Staunen würden Sie, wenn Sie wüßten, wer Ihnen dieß zuschreibt,**) aber dies bleibt

---

*) „Dürfte Ihnen bekannt sein das Sprüchwort," eigenthümliche Konstruktion! Der thierfreundliche sogenannte Dr. der Theologie scheint stark im hebräischen gemacht zu haben, weil er hebräisch konstruirt.

**) Ein schauderhaft großer Mann, eine Gewalt

noch im Dunkeln, bis eine gewiſſe angemeſſene Zeit für Sie naht.“

„Elender Menſch, verflucht mögen Sie werden;*) dann wird ſich mehrere Ihrer Kollegen, aber anderer Richtung freuen. Ein Sie warnender.“

„Ein hier durchreiſender Ihrer Konfeſſion ebenfalls

Theologie Dr.**)

Wien, 23. Juli 1857.““ — —

---

von einem Mann!! Er nennt ſich unten einen katholiſchen Dr. der Theologie und ſagt oben: Wenn Sie wüßten, wer Ihnen dieſes zuſchreibt: ach armer Dr. der Theologie!!

Er nennt ſich Theologie Docteur
Und iſt ein Commis voyageur.

*) Schon wieder ein Fluch, ein grauſer Fluch! Offenbar eine geiſtige Verwandtſchaft mit dem Schriftſteller voll Ruhe, Liebe, Würde, Redlichkeit! —„Verflucht mögen Sie werden,“ hebräiſch-deutſcher Styl! Er muß gut hebräiſch können, der Dr. der Theologie; und wie er ſich mäßigte, er hätte ja noch dazu ſetzen können:

„Gras ſoll wachſen vor deiner Thür,
Kriechen ſollſt du auf alle Vier,
Nagen an dir ſollen Ratten und Mäus,
Und — Verzweiflung ſei deine „Speis“!“

**) Auch hat der Dr. der Theologie den Brief nicht gemarkirt; — natürlich zwei Kreuzer iſt auch kein Miſt;

Herr Khuen war nach dieſer Veröffentlichung ſeines Drohbriefes ſo ſchlau ſich todt zu ſtellen,

---

— wie viele haben angefangen mit zwei Kreuzer und aufgehört mit einer halben Million!

Ach, hätt' er eine halbe Million
Der „Dr. der Theologie ihrer Konfeſſion",
Er ließ ſich dann gratis ſchreiben ein
Beim Central-Thier-Schutz-Verein!
Und ſchrieb Artikel voll Genie:
„Das Thier iſt mehr als bloßes Vieh." —

Dieſer ganze Vorgang mit ſeinen Haupt- und Nebenumſtänden, mag in die ſittliche Fäulniß und Vermoderung einer gewiſſen Publiziſtik, die ſich eben jetzt ihrer ungeheuern Vorzüge und ihrer Verdienſte mit vollen Backen rühmt, einen genügenden Einblick gewähren.

Wenn nun frecher Willkühr, bodenloſer Unverſchämtheit, ſchmählicher Lüge und Verläumdung der Zügel eines ſchärferen Geſetzes angelegt, wenn die Ehre eines Menſchen etwas ſchwerer jedem Jungen, der die Feder in der Hand hat, preisgegeben werden ſoll, da hört man allenthalben von gewiſſen Seiten das Geſchrei: „Die europäiſche Bildung ſei bedroht, das Volk werde der Verdummung entgegengeführt, finſtere Zuſtände werden heraufbeſchworen!"

Ja! ja! Eure papierenen Machwerke, die den Modergeruch ſittlicher Verweſung ringsum verbreiten — die haben dem Volk das wahre Licht gebracht: Die Bildung iſt ſehr im Zunehmen, davon geben die anwachſende Verbrecherſtatiſtik — und die ſehr

wie ein verfolgter Käfer, der ſich auf den Rücken legt, die Beine einzieht und den Beweis liefert, „daß das Thier nicht bloß Vieh“ ſondern mehr als Vieh ſei! Ach, dieſe furchtbare Drohungen, alles umſonſt: „Feuer und Schwert ſtehen mir zu Gebot“ und ich hatte die Kühnheit die Kreuzerkerze des Herrn Khuen geradewegs auszublaſen, ihm ſein Schwert zu zerbrechen und es ihm vor die Füße zu werfen, und er nannte doch Feuer und Schwert „Materialien“, was jedenfalls ſehr ſinnreich war! Herr Khuen dachte ſich (wie es aus ſeinem Briefe hervorgeht) nichts anders, als: „Wie wird jetzt dieſer arme Menſch in die Joſephſtadt Nro. 79 laufen; mich um Gnade bitten und ich werde ihm großmüthig vergeben.“

Auch dieſer arme Herr war den Gegnern willkommen und wurde von ihnen ausgebeutet. Die jüdiſchen Herausgeber des Berliner Klabderadatſch bemächtigten ſich auch der Angelegenheit, dieſe Herren haben vom Judenthum als Religion nur noch das Gebet Moes zur Jeschnossi (Geld der Hort meiner Hülfe) beibehalten. Der Redakteur der Kirchenzeitung wurde ſeinem Namen nach bildlich als ein Brunnen dargeſtellt, aus

---

zunehmende Bevölkerung gewiſſer Hoſpitalabtheilungen das glänzendſte Zeugniß.“

dem das Wort: Anathema herausſtrömt. Am Pumpenhebel hängen gebundene heulende Hunde (das Heulen durch die offenen Mäuler dargeſtellt). Allerdings ein Geſchlecht, welches, wenn dasſelbe einige wohlverdiente Fußtritte bekommt, gewöhnlich durch eine außerordentliche Stimmenmehrheit zu imponiren ſucht. Auch in der Luft ſchwebt ein Hund, dem mit Gas gefüllte Kugeln an die Füße gebunden ſind, er hat ebenfalls heulend den Rachen geöffnet im Mißvergnügen an ſeiner Luftfahrt. Auf den Brunnen ſind eine Menge von Inſekten, Käfern, Schmetterlingen, Fliegen an Nadeln geſpießt. Lebendige Krebſe werden in einem Keſſel geſotten und ſuchen ſich aus demſelben im Schmerz herauszuſchieben, auf dem Keſſel ſteht die Schrift: Marterkrebſe. Ein gerupftes Huhn läuft ſchreiend davon. Aus dem Brunnen geht unten ein Fuß heraus und unter der Fußſohle, wie vom Fuß niedergetreten, liegt Kosmos von Humboldt. Die ganze Zeichnung hat zur Aufſchrift: „Es wird immer beſſer. Unſer alter Wiener Freund, welcher bereits Humboldt zum Seelenmörder ernannte, zieht jetzt gegen die Thierſchutzvereine, hinter denen, wie er wittert, etwas anders lauert, mit gewaltiger Rede zu Felde. Vielleicht auch etwa mit gutem Beiſpiel.“

So der Kladderadatſch, und es hat in der That in Oeſterreich und Preußen Dummköpfe genug gegeben, die meinten: ich hätte gelehrt: man ſolle die Thiere quälen — denn auf dieſen Witz geht die ganze Judenmache hinaus.

So hilft die Schwefelbande unter dem Schatten ihrer Schabbesdeckel durch Wort und Bild in ganz Deutſchland zuſammen, wann es gilt, einen der ſie kennt und kennzeichnet, zu verfolgen; ſie rechnen dabei immer auf die Borniertheit ihrer getauften Leſer, ein Umſtand, der eben dieſen Leſern nicht ſehr zur Ehre gereicht.

Die Angelegenheit hat aber ihren bitteren Ernſt. Es war gebotene Pflicht des Herausgebers eines katholiſchen Blattes gegen den Materialismus, der von Kathedern, von Vereinen, von Lehrbüchern der Naturgeſchichte für's Volk unermüdlich geprebigt wird, entgegenzutreten. „Es ſei Liebe zum Streit, zur Zänkerei, zur Polemik" ſchrieen die Freunde der Thiere, die Verbreiter des Materialismus — und es gab Katholiken aller Qualitäten, welche dieſe Weisheit wiederholten.

Wollte Gott, dieſe Kämpfe wären nicht nur in Einem oder dem andern Blatt geführt, ſondern ſie wären organiſirt worden, es würde der Geiſt wüthender Negation nicht ſo ſehr in

die Maſſen gedrungen ſein. Ich habe mich einſt darüber 1857 erklärt, wie folgt:

„Das Populariſiren der kraſſeſten Theorien des Materialismus frißt ſich tagtäglich mehr in's deutſche Volk ein. Jeder Reſt des Glaubens an Gott, Vorſehung, Erlöſung, Verantwortlichkeit vor Gott und Unſterblichkeit wird mit kecken, hingeworfenen Sätzen in der frechſten Manier verläugnet. Es wird mit dieſen teufliſchen Lehren eine ſataniſche Wuth in die Leute gepflanzt — eine Wuth, die ſchauerlich losbrechen wird, wenn heute oder morgen einmal eine Gelegenheit zum Losbrechen ſich darbieten ſollte; und wer weiß es wie ferne oder wie nahe dieſe Gelegenheit in Ausſicht ſteht?“

„An die Stelle wiſſenſchaftlicher Beweiſe tritt zumeiſt eine Keckheit, wie ſie noch gar nicht dageweſen, und ein übermüthig bubenhafter Hohn ſoll die Logik erſetzen. Hören wir nur einmal, wie einer dieſer populären Herren den Beweis führt, daß der Geiſt des Menſchen mit dem Leib zugleich untergehe und ſterbe. Er ſagt: „Daß die Intelligenz mit zunehmendem Alter abnimmt, daß alte Leute kindiſch werden, iſt eine Jedermann bekannte Thatſache. Der große Newton, deſſen Geiſt wir die größten und folgreichſten Entdeckungen in den Naturwiſſenſchaften ver-

danken, beſchäftigte ſich in ſeinem Alter mit dem Propheten Daniel, und der Offenbarung Johannis.“ — Alſo meint dieſes aufgeklärte Haus, das Leſen und Forſchen in der heiligen Schrift ſei ſchon an und für ſich Geiſtesſchwäche, Abnehmen der Intelligenz, Kindiſchwerden und offenbare Blödigkeit? Gut gebrüllt, Löwe. Uns für unſer Theil iſt der alte ehrliche Newton, das anerkannte Genie — in ſeinen alten Tagen um ſo ehrwürdiger, weil er im Buche las, in dem der dunkle Sternenſchleier, der über der ſichtbaren Schöpfung liegt, allein gelüftet werden kann, durch welches uns ein Blick in's Jenſeits gegönnt iſt und das uns den Weg andeutet, auf dem wir unſer ewiges Ziel erlangen mögen.“

„Mit welcher fabelhaften Impertinenz dieſer Mann Menſchen und Thiere miteinander eskamotirt, um beide auf eine und dieſelbe Stufe zu ſtellen, iſt aus Folgendem zu erſehen: „„Niemand hat etwas einzuwenden (!!!) und Jeder findet es natürlich (!!!) wenn man die Thiere belebte Maſchinen nennt. Nun iſt aber nichts leichter als wiſſenſchaftlich nachzuweiſen, daß der Menſch nichts weiter als ein höchſtorganiſirtes Thier iſt; die einfache Konſequenz kann ſich Jeder leicht ſelbſt ziehen.““ — — —

„Sehr wohl, Herr Profeſſor der Naturgeſchichte — oder mit der gezogenen Konſequenz: Sehr wohl mein höchſtorganiſirtes Profeſſorenthier! Wir zweifeln, wenn auch nicht an Ihrer Thierheit, doch an der höchſten Organiſation derſelben, denn Sie ſagen, es ſei nichts leichter nachzuweiſen, als Ihr Ausſpruch — Sie weiſen ihn aber dennoch nicht nach. Sie ſagen: „„Niemand habe etwas einzuwenden, und Jeder finde es natürlich““ u. ſ. w. — ſo ſprechen Sie in einer Sache — gegen welche ſehr viele etwas einzuwenden finden und die keineswegs Jeder natürlich findet. Sie beginnen alſo mit jener beliebten Behauptungsmethode: „„Jeder, der eine andere Anſicht hat als die meine, iſt im Vorhinein ein Eſel.““ — —

„Und in der Weiſe, mit dieſem giftigen Haß gegen alle poſitive Religion und ihre erſten Grundlagen wird nun unabläſſig fortgearbeitet; und dieſes Wuthſchnauben, dieſer ingrimmige Hohn über wiſſenſchaftliche Größen, die in ihren alten Tagen den Blick nach Oben gewendet, dieſes Spiel mit frechen Behauptungen, das alles nennt man freie Wiſſenſchaft — und das bricht man als Brod für das arme Volk!“

„Gibt es denn keine Naturforſcher, die von den Kathedern aus den Kampf mit dieſer und

ähnlicher Büberei wagten? — Sage man nicht: „Es ſei ein Kampf mit dieſen Leuten nicht der Mühe werth!“ — Es wäre im Gegentheil ſehr der Mühe werth, denn der Giftſtrom dieſer Theorien wälzt ſich immer in regerem Wogenſchlag brauſend über die Gefilde und die Verheerung wird erſt ſichtbar werden — — wenn die äußerſten Dämme unterhöhlt in den Strom verſinken.“

„Mit der Gedankenwelt des Menſchen hat es der große Naturmenſch in Kurzem abgethan, er ſtellt die ſchon von Vogt, Moleſchott und andern Phosphorgeiſtern gebrauchte und beliebte Phraſe auf: „„Die Gedanken ſtehen in demſelben Verhältniß zu dem Gehirn, wie die Galle zur Leber, oder die Blaſenabſonderung zu den Nieren.““ Denſelben Spaß hat ſchon Vogt vor vielen Jahren im zweiten Heft ſeiner phyſiologiſchen Briefe gemacht. Nach dieſer Theorie wären die Werke dieſes Denkers am Ende nichts anders als — Gefäße, in denen der große Denker ſeine Gedanken abgelagert.“

„Beſonders auf das Gehirn wird von den Herren ſehr viel gehalten. Das Gehirn iſt ihnen Alles — Gewiſſensbiſſe halten ſie für ein wenig mehr oder weniger Phosphorerzeugung. Derſelbige ſagt:

„„Das Gehirn iſt alleiniger und ausſchließlicher Sitz der Seele. Zwar erklärte ſchon Plato das Gehirn für den Sitz der Seele. Aber ſein Schüler Ariſtoteles verlegte dieſelbe in's Herz. Heraklit, Kritios und die Juden ſuchten ſie im Blut, Epikur in der Bruſt. Unter den Neuern verſetzte ſie Ficinus wieder in das Herz, Carteſius in die Zirbeldrüſe, ein kleines, unpaariges, mit dem ſogenannten Hirnſand angefülltes, im Schädelinnern gelegenes Organ: Sömmering fand ſie in den Gehirnventrikeln, Kant in dem in Gehirnhöhlen enthaltenen Waſſer. Unter den Neueſten machte Ennemoſer auf ſpekulativem Wege die ſcharfſinnige Entdeckung, daß die Seele im ganzen Körper ſitze, während der Philoſoph Fiſcher keinen Zweifel darüber hegt, daß ſie dem ganzen Nervenſyſtem immanirt.““ Wo logirt nun die Seele zu Miethe?

Es wäre keine üble Aufgabe für die fliegenden Blätter zu München oder für den Londoner Punch oder für das Journal pour rire zu Paris — dieſe Gattung Seelenſucher mit verſchiedenen Maus-, Ratten- oder Maulwurf-Fallen in den Händen, im Momente darzuſtellen — wie ſie eben irgendwo im Menſchenleibe den Geiſt fangen zu können vermeinen, um ihn dann dem ſchauluſtigen Publikum als Beweis ihrer Hirn-,

Blut=, Waſſer= und Sandtheorien gegen ein mäßiges Trinkgeld vorzuzeigen.

Wie aber dieſe oder ähnliche materialiſtiſche Theorien allenthalben unterm Volk Verbreitung gefunden haben, davon kann man ſich leicht überzeugen, wenn man den Geſprächen auf Eiſenbahnen, Dampfſchiffen u. ſ. w. zuhört. Das Reſultat dieſer Theorien? — Wir haben es ſchon oft genug bekannt gemacht. Es wird nicht auf ſich warten laſſen.

Ganz konſequent behauptet derſelbe geniale Verfaſſer: „Der Boden, auf welchem der erſte Menſch entſtand, war ein Thier und die erſte Nahrung ſeines Mundes die Milch eines Thiers.“ — Es hat alte Völker gegeben, die ſich durch das Trinken gährender Eſelsmilch in den Zuſtand der Betäubung verſetzt haben. Der große Naturforſcher ſcheint auch von — gährender Eſelsmilch begeiſtert zu ſeinem retrograden Prophetien über die Menſchengeneſis gekommen zu ſein.

Wo geht die ganze Naturforſchung hinaus? Sie will der Höllenfurcht los und ledig werden, und darum, ja nur darum drängt es denſelben Herrn mitten im Kontext ſeiner Naturſtudien den ſehr bezeichnenden Nothruf heraus: „Sollte jene finſtere Pfaffenwuth, welche die Ewigkeit der Höllenſtrafen erfand, an Kühn=

heit der Gedanken die Naturforſchung übertreffen!!!“ —

In der That ein wichtiges Geſtändniß, welches nicht unterſchätzt werden darf! Das böſe Gewiſſen möchte ſich der Furcht von der Ewigkeit der Höllenſtrafen entledigen.

XV.

Schmäh- und Drohbriefe offen und geheim, mit und ohne Namen. Das „Schweinefett“ der Berliner Tintenjuden. Leute, die augenblicklich aufheulen, wenn ſie von irgend Jemand das Wort „Schuft“ ausſprechen hören. Eine ſchöne Geſchichte mit einem geprüften Mohel, in welcher der Redakteur vom Mohel ebenſo ſtark geſchimpft, als der Herr Baron Rothſchild von demſelbigen Mohel mit ſüßem Meth übergoſſen wird. Der Mohel gibt eine Schrift gegen S. Brunner heraus, und vertheilt ſie in Kaffeehäuſern. Die Poeſie des Mohel. Der Mohel in der Falle und tauſend Betheuerungen ſeiner Ehrenhaftigkeit. Wer die ſechs Rächer aus Israel, welche den Redakteur zu ermorden verſprachen, eigentlich geweſen ſind. Das verrätheriſche Schreibpult des Mohel, der Mohel vor Gericht. Wie es die heiligſten Betheuerungen ſeiner Unſchuld aus dem Munde des Mohel regnet. Wie der Redakteur der Kirchenzeitung dem ſchwer bedrängten Mohel ſelber aus der Klemme hilft — ihn laufen läßt, und durch ſeine Erklärung auf Fortſetzung des Prozeſſes und die Abſtrafung dieſes ſehr blutdürſtigen Juden verzichtet. Der Redakteur der Kirchenzeitung bei der Polizei des Kirchenraubes angeklagt. Verhör des Kirchenräubers. Denunziant ein

ehemaliger jüdiſcher Oelhändler. Stylproben aus Schmähbriefen. Ein Drohſchreiben vom Gelehrtenbund, welcher ſtinkenden Knaſter raucht. Ein ſehr aufgeklärter Redakteur und Wiener Buchhändler, der mit heroiſchem Muthe verweigert, zu einem Duelle zu kommen, weil er „keine Zeit“ dazu hat.

Der Schreiber dieſes hat hunderte von Droh- und Schmähbriefen in den Papierkorb geworfen, nichts deſto weniger beſitzt er noch eine ganze Schublade voll von den wunderlichſten Ergüſſen, zumeiſt orientaliſcher Phantaſie. Auch hier ſollen nur wieder einige Muſter als Stylproben mitgetheilt werden.

Eröffnen wir den Reigen mit einem offenen Sendſchreiben des Kladderadatſch in Berlin, welches dieſes Witzblatt in Itzig-witziger Weiſe mit „Brunner, Leo und Vilmar“ unterfertigte, weil dieſe drei halsſtarrigen Deutſchen die modernen Juden nicht als „die Träger der Cultur“ und als die Glücklichmacher des armen Volkes zu betrachten geſonnen waren. Der Witz des Kladderadatſch lautet:

„Ergebenſte Anfrage:

„Sollten die Vorgänge in Oſtindien und das ſchreckliche Schickſal, welches England dort erleidet, nicht geeignet ſein, den Regierungen

Deutſchlands die Augen zu öffnen, über die Gefahren, die ihnen durch die von Juden und Judengenoſſen gehandhabte Preſſe bevorſtehen. Wann endlich wird auch dieſen Patronen zu Leib gegangen, und wann werden auch ſie mit Schweinefett geſchmiert werden?" (Gez.) „Brunner in Wien, Leo in Halle. Vilmar in Kaſſel."

Ich gab darauf folgende Antwort: „Die drei vom „Kladderadatſch" unter dieſen ſeinen Witz Geſchriebenen ſenden vereinigt folgende Erklärung zurück:"

„Wir ſind nun zur freudigen Ueberzeugung gelangt, daß die Judenliteratur der größte Segen Deutſchlands iſt, daß in Folge derſelben die Ehrlichkeit und das Vertrauen tagtäglich zunehmen, daß die Publiciſtik immer mehr an Achtung gewinnt, daß die Wahrheitsliebe und Beſcheidenheit bei den beſagten National-Literaten immer größer wird und daß die ſittliche Hebung des Volkes durch eben dieſe Literatur auf eine noch nicht dageweſene Höhe emporzukommen anfängt, daß an den Börſenſtraßen Maler Modelle zu den edelſten Phyſiognomien und Köpfe für Heroen und aufopfernde Heilige finden, daß die Geldmärkte und die Handelswelt an Vertrauen immer mehr gewinnen, und daß wir mit Einem Wort im Begriffe ſtehen, in eine Sackgaſſe von irdiſcher

Seligkeit mit unſern öffentlichen Zeitungs-, Geld- und ſonſtigen ſocialen Zuſtänden hineinzuſteuern, von der man früher (von der Sackgaſſe mit den leeren Säcken und von der Seligkeit) gar keine Ahnung gehabt hat. — Uebrigens erklären wir zugleich, daß wir in dem Witz, „der mit Schweinefett zu Schmierenden," den ſchmierigen Fabriksſtempel von „Iſaak Bernbaum und Kembini" mit Freuden anerkennen. Brunner in Wien. Leo in Halle. Vilmar in Kaſſel."

Aehnliche Witze von Juden und Judengenoſſen (die chriſtlicher Abſtammung und getauft ſind, aber gewichtige Gründe haben, mit dem uſurpirten Wappen von „Aufklärung, Licht und Toleranz" auf ihren Bedientenröcken ſich als Judenlakaien verwenden zu laſſen) ſind in den Schmähblättern zu tauſenden über mich gemacht worden. Die armen Menſchen, zumeiſt davongejagte Studenten oder auch Commis, welche eben hungern müßten, wenn ſie nicht ehrenhafte Leute vor ihrem Publikum herabreißen und ſchmähen könnten, Leute, die ſich auf redliche Art ihr Brod nicht verdienen können, brauchten auch meinen Namen zu ihrem Broderwerbe — ich brauchte ihren Namen nicht zu nennen, um leben zu können — habe ich manchmal einem nur von ferne den

Stock gezeigt, ohne ihn bei ſeinem Namen zu rufen, ſo wurde das gewöhnliche Bellen zum wüthenden Gebelfer geſteigert, ließ man gar einmal im Allgemeinen das Wort „Schuft“ fallen, ſo begannen einige wie Schakale förmlich zu heulen, und das Wort auf ſich zu beziehen — es läßt ſich denken, daß es Individuen waren, welche das ſtandhafte und unvertilgbare „Schuftbewußtſein“ wie eine ſiegreiche Standarte durch ihren ganzen literariſchen Lebenswandel aufrecht erhalten haben.

Zu dem Motto: „Der Wahrheit eine Gaſſe“ u. ſ. w. wie es auf der Geſammtausgabe ſteht, meldeten ſich auch allerhand Herren, denen es nicht lieb war; ſo daß ich wohl darauf erwidern konnte:

Dieß Motto in vier Zeilen
Ohrfeigenſchallend klang es;
Sie ſchrieben ſonder Weilen
Die Quittung des Empfanges.

Der Anfang ſoll mit einem Drohbrief gemacht werden, welcher ohne mein Wollen Veranlaſſung zu einer gerichtlichen Procedur geworden. Zum Verſtändniß der komiſchen Geſchichte müſſen einige Daten vorausgeſendet werden.

Ende 1859 wurde mir die Adreſſe eines jüdiſchen Beſchneiders anonym zugeſendet, offen-

bar um mich zu veranlaſſen, daß dieſelbe ihrer Aufſchrift wegen in der Kirchenzeitung eine kleine Beſprechung finden möge. Die Aufſchrift lautete: „An den hohen israelitiſchen Adel.“ Der unterfertigte geprüfte Beſchneidungsoperateur empfiehlt ſich darin „einem hohen israelitiſchen Adel“, einem verehrungswürdigen israelitiſchen Publicum und nennt ſich „von der wohllöblichen israelitiſchen Gemeinde in Wien mit Dekret angeſtellt“ — ſehr geübt, viel erfahren, kommiſſionell von israelitiſchen Gemeindebeglaubigten und Med. Doktoren Wiens geprüft.“ — Ich ließ dieſe Adreſſe des Mohel (Beſchneiders) ohne eine Bemerkung darüber am 2. November 1859 abdrucken. Auch ſeine Wohnung fügte er bei, in welcher er „gefällige Mohel-Aufträge“ annimmt.

Dieſer Mohel wurde nun, wie aus Folgendem hervorgeht, von den Juden ſelber wegen der provocirenden Adreſſe an den „hohen israelitiſchen Adel“ zur Rede geſtellt. Er ließ nun eine ganze Broſchüre (einen vollen Quartbogen) drucken, gerichtet an den Baron Rothſchild, den er um Schutz anflehte, und gegen mich, gegen den er ſeine Judenflüche losließ. Der Titel der Broſchüre beſteht in einer ſehr großen Freiherrenkrone mit ſieben Zacken und

verſchiedenen Edelgeſteinen am Reifen, und darüber die Inſchrift: Hony soit, qui mal y pense.

In dieſer Schrift (welche der Mohel in den Juden-Kaffeehäuſern der Leopoldſtadt und auch ſonſt bei Gönnern aus dem hohen israelitiſchen Adel vertheilte und die auch mir unter Kreuzband mit Adreſſe an mich zugeſendet wurde) lamentirt der Mohel ungeheuerlich: daß man ſeine Anrede an den „hohen israelitiſchen Adel“ gerügt und zwar von hochachtbaren und wohllöblichen Mitgliedern der israelitiſchen Cultusgemeinde „mit dem Bedeuten: Man dürfe nicht, und hüte ſich zu ſagen: Einem hohen israelitiſchen Adel — — —!!! weil dieſe öffentliche und zu veröffentlichende Anſprache, was der heilige Gott Israels verhüten möge, viel Unheil und Unglück bringen könnte, und um nicht zu vernichten dadurch, d. h. durch dieſen ſtolzen Ausdruck: hohen israelitiſchen Adel, den milden und väterlichen Schutz, den wir ſchon ſo lange gedrückte gottgläubige Israeliten genießen“ u. ſ. w.

Der Mohel betheuert nun des langen und breiten, „wie er mit ſeiner Anſprache Seiner freiherrlichen Gnaden den Baron Rothſchild und ganz Israel habe beehren wollen, wie er dabei nicht das mindeſte Böſe, ſondern die allerbeſte Abſicht

gehabt habe, wie dieſe Abſicht keine den Wünſchen der Israeliten ſchädliche geweſen" u. ſ. w.

Dann fährt der Mohel aufrichtig begeiſtert fort: „Oder iſt dieſe meine weiter nichts als höfliche Anſprache: Einen hohen israelitiſchen Adel vielleicht gar das Entgegengeſetzte von all dem oben Geſagten? und ich habe demnach einen kecken, verwegenen, alſo höchſt unbeſcheidenen, ſehr unüberlegten, den Israeliten unſern Glaubensgenoſſen und Glaubensbrüdern, beſonders in ihrer gegenwärtigen Lage und anhoffenden Stellung höchſt ſchädlichen, vor dem Gotte Israels und ſeinem leidenden Volk höchſt feindigenden und die Feinde Israels auf's Angenehmſte erfreuenden und demnach ſchleunigſt zu verbeſſernden, aus allen Händen und Orten, wohin dieſe Blätter ſchon gekommen ſind, ſchnell möglichſt herauszuhebenden und zu vernichtenden, mit der ganzen Wurzel auszurottenden Fehler gemacht?"

Dann weiter: „Ich ſchwöre bei dem wahren Gotte Israels und bei Allem, was da iſt, daß ich mich ſchämen müßte vor Gott und den Menſchen, vor der Welt und ihrem Schöpfer, dem Schöpfer des Weltalls, in meinem ſechzigſten Lebensjahre, wo ich ſo dumm war zu glauben, daß ich ſchon um etwas klüger geworden ſei,

und noch ſo dumm, ja ſo unmenſchlich dumm zu ſein!!! — — —!“

Ferner! „Oder ſollte vielleicht ein von ſeinem anerkennenden dankbaren Kaiſer und König an ein wohlverdientes israelitiſches Individuum ertheilten Adelsbrief und Wappen, weil der Empfänger Jude iſt, ungeachtet er hiedurch über ſeine Mitpatrioten und Unterthanen dieſes ſo humanfühlenden Kaiſers und Königs erhoben wird, wegen ſeiner wahren und vielen Verdienſte um ſeinen edlen Monarchen und ihm theuren Vaterland, doch deßwegen nicht einmal mit dem Epitheton „hohen“ dem geringſten aller Adelsepitheta angeſprochen werden — —!!! Wozu ihm dann dieſer Wiſch, da ihn dann das innere Bewußtſein weit beſſer lohnt, nämlich das Bewußtſein: Gegen Gott, Kaiſer und Vaterland ſeine Schuldigkeit gethan zu haben! Und konnte das dann als ein erhabenes, humanes, anerkennendes Kaiſergeſchenk, und Kaiſerzahlung (!) angeſehen werden? Und ich ſage wieder hierauf: Nein! nein! nein! und nein! Und das kann durchaus auch nicht ſein, da das dann nicht kaiſerlich und nicht menſchlich wäre, und ich behaupte, die aus dem Hauſe Habsburg und Lothringen von Gott uns eingeſetzten Kaiſer und Könige ſind Gott und Menſchen gleich, d. h. ſie

ſind wahre Gottmenſchen und thun daher Alles, was ſie thun, anfangen und ausführen, des allweiſeſten, allgütigſten und gerechteſten Gottes und der beſten Menſchen werth.“*)

Das koloſſalſte aber, was nur die Phantaſie eines Mohel zu Tage fördern kann, iſt der Schluß des Schreibens an Herrn von Rothſchild:

Er lautet: „Ich zeichne mit der allerhöchſten Hochachtung und Verehrung für freiherrlichen Gnaden demüthigſten Diener (in der Mitte Holzſchnitt: eine Krone.) „Mon Seducteur ou mon Sauveur votre humble et devout S. S.“ (Seligman Steinſchneider.) Darunter ein Holzſchnitt: Ein Beſchneidungsmeſſer und unter dem Meſſer wieder ein Holzſchnitt, der hier nicht bezeichnet werden kann. Den Schluß machen zwei Anmerkungen, welche lauten:

„Anmerkung 1. Schon hat der Confeſſionsſpottvogel ſein dummes Geziſche gegen dieſen meinen unſchuldigen Ausdruck: „Einem hohen israelitiſchen Adel“ buchſtäblich vernehmen laſſen. Warum denn das? Hat er denn ſo wenig Lebens-

*) Es iſt eine alte Judenfinte: höchſte Perſonen ohne alle Veranlaſſung hiezu mit in den Streit hereinzuziehen, um ſich ſo durch Autoritäten zu ſchützen und dem armen Gegner Furcht einzujagen.

kenntniß und ſo wenig Wiſſen, daß er nicht einmal weiß, daß es gibt drei Klaſſen von Adel: 1) einen hohen Adel, 2) einen höchſten Adel, 3) einen allerhöchſten Adel. Wenn er die Gränzen nicht kennt, ſo ſoll er zu mir dem wunden Arzt und Beſchneidungsoperateur kommen und ich will ihn dieſelben kennen lernen und zugleich, daß dieſer öffentliche Spott weniger die Juden, aber weit mehr unſern allgeliebten und angebeteten Landesvater unſern guten und beſten Kaiſer Franz Joſeph angeht. Herr Spottvogel, ich rathe daher in Zukunft vorſichtiger zu ſein.“*) „Bin ich doch auch dumm, alſo auch ein Eſel, aber doch Gott ſei Lob und Dank, kein ſo großer, daher kein ſo dummer Eſel wie er; denn ich bin ſchon beſchnitten“ — — —

Das was noch folgt, kann hier nicht gebracht, nur darüber angedeutet werden: daß der Cultus-Mohel in einer abſcheulichen Jauche von Unſittlichkeit und bodenloſer Gemeinheit mit einem Wohlbehagen herumplätſchert, als ob die ſtinkende

*) Es muß hier zur Charakteriſtik dieſes phantaſiereichſten aller Beſchneider die Thatſache conſtatirt werden, daß ich einfach ohne Bemerkung ſeine gedruckte Ankündigung wörtlich abdrucken ließ. Aus dieſem Umſtande wollte er nun nichts weniger als eine Majeſtätsbeleidigung herauscombiniren.

Pfütze eben ſo ein erfriſchendes Lebenselement wäre, wie das Waſſer das Lebenselement des Fiſches iſt; auch iſt darin eine Drohung enthalten, in der ſich die Phantaſien einer wüthenden Hyäne und eines geilen Orangoutang zum Bruder- und Schweſterbunde die Pfoten zu reichen ſcheinen.

Das Alles mußte vorausgeſendet werden, weil es zum Verſtändniß der nachfolgenden gerichtlichen Procedur nothwendig iſt.

Das Kreuzband, in dem die Druckſchrift des Mohel unter meiner Adreſſe mir zugeſendet wurde, bewahrte ich auf, weil ich mir dachte, vielleicht iſt die Handſchrift einmal zu brauchen, denn dieſer rabbiate Mohel wird ſich in ſeinem höchſt bedenklichen Zuſtande äußerſter Aufgeregtheit mit der abgefaßten Druckſchrift und der Vertheilung derſelben in Juden-Kaffeehäuſern, wo ſie mit großer Befriedigung geleſen wurde, nicht zufrieden geben, die Rachegeiſter dürften ihn zu einem weiteren Vorgehen drängen.

Am 4. Februar 1860 erhielt ich folgenden mit entſtellter Handſchrift geſchriebenen Brief, den ich am 8. Februar in der Kirchenzeitung brachte und nur bei dem Wort „Schufte“ die unten ſtehende Note beifügte:

„An Sebastian Brunner, Redakteur.

Rachedorf am 1. Februar 1860.

„Keine aller Religionen der Erde haben mehr Martyrer, als die jüdische und reformirte aufzuweisen, deine elenden Gleißnerworte, deine schurkischen Abhandlungen drückten unsere guten Rechte sehr — um aber der Sache einmal ein Ende zu machen, so haben wir sechs im Bunde bei unserm heiligen Gotte geschworen, deinem elenden Dasein mit Einsetzung eigenen Lebens ein Ende zu machen. Ein gut identifizirter Stahl in Gift, ein aus Nachbars Hause fest auf's Ziel genommener Schuß wird und muß unser Gott gefälliges Vorhaben mit Glück krönen, es wird kein Opfer zu groß sein, dich sammt deiner Brut aus dem Kreise der Menschheit zu vertilgen. Wir hätten unser Vorhaben besser, ohne dir einen Wink zu geben, ausführen können, allein dich an der Furcht jeden Augenblick das Lebenslicht auszublasen zu Marter quälen, ist auch ein guter Rachebissen — wenn du den 1. Jänner 1861 erblickest, dann sind wir Schufte,*) es läßt

*) „Die Herren scheinen nicht erst auf den 1. Jänner 1861 warten zu dürfen, sie können von ihrem Titel mit vollstem Rechte schon jetzt Gebrauch machen."

ſich viel in einem Zeitraum von eilf Monaten thun — doch wenn du deinen Glauben mit dem Glauben der Proteſtanten vertauſcht und es öffentlich in deinem eigenen Blatte kund gibſt, daß du aus Haß gelogen haſt, an der Stunde iſt unſer Bunde aufgelöſt. Zittere ſonſt Schurke vor der Rache des Bundes

der ſechs Rächer."

Ich hatte bei Veröffentlichung dieſes Drohſchreibens an nichts weniger als an eine Verfolgung „der ſechs Rächer" gedacht. — Der Staatsanwalt aber griff nach dem Oeſterreichiſchen Strafgeſetze dieſe Drohung auf und ließ eine Amtshandlung darüber einleiten. Ich wurde in das Bureau des k. k. Landesgerichtsrathes Dr. Juris Anthofer gewieſen, der in Gegenwart zweier Beiſitzer mir die Frage ſtellte, ob ich dieſen Drohbrief wirklich empfangen und mir an einem der nächſten Tage einen Eid darüber auftrug. Ich erklärte mich ſogleich zum Eide bereit. Auf die Frage, ob ich auf dieſe Drohung hin für mein Leben fürchtete (denn die Erregung gegründeter Furcht gehört zum Thatbeſtande dieſes Verbrechens) erwiederte ich: „Keineswegs, denn ich habe ſchon eine ſchwere Menge von Drohbriefen bekommen und bin überzeugt, ſie

gehen von einer Bande eben ſo verworfener als feiger Wichte aus, ein geſchwungenes Sacktuch würde hinreichen ſie davonzujagen, und trotz den blutigſten Drohungen iſt mir noch keiner dieſer Makkabäer auch nur auf Ohrfeigenweite in die Nähe gekommen, was jedenfalls für die Vorſicht und weiſe Klugheit dieſer tapferen Jünglinge ein Zeugniß gibt. Somit dürfen die ſechs Rächer um des Schutzes meiner Perſon willen weder verfolgt noch beſtraft werden; ich will ihnen ſogar auch das Vergnügen belaſſen, ſich über die ungeheure Angſt zu freuen, die dieſer Goy und Gallach dazu ausſtehen wird; denn ſie ſchließen ja immer von der eigenen maßloſen Feigheit, die ſie auf dem Lager ihres Herzens haben, daß auch jeder andere mit dieſem Artikel hinlänglich verſehen ſei.“ Die Hauptpunkte dieſer meiner Ausſage wurden zu Protokoll genommen.

Dr. Anthofer, ein eben ſo ehrenhafter Menſch als geſcheiter und gewandter Juriſt, ſagte nun: „Es iſt wohl ſchön von Ihnen, daß Sie dieſe Leute mit jener auf Verachtung baſirten Großmuth behandeln, welche keine weitere Verfolgung derſelben wünſcht — meine Pflicht als Richter aber gebietet mir, dieſe Angelegenheit nicht ruhen zu laſſen und ich muß Sie erſuchen, mir aus dem Schatze ähnlicher Zuſchriften jene zur Ein-

ſicht zu übergeben, deren Inhalt eine ähnliche liebevolle Tendenz nach Ihrem Leben oder eine ſonſtige Schädigung Ihrer Perſon ausſpricht; es handelt ſich auch darum, eine Handſchrift zu finden, die jener des Drohbriefes ähnlich iſt."

Nun ſuchte ich nach und fand das Kreuzband, welches um die früher angezeigte Druckſchrift des Mohel Seligman Steinſchneider mit meiner Adreſſe darauf mir zugeſendet wurde. Ich fand die Schrift mit jener in dem Drohbriefe ähnlich. Auf dem Kreuzband war noch das Siegel mit einem jüdiſchen Namen zu ſehen. Ein Beamter, der eben bei mir war, und von der Affaire hörte, erklärte mir, er habe den Namen des Siegels — in der Leopoldſtadt auf einem Schneiderſchilde geleſen.

Bei der nächſten Vernehmung im Bureau des Landgerichtsraths Dr. Anthofer, wurde ich befragt und theilte demſelben die Anhaltspunkte mit.

Es wurde nun vom Gerichte in der Wohnung des beſagten Schneiders eine Unterſuchung vorgenommen, endlich deſſen Siegel verlangt und er befragt, nachdem ſich herausſtellte, daß es das Siegel des Abdruckes auf der Schleife ſei — ob er dieſe Adreſſe geſchrieben? Der jüdiſche Schneider erwiederte: „Nein, dieſe Adreſſe auf dieſer Schleife wurde aber in meiner Wohnung geſchrieben und

zwar vom Mohel Seligman Steinſchneider, der ſich bei mir einen Knopf annähen ließ, und dann mich um mein Siegel erſuchte, weil er geſchwind einen Brief petſchiren müſſe."

Somit war conſtatirt, daß der Mohel ſeinen gedruckten Brief an den Baron Rothſchild, mit einigen mich betreffenden Blutdürſtigkeiten — ſelber mir zuſchickte — dieß aber nicht mit ſeinem Siegel thun wollte, und daher auf den ſinnreichen Gedanken kam, ſich bei dem Schneider einen Knopf annähen zu laſſen und da wie im Vorbeigehen die Schleife zu ſiegeln, um ſo einen ganz fremden unbekannten Namen auf die Schleife zu bekommen.

Das Landesgericht in Wien hat eigene Experten, welche beſtimmen, ob zwei Handſchriften, wenn auch eine abſichtlich entſtellt iſt, doch von derſelben Hand herrühren. Die Experten (Leute von großem Scharfſinn und vieler Erfahrung in ihrem Fache) hatten ſchon früher beſtätigt: Die Schrift auf der Schleife mit dem Geiſtesprodukt des Mohel — und die Schrift im Drohbriefe der „ſechs Rächer", rühren von derſelben Hand her; was daher als zweifellos angenommen werden dürfte.

Bei ämtlichen Hausdurchſuchungen darf ſich nun der fungirende Beamte nicht Zeit laſſen, bis

derjenige, bei dem die Unterſuchung ſtattfindet, davon einen Wind bekommt — und verdächtige Schriften oder Gegenſtände wegräumen kann. Der Unterſuchungsrichter hatte ſchon früher die Wohnung des Mohel ausforſchen laſſen, und begab ſich ſogleich von der Wohnung des Schneiders im Wagen zu derſelben hin. Der Mohel war betroffen — ſeine Papiere wurden durchſucht und was Anhaltspunkte gewähren konnte, mit Beſchlag belegt — und der Mohel vorgeladen.

Unter den Papieren des Mohel fanden ſich nun folgende zwei merkwürdige Stücke:

1. Einige Streifen desſelben alten Schreibpapiers, wie jenes Papier des Drohbriefes, ſogar die nämlichen Waſſerzeichen darin, das Papier iſt aus einer Papiermühle, die offenbar längſt nicht mehr exiſtirt.

2. Auf einem Streifen dieſes dem Drohbriefe gleichen Papiers ſtanden mit Bleiſtift vom Mohel geſchrieben folgende Worte: „Was wird er dazu ſagen der Dr. der Theologie?“

Aus dieſer Frage, die ſich der Mohel ſogar aufſchrieb, iſt zu erſehen, was den Mohel lebhaft beſchäftigt haben und ſeine Gedanken ſehr in Anſpruch genommen haben mußte.

Nachdem aber Dr. Anthofer auch einige an-

dem Papiere mitgenommen, zudem über die Ursache der Nachsinnung nichts verlauten ließ, konnte der Mohel nicht wissen um was es sich handelte, das sollte er bei der ersten Vorladung erfahren. Die hier vorgebrachten Thatsachen berichte ich auf Grund des von mir eingesehenen Untersuchungsaktes; dessen Einsicht dem Beschädigten, hier dem Bedrohten gesetzlich gestattet ist.

Es wurde ihm der Drohbrief vorgelegt und er gefragt, ob er von ihm herrührte? Der Mohel, dessen Manier „bei Gott und Allem, was da ist“ zu schwören schon aus seinem gedruckten Werk ersehen werden kann, schwor hoch und theuer bei Allem was da ist und vielleicht auch bei dem was nicht da ist, daß dieser Drohbrief nicht von ihm herrühre: Er sei ein friedliebender Mann — der nichts kenne außer seinem Geschäft, der leben und alle Leute in Ruhe lassen wolle, bei dem von solchem Blutdurst gar keine Rede sein könne! u. s. w.

Als aber vom Landgerichtsrath dem Mohel seine gedruckte Flugschrift mit dem vielen darin ausgesprochenen Blutdurst gegen meine Person vorgehalten wurde, ein Aktenstück, welches in seinen Wuthausbrüchen mit den eben geäußerten Versicherungen: „es könne ihm gar nicht einfallen an solche Grausamkeiten auch nur zu denken“ im

conträrſten Gegenſatze ſtand, da begann allerdings die Balancirſtange bei ſeiner ſeiltänzeriſchen Beweisführung ein wenig zu ſchwanken. Er hatte ſich aber bald wieder gefaßt und blieb dabei ſtehen, wenn auch das Gedruckte von ihm ſei, das Geſchriebene ſei nicht von ihm, ſo wahr und wahr u. ſ. w. Die alten Patriarchen und Propheten hätten an dieſem Schwur-reichen Abkömmlinge Israels eine beſondere Freude haben können.

Ich hoffe, der werthe Leſer werde dieſelbe Verzeugung von der Unſchuld des Mohel haben, ich davon habe. Es war vorauszuſehen, daß ſeine Unſchuld hoch und theuer beſchwören ge. Die Eide ſind ja da, daß ſie geſchworen en.

Ich hatte wiederholt nachgeſucht, der Gerichtsöge den Juden, wenn es anders mit n Pflichten verträglich ſei, ab inia laufen laſſen, indem mir ja die Geſchichte nicht die mindeſte Furcht geim Gegentheil ſehr viel Heiterkeit verſchafft Durch meine Erklärung, das ganze als ſcherz zu betrachten, wurde der alte Krais dem Hauſe Israel gerettet. Und der ing, wenn nicht unſchuldig, doch unin ſein Haus hinab. Hätte mich der

Jude in einer ähnlichen Sackgasse drinnen gehabt, er hätte sich auf sein Recht gestützt und à la Shylok sein Stück Fleisch haben wollen!

Wer wird es mir verwehren, an eine Komödie zu denken — in welcher die Gegner eines Juden, der sich etwas zu Schulden kommen ließ, diesem drohten: „Wir werden dir schon vor Gericht den Beweis liefern, daß du uns betrogen hast.“ Der Jude erwidert darauf voll Siegesbewußtsein: „Wos wollen Se mer bewasen? Rischt werden Se mer bewasen!“

Der 31. Dezember des Jahres 1860 ging glücklich vorüber, die sechs Rächer vom Bunde waren so nachsichtig, mir mein armes Leben zu schenken, wofür ich ihnen meinen gerührtesten Dank ausspreche.

Ein anderer komischer Verlauf ist folgender: Eines schönen Abends wurde ich für zehn Uhr des künftigen Morgens (10. April 1862) zur „Ertheilung einer gefälligen Auskunft“ in's Polizeibureau zu einem Obercommissär beschieden. Wer ein schlechtes Gewissen hat, der wird auf derlei Citationen hinauf sehr bedenklich werden. Ich dankte Gott, daß ich nicht bedenklich zu werden brauchte; sobald ich aber die Citation gelesen, kam mir sogleich in den Sinn: „Das ist jedenfalls wieder so eine Judengeschichte.“

Ich komme zur angewieſenen Stunde in's Bureau, der Herr Obercommiſſär heißt mich mit der ernſteſten Miene von der Welt, gegen welche bei Amtshandlungen auch nicht im mindeſten etwas einzuwenden iſt — niederſetzen. Er ſetzt ſich ebenfalls an ſeinen Schreibtiſch, entfaltet einen Bogen Papier, gibt mir denſelben zu leſen, und ſieht mich dabei aufmerkſam an. Das mir übergebene Aktenſtück war eine Denunziation (mit dem Poſtſtempel Wienerneuſtadt), welche beſagte: „Der jüngſt in der Wienerneuſtadt ſtattgefundene Kirchenraub ſei auf Veranlaſſung und unter Leitung des Dr. Sebaſtian Brunner in Wien geſchehen" als Unterſchrift ein fingirter Name.

Was war natürlicher von meiner Seite als aufzulachen. Der Oberkommiſſär fragte: „Haben Sie nicht eine Ahnung, wer den Brief geſchrieben haben könnte; und was haben Sie ſonſt darauf zu ſagen? Ich erwiderte wörtlich: „Dieſen Brief hat derſelbige dumme Jud geſchrieben, von dem ich mindeſtens ein Dutzend Droh- und Schmähbriefe in meiner Sammlung habe, ich kenne die Schrift genau." Der Obercommiſſär ſagte: Es ſei dieß Schreiben aber auch eine Verhöhnung und Verachtung der Behörde, und ihm darum zu thun, den Schreiber ausfindig zu machen.

So lange die Droh- und Schmähbriefe nur

an meine Perſon gingen, konnte ich noch immerhin darüber heiter geſtimmt werden. Der neuen Methode — anonyme Denunziationen (wenn auch vorerſt noch ſo handgreiflich dumme Lügen) an die Polizei zu ſenden — mußte aber durch Auffindung eines Abſenders entgegengetreten werden.

Ich betrachtete die Petſchaft, welche offenbar vorſichtig nur mit dem halben Segment des runden Siegels auf's Siegelwachs gedruckt war, und ſagte: „Wenn ich nicht irre, hab ich ein andres Segment dieſes Siegels auf einem der beſagten Drohbriefe.“ Ich wurde aufgefordert, dieſe beſagten Briefe den kommenden Tag auf's Bureau zu bringen.

Deſſelben Tages Nachmittags kam zufällig ein Herr zu mir, der die Handelswelt von Wien ziemlich kennt — ich erzähle ihm die Geſchichte und zeige ihm Briefe und auch an einigen davon die Siegelſegmente. Er erſucht mich, ihm dieſelben mitzugeben, er werde Morgens früh kommen und könne mir vielleicht ſogar ſagen, wer der Briefſchreiber ſei, denn aus dem Siegel war aus dem erſten Buchſtaben und aus dem Adler in der Mitte zu vermuthen, daß dieſes Siegel einer Fabrik eines beſtimmten Produktes angehöre, oder angehört habe. Am andern Morgen kommt dieſer Herr, ſagt mir, die Schrift ſei die mit

Absicht entstellte Schrift des ehemaligen, jetzt bankrotten — Fabrikanten X, eines Juden. Er habe bei christlichen Fabrikanten des im Anfangsbuchstaben angezeigten muthmaßlichen Produktes Nachfrage gehalten, und sei so auf den Schreiber gekommen.

Darnach ging ich auf's Bureau, brachte die verlangten Briefe, aus denen sich das Siegel richtig ergänzte, und sagte dem fungirenden Obercommissär, wer der Schreiber sei, setzte aber gleich bei, es ist Schade, wenn sich der Herr Obercommissär eine Mühe gibt, ihn holen zu lassen, denn der Jude wird Stein und Bein schwören, daß die Schrift nicht von ihm sei, daß das Siegel ein Feind nachgestochen habe um ihm Verlegenheit zu bereiten, daß er zwei Siegel gehabt, daß eines verloren gegangen u. s. w.

Und so kam es auch: der Jude beschwor hoch und theuer, daß ihm eine solche Gemeinheit gar nicht in den Sinn kommen könne u. s. w. Seit dieser Zeit kam mir von dieser Qualität Handschrift kein Schmähbrief mehr zu. Somit hatte eigentlich nur der Jude gewonnen, weil er von nun an es nicht mehr für räthlich hielt, sich der langweiligen Arbeit eines mit verstellter Handschrift abzufassenden anonymen Schmähbriefes zu unterziehen.

Als Stylprobe von Schmäh- und Drohbriefen mögen hier noch ein Paar folgen:

„Herr Dr. Theol. et Phil. Brunner.

„Sie wagen es, mit dieſem Titel ihre verpönte allgemein verachtete Kirchenzeitung zu ſchmücken. Sie nennen ſich Pietiſt? Kann es Gott gefällig ſein, wenn man Artikel über jüdiſche Verbrechen in ſo aufrühreriſcher Weiſe liefert? kann es der Welt gefällig ſein, wenn man ſie in ſo bäuriſch dummer Philoſophie ſchreibt? O Schande ihrem Verſtande. Von Mitleid bin ich erſchüttert, wenn ich den roheſten Verbrecher zur ſchwerſten Strafe verurtheilt ſehe, aber Sie könnte ich ſehen, wenn Sie von Raubvögeln unrettbar zerſtochen würden, denn Sie ſind ein Teufel, wie ſich ihn die feurigſte Phantaſie nicht vorſtellen kann. Sie gehören auch nur in die Hölle zurück, aber Sie müßten erſt lebendig gerädert werden. Es iſt überflüſſig, Ihnen einen Begriff vom Clerus zu geben, Sie kennen ſein jeſuitiſches Treiben, Sie wiſſen, wer Ihnen die Aufnahme dieſer abſcheulichen Artikel bezahlt — Ihr ſchwarzes Gewiſſen wird Sie auch in Ihrer letzten Stunde erzittern machen, ſo daß Ihnen das Krepiren hundertmal doppelt furchtbarer erſcheinen wird, als dem nichtswürdigſten Schurken. Ein katholiſcher Freigeiſt.“

Es ist offenbar nicht schwer, diesen „katholischen Freigeist“ zu errathen; wir glauben zwar nicht, daß er sich bei seinen frommen Segenswünschen die Tephillim um Hand und Arm gewunden hat, weil das bei Reform-Makkabäern überhaupt aus der Uebung gekommen, aber sein eifriger Styl zeigt zur Genüge, daß ihm die frommen Lobreden und liebevollen Gebete für die Goyim von Kindheit auf in den Ohren geklungen haben.

Als nach dem Verrathe bei Castelfidardo einige päpstliche Offiziere, die sich tapfer geschlagen, nach Wien kamen, wurde denselben in dem Salon eines Hotels ein Souper veranstaltet. Ich hatte einige Worte dabei gesprochen, die auch in Zeitungen erwähnt wurden.

Schon zwei Tage darnach kamen Schimpfbriefe über den Papst, den Clerus, die päpstlichen Offiziere eingelaufen. Darin heißt es unter anderm: „Man entblödet sich nicht, den gefangenen päpstlichen Offizieren eines geschlagenen, durchgegangenen Corps eine Tafel zu geben. Dieser höhere Blödsinn ist ja doch zum Todtlachen, auch Sie heiliger Mann haben durch Ihre Gegenwart das Fest verherrlicht, Schade, daß ich nicht neben Ihnen saß, ich hätte etwas „Rattengift“ Ihnen unter die Suppe gemischt.“

„Ist das der Segen, daß wir keine „Sech-

ſerl“ mehr haben, oder daß unſere fünfperzentigen Obligationen 62 ſtehen. Adio, heiliger Mann, am 3. November kriegſt Deine Wichs.“

Der gute Herr, als ob der Clerus das Silber außer Oeſterreich gebracht hätte, als ob der Clerus die Curſe auf der Börſe machte! Ueberall dieſe kindliche Einfalt, dieſe naive Unwiſſenheit in „Sechſerln und Prozenten“.

Einſt kam mir ein Drohſchreiben zu von einem wie es hieß „Gelehrtenbund“, es war in Reimen auch noch dazu, unendlich dumm und blöde, ich ließ das Schreiben in Nro. 22 von 1856 der K. Z. abdrucken und bemerkte dazu:

„Wir haben an den „Gelehrtenbund“, von dem dieſer Erguß ausgegangen, nur Eine Bitte: es möge nämlich derſelbige Bund ſich um einen beſſern Rauchtabak umſchauen; denn Brief und Gedicht haben ſo hottentottiſch nach Galgenknaſter geſtunken, daß die angeregten poetiſchen Gefühle hiedurch bedeutend geſchädigt wurden.“

Eigenthümlich iſt bei vielen dieſer Briefe folgender Umſtand. Auf der erſten Seite wird verſichert, daß die Herren in jenen Juden-Café's der Leopoldſtadt in Wien, wo die Kirchenzeitung aufliegt, ſich den Bauch halten vor Lachen über die enorme Dummheit der Kirchenzeitung, ja, daß jeder Vernünftige, Gebildete über dieſe Finſterniß

und dieſen Blödſinn mitlachen müſſe; dieſes ungeheure Gelächter hört aber ſchon auf der folgenden Seite auf und macht Verwünſchungen Platz, bis endlich auf der dritten und oft auch vierten Seite Schimpfwörter und gräuliche Flüche ineinander gewoben den Beweis liefern, wie es mit der großen Unterhaltung und dem „Lachen zum Bauchhalten", was die erſte Seite verkündete, nicht ſehr ernſt gemeint ſein könnte.

Bisweilen ſollten anonyme Briefe auch der Redaktion als eine Falle dienen, auch dieſer Umſtand ſei durch Beiſpiele erläutert.

Der Eigenthümer eines judenfreundlichen Wiener Blattes, der ſpäter noch angeführte Herr Zang, wurde, wie die Fama ging, einſt Abends in der Nähe ſeiner Villa zu Meidling durchgeprügelt. Die nächſten Tage kamen zwei Briefe voll Invektiven, in denen ich beſchuldigt wurde, die Attentatte bezahlt und angeſtiftet zu haben — die Abſender meinten — ich werde dieſe Briefe veröffentlichen. Hätte ich es gethan, ſo würden einige Judenzeitungen die Nachricht gebracht haben: „S. Brunner vertheidigt ſich, daß das Attentat auf Zang nicht von ihm ausgegangen ſei." Daß es unter den gewöhnlichen Zeitungsleſern ſehr bornirte Leute giebt, braucht nicht bewieſen zu werden. Dieſe hätten dann

gesagt: „Ja, das ist schon möglich auch, etwas muß doch daran sein, wozu hätte er sich denn vertheidigt.“ Ich machte den Briefschreibern das Vergnügen nicht, dessen sie sich schon im Selbstrühmen ihrer großen Pfiffigkeit erfreut haben mochten.

Es wäre ein den Juden zugefügtes Unrecht, wenn nicht auch Katholiken angeführt würden, die sich durch eine auffallende Noblesse der Gesinnung, durch Wahrheitsliebe und wissenschaftliche Bildung im Kampfe mit der Kirchenzeitung hervorgethan hätten. Darunter hat ein Eduard Hügel, Redakteur der Vorstadtzeitung, eines Blattes für das arme, wie es nachstehende Thatsache erweist, verhetzte Volk eine vorzügliche Rolle eingenommen. Und so soll nur er für eine Masse ähnlicher Polemiken und Polemiker als ein Muster angeführt werden. Die oft besprochene Lüge über Tetzels Ablaßkasten wurde in dieser Vorstadtzeitung des Herrn Hügel in folgender „wissenschaftlichen“ Weise ausgebeutet.

Am 29. Februar 1860 brachte dieses Blatt, das sich durch sein Sammeln der gehäßigsten Angriffe gegen die Kirche einen Ruf erworben, Folgendes:

„† (Vor 300 Jahren.) Der Ablaßkrämer Tezel, welcher zu Leipzig am 4. Juli 1519 starb und aller

Orten die päpſtliche Bulle vorzeigte, kraft welcher er vom heiligen Vater zu Rom ſelbſt die Macht habe, Sünden zu vergeben, hatte in ſeinem Kaſten verſchiedene Zettel, worauf die Preiſe verzeichnet waren. Nach einer alten Ueberlieferung geſtaltete ſich die gewöhnliche Taxe folgender Art: Vielweiberei 6 Dukaten. — Todtſchlag 1 Dukaten 6 rheiniſche Gulden. — Vater- und Brudermord 7 Dukaten 6 Gulden. — Hexerei und Zauberei 2 Dukaten. — Kirchenraub, Diebſtahl, Raub und Meineid 9 Dukaten 6 Gulden. — Eine Seele aus dem Fegfeuer zu erlöſen 20 Kreuzer." — So die Vorſtadtzeitung.

Ich ließ dieſe blöde Lüge abdrucken und bemerkte hiezu Folgendes:

„Hat man nur aus Unwiſſenheit dieſe infame Lüge aufgenommen, ſo fordern wir hiemit auf, ſie zu widerrufen; hat man es aus Bosheit gethan und will dieſe infame Lüge nicht widerrufen — ſo hoffen wir, es werde etwas geſchehen, um zu verhindern, daß in Zukunft das Papſtthum nicht mit Fauſtſchlägen traktirt werde."

Herr Hügel blieb frech bei der Behauptung obiger Anekdote ſtehen und ſagte: „Die Begeiferung dieſes kirchlichen Blattes (der Kirchenzeitung) ſei eine Auszeichnung;" Herr Hügel hatte „von den Geiſtesgaben der Kirchenzeitung nie einen ſonderlichen Begriff", die Kirchenzeitung ſei „unzurechnungsfähig zu behandeln, ſie könne mit keinen

anderen Waffen als mit Schimpfworten kämpfen u. ſ. w. ſämmtliche unpartheiiſche Geſchichtſchreiber und Konverſations-Lexikä erzählen obige Geſchichte“ u. ſ. w.

Ich entgegenete dem Herrn Hügel Folgendes:*)

„Herr Eduard Hügel iſt katholiſch getauft und hat folglich nach unſeren kirchlichen und bürgerlichen Geſetzen katholiſchen Religionsunterricht genoſſen.

Als Katholik ſoll er wiſſen:

1. Daß unſer Herr und Erlöſer, der Gottmenſch Jeſus Chriſtus, die Fülle der Schlüſſelgewalt allerdings dem Apoſtelfürſten Petrus und ſeinen rechtmäßigen Nachfolgern übertragen hat, daß aber der katholiſche Prieſter deshalb „„die Macht, Sünden zu vergeben““ nicht erſt beim „„heiligen Vater in Rom““ holen muß, ſondern die Macht und Verordnung hiezu von ſeinem Biſchofe empfängt;

2. daß der „„Ablaß““ nicht eine „„Sünden-Vergebung““, ſondern eine Nachſicht und reſpektive eine Umwandlung der zeitlichen Strafen iſt, welchen der Sünder noch unterliegt, wenn ihm auch im heiligen Bußgerichte die Schuld und die ewige Strafe der Sünde erlaſſen iſt;

3. daß die Abläſſe, ein Ausfluß der apoſtoliſchen Vollgewalt, an und für ſich ehrwürdig, nützlich und heilſam ſind;

*) Wir wiederholen hier die hiſtoriſch conſtatirten Momente der Tetzelgeſchichte — weil dieſelbe immer noch fort und fort in Zeitungen und Konverſations-Lexici's in der vollſten Verlogenheit aufs Tapet gebracht wird.

4. daß ſelbe die Natur eines höheren und geiſtlichen Gutes an ſich tragen und für Geld weder verkauft noch gekauft werden können;

5. daß die Abläſſe Reue und Buße, reſpektive die prieſterliche Losſprechung in der heiligen Beicht zur nothwendigen Vorausſetzung haben und ſtets an ein ſogenanntes gutes Werk, nämlich an ein beſtimmtes Gebet, an Faſten oder Almoſengeben gebunden ſind, und daß ſomit

6. die frommen Geldbeiträge, welche Tetzel (nicht Tezel, wie die „Vorſtadt-Zeitung“ wiederholt ſchreibt) zum Behufe des Fortbaues der Peterskirche in Rom ſammelte, und für deren Leiſtung er beſtimmte Abläſſe zu ertheilen befugt war, nicht die Natur eines „„Preiſes““, im gewöhnlichen Sinne des Wortes an ſich tragen, und daß ferner ebenſo

7. von einem „„Ablaßkram““ und „„Ablaßkrämer““ im eigentlichen Sinne des Wortes nicht die Rede ſein kann, ſelbſt, wenn man auch alle Lügen für pure Wahrheit nehmen wollte, welche Luther und deſſen Anhänger über Tetzel verbreiten.

Schon dieſe, jedem wohlunterrichteten katholiſchen Normalſchüler geläufigen und in jedem katholiſchen Katechismus nachweisbaren Lehrſätze und reſpektive Kenntniſſe hätten Herrn Eduard Hügel, als Katholiken, vorſichtiger machen ſollen, als er dieſe „Notiz“ der „Dresdner Nachrichten“ vor ſeinem größtentheils katholiſchen Leſepublikum aufzutiſchen im Begriffe war, abgeſehen von der Rückſicht, welche er ſeiner Kirche und dem weniger gebildeten Theile ſeiner Abonnenten ſchuldig war.

Herr Eduard Hügel iſt Sortiments-Buchhändler und verantwortlicher Redakteur; darum ſoll er über den

Normalschüler hinaus gebildet erscheinen. Er beruft sich auf „sämmtlich unparteiische Geschichtschreiber“ und auf die „Konversationslexika“, welche von dem Ablaßkrämer Tetzel handeln; er glaubt sogar auch mir „zur Erweiterung meiner Kenntnisse“ mit diesen „sämmtlichen unparteiischen Geschichtschreibern“ und „Konversationslexiken“ dienen zu müssen; Herr Eduard Hügel will also auch als gebildet erscheinen.

Nun wohlan, als gebildeter Mann und Katholik, der sich in „sämmtlichen unparteiischen Geschichtschreibern“ umgesehen hat, könnte er wissen,

1. daß die kirchlichen Ablässe, namentlich in der Form, in welcher sie von Tetzel verkündet und, wenn man will, ausgeboten wurden, theilweise auch noch mit den alten ehrwürdigen Redemptionen von der öffentlichen Kirchenbuße zusammenhängen, über welche jede gute Kirchengeschichte genügende Auskunft gibt, und

2. daß die „alte Ueberlieferung“ von der „gewöhnlichen Taxe“ schon nach ihrer wirklichen Vorlage bei Vogel (Leben Tetzel's, S. 202 und 203) und bei seinen Nachtretern, schon bei ihrem ersten Ansehen als Kontrebande sich herausstellt, da sie nach einer fremden, damals in Deutschland wenig oder gar nicht gebräuchlichen Münzsorte (nach Tournois — Turnenses — und Carolins, und nicht nach den in Deutschland üblichen Goldgulden) gerechnet ist. Doch der Gewährsmann des Herrn Eduard Hügel in den „Dresdener Nachrichten“ hat diese angebliche Taxe nicht einmal richtig abzuschreiben verstanden.

Als gebildeter Mann und Katholik hätte Herr Eduard Hügel ferner wissen können, daß kaum eine Partie der Kirchengeschichte des sechzehnten Jahrhunderts, besonders von protestantischen Historikern bis in unsere

Zeit herein so wenig „unparteiisch“ behandelt wurde, als die unmittelbar vor dem ersten Auftreten Luther's, und daß sich hier die sogenannten Pragmatiker der Geschichte wie auf grüner Weide herumtummeln und abzappeln, meistens ohne das wirkliche Rechte zu finden und zu treffen. Herr Hügel hätte wissen können, daß der gelehrte Behelf des gewöhnlichen Gewürz-Ladenbieners, das Konversationslexikon über Tetzel fast nur bei Gottfried Hecht und Jakob Vogel und ihrem Nachtreter Friedr. Gottl. Hofmann (recte Christoph Schreiter) in die Schule gegangen ist; als Sortiments-Buchhändler hätte er ferner möglicher Weise auch die Schrift „Tetzel und Luther, oder Lebensgeschichte und Rechtfertigung des Ablaßpredigers und Inquisitors Dr. Johann Tetzel aus dem Predigerorden, von Valentin Grüne, Doktor der Theologie“ (Soest und Olpe, 1858. VIII. und 237 Seiten 8.) in der Hand gehabt. Hier hätte er insbesondere S. 194 über die falschen Kreuzer, Gulden und Dukaten genauere Auskunft erhalten, mit welchen er eine Lücke in seinem Blatte so unbedachtsam zu decken suchte.

Wenn ich Herrn Hügel einen „Widerruf“ dieser infamen Lügen-Notiz zumuthete, so that ich dieses im Hinblicke auf seine und seiner Abonnenten katholische Religionseigenschaft und weil ich es als Priester und katholischer Redakteur für meine Pflicht halte, jeden derartigen Angriff auf die Religion der weit überwiegenden Majorität österreichischer Staatsbürger mit aller Kraft, die mir zu Gebote steht, zurückzuweisen.

Daß man übrigens bei dem Fegen des Vorhofes der Juden und Heiden weder Fuchsschwänze gebrauchen, noch Glace-Handschuhe tragen kann, das bringt die Natur des

Mistes mit sich, welchen man hier Tag für Tag hinauszuschaffen hat.

So lange meine Augen offen und meine Finger zum Schreiben gelenkig sind, werde ich gerade so, wie ich von jeher zu denken, zu reden und zu schreiben gewohnt bin, ohne je meine Farbe zu wechseln und ohne mindeste Furcht vor dem Hohn und Gespötte jüdischer und christlicher Literaten, fortfahren, die Lüge als Lüge und das Schlechte als Schlechtes zu brandmarken, wo es mir aufstößt.

So fasse ich die Aufgabe einer „Kirchenzeitung" auf, die für alles Kirchliche einstehen muß, weil sie von diesem die nähere Bezeichnung trägt, und die auf ihrem geharnischten Gauge wider alles Widerchristliche und Widerkirchliche in den Tagesblättern in eben der Sprache antworten muß, und als Zeitung auch antworten darf, welche aus diesen Blättern hervorgeht.

Das mögen sich Freunde und Gegner, und unter diesen besonders meine Kollegen von der Feder in Wien und anderwärts, merken!"

Brunner."

Als Herr Hügel weder die dummen Lügen noch die Anschuldigung der Unwissenheit, die er auf mich geworfen, zurücknehmen wollte und nur mit dem gemeinsten Hohn und frecher Unwissenheit mir entgegnete, griff ich zum letzten Mittel.

Ich forderte Herrn Hügel zu einer Besprechung heraus, welche von Stenographen niedergeschrieben werden sollte, die Besprechung hätte das Thema von Tetzel umfassen müssen.

Ich ſchrieb ihm: „Ich will Ihnen in der Weiſe eines Mannes Rede ſtehen, wenn Sie wie ein Mann erſcheinen wollen," ich forderte „von der Ehrenhaftigkeit des Herrn Hügel, daß er dieſer Zuſammenkunft unter keinerlei Ein- und Vorwand, nur den Widerruf ſeiner Schmähung ausgenommen, ſich entziehen dürfe".

Was that der Weltweiſe Hügel?

Er ſchrieb einen Schmähbrief an mich in ſeine Vorſtadtzeitung zur Bethörung ſeiner armen Leſer der „untern Klaſſen". Darin ſagte er unter anderm, ein „Zungenduell ſei etwas ſo originell Komiſches, noch nie Dageweſenes, er habe weder Zeit noch Luſt, noch Skandalſucht, um die es der Kirchenzeitung doch nur zu thun ſein kann, um einer ſo unberufenen, lächerlichen Aufforderung zu entſprechen".

In dieſer Weiſe zog ſich Herr Eduard Hügel aus dem Kampfe, es wäre „zu originell komiſch" geweſen ein „Zungenduell", er hatte weder „Zeit" noch „Luſt" noch „Skandalſucht" dazu. Den Kopf dazu, o! das ſchon, und die nöthige Wiſſenſchaft, o! das auch, und den männlichen Muth, verſteht ſich und in welchem Grad, aber er hatte weder „Zeit", noch „Luſt", noch „Skandalſucht"! — Wenn der

Menſch nur weiß, was er hat und was er nicht hat!

Der geneigte Leſer möge ſich nun ſelber ein Beiwort und ein Hauptwort ſuchen, um ähnliche duftende Wunderblumen der deutſchen Literatur wenigſtens annähernd mit dem rechten botaniſchen Namen zu bezeichnen.

Es gehört viel dazu, den Glauben an die Menſchheit nicht zu verlieren, wenn man es mit ähnlichen Gewächſen im literariſchen Blüthengarten zu thun gehabt hat. Was man von jedem katholiſchen Lehrjungen eines Pfefferkrämers in der fernſten Vorſtadt zu erwarten berechtigt iſt: daß der Burſche wenigſtens ſeinen Katechismus gelernt hat, und daß er eine ehrenhafte Geſinnung beſitze, das wird gegenüber einem Zeitungsredakteur, der in „Volksaufklärung“ macht, oft zu einer überſpannten Forderung; man fordert Ehrenhaftigkeit, und der, an dem man dieſe Forderung ſtellt, findet ſie lächerlich! Es iſt auch in der That lächerlich, an manche Leute ſo alberne Anforderungen zu ſtellen.

Das Blatt dieſes Hügels wurde von einem jüdiſchen Conſortium ſubventioniert; der arme Menſch war eben Dienſtmann!

XVI.

Wie die Ehre des Herrn Zang in Wien beleidigt wurde, und was für ein großer Apparat erforderlich geweſen iſt, um ſelbe wieder rein zu waſchen. Ein Prozeß, der durch drei Gerichtshöfe geht, und über welchen ein jeder Gerichtshof zu einem andern Urtheile kommt. Ein heiteres Geſpräch zwiſchen Herrn Zang und dem Redakteur der Kirchenzeitung im Bureau des Herrn Landgerichtsrathes Engliſch zu Wien. Wie man im Glauben und der Zuverſicht auf den endgültigen Gerichtsſpruch Gottes in dieſem ſchwülen Erdenleben von einer friſchen Lebensluft angeweht wird.

Eine Ehre und die Beleidigung derſelben.

Am 27. Oktober 1858 enthielt die Kirchenzeitung einen Artikel unter dem Titel: Kleine Wiener Chronik mit dem Motto: „Dieſe Chronik ſoll künftigen Geſchlechtern zum Zeugniß dienen, daß in unſeren Tagen nicht alle Augen blind geweſen ſind.“ In dieſem Artikel wurde die „Wiener Preſſe“ der Proſtitution (im Sinne der Ver-

breitung unsittlicher Romane und Grundsätze und im Sinne der Verkäuflichkeit der Gesinnung) und der Lüge beschuldigt. Der Eigenthümer des Blattes, Herr Zang, machte darüber als über eine Ehrenbeleidigung eine Klage anhängig. Die zu diesem Prozesse gehörigen Akten und Beilagen, in deren Besitz ich noch bin, geben an Papiermasse ein kleines Archiv. Bis die Schlußverhandlung zu Stande kam, gab es viele sogenannte Voruntersuchungen, auch sogar einen Versuch eines Vergleiches. Die Voruntersuchung leitete ein k. k. Landesgerichtsrath Herr Englisch. Er war vor 1848 Verwalter einer geistlichen Stiftsherrschaft. Dieser neigte sich der Ansicht zu, daß die Ehre des Herrn Zang wirklich durch den besagten Artikel einigen Schaden erleide; und daß der Artikel eine unerweisbare Schmähung enthalte. Er zeigte sich dem Zang gegenüber außerordentlich höflich und auffällig zuvorkommend.

Der Artikel war nicht von mir, er hatte einen Dritten zum Verfasser, ich war, als die Korrektur kam, eben im Begriffe, einen Ausflug nach Ungarn zu machen; der Wagen zum Bahnhof erwartete mich, und ich las den Artikel nicht durch. Nichtsdestoweniger nahm ich aber die volle Verantwortung auf mich; denn erstens hielt ich es für unehrenhaft, den Verfasser (es war

ein Ordensmann) vorzuſchieben, und zweitens konnte ich in meinem Gewiſſen die in dem Artikel enthaltene Anſchuldigung nicht in ein Zeugniß für verſchiedene Tugenden umgeſtalten, wie als Bedingung einer Zurücknahme der Klage von mir durch Herrn Zang verlangt wurde.

Zang war ein ſehr unternehmender Geſchäftsmann, er hat ſich vor 1848 das Verdienſt erworben als Kipfelbäcker — dieſes Wienergebäck in Paris verbreitet zu haben, und bei öfterer Anweſenheit in Paris habe ich ſelber ſeinen Namen auf dem von ihm gegründeten Kipfelladen — als Begründer dieſes ſegensreichen Inſtituts oft geleſen: Ancien maison Zang, der ſpätere Beſitzer hieß Dubois. Ich habe dieſes „alte Haus“ oft im Vorbeigehen angeſchaut, auch an ſeinen Brodwagen mit zwei Gabeln, von Dienern des alten Hauſes Zang, jetzt Dubois, gezogen, wie man ſie alle Morgen auf dem Boulevard des Italiens herumfahren ſieht, iſt auf grünem Grund in goldenen Buchſtaben der Name des „alten Hauſes Zang“ zu leſen; und zwar auf dem Hintertheile des Kipfelwagens. Im Jahre 1848 gab Herr Zang die Kipfelbäckerei auf, nahm muthmaßlich einige Töpfe Pariſergerm (Gährſtoff) zum Andenken mit nach Wien und begründete hier die „Preſſe“. Was ihm in Paris

nicht gelang, das gelang ihm in Wien, er wurde hier ein sehr reicher Mann, der ein großes Haus, eine prachtvolle Villa und noch viele andere Gegenstände von größerem oder minderem Werthe besessen hat.

Sein Götze war das „Geschäft"; von diesem Gesichtspunkt aus betrachtete er eingestandener Maßen das ganze Zeitungswesen. Er hätte gar keine Klage eingereicht, wie er mir selber sagte — aber „seine Leute", die Juden, d. h. das Redaktionsbureau, welches in seinen Diensten (nach dem Geschäftsausdruck) arbeitete, zwang ihn zu klagen.

Sein Grundsatz war: Für's Geschäft kommt bei der ganzen Geschichte nichts heraus, und ich muß ihm, sobald er diesen seinen Geschäftsgrundsatz einmal aufgestellt hat, hierin vollkommen Recht geben.

Es geschieht im Interesse der Cultur- und Sitten- oder eigentlich Unsittlichkeitsgeschichte Oesterreichs, wenn hier der erste Roman, mit dem das verbreitetste Blatt in Oesterreich 1849 auftrat, in den Grundzügen desselben vorgeführt wird.

Der Roman führt den Titel: „Die Ehe der Zukunft," hatte einen Juden zum Verfasser und ist in seiner am Tage liegenden Tendenz eine

offene Kriegserklärung gegen die christliche Ehe und eine Verherrlichung der — —

Der kurze Inhalt des Romans ist folgender:

Waldemar, der Liebhaber, klettert über einen Baum und Balkon in das Gemach seiner Geliebten, der Tochter eines englischen Lords, und zwar zur Nachtzeit. Eine Scene brutaler Sinnlichkeit wird geschildert; die That des Verführers wird aber auch vom Autor principiell mit hochtönenden Phrasen gerechtfertigt. Er sagt: „Lucy war die erste, welche der Welt wiedergebachte, aber nicht mit Angst und Kummer, sie fühlte ihre Seele von einer stolzen Ruhe gehoben und getragen auf eine Höhe der Anschauung gestellt, an welcher die drohenden Stürme sich machtlos brechen mußten, die soziale Unvernunft und Vorurtheile gegen die Selbstständigkeit einer menschlichen Größe schleudern. Ihre Liebe war ihr zum wesentlich Einzigen geworden, alles Uebrige nur Schein und Lüge."

Der Lord fordert den Verführer seiner Tochter, muß nun von diesem höhnische Reden anhören, die Tochter stellt sich, als der Vater schießen will, hinter Waldemar, ihren Verführer, um den Vater vom tödtlichen Schuß abzuhalten.

Später sagt sie zu ihrem Vater: „Mein Vater, ich kann nicht ihre Verzeihung erflehen wollen, denn ich bin mir keiner Sünde bewußt. Stiegen alle Engel Gottes nieder und klagten mich vor Erde und Himmel eines Verbrechens an, ich könnte es nicht als Schuld empfinden, daß ich Waldemar liebe, daß ich ihm Leben, Ehre, Zukunft, Alles hingeben muß, wenn ein Wink seiner Brauen es verlangt. Ich bin nur ein Weib, ich kann für mein

Menſchenthum nicht auf Schlachtfeldern und im Parlamente kämpfen, ich kann ihm nur in ſtiller Bruſt zum Siege verhelfen." — Man denke ſich eine Familie, in welcher die bedenkliche Anſchauung von derlei Siegen heimiſch geworden iſt. Dem Vater und der Mutter von Töchtern dieſer Qualität wäre nicht ſehr zu gratuliren.

Nach vielem Hin- und Herreden zwiſchen dem Vater und dem Verführer machte letzterer den edelmüthigen Vorſchlag, er (Waldemar Akiva) werde Lucien vor'm Altare heirathen, um der Form zu genügen, ſich dann umbringen, um ſo ihr die Möglichkeit zu verſchaffen, jenen Pair als Wittwe zu heirathen, der nach dem Willen des alten Lord ihr Mann werden ſoll. Auf dieſe Selbſtmordanerbietungen ſagt der Lord zu Waldemar: „Und wenn ich dieß nun nicht dulden wollte, wenn ich forderte, daß Sie am Leben bleiben und ſich für Lucy erhalten, wenn ich vollkommen auf den Gedanken verzichten wollte, Lucy mit Edgar (dem Pair) zu verheirathen?"

„Dann Milord," erwiederte Akiva, „hätte ich die Freude, die Entweihung meines Bundes, die man prieſterlichen Segen nennt, nicht über mein Glück ergehen laſſen zu müſſen." —

Um dem Lord zu genügen, läßt ſich Waldemar Akiva in der Schweiz von einem Paſtor mit Lucy vermählen, „durch die Entweihung, die man prieſterlichen Segen nennt." Der Autor ſagt dann: „In dem Bunde dieſer zwei jungen Weſen ſtellte ſich das edelſte Menſchenthum dar in ſeiner Hoheit und Vollendung." —

Ich ſah — und ſehe noch in derlei offen geprebigten Principien, in der Vertheidigung

von Verführung und Prostitution eben: Prostitution und zwar der infamsten Art; und bin nicht gesonnen, diese meine Anschauung mir von irgend einem Gerichte der Welt alteriren zu lassen!

Aehnliche Romane, ähnliche Behandlung der socialen Principienfragen, obscöne Darstellungen, Lasciviläten, Schmähungen gegen die Kirche und ihre Institute, Verläumdungen und Lügen brachte die „Presse" eine Masse. Der Eigentümer Zang aber klagte im Vertrauen auf sein Recht und die Klage wurde angenommen.

Der Landesgerichtsrath Englisch, welcher die Vorunterſuchung leitete, trug auf einen Vergleich an, der darin bestanden haben würde, von meiner Seite eine Erklärung zu geben, daß der Artikel über die Presse in meiner Abwesenheit gedruckt wurde. Ich mußte die Besprechung hierüber annehmen, es handelte sich darum, was Herr Zang für eine Erklärung verlangte, und ob ich nach Gewissen und Ehre eine solche geben könnte.

Einiges aus der Verhandlung, welche am 10. Februar 1859 vor dem Landesgerichtsrath Herrn Englisch stattfand, habe ich mir notirt. Auf meinen Vorwurf: Die Presse habe mich früher ungerechter Weise und ohne irgend einen Beweis

hiefür zu liefern „der Verbreitung der Unwiſſenheit im Volke“ beſchuldigt, ſagte Zang: „Das iſt keine perſönliche Beleidigung, das geht den Ultramontanismus an.“ Ich fragte: „So, verbreitet der Ultramontanismus Dummheit?“ Zang: „Ja, und darum wurde nur das Princip angegriffen, und der dieſes Princip vertheidigt, muß ſich dieſen Vorwurf gefallen laſſen. Mich wird es auch nicht genieren, wenn Sie mein Blatt demokratiſch nennen.“

Als ich nun auseinander ſetzte, wie Proſtitution in jenem Artikel der Kirchenzeitung zu verſtehen ſei, faßte Herr Zang dieſes in einer Weiſe und mit Ausdrücken auf, die ſo eckelhaft, gemein und unfläthig ſind, daß ſie hier nicht wiedergegeben werden können. Er begann: „Zum Teufel, ich werde mich“ u. ſ. w.*)

Ich fuhr fort zu erklären, wie der Ausdruck Proſtitution in der Kirchenzeitung zu verſtehen ſei, daß nicht im fernſten in dem Artikel gefunden werden könne, es ſei die leibliche Individualität des Herrn Zang damit gemeint worden, und ſagte zu Zang: „Im erſten Roman

*) Herr Landesgerichtsrath Engliſch war Zeuge dieſer ganzen Scene und alles deſſen, was geſprochen wurde.

ihres Blattes ist die Ehe schändlich behandelt, die christliche Ehe wird eine Entweihung des Bundes genannt" u. s. w.

Herr Englisch meinte außerordentlich liberal: „Ja, es gibt aber auch eine Civilehe, und es kann in jenem Roman diese Civilehe vertheidigt worden sein."

Ich erklärte: „Es sei darin nicht die Rede von einer Civilehe, es handle sich in jenem Roman um die völlige Wegwerfung aller Bande der Kirche und des Staates, um eine völlige Emancipation des Fleisches, und durch solche Theorien muß nun nothwendig auch das sociale Leben des Staates untergraben werden, und auch sein Zugrundegehen wird unvermeidlich."

Herr Zang verstand diese Auseinandersetzung nicht, er entgegnete: „So? und sehen Sie nun nicht diese Begeisterung gegen Frankreich, welche unsere Journalistik hervorgerufen hat — wie kann man von einem Untergehen reden, wo eine solche Begeisterung da ist?"

Ich erwiederte: „Man müsse erst abwarten, ob diese Zeitungsbegeisterung stichhaltig sei und was sie nützen wird. Uebrigens rede ich vom socialen Verderben, welches immerhin im schnellen Fortschreiten begriffen sein kann, während noch nach dieser oder jener Seite hin eine poli-

tische Begeisterung momentan auflodern kann.“ Als ich nun dem Herrn Zang vorgehalten, wie in seinem Blatt in einer wahren Wuth über „Pfaffen“ und „Jesuiten“ in offenbaren Schimpfwörtern losgegangen werde, sagte er lakonisch: „Wenn die „Presse“ gegen das Preßgesetz gehandelt hat, so hätte man ja klagen können.“

Ich erwiederte: „Weil sich nun der Klerus schon eine Masse von gemeinen Schmähungen gefallen ließ ohne zu klagen, so ist es der Dank dafür, daß auf's neue fortgeschimpft wird.“

Zang meinte nun: „Wenn Sie sagen, daß mein Blatt gegen den Clerus aufreizt, so greifen Sie zugleich die Behörden an, daß sie ihre Pflicht nicht gethan haben.“

Auch Herr Englisch stimmte außerordentlich gefällig dem Herrn Zang bei und meinte: „Ja freilich, da werden ja die Behörden angegriffen.“ *)

Ich hielt nun dem Zang vor, wie auch selbst die Behörden dem Treiben seines Blattes nicht immer ruhig zusehen, und wie er einmal

---

*) Es muß hier betont werden, daß dieser ganze Vorgang schon 1866 veröffentlicht wurde, zu einer Zeit, in welcher dieser Englisch und dieser Zang am Leben waren.

mit der „Preſſe“ von Wien entfernt wurde. Herr Zang ſprach ſich den Troſt zu, daß er doch in der Monarchie geblieben ſei, und meinte offenbar damit: erſt wenn er von den Behörden aus der Monarchie ausgejagt worden wäre, dürfte man die Berechtigung erlangen, ihm eine kleine Rüge zu geben.

Ich hielt ihm vor: daß ich ihm ſchon öfter auf Schmähungen und Entſtellungen, die theils meine Perſon, theils Angelegenheiten der katholiſchen Kirche betrafen — Berichtigungen von Thatſachen zugeſendet, die er nie aufgenommen, ſo nicht lange her eine ſtatiſtiſche Berichtigung über Katholiken und Proteſtanten.

Zang ſagte: „Das wäre ein ſchönes Geſchäft, wenn man etwas, was gegen die Tendenz des Blattes iſt, widerrufen müßte.“

Ich hielt dem Zang vor: wie die Preſſe ſchon abſichtliche Lügen gebracht, die ſie nicht widerrief, die Abſichtlichkeit liege eben in der reinen Erfindung und in der Weigerung, der Wahrheit Zeugniß zu geben.

Herr Zang ſagte nun ganz phlegmatiſch: „Ei was, in der Bibel gibt es auch Lügen.“ Ich fragte: „Welche denn?“ Zang: „Genug!“

Zang konnte über die Lügen der Bibel nicht

mehr ſagen als das: Genug. Ich hielt nun Herrn Zang einen Sermon, den ich mir aber nicht notirt habe, und den ich, um ja keine Unrichtigkeit zu begehen, aus dem Gedächtniſſe nicht anführen will.

Zang verhielt ſich dabei ruhig. Es ſcheint, wie ich auch bei der öffentlichen Verhandlung bemerkt habe, eine der Eigenſchaften dieſes gewaltigen Sprachrohrs der öffentlichen Meinung geweſen zu ſein, dann zu ſchweigen, wenn ihm Jemand ordentlich ſeine Meinung ſagte.

Der Landesgerichtsrath Engliſch mochte vielleicht fürchten, der Leu der Preſſe könne geweckt und mir dann des Tigers Zahn gefährlich werden; und ſo hielt er mir einen kleinen Sermon über die Beobachtung der chriſtlichen Liebe, die mir als Geiſtlichen um ſo mehr zuſtehe, und meinte ſehr ſalbungsvoll: mein Benehmen ſei nicht nach dem Gebot der chriſtlichen Liebe geweſen.

Nachdem ich mit aller Ruhe bemerkt, wie das Predigen meine Sache ſei, die ich verſtehen müſſe, fuhr ich im belehrenden Tone fort: „Die chriſtliche Liebe darf nicht immer im gleichen Maßſtabe, in gleicher Weiſe gehandhabt werden: Chriſtus der Herr hat den Herodes einen Fuchs genannt, die Phariſäer ein Natterngezücht ge-

ſcholten und einen Strick gedreht, um die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel zu treiben; und doch iſt er der Inbegriff der chriſtlichen Liebe!“

Zang war ſo klug, dieſe Predigt eines, deſſen Amt das Predigen iſt, durch eine humoriſtiſche Wendung zu unterbrechen, er ſagte, mit großer Zuvorkommenheit zugleich das Wort für den Landesgerichtsrath ergreifend: „Ja, mit der heiligen Schrift müſſen wir's ſchon gehen laſſen, da kommen wir ihm nicht auf.“

Herr Zang meinte auch: „Die Preſſe (d. h. ſeine Preſſe) ſei ein Organ, um den Bürgerſtand aufzuklären.“ Ich erwiederte, daß Romane, welche die Fleiſcheswillkür mit dürren Worten lehren, daß die unwiderrufenen Lügen u. ſ. w. nach meiner Anſicht keine rechten Mittel der Aufklärung ſeien.

Die Krone der ganzen Verhandlung aber war jene Erklärung, die Zang mir vorlegte, die ich hätte mit meiner Unterſchrift in die Kirchenzeitung aufnehmen ſollen, um den Prozeß auf Ehrenbeleidigung zu vermeiden, denn im Fall der Aufnahme dieſes Operates erklärte ſich Zang bereit, ſeine Klage zurückzunehmen. Es lautete:

„Ein Artikel in der Kirchenzeitung, welcher unter meiner Verantwortlichkeit aber während meiner Abweſenheit aufgenommen wurde, enthält einen ehrenrührigen An-

griff gegen die Redaktion und den Eigenthümer der Presse. Ich erkläre hiemit mein tiefes Bedauern über diese gänzlich unmotivirte Schmähung einer Redaktion, die in ihrer Gesammtheit sowohl als in ihren einzelnen Mitgliedern den verdienten Ruf der Unabhängigkeit genießt." — — —

Und dieses Tugendzeugniß hätte ich zum Gelächter von ganz Wien dem Zang ausstellen sollen. *) Ich wies natürlich die projectirte summarische Heiligsprechung des Personals der Presse (aus dem alten und neuen Bunde) zurück, ich bemerkte, die Unabhängigkeit könne ich nicht und die Hängigkeit wolle ich nicht bestätigen; und sendete am selben Tage an Zang eine Erklärung: daß der Artikel während meiner Abwesenheit in die Kirchenzeitung gekommen sei, von „tiefen Bedauern" aber, oder von sonstigen Reuezähren eines über seine Missethat zur

*) Daß Zang ein Zeugniß über seine Unabhängigkeit eben in dieser Zeit sehr benöthigt hätte, ist ganz natürlich, denn im selben Momente war ja sein Blatt, wie es sich im Prozeß Richter herausstellte, an eine Coterie der Creditanstalt für 160,000 Gulden zur Benützung ihrer Geldmanövers überlassen. Nun ist aber zwischen Hängigkeit und Unabhängigkeit doch immer ein kleiner Unterschied. Uebrigens hatte Herr Zang nach seinem ersten Entwurf von mir die Unterschreibung von noch mehr Tugenden verlangt, aber als einsichtiger Mann, da ich darüber lachen mußte, selber einige gestrichen.

Einsicht gekommenen Sünders war darin keine Rede.

Zang schrieb zurück: „daß die von mir entworfene Erklärung gänzlich ungenügend sei, und er auf der von ihm vorgelegten beharren müsse."

Diese Beharrlichkeit aber nützte nichts — als Posaune des guten Rufes der Presse, als Erklärer, daß die „Schmähung" gänzlich unmotivirt war, konnte ich mich um keinen Preis hergeben, und ich erklärte dem Landesgerichtsrath Englisch: ich wolle den Beweis der Wahrheit des Gesagten antreten.

Somit kam es am 31. März 1859 (vier Monate nach der Mittheilung des Anklagebeschlusses) zur öffentlichen Verhandlung. Als Präsident fungirte Weixelbaum (starb als k. k. Hofrath in Pension), zwei Votanten waren ihm beigegeben.

Von meiner Seite wurden Lügen der „Presse" besonders in klerikalen Angelegenheiten in ziemlicher Menge vorgebracht. Sie waren sämmtlich böswillig und lästernd; manche mußten widerrufen werden, war aber der Gesetzesparagraph nicht zwingend — aus Liebe zur Wahrheit wurde keine widerrufen.

Nur ein paar Beispiele: Nro. 143. 1858 erzählt die Presse „aus verläßlicher Quelle" die

Redemptoriſtencongregation in Wien empfange für die Benützung von ſeit mehreren Jahren in ihren Gebäuden untergebrachten Militärbehörden den nicht unerheblichen Jahreszins von viertauſend Gulden u. ſ. w. Schon in Nro. 145 muß die Preſſe auf Verlangen des Rectors der Redemptoriſten, Graf Coudenhove, eingeſtehen: „Dieſe Angabe iſt vollkommen aus der Luft gegriffen und muß als unwahr bezeichnet werden, indem die genannte Congregation weder einen erheblichen noch einen unerheblichen Jahreszins, ſondern gar keinen für die benützten Lokalitäten bezogen hat.“

In Nro. 129. 1857 heißt es: „Es herrſche großer Jubel über den Abſchluß des Konkordats in den katholiſchen Kreiſen Württembergs. Vor wenigen Tagen haben ſich in Cannſtadt die dortigen Würdenträger der Kirche und mehrere Landgeiſtliche zu einem feſtlichen Mahle verſammelt, wo begeiſterte Toaſte auf die univerſelle alles beherrſchende katholiſche Kirche ausgebracht wurden.“ Ich fragte nach in Cannſtadt — und von Würdenträgern und Toaſten keine Spur.

In Nr. 225. 1857 heißt es: „Kuglers Caſino und Park in Heiligenſtadt (bei Wien) iſt um den Ankaufspreis von vierzigtauſend Gulden

in das Eigenthum der P. P. Jeſuiten übergegangen." Nr. 226. heißt es: „Die in unſerm heutigen Morgenblatte veröffentlichte Nachricht, daß Kuglers Caſino und Park in Heiligenſtadt in das Eigenthum der P. P. Jeſuiten übergegangen ſei, beſtätigt ſich nicht."

Nun läßt ſich aus der Frechheit dieſer beiſpielsweiſe angeführten offenbaren Tendenzlügen über Zuſtände in Wien und Umgebung — Lügen, die doch widerlegt werden können, erſt auf die Frechheit der Maſſe Tendenzlügen über Zuſtände im Ausland ſchließen, wo Niemand da iſt, um die Lügner zum Widerruf zu zwingen, ja, wo dieſe Lügen gar nicht hingelangen. So z. B. Nro. 236. 1858 folgende:

„Kreuzzug gegen die Crinoline. Aus Tarbes in Südfrankreich wird gemeldet, daß die Art und Weiſe, wie die Geiſtlichkeit gegen die Crinoline zu Felde zieht, das allgemeine Aufſehen erregt. Die Geiſtlichkeit beabſichtigt dort die Geſetze der Damentoilette zu regeln und hat zu dieſem Behufe eine Aſſociation gebildet, welche unter dem Namen Beſcheidenheitsverein (Association de Modestie) bereits eine Menge reizender Theilnehmerinnen zählt. An der Spitze der Agitation ſteht ein Generalvikar, welcher die Veröffentlichung einer Monatſchrift auf Vereinskoſten beabſichtigt, worin die Geſetze einer beſcheidenen Damentoilette theoretiſch entwickelt, und Form und Zuſchnitt der einzelnen Beſtandtheile derſelben zur Kennt-

[illegible] [illegible] [illegible] [

Zuverſicht vorgezeigten Paragraphe wieder beſcheiden in die Taſche, und ſchwieg.

Der Artikel wurde vorgeleſen. Er enthält ein Sündenregiſter der Preſſe und in die hunderttauſende Gulden gehenden Erpreſſungen und Beſtechungen, die hier anzuführen zu lange ſind. Die Beſchuldigungen ſind deciſiv ausgeſprochen, und am Schluſſe ſchrieb der Beſchuldiger Edmund Warrens mit der Unterſchrift ſeines Namens folgende ſehr draſtiſche Behauptung und Herausforderung.

„Wenn eine Perſon von hellem richterlichen Urtheile die Acten des Streites zwiſchen mir und Zang prüft, ſo wird ſie finden, daß alle Beſchuldigungen, die ich gegen Herr Zang vorbringe, auf Thatſachen beruhen, welche meinen Beweis durch dritte Perſonen zulaſſen. Ich verpflichte mich vor Gericht, dieſen Beweis, wenn er verlangt wird, zu führen, wird er nicht gefordert, ſo iſt Jedermann im Stande, auch ohne richterliche Hülfe das Urtheil zu ſchöpfen.“

Eduard Warrens.

Zang befragt: was er auf alle dieſe Anſchuldigungen zu entgegnen habe, ſagte mit ſeltener Beſcheidenheit: Er habe ſich nach dem Erſcheinen dieſes Artikels verreiſt — und nach der Hand mit Warrens ausgeglichen.

Ich erwiederte, daß es auf ſolche Vorwürfe hinauf keine Ausgleichung geben könne, daß zudem von einer ſolchen die „Preſſe“ des Herrn Zang keine Erwähnung gethan habe.

Der Advokat Berger hielt eine Rede, in der er natürlich meine Schuld der Ehrenbeleidigung ſtandhaft aufrecht hielt. Das iſt eben ſein Geſchäft geweſen.

Ich will den Schluß meiner Vertheidigung — der ſich eben auf Thatſachen bezieht — nach dem ſtenographiſchen Berichte hier anführen:

Es iſt eben dieſer Tage zwei Jahre her, daß Kardinal Wiſeman zu Gloceſter vor Gericht ſtand, angeklagt, tauſend Pfund Sterling zurückbehalten zu haben. Schon im Vorhinein glaubte kein Vernünftiger an die Beſchuldigung, der Kardinal aber ſtellte ſich dem Gericht, denn das iſt keine Schande.

Der Gegenſtand der Klage, um den es ſich hier handelt und die Mittel der Vertheidigung ſind dem hohen Gerichtshof bekannt geworden. Ich meine jetzt, die Hauptſtämme meiner Vertheidigung, reſpektive meiner Anklage, zum Gefüge des Urtheilsſpruchs zurechtgehauen, dem hohen Gerichtshof vorlegen zu ſollen.

Die Kongregationen in Rom, bei denen man in zweifelhaften Fällen ſich anzufragen hat, haben das Geſetz aufgeſtellt: Jede Frage müſſe derartig formulirt ſein, daß eine poſitive oder negative Antwort, ein „Ja“ oder „Nein“ darauf erfolgen muß.

Es sei mir erlaubt, von dieser Methode auch hier Gebrauch zu machen.

1. Ist es ehrenhaft, die Grundlage des sozialen Staatslebens, die Ehe, herabzuwürdigen und die Willkür der Sinnenlust als Ehe der Zukunft zu proklamiren?

Ja oder Nein.

2. Ist es ehrenhaft, die Verführung einer Tochter im Vaterhause principiell zu rechtfertigen, und den Moment der Verführung einen „dreimal heiligen" zu nennen?

Ja oder Nein.

3. Ist es ehrenhaft, die verderblichsten Doktrinen in die Familie zu werfen, unbekümmert um das maßlose Elend, welches dort entstehen muß, wo diese Doktrinen in's Leben umgesetzt werden? Ja oder Nein.

4. Ist es ehrenhaft, den Ehebruch als eine auf physischen Gesetzen beruhende Naturnothwendigkeit in dem frechen Ausspruch darzustellen: „Es muß alle Jahre so viel Ehebrüche als Beinbrüche geben."

Ja oder Nein.

5. Ist es ehrenhaft, die Rede eines Universitätsrektors gegen das Verderben des Materialismus, die voll Geist und Gesinnung gehalten wurde, durch Hohn und Zoten herabzureißen und sie so um ihre Wirkung zu bringen?

Ja oder Nein.

6. Ist es ehrenhaft, die grundlosesten Verdächtigungen gegen öffentliche Institute gewissenlos zu verbreiten, und die Beamten derselben verläumderisch der Pflichtverletzung anzuklagen? Ja oder Nein.

7. Ist es ehrenhaft, wenn ein Blatt den Spruch: „Gleiches Recht für Alle" tagtäglich als Motto führt, und die Aufnahme von Widerlegungen verläumderischer oder lügnerischer Berichte über Personen und Zu-

ſtände aus Princip und Tendenz nach Möglichkeit verweigert? Ja oder Nein.

8. Iſt es ehrenhaft, einen Menſchen (wie die „Preſſe“ es mir in Nro. 161 Jahr 1857 gethan) der „Verdächtigung“, „Aufrechthaltung der Unwiſſenheit im Volk“, der „Unduldſamkeit“, „Verachtung, Verhöhnung, Verläumdung, falſcher Denunziation“ mit vollem Namen zu beſchuldigen und dann die wiederholt zugeſendete, ruhige und gründliche Widerlegung aus Tendenz nicht aufzunehmen, und ſo den Beſchimpften und Verläumdeten vor der ganzen Welt als Prieſter und Mitglied der Univerſität gebrandmarkt daſtehen zu laſſen? Ja oder Nein.

9. Iſt es ehrenhaft, zum Nachtheil der katholiſchen Kirche ein Gewebe zu falſchen, ſtatiſtiſchen Nachrichten zu veröffentlichen, und eine eingeſendete Widerlegung, die auf den ſicherſten anerkannten ſtatiſtiſchen Grundlagen beruht, aus Tendenz gegen die katholiſche Kirche nicht aufzunehmen. Ja oder Nein.

10. Iſt es überhaupt ehrenhaft, Zotten zu reißen, und die Freizügigkeit des geſchlechtlichen Verkehrs als einen normalen geſellſchaftlichen Zuſtand, der eben durch die Zotte die Beiſtimmung des Herausgebers erhält — hinzuſtellen? Ja oder Nein.

11. Iſt es ehrenhaft, die Worte des Heilandes, welche die Lehre von der Bedingung der Sündenvergebung enthalten, im blasphemiſchen Spott an der Aſchermittwoche auf den vergangenen Faſching und das Treiben deſſelben in folgender Parodie anzuwenden: „Er (der Faſching) hat viel geſündigt, es iſt wahr, aber er hat auch viel geliebt und viel wird ihm verziehen werden. Er hat geliebt Wein, Weiber und Muſik“ u. ſ. w.

Ja oder Nein.

Es muß hier nebenbei bemerkt werden, wie Herr Zang wegen Verspottung einer christlichen Lehre, wegen Verhöhnung der Ehre Gottes und seiner Offenbarung, öfters hätte können vor Gericht gezogen werden, und es knüpft sich hieran die weitere Frage:

12. Ist es ehrenhaft, Gottes und seiner Mitmenschen Ehre schonungslos anzugreifen, darnach aber vermeintliche Angriffe auf irgend einen unklaren Begriff von Ehre mit einer Shyloks-Hartnäckigkeit vor Gericht zu ziehen.

13. — 18. Die Fragen 13 bis 18 behandeln, in dieselbe syllogistische Form abgegliedert, jene Beschuldigungen, welche Herr Warrens in Nro. 313 — 1857 der „Oesterreichischen Zeitung" der „Presse" vermacht, und auf welche der Herr Eigenthümer der „Presse" die offene Antwort bis auf den heutigen Tag schuldig geblieben ist.

Besonders wurde hier der Lobverkauf und jenes heillose Reklamenwesen betont, durch welches die kleinen Besitzer zum Aktienschwindel verlockt wurden, so daß Tausende hierauf über Nacht um das gekommen, was sie im Schweiß ihres Angesichts sich durch ehrliche Arbeit erworben, und daß Viele aus ihnen durch den Verlust ihrer Habe in bittere Noth und Verzweiflung gestürzt wurden. Man darf nur den Artikel der „Oesterr. Zeitung" (313) lesen, um sich denken zu können, was jene unwiderlegten Anschuldigungen, in der scharfen syllogistischen Form, bei welcher nur „Ja" oder „Nein" als Antwort erfolgen kann, — ausgesprochen, für einen mächtigen, tiefgehenden und gemeinsamen Eindruck bei allen Anwesenden hervorbringen mußten.

19. Ist es ehrenhaft, Verbrecher, Kirchenräuber, Ehebrecher, Mörder und Selbstmörder mit einer Heldenglorie zu umgeben, die konsequent fortgesetzten frechen Lügen

derſelben vor Gericht — wörtlich als „eine merkwürdige Entſchiedenheit und Selbſtſtändigkeit“ zu belohen, das Loos der Verurtheilung eines vielfachen Kirchenräubers ein „furchtbares“, ſeine Raubluſt und freche Lügenhaftigkeit „eine ſeltene Geiſtesbegabung“ zu nennen, und ſo alle Konſequenzen, die auf Geſetz und Richter aus dieſer Anſchauungsweiſe nothwendig reſultiren — klar durchblicken zu laſſen. Ja oder Nein.

20. Iſt es ehrenhaft, bei Einführung des Zeitungsſtempels (Kaiſerliches Patent Wiener-Zeitung 31. Oktober 1857) vorerſt zu ſpotten über das „Prangen des Stempels“ auf dem erſten Blatte („Preſſe“ 31. Oktober 1857), zu lamentiren (1. November 1847) über „den überwältigenden Eindruck dieſer Kundmachung“, ferner zu ſagen: „die Feder entglitt unſeren Händen.“ — „Wir glaubten uns daher momentan aus der trübſeligen Gegenwart in jene längſt verklungenen Tage flüchten zu müſſen, welche von den H.H. Caſtelli, Weidmann, Bäuerle, dieſen würdigen Repräſentanten unſerer antediluvianiſchen Literatur noch immer in Proſa und Verſen als die gute alte Zeit geprieſen werden;“ — — dann dieſes Lamento einige Tage ſpäter bis zur folgenden Höhe zu ſteigern: (Hier wurde auf den, in der Verhandlung ſchon vorgeleſenen Artikel der „Preſſe“ vom 5. November 1857 hingedeutet, der die Aufſchrift trägt: „Wiener Cenſur vor 280 Jahren“ und den die „Preſſe“ mit der Bemerkung einleitet: daß er „in dieſem Momente beſonders Intereſſe gewinne“, und worin es unter Anderem heißt: „daß auf Befehl Seiner Majeſtät zwei Buchdruckereien abgeſchafft, und nur eine ſchon früher beſtandene beibehalten werden ſoll“, — alſo das Odium der Stempelſteuer, dem kontribuirenden Leſepubli-

kum gegenüber, vollkommen der Regierung aufzuladen, darnach aber, als der Stempel in Folge des neuen Münzfußes auf 2 Neukreuzer aber nur auf 2 Monate erhöht, — im Jänner 1859 aber auf 1 Neukreuzer herabgesetzt wurde und die Abonnenten das Journal täglich um 1 Kreuzer billiger bekommen konnten, — dieses nicht zu thun, den Aufschlag als erhöhte Revenue (unter Versprechung von besserem Papier- und Artikel-Stoff), welche bei 20,000 Exemplaren jährlich 60,000 Gulden beträgt (um welche wir Herrn Zang nicht beneiden), jetzt beizubehalten, nachdem die schlechte Stimmung und der Haß gegen die Regierung früher aufs Publikum abgelagert wurden. Ist das ehrenhaft? Ja oder Nein.

Herr Zang möchte mich ja nicht einen Denunzianten nennen! Ich bin nicht freiwillig hierhergekommen, um auf die ausgeprägten Fußstapfen seines eigenthümlichen Wandels hinzuweisen.

Er selbst hat mich hiehergestellt und mich gezwungen, sein literarisches Leben mit Illustrationen aus seinem eigenen Blatte auszuschmücken.

In den gestellten Fragen sind natürlich nur Richtungen der „Presse" bezeichnet; denn derlei Fragen könnten viele Stunden fortgesetzt werden. Es dürften aber die angeführten Fakten, ja man könnte schon sagen, „Petrefakten", zu einem Urtheilsspruch genügend sein.

Die Selbstschau über sein öffentliches Leben dürfte Herr Zang zur Bescheidenheit stimmen.

Was muß nicht die merkwürdige Unbefangenheit, mit welcher Herr Zang gewisse Beschuldigungen in seinem Blatte zu rechtfertigen sucht, für eine Begriffsverwirrung in jene Massen werfen, die sich nur ans Beispiel anhalten.

Wenn Herr Zang an all dieſen beſagten Vorgängen nichts Unehrenhaftes findet, ſo muß doch die bedenkliche Frage entſtehen, ob denn die intelligente und ſittliche Welt nicht anders urtheilt, als Herr Zang? Denn die eine Wahrheit iſt doch offenbar: Herr Zang dürfte nach den angeführten Vorgängen nicht der Mann ſein, der ſich in Fragen von Sitte und Ehrenhaftigkeit als eine ſchiedsrichterliche Autorität beſonders bemerkbar gemacht hätte.

Und doch verlangt Herr Zang von Seite der hohen Behörden ein Patent für ſeine ſittliche Weltanſchauung, gegen welche ſich das chriſtliche Sittengeſetz ex diametro ausſpricht, um in derſelben Weltanſchauung für die Zukunft ungeſtört fortarbeiten zu können.

Das bleibt doch der nicht zu umgehende, giftháltige Kern der Frage; ein Kern, der ſeinem Inhalte nach ſich nicht verändert, und wäre er auch mit dem feincandirten Zucker einer koſtbaren Sophiſtik noch ſo dick umkruſtet; und als eine genießbare Speiſe dargeſtellt worden.

Die „Kirchenzeitung“ iſt nicht gegen die Perſon des Herrn Zang als ſolche, ſondern gegen die ſeit Jahren offen daliegende unſittliche Richtung der „Preſſe“ aufgetreten, welche Richtung wohl Niemand, nach ſo glänzenden Beweiſen aus dem Blatte ſelber in Abrede ſtellen wird.

Würde ich verurtheilt, ſo treffe das Urtheil aber auch im Kern nicht meine Perſon, ſondern das ſittliche Princip, das ich vertreten und vertheidiget habe.

Shylok, im „Kaufmann von Venedig“, will das Pfund Fleiſch aus ſeinem Opfer ſchneiden nach dem Schuldſcheiu, auf den er ſich beruft und auf den er pocht.

Er bringt aber mit ſeiner Forderung nicht durch, denn es beſteht in Venedig noch ein anderes Geſetz, welches lautet: Wer, der eines Venetianer Bürgers Blut vergißt, muß ſterben und ſeine Habe verfällt dem Staat!

Die Anwendung ergibt ſich von ſelbſt. Das Fundamentalgeſetz, auf dem der Staat beruht, iſt die Aufrechthaltung der ſittlichen, Gottgewollten Weltordnung. Wo dieſes Geſetz nicht vor allen anderen gehandhabt wird, — da erfolgt das Zuſammenbrechen.

Ich habe in den Jahren 1845, 1846 und 1847 verſchiedene Schriften über die ſozialen und politiſchen Zuſtände verfaßt, und die Revolution immer näher in Ausſicht geſtellt, je näher ſie herangekommen.

Es iſt hier weder Zeit noch Ort, aus jenen Büchern Stellen zu citiren. Nur das letzte Kapitel und Blatt von jenem will ich vorzeigen, welches 1847 im November erſchienen iſt; in demſelben wird die nächſte Zukunft Deutſchlands durch ein ſchwarzes Quadrat erſichtlich.

(Dr. Brunner legte den zweiten Band ſeiner „Prinzenſchule“ erſchienen im Oktober 1857, auf den Tiſch des Gerichtshofes nieder.)

Man hat mich damals als einen Schwarzſeher verlacht, aber ich habe Recht behalten. — Darum hab' ich aber auch jetzt ein Recht zu reden, und fürchte mich nicht, mich lächerlich zu machen.

Wohin ſollen, wohin müſſen wir kommen, wenn der ſoziale Boden durch Irreligiöſität und Unſittlichkeit täglich mehr unterwühlt wird?

Die Frage wird ſich beantworten, das Reſultat liegt auf der Hand!

Ich hoffe, den hohen Gerichtshof nicht zu beleidigen, wenn ich aus meiner innerſten Ueberzeugung meine Anſicht über den Antrag einer Verurtheilung ausſpreche:

In dieſer Sache — mich verurtheilen, hieße die ſchützende Hand des Geſetzes über Säemann und Ausſaat von Sünde und Verderben halten, und die Strafe zur Ehre erheben.

Weiter habe ich nichts mehr zu ſagen."

Das Landesgericht, als erſte Inſtanz, hat die Redaktion der Kirchenzeitung, nachdem es in der Preſſe „Lügen" und „viele Artikel, welche nichts als Darſtellung der Proſtitution ſind," gefunden, losgeſprochen.

Der Präſident Weixlbaum — dem ich nach der Verhandlung meinen Dank mit den Worten ausſprach: „Herr Präſident, ich habe heute erſt die Ehre gehabt, ſie bei Gericht kennen zu lernen, ich danke Ihnen von Herzen, daß ſie dem Recht zu ſeinem Sieg geholfen haben!" Weixlbaum bedauerte, daß ich dieſer Clique nicht mit mehr und größeren Anwürfen an den Hals gerückt ſei und ſagte dazu, da gibt es ja noch weit mehr und größere Lumpereien, ich bedauere, daß Sie ſich nicht beſſer unterrichtet haben. — Wiſſen Sie, ich bin noch einer von den alten — ich huldige nicht den modernen Rechtsanſchauungen, mir liegt an dem

Urtheile dieſer*) nichts daran, aber bei der zweiten und dritten Inſtanz — — — — wird man ſie verurtheilen. Er hatte recht!

Die zweite Inſtanz (das Oberlandesgericht) fand die Ehre des Zang beleidigt, ſtieß das erſte Urtheil um und verkündete eine Strafe von fünfzig Gulden. Die dritte Inſtanz wich von beiden Urtheilen ab und verkündete zehn Gulden Strafe zur Ehrenrettung des Zang. — Der Vorgang erklärt ſich: Zang war eben ein halboffizielles von der damaligen Regierung ſubventionirtes Blatt — die Juſtiz hatte auf dieſen Umſtand Rückſicht genommen.

In einem ſpätern Doppel-Prozeß Dr. Chiolich contra Zang und Zang contra Chiolich wegen Ehrenbeleidigung, ließ Dr. Chiolich aus dem Prozeß des Direktors der Creditanſtalt das Verhörsprotokoll des Franz Richter dd. 25. September 1860 Nro. 20 ausheben, darin kommt folgende gerichtlich deponirte, von Zang mit beſcheidenem Stillſchweigen übergangene Erklärung vor:

„Ich war der „Preſſe“ gegenüber bloß der Vertreter einer Coterie des Verwaltungsrathes der Creditanſtalt.

*) Er ſprach hier einige ſcharfe Worte über die Preßorgane.

Der Mitbeſitz an der Preſſe hat anderthalb Jahre gedauert und endete mit Schluß 1859. Herr Zang empfing für die Preſſe einhundert ſechzigtauſend Gulden baares Geld, und hat dieſen Betrag, als ich ihm die Hälfte wieder überließ, inclusive fünf Prozent Zinſen mir wieder zurückerſtattet, nachdem ihm der ganze Gewinn der „Preſſe“ während der Dauer des Mitbeſitzes überlaſſen worden iſt.“

„Franz Richter.“

Das iſt ſo die juridiſch appretirte Form, in welcher Zeitungsinhaber tauſende einſtecken, um das arme aktienkaufende Volk zum Ankauf — zu gewinnen.

Was von der menſchlichen Gerechtigkeit zu halten iſt, das ergibt ſich ſchon aus dem Umſtand, daß jedes Gericht ein anderes Urtheil fällte. Den Präſidenten der zweiten und dritten Inſtanz wurde die Ehre zu Theil, von dem Shylok der Preſſe als „weiſe Daniels“ geprieſen zu werden. Auch ſchon verſchollene Größen, abgetretene Machthaber!

XVII.

Eine Beleuchtung der Judenfrage durch einen Prozeß mit einem Vorkämpfer des Reformjudenthums. Ob denn wirklich die Chriſten am traurigen Zuſtand der Juden Schuld ſind? Oeſterreichs gute Patrioten. Zwei davon aus ihren Worten und Werken geſchildert. Ein Prozeß zur Lehre für Jeden, welcher mit einem Reformjuden zu thun hat, ſelbſt für jenen Fall, wenn dieſer ein Ritter der Ehrenlegion wäre. Eine Menge Aufſchlüſſe über größere und kleinere Fragen, über das jüdiſche Literatenthum der Neuzeit, ſeine Macht und den Mißbrauch ſeiner Gewalt.

Die Wiener „Oſtdeutſche Poſt“, redigirt von dem Juden Kuranda, brachte 1859 Nro. 234 einen Artikel, in welchem der traurige Zuſtand der Juden nicht dem Fluche Gottes, ſondern dem Fluche der Chriſten zugeſchrieben wurde in den Worten: „Man ſah ja, daß nicht Gottes, ſondern nur der Chriſten Fluch auf den Juden laſtete.“

Dadurch wurde offenbar die gesammte Christenheit für den traurigen Zustand der Juden verantwortlich gemacht, und die Schuld, welche die Juden selber an diesem Zustande tragen, von ihren Schultern sehr schlau herabeskamotirt. Dieses Kunststück haben die Schreibjuden schon so unzählige Male wiederholt, daß es keinen Christenmenschen verwundern darf, wenn ein Schreibchrist der hartnäckig gepriesenen Judenunschuld zu Leibe geht.

So brachte nun auch die Kirchenzeitung eine **Vertheidigung** gegen diesen kecken jüdischen Angriff, welcher der ganzen Christenheit in's Gesicht schlägt, am 28. September 1859 einen längeren Artikel unter dem Titel: „Die Arbeiten für Judenemancipation," in welchem aus der heiligen Schrift der Fluch nachgewiesen wurde, der über die Juden gekommen — und aus der Geschichte: daß sie durch ihr Gebahren gegenüber den andern Völkern selbst an ihrem Zustande, wenn dieser sich traurig gestaltet, die volle Schuld getragen haben.

Die „Ostdeutsche Post" gestand über diesen Artikel der Kirchenzeitung selber, „**daß er ernst und wissenschaftlich sei, daß er nicht obscure Märchen und Lügenschriften**

citire,*) ſondern nebſt dem Evangeliſten Matthäus und dem heiligen Hieronymus eine ganze Reihe namhafter Kirchen- und Staatsrechtslehrer in's Treffen führe."

Wir bitten den geneigten Leſer, er möge ſich dieſes werthvolle Geſtändniß merken und es mit folgenden unmaskirt und unverhohlen losgebrochenen Ghettoflüchen vergleichen.

Es fing die literariſche Judenſchaft an, die Kirchenzeitung mit einer Reihe von Schimpfartikeln zu begrüßen, wogegen die Kirchenzeitung einfach hiſtoriſche Thatſachen, Stellen aus dem Talmud und Ausſprüche von neueren Philoſophen aller Art über das Judenthum brachte, die merkwürdiger Weiſe in ihrem Urtheile über die Juden als in einem Ergebniß einer daliegenden Erfahrungswiſſenſchaft vollkommen miteinander übereinſtimmen, wie Kant, Herder, Fichte, Schoppenhauer.

In den Beilagen zur ſehr gewichtigen Schrift: „Die Kirche und die Synagoge. Aus dem Fran-

*) Was die Kirchenzeitung übrigens nie gethan hat, man müßte nur den Talmud und ſeine Ausleger von jüdiſcher Seite ſelbſt mit dem Namen: „Märchen und Lügenſchriften" brandmarken wollen.

zösischen des L. Rupert. Mit Beilagen von Sebastian Brunner. Schaffhausen, Hurter 1864.“ sind einige jener Beweise enthalten, welche gegen das Ansinnen, „der Christen Fluch sei an dem traurigen Zustande der Juden Schuld,“ unwiderleglich dastehen. Das brachte nun den Kuranda ganz aus seiner diplomatischen Fassung und er schrieb folgenden Artikel, der, wie sich zeigen wird, eine wahre Quintessenz von Reformjüdischer Niedertracht enthält, und Zeugniß gibt, in was für eine bedenkliche Aufregung ein Neujude kommen kann, wenn man ihm die Wahrheit sagt.

„Herr Sebastian Brunner.“

Wien, 27. Jänner.

„Wir haben seit dem Bestehen dieser Zeitung von der Existenz des Herrn Sebastian Brunner nur zwei Mal Notiz genommen. Es geschah dies jüngstens, als die Judenfrage an die Tagesordnung kam und wir uns mit diesem politischen Stoffe nicht mehr und nicht minder beschäftigten als mit jeder anderen bedeutenden Tagesfrage. Wir haben damals Herrn Brunner die Ehre erwiesen, ihn als einen anständigen Gegner zu behandeln, mit Beobachtung der guten Formen, die wir auch in der Polemik gerne im Auge behalten. Seit dieser Zeit ist die „Ost-Deutsche Post“ ein stehender Artikel in dem Wochenblatte des Herrn Brunner geworden. Da ihn die rohen Schmähartikel gegen ein anderes Wiener Blatt auf die Anklage-

bank gebracht und ein Strafurtheil ihm zugezogen haben, verſucht er es jetzt mit uns.*) Die Milde, mit der wir ihn behandelten, hat dem Manne offenbar Appetit gemacht, ſeine Zähne an uns zu wetzen. Wir haben dieſem Thun nun wochenlang ſtill zugeſehen, aber die Zeit und die Gegenſtände ſind zu ernſt, als daß wir nicht endlich das Treiben dieſes Literaten in das gehörige Licht ſtellen ſollten."

„Es iſt ein alter Kunſtgriff ſchlechter Verlagsfirmen, Bücher, von denen ſie wiſſen, daß ſie ob ihres unſittlichen oder gefährlichen Inhaltes in irgend einem Staate verboten ſind, unter falſchem Titel dorthin zu verſenden, und manches gottloſe Buch iſt unter dem Titelblatte einer Bibel geſchmuggelt worden. Eines ähnlichen Kunſtgriffes bedient ſich Herr Sebaſtian Brunner, indem er die häßlichen und gehäſſigen Pamphlete, die er allwöchentlich gegen die Juden veröffentlicht, unter der Ueberſchrift einer „Kirchenzeitung" erſcheinen läßt. Wenn man mit der Hand den Titel dieſer Zeitung zudeckte und Jemand fragen würde, was dies für ein Blatt iſt, ſo würde er namentlich aus den Beilagen ſchließen, daß es eines jener Schmähblätter ſein müſſe, die zur Schande der gebildeten Preſſe in irgend einem Winkel Deutſchlands erſcheinen. Ja, es würde ſogar ſchwer werden, dieſen Winkel zu errathen, da ſolche Zügelloſigkeit, ſolche brutale Hetze gegen Tauſende und Tauſende von Mitbürgern ſelbſt in den Zeiten der erbittertſten geſellſchaftlichen Wirren zu den Seltenheiten gehören."

„Bei einer „Kirchenzeitung" ſetzt man vor Allem die

*) Lucanda meint hier die zehn Gulden, welche ich auf Reparatur der beſchädigten Ehre des Herrn Zang verausgaben mußte.

Vertheidigung kirchlicher Intereſſen voraus. Und wann hat die Kirche dringender der geiſtigen Streiter bedurft als in dieſem Augenblicke, wo ein mächtiger Kaiſer an der Spitze einer Nation, die an Dialektikern ſo reich iſt, die Verträge zerreißt, welche dem Papſte ſeinen weltlichen Beſitz verbürgen? Aber zu ſolchen Arbeiten hat Herr Sebaſtian Brunner offenbar weder die Kenntniſſe noch — den Ernſt! Er iſt ein Literat, der ſich ſein Handwerk leicht macht. Die „Wiener Kirchenzeitung“ — was ſtellt man ſich nicht unter dieſem pompöſen Titel vor, welch' eine Reihe bedeutender, tief eingreifender Aufſätze erwartet man nicht von einem Blatte, das unter ſolchem Namen in der Metropole Oeſterreichs erſcheint? Und was findet man? Eine Harlekinsjacke von ausgeſchnittenen Zeitungsſetzen, Nachdruck und wieder Nachdruck, wobei das Redaktionsſyſtem nicht etwa in der Erweckung kirchlichen Geiſtes, ſondern in der Befriedigung der Skandalſucht liegt. Wo in den Zeitungen irgend eine gehäſſige, verdächtigende Notiz zu finden iſt, die im alleräußerſten Zuſammenhange mit konfeſſionellen Intereſſen ſteht, wird ſie von Herrn Brunner bei den Haaren herbeigezogen und mit zähnefletſchenden Gloſſen noch bitterer geſtaltet.“

„In einer ſo hochernſten Zeit wie die jetzige, wo alle Geiſter von dem, was in Italien ſich vorbereitet, präokkupirt ſind, hat die „Wiener Kirchenzeitung“ kein dringenderes Geſchäft, als die Leidenſchaft der chriſtlichen Bevölkerung Oeſterreichs zu dem wüthenden Haſſe gegen die Juden aufzuſtacheln, nicht etwa vorübergehend in einem Artikel, ſondern allwöchentlich in zwei, drei, ja wie die letzte Nummer zeigt, in acht Artikeln — die Notizen gar nicht gerechnet. Sind es wirklich die Juden, von welchen die Intereſſen der Kirche in dieſem Augen-

blicke ſo bedroht werden, um einen ſolchen Aufwand der leidenſchaftlichſten Abwehr nöthig zu machen, um einen ſo furchtbaren Kreuzzug des Volkshaſſes gegen ſie predigen zu müſſen? Nein, nicht die Kirche, ſondern die Intereſſen des Geſchäftes, das Herr Brunner betreibt, ſcheinen ſolche Artikel zu erfordern. Der Literat, der die „Kirchenzeitung“ herausgibt, ſucht ſeinen geſchäftlichen Vortheil wie irgend ein anderer literariſcher Induſtrieller. Die Juden ſind ein kurrenter Artikel; wie im Carl-Theater und an der Wien die „edlen Judenſtücke“ gegeben werden, weil ſie Kaſſa machen, ſo hat ſich Herr Sebaſtian Brunner ein Geſchäft errichtet, wo allwöchentlich Juden ausgeſchrottet werden.“

„Alle ziehen ihres Weges fort
An ihr Geſchäft — und meines iſt der Mord.“

„Herr Sebaſtian Brunner hat die Judenhetze zu ſeinem literariſchen Induſtriezweig erwählt, er arbeitet in dieſem Artikel wie eine Fabrik, die aus Menſchenknochen Spodium bereitet. Beide Geſchäfte haben einen üblen Geruch, aber ſie finden Abnehmer, es wird Geld verdient und das genügt. Es gibt in Oeſterreich weite Länderſtriche und ganze Provinzen, wo man einen Juden nie geſehen oder höchſtens einen jener armen kümmerlichen Dorfgeher, die, um ihr tägliches Brod ehrlich zu verdienen, nicht einmal den Haß und das blöde Vorurtheil ſcheuen dürfen, dem ſie in jenen Gegenden ausgeſetzt ſind; der ſtille Landpfarrer, der aus der Abgeſchloſſenheit des Seminariums ohne Kenntniß der Menſchen und der Geſellſchaft in den engen Kreis ſeiner Dorfgemeinde trat: das iſt das Publikum, das Herr Sebaſtian Brunner zunächſt im Auge hat. Wer die Juden aus den furchtbaren,

haarsträubenden Schilderungen kennen lernt, welche die „Kirchenzeitung“ von ihnen entwirft, dem muß es unbegreiflich sein, wie Fürsten und Völker nicht längst das Fallbeil aufgerichtet und den Scheiterhaufen angezündet haben, um dieses furchtbare Geschlecht mit einem Schlage zu vertilgen.“

„Und in der That gibt Herr Sebastian Brunner ein um das andere Mal verblümt zu verstehen, daß eine Katastrophe dieser Art demnächst eintreten werde, daß der wilde Haß der „bedrohten“ christlichen Bevölkerung auf die Juden stürzen werde, — das Weitere wollen wir nicht ausmalen.“

„Die Mittel, mit welchen Herr Brunner sein edles Geschäft betreibt, sind eben so unwürdig als bequem. Sie sind ganz angemessen jenen literarischen Handwerkern, die zu faul, zu seicht, zu leichtsinnig, um aus sich selbst zu schöpfen, die Kompilation und den Nachdruck anwenden, um einen skandalösen Effekt hervorzubringen. Man kennt die Methode des berüchtigten Behse. Wer die deutschen Fürstenhöfe und Königsgeschlechter nur aus den Memoiren beurtheilen wollte, welche dieser bösartige und gewissenlose Mensch aus den Abfällen der Geschichte, aus alten Schmähschriften, Pamphleten und notorischen Lügenchroniken zusammengetragen hat, um Schmach und Schande über Alles zu verbreiten, was seine schmutzige Feder berührt, — welchen entsetzlichen Begriff von dem Charakter und der Entstehungsgeschichte der ersten Familien Deutschlands würde der erhalten! Herrn Sebastian Brunners Prozedur gegen die Juden ist aber nicht im Mindesten von der des saubern Herrn Behse verschieden.“

„Es gibt keine Schrift, die seit der Erfindung der Buchdruckerkunst bis auf heute erschienen ist, die ihm zu

ſchlecht wäre, ſie als Autorität anzuführen, wenn ſie in irgend einem Winkel eine Verunglimpfung der Juden birgt. Wie der Lumpenſammler von jedem Miſthaufen die Abfälle für die Papierfabrik und die Knochen für die Spodiumerzeugung aufklaubt, ſo ſucht Herr Brunner auf dem Kehricht der Literatur alter und neuer Zeit Stoff für ſein Geſchäft, er citirt den edlen Quirin Endlich als Autorität, der natürlich nicht unterläßt, ſeinen edlen Freund Brunner dafür hoch zu achten!"

„Der Hauptkunſtgriff dieſes ſpekulativen Mannes ſind ſeine Citate aus hebräiſchen Schriften. Es thut ihm dabei offenbar auch der Gedanke wohl, daß man ihn in der Ferne für einen ungemeinen Kenner hebräiſcher Literatur und Sprache halten muß. Wir werden bei einer andern Gelegenheit die Kenntniſſe dieſes Mannes in's gehörige Licht ſtellen, nicht etwa auf dem Gebiete orientaliſcher Sprachen und jüdiſcher Theologie — wo ſeine Ignoranz verzeihlich wäre, — ſondern auf Gebieten, wo die Unwiſſenheit grell und lächerlich iſt, wenn man ſo das Maul voll nimmt wie Herr Brunner. Doch für heute wollen wir bei der Sache bleiben."

„Von den hebräiſchen Autoren, welche die „Kirchenzeitung" in ſpaltenlangen Auszügen allwöchentlich citirt, hat Herr Sebaſtian Brunner nicht den hundertſten Theil je zu Geſicht bekommen. Er ſchmückt ſich mit den Federn, die er auf dem Miſte eines Eiſenmenger, Pfefferkorn u. ſ. w. gefunden. Denn Spekulanten, wie Herr Sebaſtian Brunner, hat es auch in früheren Jahrhunderten in Menge gegeben. Ein getaufter Jude, Namens Pfefferkorn, war der Erſte, der gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in ſeinem „Handſpiegel" die Wegnahme und Verbrennung aller jüdiſchen Bücher beantragte, indem er

einſeitige und entſtellende Auszüge (die Herr Brunner heute noch benützt) lieferte. Aber einer der edelſten deutſchen Geiſter, eine Zierde deutſcher Wiſſenſchaft, Reuchlin, deckte den wahren Sachverhalt auf, und Kaiſer und Reich nahmen bei dem dadurch entſtandenen Streite für Reuchlin Partei. Ein anderer getaufte Jude, Eiſenmenger, veröffentlichte zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts „das neu entdeckte Judenthum“, eine Sammlung von Stellen aus dem Talmud und ähnlichen Schriften, die gleichfalls in tendenziöſer Weiſe zur Anſchürung des Judenhaſſes ausgebeutet wurden, wogegen Kaiſer Leopold I. drei Mal einſchreiten ließ. Ueber alle dieſe Bücher hat die hiſtoriſche Wiſſenſchaft und die ſeitdem unter den chriſtlichen Gelehrten weit verbreitete Kenntniß der hebräiſchen Sprache ein kritiſches Gericht gehalten. Jene Bücher modern vergeſſen und verachtet in irgend einem Antiquarwinkel.“

„Aber Herr Brunner nährt ſeine Leſer mit dem Abhub derſelben und hütet ſich wohlweislich, einer jener tauſenden von Widerlegungen zu erwähnen, die ſeitdem ſtattgefunden. Er beweist noch immer, daß die Juden keine Eide dem Chriſten zu halten verpflichtet ſind, ſelbſt das wahnwitzige Märchen von dem jüdiſchen Durſte nach Chriſtenblut in den Oſterfeiertagen iſt ihm nicht zu ſchlecht, um es als Thatſache hinzuſtellen. Es iſt ein grauſamer Kitzel, den er ſeinen Leſern bereitet; ſie ſehen ein Völkergeſpenſt mit hidöſen Zügen, verworfen in ſeiner Sittlichkeit, ſeinem Verkehr, ſeinem Glauben und Hoffen, ſeinem Denken und Fühlen, mitten durch die chriſtliche Geſellſchaft ſchreiten. Die tollſten Ausgeburten einer fanatiſirten Phantaſie müſſen ſich nach und nach mit dem Bilde indentifiziren, welches Herr Sebaſtian Brunner

von einer Million öſterreichiſcher Staatsbürger mit der Unermüdlichkeit des Haſſes und der Gewiſſenloſigkeit zu entwerfen ſtrebt. Was iſt der letzte Zweck dieſes Mannes und wohin zielt ſeine Arbeit? — —"

So weit — die „Oſt-Deutſche Poſt" über S. Brunner.

Darauf kamen von mir in der Kirchenzeitung folgende Sendungen:

Erſte Sendung an die „Oſt-Deutſche Poſt".

Indem ſich der Gefertigte ausdrücklich vorbehält, für den perſönlichen Schimpf, welcher ihm in dem Artikel: „Herr Sebaſtian Brunner," in Nro. 28, Jahrgang 1860, der „Oſt-Deutſchen Poſt" angethan wird, ſo wie für manches Andere, was dort ſonſt noch ſich vorfindet, mit dem jüdiſchen „Eigenthümer und verantwortlichen Redakteur" dieſes Blattes, Herrn Ignaz Kuranda, Ritter der kaiſerlich franzöſiſchen Ehrenlegion, ſeiner Zeit gehörige Abrechnung zu pflegen, hält er ſich zuvörderſt an die vier letzten Abſätze des erwähnten Artikels und ſetzt dem ungenannten, offenbar jüdiſchen Verfaſſer desſelben hiemit öffentlich und rechtsverbindlich eine Belohnung von

100 Stück vollgewichtigen k. k. Münz-Dukaten

feſt, wenn es ihm gelingt, auch nur Eine einzige der von ihm ſelber, theils implizite, theils explizite aufgeſtellten nachſtehenden Behauptungen vollſtändig und vollgiltig mit literariſch-hiſtoriſcher Gründlichkeit nachzuweiſen:

I. Daß die von der „Wiener Kirchenzeitung", ſeitdem ſie durch die „Oſt-Deutſche Poſt" ſelber veran-

[illegible], in Nro. 39, Jahrgang 1859, gegen dieses Judenblatt ihre Polemik eröffnen mußte, in den Nummern: 39—52 v. J. und in den Nummern: 1—4 l. J., über und wider jüdisches Thun und Treiben in der Vergangenheit und in der Gegenwart aufgeführten Gewährsmänner wirklich und durchweg in den „Kehricht der Literatur alter und neuer Zeit" gehören.

Diese Gewährsmänner sind nämlich:

1. Die auch für den Juden maßgebenden Verfasser historischer und prophetischer Bücher des alten Bundes;

2. die Verfasser der Evangelien, der Apostelgeschichte und der Briefe des neuen Testamentes;

3. die Kirchenlehrer: Hieronymus und Johannes Chrysostomus, mit dem Kirchenschriftsteller Eusebius von Cäsarea; der Papst Innocenz III.;

4. der jüdische Geschichtschreiber Flavius Josephus;

5. die Historiker: Johann Bromton, Matthäus Paris, Baronius, Bzovius, Hottinger, Fleury, Ulrich, G. S. Bandtkie, von Schiller, Colquhoun, Rühs, Rotteck, Heinrich Leo, von Plotho, Schlosser; die Bollandisten und Theodorich Ruinart;

6. die Urheber und Glossatoren des Corpus Juris civilis und des Corpus Juris canonici;

7. Die Kirchenrechtslehrer: Böhmer, v. Moy und Permaneder;

8. die Publizisten: Klüber, Koch, Schlözer, Segesser, Rudolph Moser, Ludwig Holst, Graser, Dahlmann, v. Paalzow, Theodor Brand, Mewissen, Daumer, Justus Anonymus, Dr. Perty, Bogumil Golz, Tengler, Gobler, Lotharius, Beck;

9. die Denker: Bossuet, Pascal, Herder, Kant, Fichte, Schoppenhauer;

10. die chriſtlichen Gelehrten: Richard Simon, J. A. Eiſenmenger, Schudt, Bodenſchatz, Dr. H. E. G. Paulus, Bonaventura Mayer, Dr. Ghillany, Dr. Jockell, der Verfaſſer des „Juden mit dem Barte“, die Privat-Correſpondenten aus Berlin, Köln, Wien, Tirol;

11. der Reformator: Dr. Martin Luther;

12. die Franzoſen: Voltaire, Lamond, Napoleon I., Charles Fourier, Touſſenel;

13. die Berichterſtatter über die jüdiſchen Spitzbuben: Süß Oppenheimer und Giftmiſcher Lippold;

14. die jüdiſchen Literaten: Rabbiner Auguſt Fabius in Lyon, Frau Fany Lewald-Stahr, Börne, Heine, Dr. Steinheim, Gabriel Riſſer, Letteris, Johann Jakoby, Heinrich Simon, Julius Fürſt, Alphons Esquiros, Streckfuß, J. Einhorn, E. Koſſak, der Rabbiner von Knoxwill in Nordamerika, Heinrich Jaques, der Konvertite Cerfbeer, der Mobel Seligmann Steinſchneider und Sigmund Schleſinger in Wien;

15. die Zeitungen und periodiſchen Blätter: die Augsburger Allgemeine, der weſtphäliſche Merkur, das preußiſche Volksblatt, das Stuttgarter Deutſche Volksblatt, die Augsburger Poſtzeitung, das Mainzer Journal, die Voſſiſche Zeitung, die Berliner Gerichtszeitung, die Neue Preußiſche Zeitung, die Neue Hannoveraner Zeitung, die New-Yorker Kirchenzeitung, L'Univers, die Gegenwart, der Märkiſche Courier, die hiſtoriſch-politiſchen Blätter für das katholiſche Deutſchland, Przeglond powszechny, die Rheiniſchen Blätter, die Leipziger Grenzboten, die Kölniſche Zeitung, Le Siècle, die Deutſche Chronik für das Jahr 1848, die Berliner Nationalzeitung, die Berliner Bank- und Handelszeitung, die Berliner Volkszeitung, die Berliner Zeitungshalle, die Berliner Revue, das Or-

gau für die Aufgeklärten aller Kirchenparteien, die Badiſche Landeszeitung, der Anzeiger des Weſtens, das Frankfurter Journal, die Allgemeine Zeitung des Judenthums, die Wiener Mittheilungen, Wertheimer's Jahrbuch für Iſraeliten, die Wiener „Preſſe", die Wiener Morgenpoſt, der Wiener Telegraf, die Oſterreichiſche Zeitnng und die Oſt-Deutſche Poſt ſelber;

16. die alten Heiden: Lyſimachus, Cicero, Tacitus, Suetonius, Juvenal, Martialis, Seneca, Dio Caſſius, Ammianus Marcellinus, Cl. Rutilius;

17. verſchiedene Traktate des Talmud, einzelne Rabboth und Midraſchim, Rabbi Machir's „aromatiſches Pulverbuch", Emek Hamelech verſchiedene rabbaniſche Jalkut's oder „Schnappſäcke", Ausſprüche der gelehrten Rabbinen: Maimonides, Abarbanel, Raſchi, Bechai, Menachem, Auszüge aus dem großen und kleinen Sepher Mizvoth, aus den jüdiſchen Gebetbüchern (Selichoth), aus dem Schulchan aruch, Jad hachaſakah, Sepher Chaſidim, Menorath hamaor, aus dem Col bo, dem alten und dem Lippmann-ſchen Nizachon, aus dem Orchoth Zadikim, Rabbi Jerucham's Rabbi mi Kozzi's, und Rabbi Weil's Schriften. Wie alle dieſe Citate bei Chriſtian Frank („Die Juden und das Judenthum, wie ſie ſind," Köln 1816) ſich finden, und in der „Wiener Kirchenzeitung" in blos zwei Nummern aufgenommen ſind, reſp. in einer dritten theilweiſe ſich wiederholen.

II. Daß Johannes Pfefferkorn ſchon „gegen das Ende des 15. Jahrhunderts", alſo vor dem Jahre 1500 ſeine Polemik wider den Talmud begonnen, und der „Erſte" war, welcher die Wegnahme und Verbrennung aller jüdiſchen Bücher beantragte; ferner daß der Gefertigte ſeine hebräiſchen Citate aus Pfefferkorn's Schriften ſchöpfte.

III. Daß die „Kenntniß der hebräiſchen Sprache“ erſt nach Eiſenmenger's Auftreten „unter den chriſtlichen Gelehrten ſich weiter verbreitete“.

IV. Daß Eiſenmenger „ein getaufter Jude war“.

V. Daß die „jüdiſche Theologie“ von dem Talmud und dem ganzen rabbaniſtiſchen Judenthume Umgang nehmen kann, ohne ſich ſelber hiſtoriſch und wiſſenſchaftlich zu verlieren, ſo daß die ganze jüdiſch-theologiſche Literatur, den Talmud miteingeſchloſſen, die von der „Oſt-Deutſchen Poſt“ geſpendeten Ehrentitel: „Lügenſchriften“, „alte Scharteken“ u. ſ. w. in der That verdienen ſollte.

VI. Daß die „hiſtoriſche Wiſſenſchaft“ und die mehr „verbreitete Kenntniß der hebräiſchen Sprache“ in der That „tauſende von Widerlegungen“ gegen das Werk eines neunzehnjährigen Fleißes und gegen die gewiſſenhafteſten Auszüge aus nahe an zweihundert hebräiſchen Autoren in Eiſenmenger's „neuentdecktem Judenthum“ zu Stande, und das Werk ſelber ſo ſehr um allen Kredit gebracht habe, daß die Abfaſſung eines Eisenmenger vapulans ein kleines jüdiſches Beſcheideſſen geworden und Joſeph Bamberger's Behauptung in den „freimüthigen Gedanken über den Geiſt des Judenthums“ (Germanien 1818, S. 470) vernichtet ſei, die alſo lautet:

„Man laſſe ſich ja nicht durch das Schelten der Juden auf Eiſenmenger irre machen, und man gebe ihnen kein Gehör, bis ſie beweiſen, daß er die Rabbinen nicht verſtanden oder falſch überſetzt habe. Dieſe Arbeit hat ſich aber bis jetzt noch kein Jude unterziehen wollen, obſchon über hundert Jahre ver-

floſſen ſind, ſeit dieſer Mann lebte. Und dieſe Arbeit wird auch in alle Ewigkeit keiner unternehmen, weil ſie eine Unmöglichkeit iſt." (Hartmann, Eiſenmenger und ſeine jüdiſchen Gegner. Parchim 1834. S. 39.)

Der Redakteur der „Kirchenzeitung".

Kuranda ſchwieg und hat bis zu ſeinem ſeligen Ende nicht Eine ſeiner kühnen Behauptungen nachweiſen können, da ihm doch 100 Dukaten dafür in Ausſicht geſtellt wurden. Außer dem Geſchäft von 100 Dukaten wäre es auch ein Ehrenpunkt geweſen, dieſe Fragen zu beantworten, allein manche Leute ſind der ſtandhaften Anſicht, daß ihre Ehre keinen Schaden erleiden könne. Es gibt eine Gattung von Zurechtweiſungen, welche unter den Namen: „Moraliſche Ohrfeigen" regiſtrirt werden, es gibt aber auch Leute, welche im Moment, in welchem ſie einen moraliſchen Schlag obiger Gattung bekommen, zu eifrigen Jüngern der Stoa werden und mit einer großen Reſignation dort zu ſchweigen anfangen, wo ſie nichts mehr reden können. Der Jude erſchwindelte ſich ſpäter als „guter öſterreichiſcher Patriot" den Leopoldsorden. Es kam eine fernere Sendung. Dieſe lautete:

Zweite Sendung an die „Oſt-Deutſche Poſt“.

„Selbſt das wahnwitzige Märchen von dem Durſte nach Chriſtenblut an den Oſterfeiertagen iſt ihm (d. h. dem Red. d. Kirchenzeitung) nicht zu ſchlecht, um es als Thatſache hinzuſtellen.“

Oſt-Deutſche Poſt.

„Daß die Juden an den Oſterfeiertagen einen Durſt nach Chriſtenblut haben“ — iſt von uns nie behauptet worden. Die „Oſt-Deutſche Poſt“ iſt nicht bei der Wahrheit geblieben.

Wir haben nur den Satz aufgeſtellt: „Die Juden haben erwachſene Chriſten und Chriſtenkinder zu abergläubiſchen Zwecken — und erregt durch den Haß rabbanitiſcher (chaſſidäiſcher) Anſchauungen — auf grauſame Weiſe ermordet.“

Dieſe Thatſache iſt hiſtoriſch ſo vielfältig konſtatirt, wie die Feueropfer der ſpaniſchen Inquiſition (eine, wie es Rabbiner Philippſon, eine moderne jüdiſche Autorität, ſelber eingeſteht, ſpaniſche Nationalinſtitution); ſo gut nun die ſpaniſche Inquiſition in den Judenblättern beſtändig eine Rolle ſpielt und die Schuld derſelben faſt immer auf die Kirche geladen wird, ſo gut muß es doch auch erlaubt ſein — im Judenthum vorgekommene Thatſachen zu berichten, ohne daß wir die Schuld davon den modernen Juden aufladen.

Der letzte bekannte und juridiſch konſtatirte grauſame Chriſtenmord iſt der des P. Thomas und ſeines Dieners im Judenquartier zu Damaskus.

Hier folgt vorläufig ein in Folge Allerhöchſter Entſchließung gedrucktes Aktenſtück. — Die in demſelben vorkommenden Beſchuldigungen der Juden ſind

keineswegs blos allgemein gehalten, sondern beruhen auf juridisch konstatirten und jetzt noch vollgiltig erweisbaren Thatsachen; wie z. B. die an den Tiroler Kindern Andreas von Rinn, Simon von Trient und Ursula Pöck in Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts von Juden verübten Morde. Hier wörtlich das Aktenstück:

„In Folge Allerhöchster Entschließung
vom 14. Mai 1842,

hat der steiermärkisch-ständische Ausschuß mit Erlaß vom 21. Juni 1842, Z. 4743, die Wiederauflage und Veröffentlichung der steiermärkischen Landhandfeste Kaiser Karls VI. anzuordnen befunden."

Signirt ist die Ausgabe dieser Aktenstücke: „Vom steirischen ständischen Verordneten-Rathe, Gratz am 21. Juli 1842." In diesem Foliobande sind vierzig für Steiermark sehr wichtige Aktenstücke; das zwölfte: König Maximilian I. Zusage, die Juden für immer aus Steiermark zu vertreiben, lautet wörtlich:

Brieff von Auszutreibung der Judischheit aus Steyr.

Wir Maximilian von Gottes Gnaden Röm. König ꝛc. ꝛc. Bekennen für Uns und Unsere Erben und Nachkomben offentlich mit diesem Brieff, und Thun Kundt allermäniglich. Alß Wir nach Abgang Weilandt Unsers lieben Herrn und Vatters des Röm. Kayserß löblichster Gedächtnus, in das Regiment Unserer Erblichen Fürstenthum und Länder Oesterreich, Steyer, Kärndten und Crain gegangen, seyn Uns zu mehrmalen, merklich und schwere UnEhre, Laster und Schmach, so Unser Judischheit in denselben Unsern Fürstenthumben und Landen gesessen, dem heiligen

Hochwürdigen Sacrament zu vielmalen erzeigt, daß ſie auch junge chriſtliche Kinder, jämmerlich gemartert, getödt, vertilgt, Ihr Blut von ihnen genommen, und zu ihrem verſtockten, verdammlichen Weſen gebraucht, fürkommen, Uns auch darneben Unſer Landſchafft von Praelaten, Herren, Ritterſchaft, Stätten und Märkten gemeiniglich des obberiert Unſers Fürſtenthums Steyr angebracht, wie dieſelbe Judiſchheit Ihr Vorfordern und ſie mit falſchen Brieffn, Inſiegeln und ſonſten in anderweg in- und außerhalb Rechtens in manigfältigweiſe betrogen und Viel mächtiger und andern Geſchlecht damit in ganz Verderben und armut geſetzet hätten, darum ettlich gefangen ſolch übel an ihnen gefunden, und der eines theil mit peinlichen Rechten geſtrafft, derſelben Verſchwörung ſie, Ihr Erben und Nachkomben wo das durch Uns nit verhuet wurde, täglich von ihn gewartend wären, und Uns als Ihren Herrn und Landsfürſten demütiglich angeruſen und gebeten, ſie in ſolchem Gnädiglich zu verſehen. Und wan wir nun als ein Römiſcher König und chriſtlicher Fürſt und Liebhaber der Ehren Gottes und ſeines Heiligen Glaubens ſolches groben erſchröklichen und unleiblichen Handels nit unbilliches merklich Mißfallen und Beſchwärung tragen, haben wir Gott zu Lob, und Unſeren Unterthanen, die Uns zur Ablegung und Ergözlichkeit Unſerer Nuz und Renten ſo wie von der gemelten Judiſchheit Jährlich gehaben hätten mögen, ein Summa Geldes zu Unſern Handen geſtellt und geben haben, der Uns beneigt zu Gnaden und damit fürohin ſolch Uebel in dem obgenannten Unſern Fürſtenthum und Lande nit mehr beſchehe, mit guter Vorbetrachtung, zeitigem Rath und aus Vollkommenheit Unſerer Königlichen und Fürſtlichen Ge-

walte, und rechten Wiſſen dieſelbe Unſer Judiſchheit, allenthalben aus dem obberierten Unſerm Land Steyer, auch von der Neuſtadt und Neukirchen in ewige Zeit geurlaubt und zwiſchen hie und der Heiligen drei König Tag ſchiereſt auszutreiben zugeſagt. Urlauben und zuſagen ihnen ſolches zu als Römiſcher König und regierender Herr und Landsfürſt, wiſſentlich mit dieſem Brieff Mainen, ſezen und wollen, daß nun für den gemeldten der Heiligen drei König-Tag, kein Jud in obberierten Unſerm Land Steyr, Neuſtatt und Neukirchen mehr kommen, noch darinen ainicherlei Handlung mit Wucher, noch in ander geſtalt üeben noch Treiben, ſondern daraus ganz ausgeſchloſſen, und ihn verbotten ſeyn ſollen, es wäre dan, ob derſelben Juden einer oder mehr, wo wir Unſer Erben, oder Nachkommen Unſern Königlichen und Fürſtlichen Hofe in dem jetzt gemeldtem Unſerm Fürſtenthum Steyr hielten, ſeiner Nothdurfft nach, Uns Beſuchen, oder mit Unſer, oder Unſerm Regenten oder Anwaldt in Steyr Sicherheit und Glait zu Uns durchziehen wurde, des ſoll ihn nicht gewehrt werden, doch daß ſie ſich darinen glaitlich halten und weſſentlich nit bleiben. Es ſoll auch kein Jud, wo der wohnhafft iſt, keinem Steyrer noch ihren Armen Leuthen, nach dato dieß Brieffs, auf Brieff, grundt noch Boden, die innen oder außen Unſern Landes Steyer gelegen ſeynd, nicht leihen: Wo ſie aber das thätten und ſolch Brieff durch ſie oder Chriſten dem ſie die übergeben inn, oder außer-Lands fürbracht würden, die ſollen ganz krafftloß und vernicht ſeyn. Wir Unſere Erben und Nachkommen wollen und ſollen auch die obberiert Unſer Landſchafft bey Unſern Gnaden und Freyheit allzeit gnädiglich halten, Handhaben, ſchuzen und ſchirmen und dawider nicht Tringen, Bekümmern, noch Beſchwären,

noch das jemands andern zu thun geſtatten in kein weis ungefährlich. Mit Urkund des Brieffs. Geben zu Schwabiſchen Werda, Freitag vor dem Sonntag Judica in der Faſten nach Chriſti Geburt, Vierzehnhundert und im Sechß und Neunzigſten, Unſers Reichs des Römiſchen im Eilfften, und des Hungariſchen im Sechßten Jahren.

Am 15. Februar erließ ich in der Kirchenzeitung eine Aufforderung an die Oſtdeutſche Poſt, dieſelbe ſolle nach §. 20 des Preßgeſetzes die lügenhaften Behauptungen ihres gegen mich gerichteten Schmähartikels zurücknehmen und zwar mit dem thatſächlichen Nachweiſe der Unwahrheiten, die im Schmähartikel enthalten ſind. Der Jud duckte ſich und rührte ſich nicht.

Im Jahre 1889 ſind unvorſichtige Juden gerichtlich conſtatirt bei Befolgung des traditionellen Blutrituals ertappt und gerichtlich abgeſtraft worden. Ein frommer Rabbinatscandidat in Breslau lockte einen neunjährigen Knaben in ſeine Wohnung und zapfte ihm Blut für die Mazzes ab. Der jüdiſche Vertheidiger ſagte halb frech und halb den naiven ſpielend: „Es iſt ja gar nicht abzuſehen, wozu ſein Client hätte gebrauchen können das Blut und was er hätte wollen machen damit?“ O du unſchuldige Juden-

ſeele!! Der angehende Rabbiner wurde auf 3 Monate Kerkers verurtheilt.

Einige Wochen ſpäter zapften zwei Jüdinnen und ein Jude in Tokin der ſchwangern Frau eines italieniſchen Arbeiters Blut ab, die Verbrecher banden Tags darauf das Opfer an Händen und Füßen und warfen es in einen Schupfen des Wohnhauſes ihres Mannes zu einer Zeit, wo ſie beſtimmt wiſſen konnten, daß der Mann auswärts arbeitet! (Wiener Deutſches Volksblatt, Nro. 66, 1889.)

Die arme Eſther zu Tiszla in Ungarn iſt verſchwunden. Der geniale Staatsanwalt Szeiſert begann ſein wichtiges Amt in dieſem Prozeß mit der Behauptung: Die Klage auf rituellen Mord wird gar nicht in Betracht gezogen, denn ſo was gibt es nicht!! Das geſchah unter dem Regimente Tiszas, des edlen und toleranten Judenfreundes. Die Juden wurden freigeſprochen. Ebenſo wurde das Ritter'ſche (jüdiſche) Ehepaar, welches nach Beſchluß von drei Gerichtshöfen in Gallizien wegen rituellen Mordes einer Magd im Keller zum Tode verurtheilt war, von der höchſten Inſtanz freigeſprochen. Damals lebte nämlich unter den gelehrten und toleranten Juriſten die ſehr nachſichtige von Juden- und Rabbiner-

blättern verkündigte Anſchauung: „Nur fanatiſche Dummköpfe können im 19. Jahrhundert noch ſo vernagelt ſein, an einen jüdiſch-rituellen Mord zu glauben.“ — Nun und wer möchte darum in einer ſo aufgeklärten Zeit als ein fanatiſcher Dummkopf ausgeſchrieen werden?

Während der Zeit dieſer Controverſe ſchlugen ſämmtliche Judenblätter gegen mich los, ich ſollte zum Schweigen gebracht, vernichtet werden. Es iſt eine alte Beobachtung, daß die Juden, wo ſie Macht beſitzen, immer in der einen oder andern Form gegen jeden, der ihnen die Wahrheit ſagt, jene Umtriebe wiederholen, die in den vier Evangeliſten als hiſtoriſcher Typus für alle Zukunft verzeichnet ſtehen. Einer ſuchte den Beweis zu liefern, wie im Judenthum die wahre Nächſtenliebe herrſche und berief ſich auf Maimuni, den von den Juden ſogenannten zweiten Moſes. Ich publicirte über dieſes Thema, welches immer noch das gleiche Intereſſe hat, weil ſich Reformjuden in dieſer Angelegenheit oft auf dieſen „zweiten Moſes“ berufen, zur Orientirung Folgendes:

Moſes der Zweite.

Kaum will man in der gewiſſen Frage ſich Ruhe vergönnen — ſo legen gewiſſe Herren ſich dieſe Ruhe unrecht aus — und meinen, jetzt ſei es erſt recht an der Zeit, auf's Neue loszuſchlagen. Dieſe Herren ergeben ſich offenbar der irrigen Meinung: es dürfe kein Angriff, keine Schmähung mehr zurückgewieſen, keine Entſtellung der Wahrheit, keine Lüge mehr berichtigt werden. Ihr grenzenloſer Hochmuth will auch dann das letzte Wort haben, wenn er Thatſachen nichts entgegen ſetzen kann als Schmähungen und hohle Tiraden.

In der „allgemeinen Zeitung des Judenthums," herausgegeben von Rab. Philippſon in Magdeburg, Jahrgang 1860, Nro. 9, findet ſich S. 134—138 ein Artikel aus Gaya in Mähren, datirt vom 10. Februar und unterzeichnet von Dr. M. Duſchak, Bezirks-Rabbiner. In dieſem Artikel wird unter Anderm zuerſt gegen die Redaktion der „Wiener Kirchenzeitung" und ſofort gegen den „natürlichen (!) und künſtlichen Fanatismus" losgezogen, welcher „unter den Vertretern des Judenthums", reſpektive unter den „deutſchen romantiſchen Theologen" desſelben, gar „ſo viel herrſcht", „der gegen jede Regung und Bewegung auf dem Felde des Judenthums, im buchſtäblichen Sinne, natürlich und künſtlich wüthet." Es wird hierbei dieſen „Herren Fanatikern" ſehr übel vermerkt, daß ſie „in der heutigen Zeit" „zu dieſer (jüdiſchen) Fahne des deutſchen romantiſchen Zelotismus ſchwören" (S. 136).

Wir überlaſſen dem „Jeſchurun" die Zurückweiſung dieſer brüderlichen Adreſſe und legen dem Leſer blos

vor, wie Herr Duschak mit uns verfährt. Er schreibt nämlich wörtlich:

„Herr Sebastian Brunner, Redakteur der Kirchenzeitung, ein Priester der „Religion der Liebe",*) schmachtet sehnsuchtsvoll nach jenen finstern und schrecklichen Tagen, da (sic?) sich die Bekenner verschiedener Religionen um der Religion willen verfolgten, da man unschuldige Juden und Jüdinnen, Väter und Mütter, Söhne und Töchter, zu den Flammen des Scheiterhaufens schleppte, da man gegen im Ebenbilde Gottes erschaffene Wesen, Dei Gloria,**) den Mordstahl zuckte und mit lechzendem Blutdurste erwürgte. Sein eifriges Bestreben zielt dahin, den Juden Oesterreichs, welchen die Morgenröthe der Gleichberechtigung und der Gleichstellung aufgegangen, und die sich dem Mittage einer vollständigen Emanzipation nähern, die elendesten, märchenhaftesten zum tausendsten***) als albern zurückgewiesenen Beschul-

---

*) So nennen die Reform-Juden oft mit blos höhnischer Betonung das Christenthum und insbesondere die katholische Religion.

**) Nach der Lehre der orthodoxen Juden weilet die „Herrlichkeit Gottes" über dem Haupte eines jeglichen Juden, und nur über diesem, weil nur er allein wahrhaft „im Ebenbilde Gottes" erschaffen ist. Wegen dieser besonderen Qualität bedeckt der orthodoxe Jude sein Haupt mit dem Sammtkäppchen, das er vor Niemand lüften soll.

***) Was es mit diesem „tausendsten" Mal für eine Bewandtniß habe, wird der Leser weiter unten vernehmen.

Uebrigens ist es 1. eine Lüge, daß wir nach Scheiterhaufen schmachten;

2. eine Lüge: daß wir märchenhafte Beschuldigungen vorbringen;

3. eine Lüge: daß wir eine Gier nach Folterung und Marterung der Juden hätten;

4. eine Lüge: daß wir unter den Talmudischen Juden nichts als Christophagen sehen;

Johannes Müller in ſeinem „Judenthum“; Anton Hulſius in ſeiner „Theologia Judaica“; Johannes Hoornbeek in ſeinen „acht Büchern über die Widerlegung und Bekehrung der Juden“; Johann Chriſtoph Wagenſeil in ſeiner „Confutatio Carminis Lipmanni“ und an mehreren anderen Orten ſeiner „Feurigen Pfeile des Satans“; Martin Diefenbach in ſeinem „Judaeus convertendus et conversus“; A. M. Caul in ſeinem „Vergleich zwiſchen dem modernen Judenthum und der Religion des Moſes und der Propheten“, und hundert andere katholiſche und proteſtantiſche Anti-Judaiker des ſiebzehnten, achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. Selbſt der ſo viel und ſo ungerecht geſchmähte Eiſenmenger würdigt ſtets und mit aller Umſicht und Ruhe die milderen Anſichten einzelner Rabbinen, und es iſt unter Männern vom Fache durchweg anerkannt, wie ſchonungsvoll Johannes Wülfer in dem Streite zwiſchen Salman Zebi und Friedrich Samuel Brentz den jüdiſchen Partner behandelte.

Ebenſo iſt es eine bekannte Thatſache, daß die Reformjuden des vorigen und des gegenwärtigen Jahrhunderts am liebſten auf den, von ſeinen orthodoxen Zeitgenoſſen und deren Nachfolgern mannigfach angegriffenen und der Hetorodoxie verdächtigten Rabbi Moſes Maimuni („Rambam“, Bar Majemon = Maimonides), reſpektive auf deſſen mildere Anſchauung ſich berufen, indem ſie es überhaupt nicht verſchmähen, dieſen Rabbi ſchlechthin als „Moſes den Zweiten“ auf den Thron des altteſtamentlichen Geſetzgebers und Propheten aus dem Stamme Levi zu ſetzen und Beiden einen dritten Moſes in dem Philoſophen Mendelsſohn aus Deſſau als Nachfolger zu proklamiren. Es gehört übrigens zunächſt nicht hieher, von

dem zeitweiligen Abfalle Rabam's zum Islam, von dem innern Widerſpruche, welcher zwiſchen der „Jad ha chaſakah“ und dem „Moreh Nebuchim“ dieſes Autors obwaltet, von der Anklage, welche die äußerſte Linke des Reformjudenthums ſelbſt gegen dieſen Meiſter erheben zu müſſen glaubte, weil er nach der einen Richtung hin ſeine Glaubensgenoſſen in neue Feſſeln geſchlagen, anſtatt ſie vollends von dem Joche des Talmudismus zu befreien. Es genügt hier, den Leſer bezüglich der genannten Punkte einfach auf die den Juden allerdings verhaßte, aber nach vielen Seiten hin recht vortreffliche, das nachchriſtliche Judenthum bis in die Gegenwart herein geiſtreich charakteriſirende Schrift Wageners: „Das Judenthum und der Staat“ (Berlin 1857), zu verweiſen.

Ebenſo mag es genügen, wenn wir den von Herrn Duſchak, wohl nicht ohne jüdiſche Mentalreſtriktion, zuſammengerafften Stellen zuvörderſt in Betreff Maimuni's die Aeußerung eines anerkannt judenfreundlichen Literaten, nämlich Georg Bernhard Depping's entgegenhalten. Dieſer ergeht ſich in der deutſchen Ausgabe ſeiner Schrift: „Die Juden im Mittelalter“ (Stuttgart 1834, S. 74—87) über Maimonides in reichlichem Lobe und firnißt (S. 76 ff.) die „erhabenen Anſichten eines Juden im zwölften Jahrhunderte“ zum Theil noch dadurch, daß er ſie „eines Platon und der Kirchenväter würdig“ erklärt, während ſie thatſächlich nicht über die gewöhnliche Anſchauungs- und Ausdrucksweiſe der philoſophiſchen Ethik bei den alten Griechen und Römern hinausragen. Seite 78 ff. ſchreibt er jedoch Folgendes: „Man mag ſich wundern, wie ein Philoſoph von ſolchem Geiſte ſein Talent darauf wenden und ſeine Zeit damit verlieren mochte, die kleinlichen und ſogar

albernen Uebungen zu kommentiren, worüber ein Theil der Mischna handelt. Mußte er nicht diese Details über nichts bedeutende Gegenstände mitleidig belächeln? Konnte er im Ernst die Frage untersuchen, ob es nach Hillel's Schule erlaubt sei, die Vögel mit Milch zu essen, oder ob dies nach der Meinung der Schule Schammai's verboten sei? — Ob man das Haus kehren müsse, bevor man sich die Hände wasche oder ob man sich waschen müsse, ehe man kehrt u. s. w. Ich glaube hierauf erwiedern zu müssen, daß sich Maimonides überall in seinen Werken als ein Mann von außerordentlicher Religiosität zu erkennen gibt. Er sah in dem mosaischen Gesetze die Lehre von einem einzigen Gott und Vorschriften der reinsten Nächstenliebe. Dieses Gesetz schien ihm ohne Zweifel geeignet zur Bildung des vollkommenen Menschen, wie er ihn sich dachte. Jene Menge kleinlicher und kindischer Gebräuche schien ihm, wie ich aus einer Stelle in seinen Vorreden schließe, geschickt, die Juden von bösen Gewohnheiten, von Leidenschaften zu entfernen und ihnen beständig die Idee ihres Gottes oder die Ausübung einer Tugend in's Gedächtniß zu rufen. Betrübend ist es dagegen, daß man in den Werken des Maimonides den Haß der Juden gegen Alle, die eines andern Glaubens sind, gleichfalls findet. Er erlaubt nicht nur, sie zu betrügen, sondern vergißt sich sogar so weit, daß er sich für überzeugt erklärt, man müsse die Verräther, die Epikuräer, die Ketzer vertilgen, und zwar aus jenem allen Verfolgern gemeinsamen Vorwande, daß man die Gefahr abwenden müsse, die durch sie der wahren Religion drohe (Hilchoth, Abodasaral Kap. 10). Es ist wahr, daß ähnliche Maximen

auch den Talmud beflecken; aber für einen so erhabenen Geist, wie Maimonides, durfte dies kein Grund sein, um sie anzuerkennen. Uebrigens theilt er nicht alle Vorurtheile seiner Zeitgenossen und erhob sich namentlich häufig gegen die Astrologie, — obwohl er nichts desto weniger annahm, daß die himmlischen Sphären durch Engel bewegt und regiert werden, ja daß sie selbst Engel oder höhere Geister seien."

Nach diesen Aeußerungen Depping's wäre es mit der Nächstenliebe der Juden gegen Nicht-Juden, selbst nach Maimonides, nicht besonders weit her, und daß die von Herrn Duschak zusammengestellten Lehrsätze von den Pflichten der Juden gegen Nicht-Juden nach dem Talmud wie nach Maimonides, selbst mit Rücksicht auf den Unterschied zwischen den Nicht-Juden, „welche die sieben noachidischen Gebote halten" und zwischen den eigentlichen Götzendienern, nicht auf besonders festen Füßen stehen, hat z. B. M' Caul, der übrigens den Ton Eisenmenger's „sorgfältig zu vermeiden" suchte, unter folgenden Gesichtspunkten in seinem oben genannten Werke aus talmudisch-rabbinischen Schriften durch eine Reihe von Nummern in schlagender Weise dargethan. Diese Gesichtspunkte bezeichnet er selber (Frankfurter Ausgabe vom Jahre 1839,*) Seite 378 ff.), wie folgt:

„Das Resultat dieser Vergleichung ist 1. daß das Judenthum eine falsche Religion ist. Die Prämissen, aus welchen wir diesen Schluß gezogen haben, sind folgende:

. . . . . .

5. Es schwächt die Kraft der moralischen Pflichten. Es zeigt den Menschen, wie sie die göttlichen

*) M'Caul ist Anglikaner — also Protestant.

Gebote umgehen können (Nummer XI, XIV, XV des M' Caul'ſchen Werkes); es erlaubt die Dispenſation von Eiden (Nummer LVI, LVII); es erlaubt den Menſchen, das zu behalten, wovon ſie überzeugt ſind, daß es ihnen nicht zugehört, wenn es nur einem Heiden (V) oder einem nichtgelehrten Juden (LIX) gehört; es ſanktionirt endlich die Ermordung eines Nichtgelehrten (Ibidem).

6. Es verleitet die Menſchen zu dem Glauben, als könnten blos äußerliche Handlungen eine Sühne ſein für moraliſche Vergehen. Das Händewaſchen (Nummer X) — die äußerliche Heiligthaltung des Sabbaths (Nummer XXIX) — das Blaſen des Horns am Neujahr (Nummer XXXIV) — die Ceremonie der Beſchneidung (Nummer LVIII) u. ſ. w. werden darin als hinreichend dargeſtellt, um einen gottloſen Menſchen von der gerechten Strafe für ſeine Miſſethaten zu befreien.

. . . . . .

8. Es erniedrigt das weibliche Geſchlecht, indem es erſtlich die Polygamie (Nummer XLVII) und dann unter dem geringſten Vorwande die Scheidung (Nummer XLVIII) erlaubt — indem es ferner das Weib für unfähig erklärt, Zeugniß abzulegen, indem es daſſelbe von dem öffentlichen Gottesdienſte ausſchließt — und indem es die Lehre aufſtellt, daß daſſelbe die Verpflichtung nicht habe, ſich mit dem geoffenbarten Willen ſeines Schöpfers bekannt zu machen (Nummer III).

9. Es unterdrückt und beſchimpft die Sklaven, indem es verbietet, ſie im Geſetze zu unterrichten (ebendaſelbſt) und indem es ſie nach dem Tode wie das Vieh behandeln läßt (Nummer LV).

10. Es iſt ein intolerantes, verfolgungsſüchtiges Syſtem. Es gibt jedem Rabbi die Macht, die

Juden mit dem Bann zu belegen (Nummer XXXI) und gebietet die Bekehrung aller heidniſchen Völker mittelſt des Schwertes (Nummer VI).

11. Es verbietet die Uebung der allgemeinſten Pflichten der Menſchlichkeit gegen alle diejenigen, welche es Götzendiener nennt. Es geſtattet nicht, daß man einem dem Ertrinken nahen Götzendiener zu Hilfe eile, oder daß man einem Todtkranken ärztlichen Beiſtand angedeihen laſſe, oder daß man einer abgöttiſchen Frau in ihren Kindesnöthen beiſtehe (Nummer IV, V).

12. Es läßt diejenigen Nicht-Juden, welche keine Götzendiener ſind, ohne alle Religion. Es lehrt, daß denſelben nicht geboten ſei, Gott zu lieben, und benimmt ihnen alles Glück eines häuslichen Lebens, indem es behauptet, daß bei ihnen keine Ehe ſtattfinden könne (Nummer VIII).

Für alle dieſe Sätze bringt M' Caul Belege aus dem Talmud und den Rabbinen überhaupt und insbeſondere aus den jüdiſchen Gebetbüchern, aus dem Arbaah Turim, aus Schulchan Aruch und Jad ha chaſakah, in der Urſprache mit Ueberſetzung und kritiſchem Kommentar. Er reflektirt dabei auch auf neuere Schriften und Vorgänge, ſo z. B. in Nummer V auf die Erklärung der franzöſiſchen Rabbinen vor Napoleon I., ſo wie auf den bayeriſchen Juden-Katechismus, bezüglich der Pflichten gegen die chriſtlichen Mitbürger. Einige Nummern-Ueberſchriften ſind ſehr pikant, z. B. „Unfehlbarkeit" und „Liebloſigkeit der Rabbinen" (II, IV), „Grauſamkeit des mündlichen Geſetzes gegen die Armen" (XIII), „Rabbiniſche Kunſt, die Gebote zu umgehen" und „Rabbiniſche Liebe, verdorben durch rabbiniſche Liſt" (XIV,

XV), „Unduldſamkeit des mündlichen Geſetzes, wie ſie in den Geboten der Synagoge zu bemerken iſt“ (XVI) u. ſ. w.

Die Erwähnung des bayeriſchen Juden-Katechismus erinnert mich an eine andere Schrift, unter dem Titel: „Ahasveros, oder der Jude, wie er war, iſt und ſein wird. Eine hiſtoriſch-kritiſche Beleuchtung des Judenthums und der Juden-Emanzipation, mit ſpezieller Beziehung auf das Religionsbuch des Dr. Auerbach, Landrabbiner, nebſt Grundzügen einer Reform des Judenthums, von C. Bender, Privatlehrer in Darmſtadt“ (ebendaſelbſt 1840). Dieſes Buch erklärt in der „Einleitung“ die „Religions- und Glaubenslehre der Israeliten“ rundweg als ein „Hemmniß ihrer ſittlichen und politiſchen Entwickelung“ und behauptet unter Anderem im erſten Kapitel, daß es „ganz irrig ſei, das Mittelalter als die Zeit der Grauſamkeit und Ungerechtigkeit gegen die Juden zu bezeichnen“; im zweiten Kapitel wirft es brennende Streiflichter auf ältere und heutige jüdiſche Zuſtände und darunter auf den „jüdiſchen Juſtizmäkler“ Salomon Nathan in Wetzlar, auf den württembergiſchen „geheimen Finanzrath“ Süß Oppenheimer, auf die „jüdiſchen Räuber- und Gaunerbanden in Deutſchland“; im fünften Kapitel erörtert es die „rabbiniſchen Lehrgebote in Bezug auf die Nochrim (Nicht-Juden)“, die „Glaubwürdigkeit des Judeneides“ und findet, das in dem Judenthume ſelbſt, als ſolchem, „das weſentlichſte Hinderniß der Emanzipation ſeiner Bekenner liege“ und daß als nächſte „Vorbedingung“ zu dieſer That des neunzehnten Jahrhunderts die Nothwendigkeit „erſcheine“, die Juden „dem Glaubenszwang des rabbiniſchen Fanatismus zu entreißen“, wozu vorzüglich „gute Religionsbücher“ ein „Mittel“ bilden.

Unter dieſem Geſichtspunkte wird dann im ſechsten Kapitel Auerbach's Lehrbuch der iſraelitiſchen Religion einer ſtrengen Kritik unterzogen.

Ich habe den Standpunkt Bender's weder zu vertreten, noch zu rechtfertigen; ich halte es aber für ehrlicher, mit dem Talmud und den Rabbinen offen zu brechen, als ſelbe heuchleriſcher Weiſe nur in ſolchen Stellen anzurufen, welche mit der chriſtlichen Moral übereinzukommen ſcheinen, während Hunderte von gegentheiligen Stellen einfach übergangen und verſchwiegen bleiben.

Unter dieſem Geſichtspunkte muß man ſelbſt einem Eiſenmenger die vollſte Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Er bemäntelt nicht, wie faſt alle reformjüdiſchen Prediger und Schriftſteller, was ihm aus dem Talmud und anderen rabbiniſchen Schriften entgegengehalten werden könnte; er beginnt daher geradezu mit der Vorführung und Beleuchtung ſolcher anſcheinend gegentheiliger Stellen im Talmud oder bei Maimonides und andern Rabbinen die jedesmalige Erörterung eines beſtimmten Themas, wie es in der Ueberſchrift der einzelnen Kapitel der beiden Theile ſeines „entdeckten Judenthums" ausgeſprochen liegt. Er reflektirt insbeſondere auf die Bedeutſamkeit des „zweiten Moſes" der Juden und hat wirklich auf die meiſten der von Herrn Duſchak zuſammengeſtellten Citate volle Rückſicht genommen. Freilich müſſen ſich dieſe meiſtens eine abweichende Erklärung und in ihrer ärmlichen Vereinſamung eine Wolke gegentheiliger Zeugniſſe gefallen laſſen.

Und ſo darf man, ohne alle Anmaßung, den Juden, welche mit der „hundert"- und „tauſendfältigen Widerlegung" Eiſenmenger's ihren Mund

immer so voll nehmen, einfach zurufen: „Machet den Anfang zu diesen „Hunderten“ und „Tausenden“ endlich einmal mit der ersten, gründlichen Widerlegung Eisenmenger's; setzt Euch zusammen und schreibet endlich einmal einen Eisenmenger vapulans!“

„Wenn jeder Schreier und Witzling in Eurer Mitte nur fünf wissenschaftlich gehaltene Zeilen wider diesen „Judenfresser“ beibringt, so seid Ihr mit der Widerlegung eines Werkes in Einem Jahre fertig, auf welches jener neunzehn Jahre des redlichsten Fleißes verwendet hat. Also um jeden Preis einen Eisenmenger vapulans!“

Herrn Duschak aber rathen wir inzwischen, zur nähern Beleuchtung und respektive Ergänzung seiner talmudisch-rabbinischen Blumenlese, eine aufmerksame Prüfung der talmudisch-rabbinischen Stellen, welche Eisenmenger im ersten Theile, Kapitel: 2, 3, 4, 5, 7, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, als eben so viele Lästerungen auf Christus, die Apostel, das neue Testament, auf die christliche Religion und ihre Diener, auf die christlichen Kirchen-Gebäude und heiligen Geräthe (hier selbst theilweise aus Maimuni), über die heiligen Sakramente der Taufe und des Abendmahls, über die christlichen Feier- und Festtage, über die Selbstüberschätzung der Juden und deren Haß wider alles Nicht-Jüdische, über die schimpflichen Benennungen der Christen und des Christenthums, über die Herrschaft des Teufels bezüglich aller nichtjüdischen Völker der Erde, nach jüdischer Auffassung; und im zweiten Theile, Kapitel: 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, über den Ursprung der nichtjüdischen Seelen, über die antichristlichen Fluch- und Rachegebete der Juden, über die Rettung eines Nicht-

Juden von Todesgefahr durch die Hand eines Juden überhaupt und durch den Beistand eines jüdischen Arztes, über die unausweichliche Verdammniß aller Nicht-Juden, über die rabbinische Auffassung des Paradieses, der Hölle, der Engel und der Teufel, über das Benehmen der Juden gegen die und vor den christlichen Obrigkeiten in Betreff der Eidesleistung und der Anklage wider einen Glaubensbruder (hier selbst wider theilweise aus Maimuni), über das Betrügen, Bestehlen, Berauben und Bewuchern eines Nicht-Juden (hier mit besonderer Rücksicht auf Herrn Duschak's Citate), über das Behalten des Gefundenen, über die Tischgemeinschaft der Juden mit den Nicht-Juden, über den jüdischen Fleisch- und Weinhandel, über die jüdische Soterologie und Eschatologie, über den einstigen Prinzipat des jüdischen Messias und des jüdischen Volkes, unter gleichzeitiger zeitlicher und ewiger Vertilgung aller Nicht-Juden, aus dem Talmud und theils älteren, theils neueren rabbinischen Schriften und darunter namentlich auch aus Maimuni beigebracht hat.

Herr Duschak wird insbesondere aus den eschatologischen Stellen zur Genüge erkennen, daß es mit der künftigen Seligkeit „jener Frommen, welche die noachidischen Gebote halten", nach alt-rabbinischer Anschauung, nicht gar so besonders gut bestellt ist und daß am Ende der „Edomiter", der „Nochri", der „Nozeri" am schlimmsten dabei wegkommt, wie denn auch „Jeschu hanozeri" (Jesus von Nazareth) immerdar im „Zoah rothchath" (in der Hölle, im siedenden Kothe) schmachtet.

Ein unbefangener Leser wird uns zugestehen, daß wir die zu erörternde Frage nicht leichtfertig durch Schimpf, Schmähung und Gepolter abgethan haben —

ſelbſt gewiſſenhafte, in ihrem Urtheil nüchterne Juden werden uns dies zugeben müſſen.

Wir waren weit entfernt über die Perſon des Bezirksrabbiners Duſchak auch nur ein Wort des Unglimpfes vorzubringen, wir haben uns rein an die Sache gehalten.

Wenn wir trotz allem dem von der Befangenheit der Leidenſchaft und von der mit ihr Hand in Hand gehenden Beſchränktheit des Verſtandes wieder mit den altbeliebten Schlagwörtern wie Fanatismus, Leidenſchaft, Unwiſſenheit traktirt werden, ſo muß doch am Ende derartigen Gegnern gegenüber in unſerm Herzen ein Gefühl ſich ſteigern, — welches wir mit dem Namen Hochachtung nicht bezeichnen können.

Auch anonyme Droh- und Schimpfbriefe regnete es. Hier folgen einige Stellen aus einem ſolchen, den ich als Muſter veröffentlichte.

„Nichtswürdiger Pfaff! Nieder mit euch Schurken, Tagediebe, die ihr nur das Volk dümmer macht, als es ohnedieß ſchon iſt. Er, Brunner, ſchimpft auf uns Proteſtanten und Juden.*) Geh er einmal hin in einige jüdiſche Häuſer, ſeh er dort die Eleganz, ihr Mobiliar, ihre Kunſtſchätze, den Schmuck ihrer Frauen, die Bildung ihrer Töchter und Söhne, währenddem ihr ordinäre Säufer und Stockfiſche ſeid u. ſ. w.“

Von verſchiedenen Seiten aufgefordert, machte ich endlich gegen Kuranda eine Klage auf Ehren-

*) Der Verfaſſer wollte als Proteſtant gelten, da er doch offenbar kein Chriſt war.

beleidigung anhängig. Die Voruntersuchung wurde vom Landesgerichte in Wien dem Landesgerichtsrath Dr. Anthofer übertragen. Dieser fand in dem Schimpfartikel des Kuranda eine Ehrenbeleidigung in gröbster Form. Mit dieser Ansicht des Untersuchungsrichters Dr. Anthofer stimmten nach der Hand gewichtige juridische Stimmen in den solidesten wissenschaftlichen Blättern Deutschlands überein. Wir werden darauf zurückkommen. Am 16. Mai 1860 kam es zur Schlußverhandlung unter dem Vorsitz des Landesgerichtsraths Frühwald. Kuranda bediente sich semitischer Stenographen, die vieles anders stenographirten als es gesprochen wurde, und zwar auffallender Weise zu Gunsten ihres lieben Stammesgenossen. Für mich stenographirten nach dem System del Pino Herr Wenzel August Neumann, der k. k. Hauptmann Herr Kober nach dem System Taylor, ferner Herr J. M. Schreiber, Professor an der Universität und dem Polytechnikum, und Herr Coloman Platzer, beide nach Gabelsberger. Neumann gab den Stenographischen Bericht in einer eigenen Broschüre (Wien bei Ludwig Mayer 1860) heraus.

Hier sollen nur in Kürze aus dem Verlauf des Prozesses charakteristische Thatsachen hervorgehoben werden.

1. Meine Anklagepunkte waren in 12 Nummern formulirt.

2. Der Präsident Frühwald erklärte gleich im Beginne: ich habe mich nur auf sechs Anklagepunkte zu beschränken; sechs hatte der Gerichtshof gestrichen und mir dieses erst bei der Schlußverhandlung selbst mitgetheilt. Kuranda hatte mich sogar „des Mordes als Geschäft" beschuldigt, auch dieser Klagepunkt erschien dem Gerichtshof nicht der Rede werth. Der Privatkläger hat nach §. 37 das Befugniß, zur Begründung seiner Anklage alle Rechte des Staatsanwalts geltend zu machen. Es steht ihm frei, die Anklage abzuändern: zu seinen Gunsten. Hier änderte der Gerichtshof die Anklage ab zum Schaden des Klägers und zu Gunsten des Angeklagten! Warum?? — Darum!!

3. Ich war ohne einen Advokat gekommen, weil Kuranda den Richtern sagte: er werde auch ohne Advokaten kommen — somit wurde ich wehrlos in die Falle gelockt, denn der Jude erschien mit dem bekannten Advokaten Berger bewaffnet.

4. Hätte mich ein Advokat vertreten, dem die Gesetze in dieser Richtung hätten bekannt sein müssen, so würde dieser augenblicklich gegen die Rechtsverkümmerung, das heißt gegen die

Streichung der sechs Klagepunkte protestirt und die ganze Klage aufrecht erhalten haben.

5. Der Präsident Frühwald hieß mich den Anklagebeschluß vorzulesen, was ordnungswidrig ist; der Protokollführer hat ihn vorzulesen. Der Präsident trug mir auf, ihn vorzulesen, dadurch erschien der Gerichtsbeschluß als bloße Parteisache.

6. Kuranda sagte aus: Er habe noch nie einen Anstand vor den Gerichten gehabt, sei nie strafgerichtlich verurtheilt worden; aber am 30. Januar 1849 wurde sein Blatt von dem Civil- und Militärgouverneur Wiens unterdrückt und in einer Zuschrift des Gouverneurs „mit der Schandpresse in den Octobertagen" verglichen. Am 14. Februar 1849 kam eine neue Zuschrift des Gouverneurs und Kuranda mußte in seiner Ostdeutschen Post selber publiciren: daß ein Artikel seines Blattes zu den aufreizendsten und revolutionärsten Aufsätzen gehöre, wie sie nur die Schandliteratur aus den Octobertagen 1848 geliefert hat. Auf diese sehr bedenklichen „Anstände" hatte sich das schwache Gedächtniß des Herrn Kuranda gar nicht besonnen. Wie wäre das auch möglich gewesen, hatte er doch dem bis zur Schwäche leichtgläubigen Advokaten

Dr. Berger den Bären aufgebunden: er, Kuranda, ſei von je ein ſehr guter öſterreichiſcher Patriot geweſen — und Herr Berger hatte dieſen Bären dem Gerichtshofe mit einer begeiſterten Lobrede zu Füßen gelegt, wie ſich ſpäter zeigen wird.

7. Kuranda hatte ſich bisher immer ohne Widerrede von allen Seiten mündlich und gedruckt Doktor ſchelten laſſen. Der Präſident fragte nun: „Herr Kuranda, nach Vorſchrift des Geſetzes müſſen Sie mir Einiges über ihre früheren Lebensverhältniſſe angeben.“

Kuranda. Meine Eltern ſind aus Prag, mein Vater lebt noch, geſtatten Sie mir zu erwähnen, daß ich unter Büchern aufgewachſen bin. Mein Vater und Großvater waren Antiquarbuchhändler in einem und demſelben Hauſe. Das Geſchäft beſteht ſeit 1784.

Herr Kuranda wollte durch dieſen Buchtröd-leradel ſichtlich die weitere Inquiſition über ſeine Studien abwehren, es kamen aber dennoch folgende Fragen, die der Gefragte durch die überaus leiſe Beantwortung — als unliebſame Fragen bezeichnete.

Präſident. Haben Sie ſtudirt?

Kuranda. Ja, in Prag.

Präſident. Wie weit?

Kuranda. Theils Privat, theils am Gymnaſium, theils in (undeutlich), theils in Brüſſel, theils auch bei den Piariſten . . . .

(Kuranda ſagte weislich nichts Beſtimmtes, denn ſonſt wäre es ja offenbar worden, wie frühzeitig er ſchon aus der Triumphpforte der Wiſſenſchaft in feierlichem Geleite hinausgeführt worden iſt.)

Präſident. Haben Sie auch Philoſophie ſtudirt?

Kuranda. Nein. Sondern nur am Gymnaſium.*) Ich habe eigentlich keinen Curſus durchgemacht, und bin in Oeſterreich nicht ermächtigt, ein Doktorat zu empfangen, oder den Doktortitel zu führen. Ich bin Autodidakt.

8. Kuranda ſagte: „Es ſei nicht ſeine Abſicht geweſen, mich zu ſchmähen," ſpäter geſtand er ſelbſt zu: es war eine Unterart von Schmähung; der Richter ignorirte aber im Intereſſe Kurandas ſelbſt dieſes Geſtändniß.

9. Berger ließ nun eine Menge von Artikeln der Kirchenzeitung gegen Juden vorleſen, daß

*) Wie fein! Nicht das Gymnaſium, denn das hätte am Ende durch Zeugniſſe beſtätigt werden müſſen, ſondern am Gymnaſium.

aber die Mehrzahl dieſer Artikel nur zur Abwehr gegen die beſtändigen Schmähungen der Judenblätter beſtimmt waren, wurde ignorirt.

10. Kuranda brachte ſeine zweideutige Stimme gegen die Glaubwürdigkeit Eiſenmenger's — was will aber das ſagen? Bisher ſind die von Eiſenmenger aus jüdiſchen Schriften citirten Stellen noch nicht als unecht dargelegt, ſondern es iſt von Juden über Eiſenmenger nur immer in Bauſch und Bogen geſchimpft worden; eine Maxime, die immer als Ausflucht angewendet wird, wenn es gilt, ebenſo unumſtößliche als unangenehme Thatſachen vor dem armen nur zu leicht bethörten Publikum abzuſchwächen.

11. Ich betonte: Eiſenmenger's Buch iſt von höchſter Wichtigkeit. Es iſt dieß ein Buch, welches verboten worden iſt. Ich habe die Belege dafür in der Hand. Darauf Kuranda höhniſch: „Weil die Juden es bezahlt haben?" Ich ſagte laut und entſchieden: Ja wohl, weil ſie beſtochen haben! dann conſtatirte ich die Beſtechung aus den in Jacob Schudt: „Jüdiſche Merkwürdigkeiten" angeführten offiziellen Aktenſtücken.

12. Kuranda ſagte ſehr charakteriſtiſch: „Wenn man den Eiſenmenger darſtellt als eine Quelle, welche Alles das motivirt, was Herr Sebaſtian

Brunner vorbringt, ſo muß es mir ja geſtattet ſein, das wegzuläugnen!"

In der That eine rührende Aufrichtigkeit in dieſer geforderten Berechtigung: „wegzuläugnen." Man ſieht wie mitunter ſelbſt einem höchſt ehrenwerthen Gentlemen in der Verlegenheit Ausdrücke in den Mund ommen, welche mit der Gaunerſprache in der intimſten Beziehung ſtehen.

13. Der unermüdliche Dr. Berger führte Stellen aus der Kirchenzeitung zum Beweiſe der Skandalſucht dieſes Blattes an, darunter folgende.

S. 53, Jahr 1859 heißt es („über die Allgemeine Zeitung für Judenthum. Ein Organ für jüdiſche Intereſſen"):

„Delikateſſen. In Nro. 1 des unpartheiiſchen Organs für alles jüdiſche Intereſſe ſteht unter den Annoncen gleich nach einem ſoliden Heirathsgeſuch (ein religiös jüdiſcher Mann ſucht eine Braut mit 4—5000 Thalern Heirathsgabe) folgende erhebende Ankündigung: „Hamburger-Rauchfleiſch, ganz ohne Knochen, Pommerſche Gänſebrüſte, desgleichen Keulen, Gänſefett. Sämmtliche Gegenſtände ſind delikat zu haben beim Schlächtermeiſter Moſes Leſer in Sondershauſen."

Hiezu macht die Redaktion (der K. Z.) folgende Note:

„Was für delikate Aeſer
Schlachtet uns Herr Moſes Leſer,

Lob verdienen ſeine Keulen
Und ſein Rauchfleiſch ohne Knochen
Was hat doch in wenig Zeilen
Moſes alles ausgeſprochen.
Willſt du faſſen und verſtehen,
Obige Organsintereſſen,
Mußt du zu Herrn Leſer gehen,
Seinen Auslagkaſten ſehen
Und von ſeinem Gänsfett eſſen!"

Berger brachte nun viele ähnliche gar nichts beweiſende Stellen aus der Kirchenzeitung, um die Skandalſucht derſelben zu beweiſen.

Hätte die Kirchenzeitung je in ihren Spalten eine Ankündigung eines religiös katholiſchen Mannes, der eine Braut mit 4—5000 Thalern ſucht, oder delikate Gänſe und Schinken und ſonſtige Koſtbarkeiten eines orthodoxen Wurſtkrämers angekündigt, ſo wären ſicher alle Spitze und Möpſe der jüdiſchen Blätter in ganz Deutſchland über die Kirchenzeitung belfernd und heulend hergefallen und des Lärmens wäre kein Ende geweſen.

Daß nun die Kirchenzeitung der Allgemeinen Judenzeitung des Rabbi Philipſon, der zudem immer von ſeiner Würde ſprach — die Lächerlichkeit und die aus den Annoncen erſichtliche Vertretung echt „jüdiſcher Intereſſen" vorhält — das bezeichnete Dr. Berger als Skandalſucht. Iſt nicht für jeden unpartheiiſchen ge-

rechten Menſchen das Skandal hier beim Rabbiner zu ſuchen, der ſein religiöſes Blatt für Inſerationsgebühren zu einem Rauchfang voll Gänſebrüſten, Rauchfleiſch (was bei einem Reformjuden doch bisweilen ſchlecht maskirte Schinken mitbedeutet) und zu einer Speiſekammer mit Gänſefett willig hergibt? Ich erwiderte auch auf dieſe Anſchuldigung: „Wenn die Allgemeine Zeitung des Judenthums, welche die höchſten jüdiſchen Intereſſen vertritt, und aus Inſeratenrückſicht Gänſebrüſte, Keulen, Rauchfleiſch und Bräutegeſuche durcheinander bringt — ſo darf es doch wohl auch erlaubt ſein, darüber einige Reime zu machen, um den Gegenſtand zu würdigen.“

14. Berger brachte aus 667 von 1859 der Kirchenzeitung eine von mir angeführte Predigt, die in der Synagoge zu Lyon 1842 gehalten wurde und dort gedruckt erſchien. Der Titel lautet: Offrande au Dieu de l'Univers. Par Auguste Fabius. Lyon Imprimerie de Marle aîne. Rue SS. Dominique 13. 1842. Dieſe jüdiſche Predigt enthält furchtbare Blasphemien gegen Chriſtus und die Chriſten; nur ein Beiſpiel: „Bis dahin, ja bis dahin iſt der Wahnſinn gekommen, den einen Gott, den Schöpfer der Welt, abzuſetzen, und für ihn einen Gott,

den Juden gelitten, und dennoch war sein erster Weg, wo er hinkam, überall zu den Juden. Zu Euch bring ich zuerst das Wort des Herrn, sagt er, und dann begibt er sich erst zu den Heiden, und kümmerte sich nicht um die Plagen und Leiden, welche er bei den Juden auszustehen hatte. Ich hatte es nicht darauf abgesehen; Stellen aus dem neuen Testamente selbst, die mir zu Gebote standen, zu citiren; ich will aber nun die Stelle anführen, welche den Fluch Gottes über die Juden deutlich nachweist. „Wir predigen Christum, den Gekreuzigten, den Juden ein Aergerniß und eine Thorheit den Heiden, den Berufenen aber aus Juden und Heiden Gottes Kraft und Gottes Weisheit.“ Im ersten Thessalonicenserbriefe wurden die Juden factisch und auch prophetisch als Feinde des Wortes Gottes von dem Apostel bezeichnet, da er über dieselben spricht: „Die auch den Herrn Jesum Christum und die Propheten getödtet und verfolgt haben, und die Gott mißfällig und allen Menschen zuwider sind, die uns wehren, den Heiden zu predigen, daß sie selig werden, um immerfort zu füllen das Maß ihrer Sünden; es kommt aber der Zorn Gottes über sie bis zum Ende.“ Und alles das gilt noch vom nachchristlichen Judenthum. Wollen Sie noch weitere Beweise?

Angekl. Ich glaube es.

Ich. Es ist wichtig, und dies ist es eben, was ich innerhalb vier bis fünf Wochen nun aus rabbinatischen Schriften beweisen werde. Kennen Sie das Buch von „de Rossi“?

Angekl. Es ist so eben erschienen.

Ich. Nein, zufällig vor sechzig Jahren. (Gelächter.) Aber es ist nicht nothwendig, daß Sie das Buch kennen, und auf die Nichtkenntniß eines Buches möchte ich noch

keinen der Unwiſſenheit beſchuldigen. In dieſem Buche von Johann Bernh. de Roſſi: Bibliotheca judaica anti-Christiana, wie er es ſelbſt nennt, ſind nun 180 Werke angezeigt, von dem ſchauerlichſten Inhalte gegen das Chriſtenthum. Juſtinus, Auguſtinus, Agobardus, Chryſoſtomus, Hieronymus, und ſo herab durch alle Kirchenväter bis auf den heiligen Thomas Aquin haben ſich gegen dieſes Treiben erhoben.

Wir ſehen aber, daß dieſes nun noch nöthig iſt. Wir fragen, ob eine chriſtliche Geſinnung in einem Judenblatte Anerkennung findet? Ich habe nur von einem einzigen Judenblatte Auszüge gebracht, und wenn Sie mir mit meiner Kirchenzeitung Zeit laſſen, ſo bring' ich Ihnen Tauſende von Blättern, wo das Chriſtenthum geſchmäht und verhöhnt und mit Füßen getreten wird. Ja, die Juden ſind ſo weit gekommen, daß ſie in dem Frankfurter Journal unlängſt in der Mortarageſchichte, welche weniger aus Humanitäts-Rückſichten, als blos um das Papſtthum und das poſitive Chriſtenthum anzufeinden, in allen Zeitungen ſo feindlich behandelt wurde, ſagen: jetzt iſt der Zeitpunkt gekommen, wo das Papſtthum den Todesſtoß erleiden und untergehen muß.

Vom bloß humanen Standpunkte iſt es ganz glaublich, daß Mortara zu ſeinen Eltern zurückkommen ſoll; aber es iſt hier ein anderer Standpunkt feſt zu halten.

Präſ. Das gehört nicht hierher.

Ich. Ich kehre zum Früheren zurück. Ich möchte wiſſen, warum ſoll ich gegen diejenigen nicht ſchreiben, welche gegen die Kirche kämpfen. Deßhalb iſt die Kirchenzeitung kein Schandblatt. Es iſt der nothwendige Gang der Weltgeſchichte. Haben doch alle Kirchenväter gegen ſie predigen müſſen. Gerade die Judenblätter und Anti-

christliche, auch wohl einige sogenannte christliche Blätter, das weiß ich sehr genau, das wissen auch andere, treten jetzt gerade gegen den Hirtenbrief des Bischofes von Przemißl in Polen auf. Hier ist eine Stelle von einem höchst ehrenwerthen jüdischen Gelehrten, einem Manne, der etwas kann, und welcher auch der Wahrheit Zeugniß gibt, wenn er auch ein Jude ist: „Joß Geschichte des Judenthums und seiner Secten.“ Er schildert die Chassidim und ihre Zadikim in Polen und Ungarn in einer schauerlichen, erschrecklichen Weise, so daß man sagen muß, der Bischof von Przemißl hat in seinem Hirtenbriefe darüber rein Milch und Honig geschrieben. (Kläger legt das Aktenstück auf den Tisch; es wird aber nicht gelesen.)

Präs. Was wollen Sie damit beweisen?

Ich. Ich will damit beweisen, daß ich mit meinen Judenartikeln zumeist nur Artikeln entgegentrete, die das positive Christenthum oder die Kirchenzeitung angreifen.

Präs. Ich kann mich auf dieses Hin- und Herreden nicht einlassen. Ich muß constatiren, daß wir aus der Form kommen. Der Herr Ankläger hat sich etwas über den Standpunkt hinaus begeben; das gehört eigentlich in die Beschuldigung der Anklage, sonst kommen wir ganz aus der Prozeß-Verhandlung heraus.

18. Ueberhaupt ist es interessant, die sehr ehrenhaften Mittel zu untersuchen, mit denen der Jude und sein Sachwalter ihre sogenannten „Beweise“ führen. Der Vertheidiger identificirte sich mit seinem Juden, es hatte den Anschein, als hätte man einen doppeltgedrehten Juden vor sich stehen; und der Advokat kämpfte, da ihm

das Geſetz keine Handhabe bot, mit der Waffe perſönlicher Beleidigung und gemeinem Schimpfe. Die fadenſcheinigen Beweisführungen des Vielredners ſind übrigens ſchon oft auf Charpie zerzupft worden. Einen ihn nicht nur mit ſchlagfertiger Feder, ſondern auch in Schärfe der Logik zermalmenden Gegner hat Berger ſchon wiederholt im Staatsanwalt Dr. Linbacher gefunden. — So ſuchte Kuranda zu beweiſen, daß die Juden unter Goyim nicht die Chriſten verſtehen und mit dieſem Worte die Chriſten nicht bezeichnen.

Kuranda. Die ganze Beweisführung beruht auf dem fortwährenden Gojim, Gojim, Gojim. Es iſt eine Schrift vom ruſſiſchen Miniſterium der Aufklärung herausgegeben worden, und zwar in zwei Abhandlungen über die Verehrung, die man dem Kaiſer ſchuldet, und über den Ausdruck Gojim, der ſich nicht auf lebende Chriſten, ſondern auf die Heiden des Alterthums bezieht. In Rußland ſind die meiſten Juden.

Ich (einfallend). Das iſt nicht wahr.

Kuranda. Und doch leben ſie in Frieden.

Präſ. (lieſt).

Kuranda. Es genügt, Herr Präſident. Ich danke! Ich habe bloß zeigen wollen, daß die officielle Schrift, die von Seite der Regierung herausgegeben wurde, das ganze Gelüſte den Namen Gojim auf unſere Zeiten anzuwenden, zu Nichte macht.

Ich entgegnete in der Folge darauf: „Daß das Wort Goy als Sprachgebrauch gegen die

chriſtliche, auch wohl einige ſogenannte chriſtliche Blätter, das weiß ich ſehr genau, das wiſſen auch andere, treten jetzt gerade gegen den Hirtenbrief des Biſchofes von Przemißl in Polen auf. Hier iſt eine Stelle von einem höchſt ehrenwerthen jüdiſchen Gelehrten, einem Manne, der etwas kann, und welcher auch der Wahrheit Zeugniß gibt, wenn er auch ein Jude iſt: „Joß Geſchichte des Judenthums und ſeiner Secten.“ Er ſchildert die Chaſſidim und ihre Zadikim in Polen und Ungarn in einer ſchauerlichen, erſchrecklichen Weiſe, ſo daß man ſagen muß, der Biſchof von Przemißl hat in ſeinem Hirtenbriefe darüber rein Milch und Honig geſchrieben. (Kläger legt das Aktenſtück auf den Tiſch; es wird aber nicht geleſen.)

Präſ. Was wollen Sie damit beweiſen?

Ich. Ich will damit beweiſen, daß ich mit meinen Judenartikeln zumeiſt nur Artikeln entgegentrete, die das poſitive Chriſtenthum oder die Kirchenzeitung angreifen.

Präſ. Ich kann mich auf dieſes Hin- und Herreden nicht einlaſſen. Ich muß conſtatiren, daß wir aus der Form kommen. Der Herr Ankläger hat ſich etwas über den Standpunkt hinaus begeben; das gehört eigentlich in die Beſchuldigung der Anklage, ſonſt kommen wir ganz aus der Prozeß-Verhandlung heraus.

18. Ueberhaupt iſt es intereſſant, die ſehr ehrenhaften Mittel zu unterſuchen, mit denen der Jude und ſein Sachwalter ihre ſogenannten „Beweiſe“ führen. Der Vertheidiger identificirte ſich mit ſeinem Juden, es hatte den Anſchein, als hätte man einen doppeltgedrehten Juden vor ſich ſtehen; und der Advokat kämpfte, da ihm

das Geſetz keine Handhabe bot, mit der Waffe perſönlicher Beleidigung und gemeinem Schimpfe. Die fadenſcheinigen Beweisführungen des Vielredners ſind übrigens ſchon oft auf Charpie zerzupft worden. Einen ihn nicht nur mit ſchlagfertiger Feder, ſondern auch in Schärfe der Logik zermalmenden Gegner hat Berger ſchon wiederholt im Staatsanwalt Dr. Linbacher gefunden. — So ſuchte Kuranda zu beweiſen, daß die Juden unter Goyim nicht die Chriſten verſtehen und mit dieſem Worte die Chriſten nicht bezeichnen.

Kuranda. Die ganze Beweisführung beruht auf dem fortwährenden Gojim, Gojim, Gojim. Es iſt eine Schrift vom ruſſiſchen Miniſterium der Aufklärung herausgegeben worden, und zwar in zwei Abhandlungen über die Verehrung, die man dem Kaiſer ſchuldet, und über den Ausdruck Gojim, der ſich nicht auf lebende Chriſten, ſondern auf die Heiden des Alterthums bezieht. In Rußland ſind die meiſten Juden.

Ich (einfallend). Das iſt nicht wahr.

Kuranda. Und doch leben ſie in Frieden.

Präſ. (lieſt).

Kuranda. Es genügt, Herr Präſident. Ich danke! Ich habe bloß zeigen wollen, daß die officielle Schrift, die von Seite der Regierung herausgegeben wurde, das ganze Gelüſte den Namen Gojim auf unſere Zeiten anzuwenden, zu Nichte macht.

Ich entgegnete in der Folge darauf: „Daß das Wort Goy als Sprachgebrauch gegen die

chriſtliche, auch wohl einige ſogenannte chriſtliche Blätter, das weiß ich ſehr genau, das wiſſen auch andere, treten jetzt gerade gegen den Hirtenbrief des Biſchofes von Przemißl in Polen auf. Hier iſt eine Stelle von einem höchſt ehrenwerthen jüdiſchen Gelehrten, einem Manne, der etwas kann, und welcher auch der Wahrheit Zeugniß gibt, wenn er auch ein Jude iſt: „Joß Geſchichte des Judenthums und ſeiner Secten.“ Er ſchildert die Chaſſidim und ihre Zadikim in Polen und Ungarn in einer ſchauerlichen, erſchrecklichen Weiſe, ſo daß man ſagen muß, der Biſchof von Przemißl hat in ſeinem Hirtenbriefe darüber rein Milch und Honig geſchrieben. (Kläger legt das Aktenſtück auf den Tiſch; es wird aber nicht geleſen.)

Präſ. Was wollen Sie damit beweiſen?

Ich. Ich will damit beweiſen, daß ich mit meinen Judenartikeln zumeiſt nur Artikeln entgegentrete, die das poſitive Chriſtenthum oder die Kirchenzeitung angreifen.

Präſ. Ich kann mich auf dieſes Hin- und Herreden nicht einlaſſen. Ich muß conſtatiren, daß wir aus der Form kommen. Der Herr Ankläger hat ſich etwas über den Standpunkt hinaus begeben; das gehört eigentlich in die Beſchuldigung der Anklage, ſonſt kommen wir ganz aus der Prozeß-Verhandlung heraus.

18. Ueberhaupt iſt es intereſſant, die ſehr ehrenhaften Mittel zu unterſuchen, mit denen der Jude und ſein Sachwalter ihre ſogenannten „Beweiſe“ führen. Der Vertheidiger identificirte ſich mit ſeinem Juden, es hatte den Anſchein, als hätte man einen doppeltgedrehten Juden vor ſich ſtehen; und der Advokat kämpfte, da ihm

das Geſetz keine Handhabe bot, mit der Waffe perſönlicher Beleidigung und gemeinem Schimpfe. Die fadenſcheinigen Beweisführungen des Vielredners ſind übrigens ſchon oft auf Charpie zerzupft worden. Einen ihn nicht nur mit ſchlagfertiger Feder, ſondern auch in Schärfe der Logik zermalmenden Gegner hat Berger ſchon wiederholt im Staatsanwalt Dr. Linbacher gefunden. — So ſuchte Kuranda zu beweiſen, daß die Juden unter Goyim nicht die Chriſten verſtehen und mit dieſem Worte die Chriſten nicht bezeichnen.

Kuranda. Die ganze Beweisführung beruht auf dem fortwährenden Gojim, Gojim, Gojim. Es iſt eine Schrift vom ruſſiſchen Miniſterium der Aufklärung herausgegeben worden, und zwar in zwei Abhandlungen über die Verehrung, die man dem Kaiſer ſchuldet, und über den Ausdruck Gojim, der ſich nicht auf lebende Chriſten, ſondern auf die Heiden des Alterthums bezieht. In Rußland ſind die meiſten Juden.

Ich (einfallend). Das iſt nicht wahr.

Kuranda. Und doch leben ſie in Frieden.

Präſ. (lieſt).

Kuranda. Es genügt, Herr Präſident. Ich danke! Ich habe bloß zeigen wollen, daß die officielle Schrift, die von Seite der Regierung herausgegeben wurde, das ganze Gelüſte den Namen Gojim auf unſere Zeiten anzuwenden, zu Nichte macht.

Ich entgegnete in der Folge darauf: „Daß das Wort Goy als Sprachgebrauch gegen die

chriſtliche, auch wohl einige ſogenannte chriſtliche Blätter, das weiß ich ſehr genau, das wiſſen auch andere, treten jetzt gerade gegen den Hirtenbrief des Biſchofes von Przemißl in Polen auf. Hier iſt eine Stelle von einem höchſt ehrenwerthen jüdiſchen Gelehrten, einem Manne, der etwas kann, und welcher auch der Wahrheit Zeugniß gibt, wenn er auch ein Jude iſt: „Joß Geſchichte des Judenthums und ſeiner Secten.“ Er ſchildert die Chaſſidim und ihre Zadikim in Polen und Ungarn in einer ſchauerlichen, erſchrecklichen Weiſe, ſo daß man ſagen muß, der Biſchof von Przemißl hat in ſeinem Hirtenbriefe darüber rein Milch und Honig geſchrieben. (Kläger legt das Aktenſtück auf den Tiſch; es wird aber nicht geleſen.)

Präſ. Was wollen Sie damit beweiſen?

Ich. Ich will damit beweiſen, daß ich mit meinen Judenartikeln zumeiſt nur Artikeln entgegentrete, die das poſitive Chriſtenthum oder die Kirchenzeitung angreifen.

Präſ. Ich kann mich auf dieſes Hin- und Herreden nicht einlaſſen. Ich muß conſtatiren, daß wir aus der Form kommen. Der Herr Ankläger hat ſich etwas über den Standpunkt hinaus begeben; das gehört eigentlich in die Beſchuldigung der Anklage, ſonſt kommen wir ganz aus der Prozeß-Verhandlung heraus.

18. Ueberhaupt iſt es intereſſant, die ſehr ehrenhaften Mittel zu unterſuchen, mit denen der Jude und ſein Sachwalter ihre ſogenannten „Beweiſe“ führen. Der Vertheidiger identificirte ſich mit ſeinem Juden, es hatte den Anſchein, als hätte man einen doppeltgedrehten Juden vor ſich ſtehen; und der Advokat kämpfte, da ihm

das Geſetz keine Handhabe bot, mit der Waffe perſönlicher Beleidigung und gemeinem Schimpfe. Die fadenſcheinigen Beweisführungen des Vielredners ſind übrigens ſchon oft auf Charpie zerzupft worden. Einen ihn nicht nur mit ſchlagfertiger Feder, ſondern auch in Schärfe der Logik zermalmenden Gegner hat Berger ſchon wiederholt im Staatsanwalt Dr. Linbacher gefunden. — So ſuchte Kuranda zu beweiſen, daß die Juden unter Goyim nicht die Chriſten verſtehen und mit dieſem Worte die Chriſten nicht bezeichnen.

Kuranda. Die ganze Beweisführung beruht auf dem fortwährenden Gojim, Gojim, Gojim. Es iſt eine Schrift vom ruſſiſchen Miniſterium der Aufklärung herausgegeben worden, und zwar in zwei Abhandlungen über die Verehrung, die man dem Kaiſer ſchuldet, und über den Ausdruck Gojim, der ſich nicht auf lebende Chriſten, ſondern auf die Heiden des Alterthums bezieht. In Rußland ſind die meiſten Juden.

Ich (einfallend). Das iſt nicht wahr.

Kuranda. Und doch leben ſie in Frieden.

Präſ. (lieſt).

Kuranda. Es genügt, Herr Präſident. Ich danke! Ich habe bloß zeigen wollen, daß die officielle Schrift, die von Seite der Regierung herausgegeben wurde, das ganze Gelüſte den Namen Gojim auf unſere Zeiten anzuwenden, zu Nichte macht.

Ich entgegnete in der Folge darauf: „Daß das Wort Goy als Sprachgebrauch gegen die

Nichtjuden allgemein gilt, ist wahr. Das ist einmal Sprachgebrauch, da kann das russische Ministerium hundertmal sagen, was es will, das russische Aufklärungsministerium ist für mich gar keine Autorität. Wie oft hört man denn nicht das Wort: „Verfluchter Goy.“ Die polnischen Juden, wenn sie ihre Kinder wixen (schlagen), so klapfen sie diesen auf den Kopf und sagen: „Du verfluchter Goy, du verfluchter Goy.“

19. Am Ende suchte Kuranda seine ganze Vertheidigung in der Vorlesung folgenden Artikels der Kirchenzeitung zusammenzudrängen.

„Wo wird die Judenemancipation enden?“

1. Wie oft muß man es noch wiederholen, daß es sich bei der Judenfrage nicht um die Religion handelt, sondern um die Nation. Würden sich unsere Juden einfach an das Gesetz Moses und die Propheten halten, wer sollte ihnen deßhalb gram sein? So aber bilden sie nach Sitten, Sprache und Gebräuche eine besondere von uns geschiedene orientalische Nation, welche uns selbst als Fremdlinge bezeichnet, damit aber ausdrücklich anerkannt, daß sie nicht zu uns gehört, noch gehören will.

2. Eben darum ist auch der von dem Judenblatt gebrauchte Ausdruck: „Angehörige desselben Staates“ ein für die Judenschaft nicht recht passender.

3. Item erscheint es auch unpassend, zu sagen: „In der juridischen Welt war bekanntlich bis jetzt die Ansicht vorherrschend, daß alle auf die Juden bezüglichen Hofdekrete, Verordnungen und Verfügungen, deren Entste-

ung vor das Jahr 1848 fällt, durch die im Jahre 1849 ausgesprochene Gleichberechtigung aller Confessionen aufgehoben seien." — Das müßten sonderbare Juristen sein, die aus der Gleichberechtigung aller Confessionen kurzweg die Gleichberechtigung aller Nationen folgern wollten. Solche ungewöhnlich kühne Schlüsse kommen bei unseren Gesetzlehrern nicht vor, sondern blos bei den Gesetzweisen der Juden, zu Christi Zeit Pharisäer, jetzt Talmudisten genannt, welche für die jüdische Nation ein ganz apartes Gesetzbuch, den Talmud, zusammenschrieben, dessen Lehren wir Fremdlinge, Christen und Heiden, nach unseren von Kindheit auf eingesogenen Rechtsbegriffen, für wahnwitzig und niederträchtig halten.

4. Könnten die Juden, welche den Talmud nicht aufgeben wollen, nicht einmal eine Confession genannt werden. Zu einer Confession nämlich gehört als conditio sine qua non der Gottesglaube. Der Talmud aber kennt gar keinen Gott; was er so nennt, ist keineswegs der Jehova des alten Bundes, sondern ein fabelhaftes Ungeheuer, ein Nationalgötze, nicht der Vater aller Menschenkinder, nicht der Schöpfer, Erhalter und Regierer der Welt, sondern blos der Schöpfer der Juden, welcher nichts Wichtigeres zu thun hat, als diesen alle Völker der Erde in den Staub treten zu helfen, übrigens aber schläft, im Talmud studirt oder mit dem Leviathan spielt.

5. Der Talmud, dieses wahnsinnige, unmenschliche Buch ist es, welches die Juden hindert, in die Reihe der civilisirten Völker einzutreten. Warum sagen sich daher die Juden von ihm nicht los? Die „Kirchenzeitung" citirt seit einem halben Jahre aus dem Talmud Satzungen, die an Kannibalismus alles bis dahin Bekannte weit hinter sich lassen.

Warum ist noch kein einziger gebildeter Jude aufgetreten, der gesagt hätte: „Das mag immerhin im Talmud stehen; aber wir Juden der Neuzeit bekennen uns nicht dazu, wir verwerfen das gräßliche Buch!“?

Kuranda. „Eben dieß war die Hauptveranlassung zu meinem Artikel. Kann ein österreichischer Journalist, welcher Confession er immer sei, solchen Unsinn, solche Unwahrheiten lesen, und solchem aufreizenden Treiben zusehen, ohne dagegen zu schreiben, ohne dagegen mit jener Energie zu sprechen, zumal, wenn man Worte wie Niederträchtigkeit aussprechen hört. Ich bin nicht der Mann des Talmuds und Herr Dr. Brunner spricht von Reformjuden. Es ist dieß Beweis genug, daß ein großer Theil der Juden den Talmud nicht im Sinne des Herrn Dr. Brunner auffaßt.“

„Dennoch hat Herr Dr. Brunner die Juden beschimpft: entweder sie sind eine Nation, dann beschimpft er sie als Nation, oder sie sind eine Confession, dann beschimpft er sie als Confession.“

Der Schluß des Artikels wurde nicht gelesen und der enthält eben die wahren Pointen zur Verständigung; es heißt daselbst ferner:

„Warum haben die jüdischen Zeitungsblätter sich damit begnügt, blos ein paar Mal in allgemeinen Phrasen und Schimpfworten herumzuplätschern, dann aber, als dieses Verfahren nicht mehr verhalten wollte, mäuschenstill zu sein, um die Sache todtzuschweigen, kein Aufsehen damit zu machen? Was kann man, ohne ein scharf-

ſinniger Rabbi zu ſein, aus dieſem Vorgehen folgern? Etwa daß die Juden gewillt ſind, die talmudiſchen Sittenlehren aufzugeben?"

„Es iſt nicht zu überſehen, daß die von dem Judenblatt als privilegirt bezeichneten Provinzen dieſes ihr Privilegium, keine Juden bei ſich haben zu müſſen, mit ſchwerem Gelde bezahlen. In der juridiſchen Welt iſt aber bekanntlich bis jetzt die Anſicht vorherrſchend, daß man ihnen aus dieſem Grunde das Privilegium nicht brevi manu nehmen könne. Auch ſollten aus demſelben Grunde die Juden keine ſo große Sehnſucht nach jenen Provinzen hegen, ſie werden daſelbſt kaum willkommene Gäſte ſein. Was wollen überhaupt die Juden bei dieſen einfachen Alpenvölkern? Kühe melken? Sonſt gibt es eben dort nicht viel zu melken." (Steiermark, Tirol.)

„Ein anderes Blatt für jüdiſche Intereſſen hat unlängſt hoch und heilig verſichert, es würden die „naiven Bergvölker" bald ſelbſt kommen und bitten, man möge ihnen Juden ins Land ſchicken, damit dieſe ſie von den Betrügereien ihrer chriſtlichen Kaufleute befreien. (Preſſe.) Die Juden haben daher in dieſer Angelegenheit ein leichtes Spiel. Sie ſollen nur ruhig warten, bis die „naiven Bergvölker" einmal kommen, um ſie zu holen. Dann können ſie einziehen im Triumph

mit Schalmeien und Posaunenklang, mit Cymbeln und Paukenschlag, wie weiland die Kinder Israels ins gelobte Land." —

Dieser Schluß des Artikels, d. h. die Hälfte von Nr. 5 und die beiden Nummern 6 u. 7 wurden nicht vorgelesen — somit der ganze Artikel verstümmelt. Ich stehe noch heute für denselben ein. Nicht Ein Citat aus den Talmudischen Schriften hat Kuranda als Unwahrheit nachgewiesen, wenn die Citate Unsinn enthalten, so liegt die Schuld an den talmudischen Autoren. Warum sagt Kuranda: er sei kein Mann des Talmud. — Wer die Liebenswürdigkeiten, welche der Talmud gegen die Christen enthält, kennen lernen will, der lese im schon citirten Buche: „Die Kirche und Synagoge" von Rupert und in dem bei Manz in Regensburg eben erscheinenden Werke: „Der Talmud in der Theorie und Praxis" von C. Pawlikowski."

20. Der Advokat Berger sagte zur Vertheidigung des Kuranda unter andern Folgendes: „Herr Kuranda hat seine Feder stets und unter den schwierigsten Verhältnissen mit Wärme und Patriotismus für den Gesammtstaat Oesterreich geführt." So über Kuranda. Ueber Brunner sagte Berger: „Er ist zu einem literarischen Begriff geworden, welcher

in sich Alles vereinigt, was von Verfinsterung, von überflüssigem Eifer gesagt werden kann. Er präsentirt die österreichische Literatur nach außen in einer Weise, welche die Achtung (?) des Auslandes vor der Oesterreichischen Journalistik wankend gemacht hat, weil man (d. h. Juden und Maurer) sie entschieden verwerfen und mißbilligen muß."

Wir werden sehen, was für eine blecherne Stirne Herr Kuranda besessen hat, als er sich von seinem Helfer, ohne in die Erde zu versinken, „die kolossale Lüge über seinen (d. h. des Kuranda) steten Patriotismus für Gesammt-Österreich" ins Gesicht sagen ließ.

Die Daten zur Widerlegung dieses gerühmten Patriotismus konnte ich vor Gericht nicht anführen, ich mußte sie erst nachher zusammensuchen und gab sie in der Kirchenzeitung, heraus, wie folgt:

Ein Kehrbesen über's Spinnengewebe.

„Ist das, was ich hier gesagt habe, Schmähung oder Kritik, mit möglichst lebhaften Farben gemalt, wie es ein ernster Gegenstand erfordert? Ist das nicht das Wahrheitsgetreue? Ist das nicht Urtheil? Ist das aber die Wahrheit, dann kann ich nichts dafür, wenn es die Eigenliebe des Herrn Dr. und Redakteur Brunner als Autor verletzt; ich habe meine Pflicht als Schriftsteller erfüllt, ich habe reinen Wein eingeschenkt, ob es ihn kränkt oder nicht, das Uebrige geht mich nichts an."

Kuranda.

Wir wollen die Worte, welche der siegesbewußte Herr Kuranda im Gerichtssaale sprach, jetzt außer dem Gerichtssaale auf ihn anwenden; gegenüber dem sophistischen Gewäsch einer einstudirten Ueberrumpelungstheorie — mag die gesunde Logik wieder zur Geltung kommen!

Herr Kuranda muß seine der ganzen Christenheit aufgeladene Beschuldigung zurücknehmen — wir haben ihm vollkommen bewiesen, daß er Unrecht hat — er hat den Beweis ignorirt und dafür geschmäht. Wir werden die Art und Unart seiner Vertheidigung gründlich untersuchen. Wir schmähen nicht — wir lassen Herrn Kuranda mit seinen eigenen Worten reden. Wir wollen vorerst die Lobsprüche untersuchen, die ihm, uns gegenüber, mit der Absicht gespendet worden sind, um ihn (Herrn

Kuranda) hinaufzuſetzen und uns herabzuſetzen. Der Advokat Dr. Berger ſagte in ſeiner Rede für Kuranda unter anderem über denſelben: „Seine Laufbahn iſt eine durchaus ehrenhafte, das Zeugniß des Anklägers, Herrn Dr. Brunner, hat dies ſelbſt zugegeben. (So?) Wie hat Herr Kuranda in allen wichtigen Fragen ſich benommen? Obgleich, wie dieſes die Ausdrucksweiſe der „Kirchenzeitung“ iſt, ein „ſemitiſcher Fremdling“ im Staate Oeſterreich, hat Herr Kuranda ſtets und unter den ſchwierigſten Verhältniſſen mit vieler Wärme und Patriotismus für den Geſammtſtaat Oeſterreich geſchrieben.“ —

Dieſe Worte hat Herr Kuranda mit dem ſtillen Lächeln beſcheidenen Verdienſtes hingenommen. Wir wollen das Lob auf die Wagſchale legen, wir brauchen hier keine Dukatenwage, die Centnerwage reicht aus.

Brunner ſagte nur: „Die „Oſt.-D. Poſt“ ſei kein gewöhnliches Schmutzblatt.“ Die nie verlegene ſtaunenswerthe Beredſamkeit des Herrn Dr. Berger ſtreckte dies kleine Stück Metall ſogleich zum langen Telegraphendraht einer durchaus ehrenhaften Laufbahn für Herrn Kuranda. Ungeheuer oratoriſch — logiſch gar nicht.

Das iſt geradeſo, als wenn Jemand aus Gutmüthigkeit von einem Schönfärber in Prozeß-

angelegenheiten sagen würde: „Der Mann ist kein gewöhnlicher Rabulist," und derselbe Schönfärber würde dieses Stücklein Farbe verblumen — und seine ganze Vergangenheit mit dem rosenfarbigen Schimmer einer ehrenwerthen Laufbahn verklären!

In der That, eine Logik, bei der man auch eine Laufbahn braucht — um davon zu laufen.

Da Brunner nach Untersuchung und Anklagebeschluß mit Recht meinen konnte, Kuranda müsse verurtheilt werden, da Brunner christlicher Weise ferner diese Verurtheilung vor dem Gerichte auf das geringste Ausmaß, auf das Aussprechen des Gerichtes: „daß Kuranda zu seiner Schmähung kein Recht habe," reduzirt wissen wollte, beabsichtigte er auch noch dazu, Herrn Kuranda noch weiters zu schonen, und er gebrauchte daher aus einer vom Juden sehr übel vergoltenen christlichen Milde die Artigkeit: „daß die „Ost-D. Post" kein gewöhnliches Schmutzblatt sei," — obwohl die „Ost-D. Post" von 1848 und 1849 vor Brunner auf dem Tische des Klägers lag — und Kuranda selbst diese „Ost-D. Post" auf behördlichen Befehl durch Einrückung eines Schreibens vom damaligen Kommandirenden in Wien als eines der ärgsten Schandblätter bezeichnen

mußte. Man kann sonach aus Barmherzigkeit im Moment recht gut ein Blatt kein gewöhnliches Schmutzblatt nennen — wenn auch die Vergangenheit dieses Blattes nach einem Ausspruch des Militärgerichtes genug Schande auf seinem Rücken trägt.

Die durchaus ehrenwerthe Laufbahn mag sonach als ein falscher oratorischer Schmuck gelten, der unter dem Hammer der unerbittlichen Logik freilich in tausend Glasscherben auseinanderstiebt.

Somit wurde Brunner für seine christliche Schonung schlecht belohnt, seine Versöhnlichkeit wurde mit impertinenter Rohheit vergolten. Insulten verschiedener Qualität wurden von da an nur um so heftiger gegen ihn geworfen.

Eine sehr schöne und sehr nützliche Lehre für Brunner und Alle, die in derlei Konflikte kommen; sie lautet in wenig Worten:

„In Rechtssachen ist jede Schonung gegen diese Qualität auf einem ganz unrechten Platz, denn diese Qualität kennt gegen den Goj keine Dankbarkeit, sondern beutet unverschämt jede Nachsicht zum eigenen Vortheil aus. Verlange Gerechtigkeit, um durch Milde Dein Recht nicht zu verlieren.“

Ueber diese Vorsichtsmaßregel — die hier

allen Ernſtes den Chriſten gegeben wird, mögen ſich die Stammesgenoſſen des Herrn Kuranda um ſo weniger aufhalten, da ſie ihm von allen Seiten Beifall zugejubelt und ihm zum Ausdruck der Freude über ſeine ſchöne Handlungsweiſe Silberbecher zugeſchickt haben.

Der Herr Dr. Berger, der in ſeiner kindlichen Unbefangenheit die Laufbahn des Herrn Kuranda als eine durchaus ehrenhafte bezeichnete, wird es uns nicht verargen, wenn wir ihn auf einige die ganze Straße abſperrende unüberſteigliche Felſentrümmer aufmerkſam machen. Er dürfte dann auch in Zukunft bei ſeinen Klienten mit der Privilegiumsertheilung ehrenhafter Bahnen etwas vorſichtiger verfahren.

Wie bezeichnen Menſchen von Ehre jene Handlungsweiſe Kuranda's, welche Brunner vor Gericht mit den Worten ausſprach:

„Ich habe keinen Vertreter mitgenommen, weil ich vom Herrn Richter gehört habe, daß Herr Kuranda ſelbſt allein kommen werde. Nun ſtehe ich da allein, aller juridiſchen Waffen blos und ledig, mein ganzes Vertrauen auf den Gerichtshof ſetzend.“ — — — —

Hätte Brunner in gleichem Falle bei Gericht ausgeſprochen: er käme ohne Vertreter (ein Ausſprechen, welches den anderen Theil, wenn er

nobel ist und in seinem Gegner nicht einen Lügner voraussetzt, bestimmt, auch ohne Vertreter zu kommen), und wäre er darnach doch mit einem Vertreter erschienen, so würde der Schmähung über Perfidie, Charakterlosigkeit und Lüge kein Ende gewesen sein; natürlich auch, denn von Brunner (das kann er mit gutem Gewissen von sich selber sagen) hätte eine derartige Handlungsweise Niemand erwartet — — hingegen bei Herrn Kuranda — — fand man sie stylgemäß und nicht im mindesten unerwartet.

Wir wollen nun das Ehrenkleid, in welches der Herr Dr. Berger den Herrn Kuranda sehr fest einzunähen versucht hat, etwas untersuchen, ob es Stich hält.

Herr Dr. Berger hat Herrn Kuranda — gegen Brunner des steten Patriotismus vor einem Richter gerühmt, dem die Aufgabe gestellt ist, im Namen Sr. Majestät des Kaisers Recht zu sprechen. In welchem Sinne dieser stete Patriotismus nun von Herrn Dr. Berger aufgefaßt werden sollte, — das kann doch keinem Zweifel unterliegen.

Die „Allgem. Ztg." sagt in einer Korrespondenz vom 1. Juli 1860 aus Wien über die „Ost-D. Post" und „Oesterr. Ztg." unter an-

derem: „Beide Journale waren früher miniſterielle Organe, jenes („Oſt-D. Poſt“) das des Miniſters des Aeußern, dieſes das des Finanzminiſters.“ — — — — — — — —

Das ſcheint nun für den gerühmten Patriotismus zu ſtimmen — es ſoll aber ein ſteter ſein; freilich iſt es eine Art Unſinn, wenn man ſich wundert, daß es Leute gibt, die mit Demokraten demokratiſch, mit Miniſtern miniſteriell, mit Autokraten autokratiſch ſind; die Allen Alles werden — und zwar um ein Billiges.

Wir haben wohl ein Recht, den ſteten Patriotismus des Herrn Kuranda zu unterſuchen — wir wollen ihn nun mit ſeinen eigenen Worten dieſen ſteten Patriotismus beweiſen laſſen:

Gleich in der Nr. 1, 1848, verſpottet und verhöhnt der ſtete Patriot das öſterreichiſche Militär — dieſelben Soldaten — die ihr Blut auf den Schlachtfeldern der Lombardei zum Opfer brachten — und hetzt die Bürger gegen dieſelben.

O Du wunderbarlicher, ſteter, für den Geſammtſtaat ſchreibender Patriot!!

Es wären dieſe und die folgenden Umſtände nicht der Mühe werth — wenn Kuranda nicht die Lobſprüche des Dr. Berger mit einer wahrhaft unverſchämten Ruhe hingenommen und

ſie publizirt hätte. Das war doch zu bunt! Kuranda's Anſicht im erſten Blatt 1848 iſt wörtlich:

„Es iſt ein Vorurtheil, daß jede Revolution ſich überſtürzen, daß jede Bewegung erſt die eiſerne Ruthe einer reaktionären Nemeſis fühlen muß, ehe ſie in ſicheren Geleiſen ruhig fortſchreiten kann.“ „Wiſſen Sie, was eine Militärherrſchaft zu bedeuten hat? Ruhe und Ordnung ſtellt ſie her, die Ordnung einer Kaſerne, die Ruhe eines Stockhauſes. Wenn alle Behörden dem Säbel unterthan ſind, wenn die kleinſten Vergehen nach den Prinzipien militäriſcher Disciplin gerichtet werden, fühlt ſelbſt der Alt-Liberale ſich gedrückter als in der vormärzlichen Zeit.“

Wir werden ſehen, wie Kuranda ſelbſt für die Republik im Belagerungszuſtand krakehlen konnte — und er dann nach dem militärgerichtlichen Strafbeſchluß von der Redaktion fortgejagt wurde.

Schon in der Nummer 2 läßt das Judenblatt ſeine Wuth gegen die Hierarchie los. Da wird Folgendes berichtet:

„Mit Vergnügen erinnere ich mich noch der Stunden, die ich vor 12 Jahren in den Räumen des anatomiſchen Saales verlebte. Profeſſor X. (wir nennen ihn hier X., weil wir vermuthen,

der Artikelſchreiber von 1848 ſei nicht bei der Wahrheit geblieben), ſprach über Anatomie und divergirte in der reichen Fülle ſeines Wiſſens und ſeiner radicalen Weltanſchauung faſt jedesmal auf ſoziales oder politiſches Gebiet. So zeigte er einmal einige merkwürdige Knieſcheiben, die wegen ihrer beſonderen Dicke und Größe aufbewahrt wurden. Sie ſtammten von Pilgern her, die knieend meilenweit zu Gnadenbildern wallfahrteten. Der geiſtreiche X. ging von den hypertrophiſchen Knieſcheiben zur hypertrophiſchen Hierarchie über und unterließ nicht, dieſen Krebs der Zeit mit derſelben Schärfe zu ſeciren, wie er die feinſten Nervenfaſern der Sinneswerkzeuge bloszulegen verſtand.“ Es frägt ſich:

1. Ob nun dieſe großen Knieſcheiben in der That von Pilgern herrühren? —

2. Ob es nicht auch an der Zeit wäre, der von Haß und Aberglauben zum Mord getriebenen Juden in Damaskus zu gedenken, die dem P. Thomas das Blut abzapften und den Schädel zerſchmetterten, und den Schädel mit ſeinen Knochenbrüchen als ein Zeugniß hypertrophiſchen Judenthums im Gegenſatz zur hypertrophiſchen Hierarchie vorzuweiſen?

In derſelben Nummer ſchimpft die „Oſt-D.

Post“ über das „italienische Schwarzgelbthum“ der Triestiner. —

Wir sind hier weit entfernt, zu denunziren — wir weisen nur die Denunziation entschieden zurück, die man sich im Gerichtssaale auf merkwürdige Weise gegen uns erlaubte — indem man unsere literarische Thätigkeit mit der Kuranda's verglich — und in diesem Vergleiche den Herrn Kuranda, uns gegenüber, seines steten Patriotismus rühmte.

In der That, Herr Kuranda und sein Lobredner dürften in gefährlicher Zeit mit Einsetzung ihres Lebens Oesterreich gerettet haben!

Was sagt der Patriot am 7. Oktober 1848 über den scheußlichen Mord Latour's?

Der stete Patriot Kuranda sagt:

„Der Kriegsminister Graf Latour wurde von der Volksjustiz hingerichtet, und seine Leiche hängt als schreckliches Beispiel an einem Laternenpfahl vor dem Kriegsministerium.“

So spricht der stete Patriot, der „stets mit vieler Wärme und Patriotismus für den Gesammtstaat Oesterreich geschrieben“, in einer Zeit, in der in Italien und Ungarn Oesterreichs Heere die Erde mit Blut düngten. —

Es gibt Harlekinsjacken, die mit dem Blut feigen Meuchelmordes befleckt ſind, indem ihre Beſitzer den Meuchelmord als Juſtiz plauſibel — und ſomit nachahmungswerth dargeſtellt haben!

Wer hat noch nicht von feigen Hyänen gehört, die am Kampf keinen Antheil in der Nähe nehmen — die nur von der Ferne her ihre gemüthliche Zuſtimmung heulen, wenn ſie Leichen wittern!

Im Blatt der „Oſt-D. Poſt“ vom Samstag den 7. Oktober wurden „von einem Augenzeugen“ die Ereigniſſe des 6. Oktober, unter Kuranda's Fittigen erzählt. Der Mann ſpielt den muthigen Makkabäer und ſagt: „Blut fließt, hundert Todte fielen, rief's auf der Gaſſe. Da fühlte ich auch einigen Blutüberfluß (Küraſch haßt' mer das), nahm Muskete und Säbel (nicht auch die Mazeruntaſch', um den Balmach vollkommen zu ſpielen), und eilte nach der Jägerzeil.“ — Es iſt Tauſend gegen Eins zu wetten, daß dieſer Jüngling mit ſeinem vollen Blutüberfluß nach Hauſe kam — wo hätte er ſonſt die Kraft hergenommen, drei lange Spalten — mit Tinte zu beklecken? Er geſteht es ſelber ſehr naiv: „Im Prater fielen noch einzelne Schüſſe. Der erſte Moment der Schlacht vom 6. Oktober war vorüber. Ich erkannte dies und kehrte um.“ (Daß

der Mann ſehr bald zur Erkenntniß des Umkehrens kommt, war vorauszuſehen.)

„Mich nützlich zu machen, beſtieg ich die Baſtei.“ „Als ich die Vertheidigungsanſtalten der Rayons vom Rothenthurmthor geprüft und dem Zwecke angemeſſen fand, begab ich mich in die Stadt.“ Von den Vorgängen im Hofkriegsraths-Gebäude erzählt der Freund und Mitarbeiter des guten Patrioten: „Ich gab den Herren den guten Rath, ſich der Großmuth des Volkes anzuvertrauen, da der Haß des Volkes blos Latour verfolge. Einer der jungen Herren fragte mich ſpitz, was man denn mit Latour wolle? Am Laternenpfahl kann er jetzt die entſetzliche Antwort leſen! Das Volk verlangte eine Sühne für die heute Morgens auf hohen Befehl gemeuchelten Bürger,*) hundert Arme hoben ſich mit Mordwerkzeugen,

*) Der Mord Latour's war ſchon einige Tage früher angezettelt und beſchloſſen, das iſt aus den Judenblättern und der Gerichtsprozedur erweislich. Der Jude Goldmark (flüchtig und zum Galgen verurtheilt) war unter den intellektuellen Urhebern, d. h. erſten und nächſten Hetzern. Die Hyäne machte ſich aus dem Staube, und die blöden Gojim hingen darnach als handgreifliche Mörder mit Recht an dem Galgen.

hundert Arme ſanken nieder, Latour fiel hundertfach durchbohrt zu Boden. **Ein Volk hatte gräßlich Gericht gehalten!**“ (Steter Patriot.)

Am 8. Oktober bekam der Patriot heilloſe Aengſten und jammerte über Wien: „Und wenn ſie (Wien) unterliegt, wird ſie nicht preisgegeben den rohen Gelüſten, dem wilden Treiben einer rachedürſtigen Soldateska?“ Sonderbar! Wie der gute Patriot auf den 6. Oktober hinauf noch von rohen Gelüſten und wildem Treiben der Soldateska reden kann! „Muthige Herzen gewinnen an Entſchloſſenheit, wenn ſie die ganze Größe der Gefahr erkennen.“ (Und im rechten Moment davonrennen!)

„Ihr aber, ſiegreiche Männer des ſechsten Oktober, an Euch iſt es, die Früchte des Sieges durch Mäßigung zu erhalten.“

„Demokraten, pflegt den Demos, aber zügelt die Dämonen.“

So der ſtete Patriot. Wir meinen:

„Schnell geſchmolzen iſt der Panzer dieſes ſtarren Demokraten
Und zum Frack iſt er geworden! — Von dem Franken-Autokraten
Iſt in dieſes Fracks Knopfloch gar ein Sternlein ihm gerathen.

Der einſt als Juſtiz bezeichnet, wenn die Mörder attentaten,
Manſchelt im Salon jetzt leiſe, ſetzt ſich keck zu Diplomaten.
Ja, vom Wechſel der Geſinnung zog er immer ſeine Tratten,
Das iſt eine kleine Skizze ſeiner großen Heldenthaten!“

Am 12. wird es wegen des herannahenden Militärs im Buſen der „Oſt-D. Poſt“ ängſtlicher. Man erzählt noch die ſchön erfundene Geſchichte von dem grauſam ermordeten Studenten. Jetzt heißt es ſchon in der Galgenangſt: „Wahrlich, wir ſind nicht die Advokaten und Beſchöniger des gegen den unglücklichen Kriegsminiſter verübten Mordes. Wir verabſcheuen dieſe Miſſethat aus der ganzen Tiefe unſeres Herzens.“ Welcher ſchnelle Geſinnungswechſel! Einige Tage früher heißt es: „Ein Volk hatte gräßlich Gericht gehalten,“ und jetzt iſt das Gericht eine verabſcheuungswerthe Miſſethat!

Am 15. Oktober wird Jellachich mit Judenhohn begoſſen: „Paladin Jellachich, die Geißel Gottes, Klein Attila u. ſ. w.“ genannt.

Am 18. ein ungeheurer Nothſchrei von Kuranda an das deutſche Parlament, wo ſehr oft wiederholt wird: „und Ihr ſchweigt?“ Z. B.: „Wie, die irregulären Truppen, der Landſturm,

die roheſte Bauernbevölkerung eines uncivilisirten Landes überfluthet die ſegensreichen Fluren deutſcher Kultur, und Ihr ſchweigt?“

Am 24. Oktober wird Windiſchgrätz's Proklamation in Wien bekannt; die „O.-D. Poſt“ bekommt Angſt und heult: „So denn endlich erfahren wir, was Fürſt Windiſchgrätz, beſſer, was Herr Weſſenberg und was der Kaiſer von Wien verlangt! Es iſt unerhört.“ „Wenn man nicht annehmen will, daß die Armee wie ein feilſchender Kaufmann 100 Perzent fordert, um deſto ſicherer 2 Perzent zu erlangen,*) ſo muß man glauben, daß ſie von blinder Rachſucht getrieben, mit Gewalt einen Kampf auf Leben und Tod hervorrufen, daß ſie Wien um jeden Preis vernichten will. — — Wir ſtehen an der Schwelle einer entſetzlichen Periode. Ehe uns Kampf oder Niederlage die Feder aus der Hand reißt, können wir uns nicht enthalten“ — folgt nun eine weiſe Lehre an die Machthaber — ſie mögen nicht „um eines momentanen Triumphes willen Alles verſpielen“. —

Dem Herrn Kuranda iſt weder durch Kampf

*) Bild einer echten Mauſchelphantaſie.

noch Niederlage die Feder aus der Hand gerissen worden. —

Hätte Kuranda auf einer Barrikade oder irgendwo anders für die Sache, die er maulfertig so heiß verfocht, gekämpft — so könnten wir ihm nach unserer Anschauung nicht beistimmen — wir würden ihm aber jenen Grad von Achtung nicht versagen, den wir auch Jenem zollen, welcher für eine, wenn auch irrige Meinung selber einsteht.

Im letzten Blatt vom 25. Oktober spricht Herr Kuranda noch deutlich aus, was er in einer wahren Höllenangst gefürchtet. Er sagt, betreffs der Auslieferung der Mörder Latour's, welche Windischgrätz verlangte: „Niemand bürgt dafür, daß man nicht nach Personen haschen wird, die von feilen Seelen in's Blaue verdächtigt wurden, daß man nicht den Begriff moralischer Mitschuld ins Unendliche ausdehnen und als Mörder Latour's den ersten Besten anklagen wird, der in einem Klubb zu laut gesprochen hat."

Was sprachen seine Worte aus, die wir zuletzt vernommen? Eine umstrickte Phantasie, welche ihrem unglücklichen Besitzer in einer wahren Galgenangst einen schwebenden Zustand zwischen Himmel und Erde anweist.

Und dieser selbige Herr Kuranda, der morgen vor einem republikanischen, demokratischen, und weiß Gott vor was für einem Gerichtshof — sich aus seiner Zeitung als Demokrat, als Republikaner viel glänzender darstellen und die Geneigtheit der Richter gewiß viel leichter als durch den steten Patriotismus erwerben könnte*) — dieser Kuranda nennt die „Kirchenzeitung" eine Harlekinsjacke! Herr Kuranda scheint damals etwas laut von seiner Garderobe geträumt zu haben.

---

*) Am 7. Juni 1849, als den Genossen des Herrn Kuranda zu Kremsier wieder etwas die Flügel wuchsen, sagt derselbe Kuranda, der früher vom Militärkommando die erneuerte Herausgabe seiner Zeitung nachsuchte, und unter Versprechung der guten Haltung sie erlangte, wörtlich:

„Vor dem Rechte der Revolution gilt kein anderes Recht, sie nimmt und verleiht aus eigener Machtvollkommenheit, sie kennt kein „von Gottes Gnaden", sondern nur ein „von Volkes Gnaden". Will die Revolution Republik, so ist Republik; will sie Monarchie, so ist Monarchie, aber sie hat Republik wie Monarchie gesetzt, sie kennt kein gestern, sondern nur ein heute!" —

Wir würden diese schönen Reminiszenzen hier nicht anführen — wenn wir nicht dazu durch das unverschämte Hinnehmen und Veröffentlichen von Lobsprüchen „steten Patriotismus" geradewegs gezwungen worden wären!

Wir ſind weit entfernt, ihm auf eine Fluth von Schmähungen zu erwidern, wir haben vorläufig nur einfach einige Tuchflecken unterſucht, aus denen der Charakterfrack dieſes hochgefeierten Ehren-bebecherten, Synagogen-belorbeerten Herrn zuſammengenäht iſt!

Schmähungen, welche ihrem Gehalte nach eben ſo gut einen wüthenden Winkeljuden zum Verfaſſer haben könnten — werden uns eine Ehre ſein, aber einſchüchtern werden ſie uns nicht, und auch nicht abhalten, Bildſäulen der Tagesgötzen aus Pappenſtiel und ſtinkendem Leim zuſammengeklebt — nach Gebühr in Scherben zu zerſchlagen. — —

In dieſem Artikel hatte ich noch einen irrigen Bericht auch angeführt: Kuranda ſei Ende Oktober, als das Militär kam, aus Wien davongelaufen. Das war nun allerdings ein irriger Bericht. Kuranda hielt ſich nun an dieſen einzigen Punkt und ſchimpfte fürchterlich über einen ſchändlichen Lügner und Verläumder. Damit aber kam Kuranda auch in die Falle. Denn er beſtätigte ſomit feierlich alle Schmach, die ihm in den unantaſtbaren Thatſachen des obigen „Kehrbeſens über das Spinnengewebe" geboten worden war: Der obige Artikel iſt ſomit ganz authentiſch

Und dieſer ſelbige Herr Kuranda, der morgen vor einem republikaniſchen, demokratiſchen, und weiß Gott vor was für einem Gerichtshof — ſich aus ſeiner Zeitung als Demokrat, als Republikaner viel glänzender darſtellen und die Geneigtheit der Richter gewiß viel leichter als durch den ſteten Patriotismus erwerben könnte*) — dieſer Kuranda nennt die „Kirchenzeitung“ eine Harlekinsjacke! Herr Kuranda ſcheint damals etwas laut von ſeiner Garderobe geträumt zu haben.

*) Am 7. Juni 1849, als den Genoſſen des Herrn Kuranda zu Kremſier wieder etwas die Flügel wuchſen, ſagt derſelbe Kuranda, der früher vom Militärkommando die erneuerte Herausgabe ſeiner Zeitung nachſuchte, und unter Verſprechung der guten Haltung ſie erlangte, wörtlich:

„Vor dem Rechte der Revolution gilt kein anderes Recht, ſie nimmt und verleiht aus eigener Machtvollkommenheit, ſie kennt kein „von Gottes Gnaden“, ſondern nur ein „von Volkes Gnaden“. Will die Revolution Republik, ſo iſt Republik; will ſie Monarchie, ſo iſt Monarchie, aber ſie hat Republik wie Monarchie geſetzt, ſie kennt kein geſtern, ſondern nur ein heute!“ —

Wir würden dieſe ſchönen Reminiſzenzen hier nicht anführen — wenn wir nicht dazu durch das unverſchämte Hinnehmen und Veröffentlichen von Lobſprüchen „ſteten Patriotismus“ geradewegs gezwungen worden wären!

Wir ſind weit entfernt, ihm auf eine Fluth von Schmähungen zu erwidern, wir haben vorläufig nur einfach einige Tuchflecken unterſucht, aus denen der Charakterfrack dieſes hochgefeierten Ehren-bebecherten, Synagogen-belorbeerten Herrn zuſammengenäht iſt!

Schmähungen, welche ihrem Gehalte nach eben ſo gut einen wüthenden Winkeljuden zum Verfaſſer haben könnten — werden uns eine Ehre ſein, aber einſchüchtern werden ſie uns nicht, und auch nicht abhalten, Bildſäulen der Tagesgötzen aus Pappenſtiel und ſtinkendem Leim zuſammengeklebt — nach Gebühr in Scherben zu zerſchlagen. — —

In dieſem Artikel hatte ich noch einen irrigen Bericht auch angeführt: Kuranda ſei Ende Oktober, als das Militär kam, aus Wien davongelaufen. Das war nun allerdings ein irriger Bericht. Kuranda hielt ſich nun an dieſen einzigen Punkt und ſchimpfte fürchterlich über einen ſchändlichen Lügner und Verläumder. Damit aber kam Kuranda auch in die Falle. Denn er beſtätigte ſomit feierlich alle Schmach, die ihm in den unantaſtbaren Thatſachen des obigen „Kehrbeſens über das Spinnengewebe" geboten worden war: Der obige Artikel iſt ſomit ganz authentiſch

vom Juden geleſen und als wahr hingenommen und beſtätigt! Ausgenommen die gegen ſeine Flucht erhobene Einſprache, iſt Alles, was er ſonſt enthält, zugegeben! Wir werden aber hören, und zwar aus ſeiner eigenen Vertheidigung, daß er noch etwas viel Schlimmeres that, als das Davonlaufen geweſen wäre.

Kuranda rechtfertigte ſich über den Punkt wie folgt:

„Während die „Kirchenzeitung“ mich in den letzten Tagen des Oktobers „feige davon laufen“ läßt, habe ich am 30. Oktober in der Verſammlung der Vertrauensmänner der Nationalgarde, in der Halle des Reichstages öffentlich geſprochen; in welchem Sinne, iſt in Duncker's „Geſchichte der Oktober-Revolution“ nachzuleſen. Am 31. Oktober während des Bombardements, befand ich mich mit den Meinigen im Kreiſe einer befreundeten Familie in dem Hauſe Nr. 1095 auf dem Graben, wo der k. k. Major v. K. wohnte, deſſen Ordonnanz uns des Abends zurück in unſere Wohnung geleitete. Ein hieſiger Arzt hat mich erſt geſtern daran erinnert, daß ich in ſeiner Geſellſchaft am Tage nach dem Bombardement eine Wanderung durch die Stadt machte, um das merkwürdige Schauſpiel, das ſie bot, zu beſichtigen. Am 2. November überſiedelte ich mit meiner Familie aus der Kölnerhofgaſſe, in der ich wohnte, in das Haus Nr. 767, das ich noch bis zur Stunde bewohne. Am 4. oder 7. November bin ich einer Prozeßangelegenheit als Zeuge zu Gericht geladen worden und meine Anweſenheit iſt in den Akten konſtatirt. Dieſe Aufzählung

dieſer Details wird genügen, um die dummdreiſte Gewiſſenloſigkeit zu bezeugen, mit welcher die „Kirchenzeitung“ zu Werke geht. K.“

Auf dieſes ſchöne Geſtändniß iſt zu erwiedern:

Kuranda, der im erſten Blatt ſeiner Zeitung 1848 über die Militärherrſchaft ſchimpft, über die Ordnung der Kaſerne, über die Ruhe des Stockhauſes, welcher ſagt: „Wenn alle Behörden dem Pöbel unterthan ſind, wenn die kleinſten Vergehen nach den Principien militäriſcher Disciplin gehandhabt werden,“ dasſelbe Individuum, das ein paar Wochen früher das kaiſerliche Militär „eine rachedürſtige Soldateska“ ſchimpft, das den Mord Latour's eine Sühne „gemeuchelter Bürger“ nennt — — läßt ſich erſtens als „ſteter Patriot“ rühmen, derſelbe Kuranda hat noch nicht die Schmach widerrufen, die er auf den Leichnam eines treuen Dieners ſeines kaiſerlichen Kriegsherrn mit ſchmutziger Hand geworfen, ehe dieſer Leichnam noch kalt geworden, derſelbe Kuranda läßt ſich zweitens nach eigenem Geſtändniß einige Wochen nach all dieſem Schimpf am 31. Oktober von einer Ordonnanz eines k. k. Majors, alſo von einem dieſer beſchimpften Soldateska — wie eine todtenfarbige mit Bleiweiß lakirte und ſchlotternde

Gliederpuppe in ſeine Wohnung ſchleppen (er nennt es geleiten) — wo, fragen wir, hat die deutſche Sprache ein Wort, um dieſen Ehrenzuſtand eines Menſchen nach Gebühr zu bezeichnen!

21. Wie hat mir Kuranda und ſein Advokat die vorgeworfene „Unwiſſenheit“ nachgewieſen? Dadurch, daß man in allen meinen Schriften Folgendes entdeckte. 1) Daß ich einmal bei einem Citat eines Verſes Göthe mit Schiller verwechſelte (was zudem am Ende des Buches als Erratum angeführt iſt), und 2) daß ich das Werk des Cornelius Nepos als Kaiſerbiographien ſtatt als Feldherrnbiographie anführte, das fand man in fünfzig von mir herausgegebenen Bänden und Broſchüren!*) Und dieſer Beweis von Un-

*) Was übrigens Herr Kuranda für ein umſichtiger Politiker iſt, hat ihm die Kreuzzeitung im September 1862 in folgendem Denkzettel nachgewieſen:

Die „Oſt-Deutſche Poſt“ in Wien hat irgendwo geleſen, daß für das Finanzminiſterium auch an Herrn v. Bodelſchwingh gedacht ſei und läßt ſich darüber nun folgendermaßen aus:

„Der Flug iſt kühn, ſo kühn, daß wir beſorgen, Herr v. Bodelſchwingh, der alte ſiebzigjährige Bureaukrat, der Finanzminiſter, dann Miniſter des Innern, Friedrich Wilhelms IV., dieſer Beamte der guten alten Zeit, wenn ſich ihm wirklich Herr v. Bismark zum Geführten auserſehen

wiſſenheit wurde vom Gerichtshof als gültig angenommen. Ich habe darnach dem Präſidenten Frühwald bezugs ſeiner Eigenſchaften als Gemeinderath und trauriger juridiſcher Schriftſteller etwas Anderes bewieſen; es wird in der Folge gebracht werden.

Der Advokat Berger, der mich der „Unwiſſenheit“ beſchuldigte, ſprach mit einer unend-

---

ſollte — könnte . . . dabei das Schickſal des Ikarus erleiden. Nach vierzehnjähriger Zurückgezogenheit wieder Finanzminiſter! Derſelbe Bobelſchwingh . . ., der auf dem vereinigten Landtage von 1847 . . . derſelbe Herr heute konſtitutioneller, verantwortlicher Miniſter! Wirklich, wenn Herr Ernſt v. Bobelſchwingh-Velmeck (ſoll heißen Velmede) ſich dann als ſolcher im Spiegel betrachtete, ſo müßte er entweder laut auflachen oder einen Verhaftsbefehl gegen ſich ausſtellen ꝛc.“ Darauf ſagt die Berliner Kreuzzeitung:

„So über preußiſche Verhältniſſe zu ſchreiben, unterſteht ſich ein Wiener Blatt, das doch völlig bankerott iſt in politiſchen Dingen und nicht einmal weiß, daß dieſer Herr v. Bobelſchwingh ſeit etwa ſieben Jahren verſtorben iſt. Was für ein Zetergeſchrei würde dieſer heilloſe Schwätzer Kuranda erheben, wenn eine große preußiſche Zeitung in ihrem Leitartikel die Frage abhandeln wollte, ob Fürſt Schwarzenberg etwa an die Stelle des Herrn v. Schmerling treten ſollte! Will den Niemand dieſem armen Preß-Juden ein Konverſationslexikon der Gegenwart ſchenken?“

dem ſarazeniſchen Spanien im neunten Jahrhundert und erinnern an die Kreuzigung oder ſonſtige höchſt grauſame Ermordung chriſtlicher Kinder in älterer und ſpäterer Zeit. So des Knaben Wilhelm von Norwich 1144, eines Knaben in Glouceſter 1116, eines Knaben in Bleſſis bei Orleans 1171, eines Knaben Richard von Pontoiſe 1179, des Knaben Robert zu St. Edmund in England 1184, des Knaben Hugo von Lincoln 1215, des Knaben Heinrich von Weißenburg im Elſaß 1220, der fünf Kinder in Fulda 1233, eines Mädchens zu Forchheim in Franken 1261, des Knaben Wernherr von Oberweſel am Rhein 1287, des Knaben Rudolph von Bern 1288, des Söhnleins eines Bürgers von Ueberlingen Namens Frei 1331, eines Knaben in Meſſina 1347,*) des Söhnleins eines Schuſters Namens zur Byden in Zürich 1349, des Knaben Konrad Lory zu Dießenhofen in der Schweiz 1401, eines Knaben in Krakau 1407, des Mädchens Urſula Pöck in Tirol 1442, eines Knaben in Ancona in der erſten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, alſo

*) Iſt in den Sammlungen der deutſchen Schriftſteller nicht angeführt. Die Zeugniſſe dafür in Giovanni di Giovanni: L'Ebraismo della Sicilia. Palermo 1748. p. 176.

vor 1450, eines Knaben aus Savona 1454, eines Knaben aus Caſtilien 1454, eines Knaben in Turin 1457, des Knaben Andreas Oxner zu Rinn in Tirol (Anderl von Rinn) 1462, des nunmehrigen zweiten Bisthumsheiligen in Trient Simon Onverdorben 1475 (ſchon erwähnt in Nro. XIII.), des Knaben Sebaſtian Novello aus Bergamo zu Porto Buffaleto in Friaul 1480, des Knaben Lorenz in Maroſtica bei Vicenza 1485, eines Knaben aus Langendenzlingen in Schwaben 1503, des Wagnerkindes von Pöſing in Ungarn 1494, des Knaben Michael aus Rava in Großpolen 1547, des Knaben Johannes aus Petrikau 1569, des Mädchens Eliſabeth aus Punie in Lithauen 1579, mehrerer polniſcher Kinder und zwar eines Knaben aus der Nähe von Szydlow 1590, des Knaben Simon von Wilna 1592, eines Chriſtenkindes in der Nähe von Goſytyn 1595, wieder eines Chriſtenkindes aus der Nachbarſchaft bei Szydlow 1595, des Knaben Vojciech (Adalbert) aus Swirignowo (Lubliner Regierungsbezirk) 1598, des Knaben Matthias Stillich aus Kaaden in Böhmen 1650, eines Kindes des Gilles de Moyne von Glattigny bei Metz 1669, des chriſtlichen Katechumenen Simon Abeles aus Prag 1696.

Außerdem wurden noch entdeckt: der Fall

eines ſolchen Kindsmordes in Toledo im zwölften Jahrhundert, zu Engen in Schwaben um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, die Fälle aus Berlin 1500 und 1573, aus Verden 1509, aus Brandenburg 1509. Ebenſo erinnern wir an das Martyrium des ſeligen Petrus von Arbues in Saragoſſa 1485, an den Chriſten aus dem Bisthum Würzburg, welcher von den Juden formlich gekeltert wurde, wie an die durch noch lebende Zeugen conſtatirte Ermordung des Pater Thomas in Damaskus 1842. Für alle dieſe Fälle läßt ſich ein genügender hiſtoriſcher Nachweis, theilweiſe ſelbſt auf amtliche Urkunden geſtützt, herſtellen. Ebenſo fällt es nicht ſchwer, dießfällige Geſchichtsverdrehungen älterer chriſtlicher Judenfreunde und Judengenoſſen, z. B. Wagenſeils, Deppings u. m. a., dann jüdiſcher Literaten aus der Gegenwart in ihrer ganzen Blöße aufzudecken. (Näheres hierüber in: Kirche und Synagoge von Rupert. Schaffhauſen, Hurter 1864, von Seite 197 bis 254.)

Wer war es nun, der Betreffs der von Juden an Chriſten und Chriſtenkindern begangenen Morde glänzende Unwiſſenheit an den Tag gelegt?

Wenn aber Dr. Berger im Intereſſe des Juden Kuranda aus der Verwechslung von den

zwei Worten: „Kaiserbiographien“ und „Feldherrnbiographien“, mir mit einem Zetergeschrei Unwissenheit beweisen wollte, so soll dem Herrn Berger hier mit seiner beliebten Manier und mit seinem Ausmaß nur so nebenbei eingemessen werden.

Im Jahre 1864 wurde in Wien von einem Herrn Karl Schram bei Bartlmus ein „Album von Autographien „hervorragender“ Personen der Vergangenheit und Gegenwart“ herausgegeben. Da finden sich nun in der dritten Lieferung Handschriften, Facsimile von Friedrich von der Pfalz, Matthes von Thurn, Elisabeth Stuart, Gemahlin des Winterkönigs, Czar Peter dem Großen, Czarin Katharina I., Czarin Elisabeth, Czar Peter III., Czarin Katharina II., Osterman, russischer Großkanzler und gleich darauf Dr. Joh. Nep. Berger!!!

Nun hat sich der Herausgeber Schram nicht vielleicht erlaubt den bescheidenen Advokaten gegen seinen Willen in diese erlauchte Gesellschaft von regierenden Fürsten hineinzuzwängen, nein, Herr Berger wurde um seine Handschrift ersucht und dieser Große des Reiches schrieb zu diesem Zwecke als „Hervorragender“ Folgendes buchstäblich:

„Memoiren“.

„Versuch es nur und schreibe treu
Ins Tagebuch den Alltagsbreu,
Nach deinem Tod verkauft die Nichte
Daraus sechs Bände Weltgeschichte.“

„Produktivität“.

„Wer täglich eine Seite dichtet
Hat einen Band im Jahr errichtet.“

Aus meinen Photogrammen. Dr. J. N. Berger.

Gesetzt nun den Fall, Brunner hätte sich einmal beikommen lassen, einen so geschmackswidrigen „Alltagsbreu“ zu schreiben, wie es Herr Berger gethan hat — so läßt sich denken, wie Berger, um Brunners „Unwissenheit“ nachzuweisen, diesen Alltagsbreu breit getreten hätte. Es soll hier in Berger's Manier, und vielleicht auch sogar mit dem beneidenswerthen Witz des Herrn Berger der eigene „Alltagsbreu“ desselben in Kleincicero besprochen werden:

„Hoher Gerichtshof! braucht in diesem eklatanten skandalösen Falle die Unwissenheit erst noch nachgewiesen zu werden! in einem Falle, wo die Blamage so offen am Tage liegt? Ein Mensch, den jeder Kinderlehrer wegen Unwissenheit in der Rechtschreibung durchkarbatschen würde, wagt es mit einem abgewelkten Schnaderhüpfel

in die Geſellſchaft regierender Fürſten ſich hineinzudrängen, nachdem er wegen Mangel an Rechtſchreibung feierlich erſucht worden iſt, die Knabenſchule — zu verlaſſen. Ein Menſch von jedem Schulknaben an Wiſſen überflügelt, will ſich in den Ruhmestempel des Hervorragenden einſchleichen, um ſich daſelbſt auf den vier morſchen Füßen ſeines Schnaderhüpfels als Halbgott niederzuſetzen, und die Bewunderung der Mit- und Nachwelt entgegenzunehmen! Hoher Gerichtshof, ich ſtelle die Frage: Was kann denn ein Menſch im Kopfe haben, der Breu ſchreibt, ſtatt Brei? Hat er Breu, oder hat er Brei, oder hat er gar nichts im Kopf! Iſt es nicht eine eklatante Verachtung der gebildeten Leſewelt, wenn ein Dichter, der dem Herrn Biedermayer in den fliegenden Blättern ſo gleich ſieht, wie ein miſerabler Dichter dem andern, die verwegene Meinung hegt: das Leſepublikum ſoll ſeinen unorthographiſchen und überdieß ſehr abgeſchmackten Breu hinunterwürgen! Was kann denn ein Menſch vom Recht verſtehen, der nicht einmal von der Rechtſchreibung etwas verſteht? Welche Finſterniß muß in einem Kopfe herrſchen, in welchem ſelbſt das Kreuzerkerzchen der Rechtſchreibung verloſchen iſt? Schon die Schulbank der Trivialſchule iſt zur Armenſünderbank ſeiner

Unwiſſenheit geworden, und wie wäre es möglich, den Beweis glänzender Unwiſſenheit ſchlagender herzuſtellen, als dieſer Biedermayer II. in ſeinen Fadogramen ſelber zu Stande gebracht hat? Was kann denn das für ein Rechtsgelehrter ſein, der offenbar ſchon in der Schule nichts Rechtes gelernt hat? Es iſt nicht ſo leicht, ſechs Bände Weltgeſchichte zu verkaufen, wie Herr Berger meint.

„Er ſolls verſuchen und ſchreiben treu
Ins Tagebuch den „Alltagsbreu“,
Und wenn er caput iſt — der große Sprecher
Verkauft es — die Nichte — dem Käſeſtecher!“

So iſt die Manie und die Manier des Herrn Berger: er hält ſich an einen Strohhalm an und ſchwimmt damit in einem Ocean ſeiner Redegewäſſer herum.

Meine Anſicht aber hierüber iſt folgende: Es iſt unwürdig eines Mannes, wenn er um eines ſo geringen Verſtoßes willen wie hier ein Schreibfehler, dort eine Verwechslung von Kaiſer und Feldherr, einem ſonſt wiſſenſchaftlich gebildeten Menſchen — allen Ernſtes vor Gericht Unwiſſenheit beweiſen will; ja, ich für meinen Theil würde es für eine Unbilligkeit und eine Gemeinheit halten; wenn ich mein Salz vor Gericht

auf den Brau Bergers gestreut hätte, um Herrn Berger aus diesem seinen „Brau“ Unwissenheit beweisen zu wollen!

Sollte ich aber in die Lage kommen, dem Herrn Berger aus eben seinen obigen Phötsgrämmlichen Witzen — Unwissenheit beweisen zu sollen, so würde ich sicher seinen „Brau“ unberührt lassen und einen stichhaltigeren Beweis hervorholen. Und zwar ungefähr also:

Es verräth Unwissenheit: wenn Herr Berger meint, er werde durch seine Handschrift unter den „hervorragenden Personen“, seiner Größe eine Viertelelle zusetzen.

Es verräth Unwissenheit: wenn er durch seine Einzeichnung in das Buch der Hervorragenden meint, er werde etwas anderes damit erreichen — als einiges Ausgelachtwerden.

Es verräth Unwissenheit: wenn Herr Berger meint, er sei witzig; — denn wer aus seinen langjährigen, ebenso mühsamen als vergeblichen Anstrengungen Witze zu machen, am Ende als Quintessenz obige sechs Zeilen zum Besten gibt, — der kann mit seinen Witz nicht mehr zu einem Ausgleichsverfahren zugelassen werden.

Sollte Herr Berger aber auf seiner Lieblingstäuschung, d. h. auf der fixen Idee seines Witzigseins beharren wollen, so müßte er erst einmal nach

gehöriger Vertheilung von Wind und Wetter, den Beweis dafür herſtellen. Er müßte ſich ein wenig mit Wortfügung befaſſen, und nicht in einem Aushängeſtylmuſter: „Bände errichten;“ einen Band ſchreibt man, aber einen Band errichtet man nicht, das iſt nicht deutſch und noch viel weniger witzig!

Wir wollen nicht ſagen, das Folgende ſei witzig — aber wenigſtens iſt es deutſch:

Wenn Berger täglich Eine Seite dichtet
So endigt er im Jahre einen Band —
Doch käm' der Leſer an des Lebens Rand,
Er wäre durch Herrn Berger hingedichtet.

Hindichten und Hinrichten geht auf dasſelbige hinaus.

Iſt Herr Berger nicht derſelbige gemüthreiche Criminaliſt, der mit einem Eifer, der zu einigem Nachdenken anregt, die Aufhebung der Todesſtrafe beantragt hat? Wie kommt dieſer zartfühlende Rechtsfreund dazu, eine ganz neue, höchſt peinliche Todesart zu erfinden — die langſame Hindichtung durch ſeine Photogramme?

Was ließe ſich aus den ſonſtigen Publikationen des Herrn Berger mit ſeiner Manier (aber nicht mit ſeinem Witz) für eine Philippica zuſammenbringen, die dem öſterreichiſchen Demoſt-

henes ein wenig die Stimme verſchlagen könnte. Wir hoffen, daß er unſer Verfahren gegen ihn als ein ſchonendes anerkenne, denn wir haben bisher mit ihm noch gar keinen Ernſt gemacht.

Nur Eine Frage erlauben wir uns noch: Wenn Einer einen andern wegen Patriotismus lobt, ſo muß der Lober doch ſelber dasjenige mindeſtens anſtreben, was er an einem andern lobt. Aus vielen Schilderungen und Berichten über das Frankfurter Parlament ſei hier aus den Münchener hiſtor. politiſchen Blättern, XXII. Bd., 799. Seite, eine Stelle erwähnt, welcher eine Schilderung der grauenvollen Ereigniſſe des 6. October in Wien, und der Stimmung der Linken in Frankfurt vorausgeht:

„Es lag etwas Gräßliches in der Freude über das Glück der ſogenannten „patriotiſchen“ Erhebung des Wiener Pöbels, und den gelungenen Meuchelmord am Kriegsminiſter, wie ſie mit geſpreizten Armen, fliegenden Locken, lautem Rauſchen und vollen Backen, gegen alles Recht und Geſetz auf den Straßen von Frankfurt einherfuhr, wie ſie aus den revolutionären Clubs brüllte und ſelbſt auf den Bänken der Paulskirche ihre Lache aufſchlug. Mir wird der Tag ewig denkwürdig bleiben, als der neugebackene Wiener Advokat Berger, ein dünnes, ſtraff em-

vorgeſtrecktes Männlein auf die Tribüne ſtieg, mit dem dringlichen Antrage, daß die Nationalverſammlung eine Lob- und Dankadreſſe mit unverhohlenem Beifall an die tapfern Freiheitshelden in Wien erlaſſen ſollte. Sein bleiches Angeſicht blieb in ſeiner grauſenhaften Farbloſigkeit unbewegt ſtehen, und die unverhältnißmäßig großen Augen waren wo möglich noch tiefer und lückenhafter für ein erträgliches Conterfei. Keine Wimper zuckte, kein Ton der Stimme verſagte, die linke Hand grub nach Gewohnheit in der Hoſentaſche, und der ſchmächtige Leib ruhte auf das Pult geſtützt, der rechten Seite zugekehrt, als gälte es, in der nachläſſigſten Stimmung von der Welt eine Charade der illuſtrirten Leipziger Zeitung zur Beförderung der Verdauung aufzulöſen, während die beſſern Oeſterreicher ſchamroth wurden für den kleinen Mann, dem es ſelbſt zum Verrathe ſeines Landes und Kaiſers am Gewicht fehlte. Der Antrag wurde nicht für dringlich anerkannt. Berger ſprang noch einmal, wie ein Bedienter des theuerſten Gaſthauſes zu Köln, leichtfüſſig auf die Rednerſtätte und erklärte mit einem Verſuche zum Zorne, der jedoch mißlang, daß er ſeinen Antrag nun ganz zurücknehme, und die genannte Lob- und Dankadreſſe von der Linken auf eigene Wag und

Gefahr nach Wien zu befördern bestrebt sein werde." — Robert Blum war der Träger der Adresse nach Wien.*) Berger blieb in Frankfurt — lobte in der „Folge den Patriotismus für Gesammtösterreich", und redete mit der aufrichtigsten Begeisterung für Abschaffung von Galgen und Todesstrafe!

22. Nun zum Schluß und dann noch ver-

---

*) Dieser unvorsichtige Mandatar der patriotischen Gefühle Bergers u. Comp. wurde am 9. November 1848 erschossen, sein Gefährte Julius Fröbel am 11. November 1848 zum Strang verurtheilt und begnadigt. Sonderbar, die „Oesterreichischen Patrioten" blieben in Frankfurt; sichere Vorsicht ist die Mutter der Weisheit. In Dunders Denkschrift über die October-Revolution (Wien bei Schaumburg 1849) steht S. 908 das Verzeichniß der im Belagerungszustande bis zum 9. Mai 1849 verurtheilten Personen." Der erste dieser Verurtheilten ist: „Robert Blum, aus Leipzig gebürtig, Buchhändler, erschossen; der vierte: Julius Fröbel, Griesheim, Rudolstadt, 43 Jahre, zum Strang verurtheilt und begnadigt." — Der weniger zurechnungsfähige Blum trug seine Haut zu Markte — die pfiffigen Krakehler in Frankfurt fühlten das in ihren eigenen Gliedern und sprachen es auch halb im Scherz halb Ernst aus, als Blum fortging. Er mag sich in seinen letzten Stunden eben nicht mit Segenswünschen an die linken Hetzer erinnert haben — die vorsichtig wie Füchse — nicht in die Falle gingen.

ſchiedene Betrachtungen über den Ritter Kuranda, ſeinen Advokaten und den Präſidenten des Gerichtshofs — zur Orientirung.

Nachdem der Ritter der Ehrenlegion Kuranda freigeſprochen war, ſagte der Präſident Frühwald zu mir: „Sie können gegen dieſes Urteil Berufung einlegen, und können auch eine Abſchrift des Urtheils haben.“

Ich litt ſchon zwei Tage und Nächte vor der Schlußverhandlung an einer Halsentzündung, die mir auch den Schlaf raubte — und in Folge deſſen trat auch ein phyſiſcher Eckel ein, der es mir momentan unlieb machte, dieſen Proceß weiter fortzuführen, ich entgegnete daher:

„Ich danke für die Abſchrift, und da dieſer Gegenſtand als ein Principienſtreit erklärt wurde, ſo kann das der weltliche Richter nicht entſcheiden, und ich kann nur an die Weltgeſchichte appelliren und an das, was ihre daherrollenden Fluthen bringen werden.“

Dieſe meine Appellation an die Weltgeſchichte ließen die jüdiſchen Stenographen und die jüdiſchen Blätter aus, ſie mochten gute Gründe dafür haben; denn die Weltgeſchichte hat bisher immer gelehrt, daß die Judenherrſchaft für die Länge der Zeit nicht zu ertragen ſei.

23. Der Gerichtshof nahm ſich in der Moti-

virung ſeines Urtheils ſogar heraus, einem Doktor der Theologie vorzuhalten, welche Bücher er citiren dürfe, und welche nicht. Das iſt bisher noch nicht dageweſen, jedenfalls aber gibt es Kunde von dem Mangel an Mitteln, welche dem Gerichtshof zu Gebote ſtanden, wenn er nach ſolchen Mitteln greifen mußte, um den Juden freiſprechen zu können. Es hieß: „Was heute von den Artikeln der Kirchenzeitung vorgeleſen wurde, iſt auf eine Art zuſammengeſtellt (?), daß es geradezu als einer Kirchenzeitung unwürdig erklärt werden muß. Der Gerichtshof erklärt: daß die Berufung auf den Heiden Manetho und den Schriftſteller Daumer, welches letzteren Werke geradezu mit dem Chriſtenthum in Widerſpruch ſtehen, von einem katholiſchen Prieſter kaum erwartet werden ſollte.“

Gegen dieſe, dem katholiſchen Prieſter und dem Doktor der Theologie angethane Impertinenz verwahrte ich mich darnach öffentlich in der Kirchenzeitung, wie folgt:

„Eine Rechtsverwahrung. Nach der öſterreichiſchen Geſetzgebung ſteht es einem Richter in ſeiner Eigenſchaft nicht zu, einen urtheilskräftigen Entſcheid darüber zu geben, ob etwas der kirchlichen Richtung würdig oder unwürdig ſei. Der Geiſtliche hat vor dem weltlichen Gerichte

kein Privilegium, keinen Vorzug, es iſt alſo nicht abzuſehen, wozu er zu ſeinem Nachtheil in rein kirchlichen Angelegenheiten — ein öffentliches Urtheil von dem weltlichen Richter über ſich ergehen laſſen ſollte. Ebenſowenig hat ein Richter nach dem betreffenden Geſetze weder die Aufgabe noch das Recht, in einem Urtheilsſpruche zu beſtimmen, welche von einem Geiſtlichen vorgebrachten Citate desſelben würdig oder unwürdig ſind."

„Wenn der Richter den Kreis des Geſetzes, der ihm angewieſen iſt, verläßt, ſo kann er auch nicht mehr auf jene äußere Achtung Anſpruch machen, die ihm geſetzlich gebührt, ſo lange er innerhalb der Schranken bleibt, welche ihm das Geſetz angewieſen hat; und er muß ſich in dem angezeigten Falle darein geben: in ſeine Schranken zurückgewieſen zu werden. Iſt er Akatholik, ſo hat ſein Urtheil in derlei Angelegenheiten ohnedieß keinen Werth, iſt er Katholik, ſo muß er, da er ſeine Stellung als Richter verlaſſen hat und als Laie dem Prieſter gegenüber auftritt — eine Belehrung hinnehmen, ein Umſtand, der um ſo bevorrechtigter erſcheint, wenn der Laie auch ein Laie in der theologiſchen Wiſſenſchaft iſt und geradewegs etwas Irrthümliches behauptet, er ſomit nicht nur aus dem Kreiſe ſeiner amtlichen

Wirksamkeit, sondern auch aus dem Kreise seines Wissens und der damit verbundenen Urtheilsfähigkeit heraustritt."

„Bleibt der Richter in seinem amtlichen Kreise, so ist ihm in seiner Eigenschaft die äußere Achtung einzuhalten, selbst für den Fall, wenn er — nach menschlicher Hinfälligkeit ein ungerechtes Urtheil fällt. Tritt er aber aus seinem amtlichen Kreise heraus, so kann sein unbefugtes Urtheil zurückgewiesen werden; selbst dann, wenn es ein gerechtes wäre, um so mehr, wenn es nicht nur ungerecht, sondern auch unberechtigt und irrthümlich ist." Der Präsident Frühwald nahm diese Verwahrung stillschweigend auf.

24. Auf diese Freisprechung des Juden Kuranda hin meinten nun die Judenblätter alles Mögliche thun zu dürfen, was in ihren Gelüsten stand. Jetzt wurde gehöhnt, verdreht, gelogen, gespöttelt, geschimpft in allen Tonarten. Alle einsichtigen Juristen behaupteten: der Obere Gerichtshof hätte sicher ein Strafurtheil ausgesprochen, wenn ich mich auf denselben berufen hätte. Somit hatte sich der Jude bei mir zu bedanken. Ueber mein Berufen auf die Weltgeschichte lachte er natürlich; übrigens ist sie doch eine große Macht und bisher schon mit andern Juden fertig geworden als mit Herrn Kuranda.

Daß jede Kirchenzeitung den Juden ein Aergerniß sein muß, das habe ich in selbem Jahre 1860 dem Kuranda nachgewiesen, als er die Kirchenzeitung ein Hetzblatt nannte, in folgenden Worten, in denen der Grund des Streites zwischen Christenthum und Judenthum enthalten ist:

„Die Kirchenzeitung ist von je eingestanden für Lehre und Gesetz der katholischen Kirche — des fortgesetzten Christus auf Erden, des positiven Christenthums — und darum muß sie den Juden ein Aergerniß sein und bleiben."

„Darin liegt der Beweis, daß sie ihre Pflicht gethan hat."

„Als der heilige Stephanus, selbst jüdischen Stammes, vor dem hohen Rath seine Rede gehalten und am Schlusse die — das Judenthum seither bezeichnenden Worte sprach (Apostelgeschichte VII.):

„Ihr Halsstarrigen und Unbeschnittenen an Herz und Ohren, Ihr widerstrebt allezeit dem heiligen Geiste, wie Euere Väter, so auch Ihr! Welchen der Propheten haben Euere Väter nicht verfolgt? Sie haben die getödtet, die da vorherkündigten von der Ankunft des Gerechten, dessen Verräther und Mörder Ihr geworden seid, die

Ihr das Geſetz durch die Dienſtleiſtung der Engel empfangen, aber nicht beobachtet habt;" —

„da ergrimmten ſie in ihren Herzen und knirſchten mit den Zähnen wider ihn" — ſchrieen mit lauter Stimme, hielten ihre Ohren zu — — — „und ſteinigten den Stephanus!"

„Wenn auch der ganze Lehrinhalt des Talmud beim modernen Reformjudenthum verraucht iſt — Eines bleibt als ekler Bodenſatz in den leeren Gefäßen zurück, der Haß gegen Chriſtus, gegen ſeine Kirche, gegen ſeine Wahrheit, gegen ſeine Diener, und dieſer Haß ſteigert ſich zur Wuth gegen jene, die offen gegen die Halsſtarrigkeit auftreten; dieſen aber muß es hinwiederum eine Ehre und eine Freude ſein, um Desjenigen willen Schmach zu leiden, der ſie geſandt hat!"

„Darin liegt der letzte Grund des Streites. — Das iſt der Kern der Frage."

25. Wie es der Unterſuchungsrichter Dr. Anthofer klar und deutlich ausgeſprochen, daß die Schmähung des Juden im Sinne des Oeſterreichiſchen Strafgeſetzes eine Ehrenbeleidigung ſei — ſo äußerten ſich juridiſche Stimmen in geachteten Organen Deutſchlands; wie die Berliner Revue, die Neue Preußiſche Zeitung (welche in Beziehung auf dieſen Proceß ſagte: „In Oeſterreich hat man ein neues crimen entdeckt,

das crimen laesae majestatis judaicae u. ſ. w.), das Stuttgarter Morgenblatt, welches ſagte, der Staatsanwalt werde „hoffentlich gegen eine ſolche Urtheilsſprechung Einſprache erheben“.*) In Wien gab ein gewiegter praktiſcher Juriſt über dieſen Proceß eine Broſchüre heraus: „Die Schlußverhandlung des Proceſſes Brunner—Kuranda, beleuchtet von einem öſterreichiſchen Rechtsfreunde für gebildete Leſer, Wien, Mayer 1860,“ worin nachgewieſen iſt, wie der Präſident dem Kläger Brunner „bei Entwicklung der Klage Feſſeln angelegt habe“, wie Kuranda und ſein Advocat, die Schmähungen des Kuranda durchaus nicht bewieſen haben, und wie das Schlußurtheil des Gerichtshofes entweder aus Unkenntniß oder aus Umgehung der Normen formellen und materiellen Rechtes hervorgegangen ſei.

26. Der Jubel der Judenſchaft über dieſen „Sieg des Lichtes“ war ungeheuer. Kuranda, „der Schreiber Gottes,“ wurde mit Siegeshymnen angeſungen.

In Lyk, Provinz Preußen, hat der neuhebräiſche Etyliſt David Gordon — den Proceß Brunner-Kuranda nach der Ausgabe der Selbſtverherrlichung Kuranda's

*) Der Staatsanwalt kann in Oeſterreich bei Privatproceſſen keine Einſprache erheben.

(mit gewiſſen Auslaſſungen, die dem „Schreiber Gottes“ nicht geſchmeckt haben) hebräiſch herausgegeben, um, wie es in der Vorrede heißt, „unſerem gefeierten Glaubensgenoſſen Herrn Kuranda ein bleibendes Denkmal im Tempel der hebräiſchen Literatur zu errichten.

Ich bringe hier, zum Beweiſe, wie wenig ich in Beziehung auf die Verherrlichung des „Schreibers Gottes“ von kleinlicher Eiferſucht geplagt bin, den Titel in deutſcher Ueberſetzung:

„Buch des Kampfes, der Finſterniß und des Lichtes.“ In ihm ſoll erzählt werden für die Welt in der hebräiſchen Sprache klar und leicht, alles Einzelne der Rechtsſache, welche war zwiſchen Sebaſtian Brunner, dem Verfolger der Juden, und zwiſchen unſerem Bruder, dem Hebräer, dem Schreiber Gottes, Ignaz Kuranda, deſſen Rechtsſache entſchieden ward am Tage Gottes, den 18. des Monats Jiar 5620, in der Reſidenzſtadt Wien. Und unſer Bruder, der Hebräer, ging ſchuldlos hervor aus dem Rechtsſtreite, und der Ruhm Iſraels ſoll vermehrt werden durch ihn. Von David Gordon.“

Derſelbe jüdiſche Leibdichter des „Schreibers Gottes“*) und des „Ruhms Iſraels“ hat auch

*) Zufällig glaubt aber der Schreiber Gottes Kuranda an gar keinen Gott, wie er es in ſeinem Gränzboten 1847 4. Bd. S. 294 deutlich ausſpricht: „Die Religion, was auch die Theologen noch immer in ihr zu ſuchen vorgeben, hat ſich auf das Gebot der Liebe zuſammengezogen: „Liebe deinen Nächſten wie dich ſelbſt.“ Die gefährliche Nebenbedeutung, die dieſem ſchönen Spruch durch

ein ganzes Lied an Herrn Kuranda gesungen, hier folgt die letzte Strophe als Muster in deutscher Uebersetzung:

„Zum Denkmal, o Rebb, deiner Ehre hab ich gemacht dieß Buch, in dem ich in der heiligen Sprache, in welcher sprachen unsere Väter, die Hoheit deiner That zum Andenken für das kommende Geschlecht verzeichnet habe, denn durch deine Weisheit hast du abgewälzt die Lästerung unserer Lästerer, durch das Buch der Kämpfe des Ewigen, darum soll erzählt werden der Welt auch aus deinem Kampfe, diesem Kampf der Finsterniß und des Lichtes." —

Dieser moderne jüdische David besingt den gottlosen Juden Kuranda, und der alte David spricht: Der Thor sagt in seinem Herzen: Es ist kein Gott. Kuranda sagt das letztere in seiner Zeitung.

27. Um das schwerwiegende Wort des Dr. Berger, als er seinen lieben Schützling vor dem k. k. österreichischen Gerichtshof vertheidigte und sagte: „daß Herr Kuranda doch stets

---

das Vorangehende: Liebe Gott über alle Dinge, gegeben wurde, ist ausgelöscht, denn Gott ist uns nicht mehr als das Ideal der sittlichen Ideen, die seit der Aufklärung den Begriff der Menschheit ausgefüllt haben." Also completer Atheismus. In der That ein sauberer Schreiber Gottes!

und unter den schwierigsten Verhältnissen mit vieler Wärme und Patriotismus für den Gesammtstaat Oesterreichs geschrieben", zu verstehen, muß man im 2. Bande seiner „Gränzboten" von 1848 nachlesen, dort pries Kuranda die Mailänder und ihren Heldenmuth, mit dem sie sich gegen Oesterreich erhoben, er rief dem alten Radetzky ein „Pfui der Schande" zu, weil er „gräßlich triumphirend" in Mailand eingezogen. Er ärgert sich über die Wiener Zeitung (S. 40), daß sie noch immer von der hochverrätherischen Rebellion Italiens redet, indem er erklärt, daß Oesterreich gut gethan hätte, „schon am Tage von Metternichs Sturz Italien unter die Rubrik „Ausland" zu setzen" und Seite 70 erklärt er: daß sein „schönster Traum von jeher der Untergang der österreichischen Großmacht gewesen sei." — — — — — — — — —

Ein wahres Wunder, wenn dieser Ritter der Ehrenlegion nicht auch schon öfter geträumt hat: „er sei in Oesterreich wegen Hochverrath geheult worden".

Das ist nun derselbige Jude, von dem Berger öffentlich erklärte: „Herr Kuranda hat seine Feder stets und unter den schwierigsten Verhältnissen mit Wärme und Patriotismus für

den Gesammtstaat Oesterreich geführt." — Ich stand diesen Biedermännern wie ein Verräther gegenüber, der sich an einem Helden für Oesterreich vergreifen wolle. Ein schöner Beweis, was auf die Lobsprüche und Anempfehlungen des Herrn Berger zu halten ist und mit welcher Vorsicht dieselbigen als echt und vollwichtig anzunehmen sind.

28. Dem Gerichtshofe, der meine „Unwissenheit" auf den Beweis von dem aus dem Gedächtniß fehlerhaft übersetzten Worte von Cornelius Nepos hin — mit constatirte, schloß sich begreiflicher Weise das ganze schmutzige Literatengesindel an und selbst Bänkelsänger in liederlichen Kneipen gingen mit dem Erkenntniß des Gerichtshofes in so fern Hand in Hand, als sie Couplets auf meine „Dummheit" und „Unwissenheit" sangen, die ihnen von „Itzig Veitl Stern und Compagnie" mitgetheilt waren. Der Bürgermeister in Baden bei Wien verbat aus diesem Anlaß einer solchen „Sängerbande" das weitere Auftreten.

Am 27. Februar 1861 machte ich eine Eingabe an den höchsten Gerichtshof mit dem Ansuchen, derselbe wolle aus obigen Ursachen das Dreirichtercollegium unter dem Vorsitze des Herrn Frühwald rügen, weil es über Gegenstände ur-

theilte, die seiner Gerichtsbarkeit gar nicht zugehören. Es erfolgte eine abschlägige mit folgenden Umständen begleitete Zurückantwort:

1. Eingereicht wurde das Aktenstück für den Obersten Gerichtshof am 27. Febr. 1861.

2. Vom Obersten Gerichtshof erledigt am 6. März.

3. Dem Oberlandesgericht präsentirt am 8. März.

4. Vom Oberlandesgericht expedirt am 12. März.

5. Dem Landesgericht präsentirt am 13. März.

6. Vom Landesgericht expedirt am 14. März.

7. Mir präsentirt am 15. März.

8. In der von Juden herausgegebenen Zeitung „Tribüne" erschien aber die Rückantwort des Obersten Gerichtshofes schon am 10. März, also zwischen Nr. 3 und 4, d. h. zwischen Präsentation und Expedition beim Landesgerichte. Somit müssen entweder schmutzige Hände vom Judenblatt bis zum Oberlandesgericht hinauf — oder von diesem reine Hände bis zum Judenblatt hinab gereicht haben. Die Juden hatten ein Amtsstück schon fünf Tage früher gedruckt herausgegeben, ehe ich dasselbe empfing. — Auch ein kleines Licht für — — — — — — — — —

29. Zum Verständniß des Herrn Präsidenten

Frühwald mag folgender Ruf dienen, den ſich derſelbe als juridiſcher Schriftſteller und Gemeinderath der Stadt Wien erworben hat. Am 19. März 1862 ſtellte ich an denſelben in Folge ſeines unberechtigten Auftretens (im Gemeinderathe) gegen die Schulbrüder, welche das Wiener Waiſenhaus leiten — folgende Aufforderung:

„Aufforderung an Herrn Frühwald. Herr W. Th. Frühwald — mit dem jetzt und hier nur in ſeinen Eigenſchaften als Gemeinderath und Literat Einiges abgewandelt wird — hielt ſich berufen, beim Sturme gegen die Schulbrüder mitzuwirken und gegen dieſe Kongregation einige Steine zu werfen.

Die „Morgen-Poſt“ vom 26. September 1861 berichtet über die in Rede ſtehende Gemeinderathsſitzung:

„„Frühwald erklärt, ihm ſei jenes düſtere Bild, das die Kommiſſion vor den Augen der Verſammlung und der Mitwelt aufgerollt, leider nichts Neues, er habe dasſelbe bei ſeiner Amtswirkſamkeit (als Landesgerichtsrath) ſchon kennen gelernt. Es ſei übrigens die ſchlechte Erziehung der Waiſenkinder kaum zu verwundern, da $^{9}/_{10}$ der Schulbrüder Ausländer ſeien, denen ſchon deshalb wenig Liebe zu ihren Zöglingen zugemuthet werden kann.““

„Es ſollen hier die bei derſelben Gelegenheit geſprochenen Worte des ehrenwerthen Gemeinderathes Herrn Klucky erwähnt werden, der unter Anderem ſprach: „„Nur weiß ich, daß es heute Mode iſt, über Alles, was Religion und katholiſch iſt, loszuziehen.““ Dieſe wahrheitsliebende, von modernem Aufklärichts-Fanatismus freie Geſinnung theilen nun viele Gemeinderäthe, ſomit haben wir es auch hier nicht mit dem Gemeinderathe in ſeiner Geſammtheit, ſondern nur mit Einem Individuum zu thun.“

„An dieſes Individuum, den Herrn Frühwald, werden nun in Folge ſeiner Aeußerung mehrere Fragen gerichtet, auf die wir eine Antwort mit allen im Geſetze erlaubten Mitteln dringend verlangen werden.“

1. „Kann der Gemeinderath Frühwald den Beweis führen, daß er bei ſeiner Amtswirkſamkeit mit Verbrechern zu thun gehabt hat, die ihre Erziehung im Waiſenhauſe erhielten, ſo lange dieſes unter der Leitung der Schulbrüder ſteht?“

2. „Für den Fall dieſes Beweiſes ergibt ſich die Frage: Kann der Gemeinderath Frühwald auch nachweiſen, daß die Schulbrüder durch die Beibringung ſchlechter Grundſätze

oder durch verſchuldete Vernachläſſigung dieſe eventuellen Verbrecher zu ſolchen herangezogen haben?“

3. „Für die vollkommene Berechtigung der zweiten Frage ſpricht als argumentum ad hominem eine Thatſache aus dem ruhmreichen Leben des Literaten Herrn Frühwald. Dieſe Thatſache ſoll demſelben als ein Zwangsmittel zur Beantwortung eben dieſer Frage in der zum Verſtändniß derſelben nöthigen Ausgliederung vorgehalten werden.“

4. „Herr Frühwald iſt Verfaſſer der Schrift: „Handbuch des allgemeinen Strafprozeſſes für das Kaiſerthum Oeſterreich, bearbeitet von W. Th. Frühwald,“ erſchienen zu Wien, 1854.“

5. „In Haimerl's Magazin der Rechts- und Staatswiſſenſchaft bringt Profeſſor Dr. Weſſely dieſes Buch zur Anzeige auf Anforderung der Redaktion; er thut es „„ungern, im Vorhinein überzeugt, daß ihm der Verfaſſer (Herr Frühwald) wenig Dank dafür wiſſen wird.““ Nachdem Dr. Weſſely die ganze Mache als kein beſonders günſtiges Zeugniß für „Frühwald's wiſſenſchaftliche Befähigung“ erklärt, ſo daß man von den Anforderungen, die vom Standpunkte der Wiſſenſchaft an dieſes Buch geſtellt werden könnten, ganz abſehen müſſe, — erſcheint

darin folgende höchst bedenkliche Anklage: „„Außer einer in der Einleitung gegebenen kurzen Geſchichte der öſterreichiſchen Geſetzgebung über das Strafverfahren, welche aber nach der vom Verfaſſer ſelbſt nachträglich abgegebenen öffentlichen Erklärung nur ein Auszug iſt aus der vom Herrn Miniſterialrath und Profeſſor Hye (jetzt Sektionschef) herrührenden rechtshiſtoriſchen Ausführung ſeines (damals) noch unter der Preſſe befindlichen Werkes, von welchem der Verfaſſer (Frühwald) dieſes Handbuches (zufällig) den erſten, ſchon ſeit mehreren Monaten gedruckten Aushängebogen zur Hand hatte, und für ſein Handbuch benützte, hat der Verfaſſer (Frühwald) für die hiſtoriſch-dogmatiſche Auffaſſung des Geſetzes nichts gethan.““

6. „Aus dieſer Beſprechung ergibt ſich, daß in dem abgeſchabten Rock nur Ein gutes Stück Tuch zu finden iſt, und daß dieſes der Verfaſſer dem Beſitzer eines guten Gewandes aus demſelben herausgeſchnitten. Auch iſt in dieſer Beſprechung die Stellung Frühwald's als Literat im Gebiete der Rechtswiſſenſchaft — als eine derartige bezeichnet, daß vom Standpunkte der Wiſſenſchaft an ſein Buch gar keine Anforderung geſtellt werden kann. Für Nichtbefähig-

ung kann man Jemand freilich erſt dann verantwortlich machen, wenn ſich derſelbe hervordrängt."

7. „Frühwald hat, als er ſein Buch drucken ließ, aus einem Aushängebogen eines Werkes über denſelben Gegenſtand von Dr. Ritter v. Hye (jetzt k. k. Sektionschef) ſich fremdes, noch unveröffentlichtes literariſches Eigenthum unter ſehr erſchwerenden Umſtänden angeeignet."

8. „Frühwald's Werk erſchien früher, als das des in der juridiſchen Welt rühmlich bekannten Hye — ſomit mußte nun, als Hye's Buch erſchien, der Leſer auf den Gedanken kommen, Hye habe den Frühwald beſtohlen, während das Gegentheil der Fall war."

9. „Wie Hye dieſe Angelegenheit von demſelben Standpunkte anſehen mußte und anſah, geht aus dem thatſächlichen Umſtande hervor, daß ſich Hye im Intereſſe ſeines Rufes als juridiſcher Schriftſteller und im Intereſſe ſeiner Ehre — genöthigt ſah: — als er Frühwald's Buch noch vor dem Erſcheinen ſeines eigenen — anſichtig wurde, und darin unabſtreitbar die Früchte ſeiner Forſchungen und ſeines Nachdenkens auf eine auffallende und unerhörte Weiſe ausgebeutet fand, den Literaten Frühwald, wie man ſagt — „bei der Hand in

der Taſche“ zu faſſen, und denſelben zu einer Erklärung zu nöthigen, die konſtatiren mußte: daß Frühwald ſich des literariſchen Eigenthums Hye's bemächtigt, noch ehe daſſelbe die Preſſe verlaſſen.“

10. „Frühwald konnte einer förmlichen Klage wegen erwieſener widerrechtlicher Aneignung fremden literariſchen Eigenthums (wohlgemerkt: „noch ehe dieſes der Oeffentlichkeit übergeben war“) nur dadurch entgehen, daß er ſich nothgedrungen zu einer öffentlichen Erklärung herbeiließ, — er mußte ſich auf des rechtmäßigen Eigenthümers Befehl eigenhändig das Armenſünderglöcklein läuten.“

11. „In dieſer Erklärung gab der Juriſt Frühwald an, er ſei zufällig in den Beſitz jenes von ihm benützten Aushängebogens gekommen! Dieſe Zufälligkeit — wurde ſchon von Profeſſor Dr. Weſſely dem unglücklichen Benützer mit einer vernichtenden Ironie unter's Geſicht gehalten. Wer hat noch nicht die komiſche Geſchichte vom Juden gehört, der das Felleiſen eines Handwerksburſchen ſtahl — den er ſchlafend fand. Der Jude ſuchte ſich vor Gericht mit der phantaſiereichen Ausflucht zu helfen: er habe das Felleiſen gefunden. Der Richter (kein Judenprotektor) ſagte lächelnd: „Aber Du mußt ja den

Handwerksburſchen neben dem Felleiſen ſchlafend geſehen haben?“ Der Jude, um eine Antwort nicht verlegen, erwiederte: „Verzeihen Sie, Euer Gnaden, gnädigſter Herr Richter, ich habe zufällig zwei gefunden — einen Handwerksburſchen und einen Felleiſen. Den Handwerksburſchen hab' ich liegen gelaßt und den Felleiſen hab' ich aufgehebt. Was iſt der mehr?“

12. „Es ergibt ſich die Frage: ob ein Juriſt — der erſt, nachdem er im beſagten Falle vom Autor des ausgebeuteten Buches gepackt wird, — ſich mit der Ausflucht zu helfen ſucht: er ſei zufällig in Beſitz eines Aushängebogens gekommen, noch ferner den Namen eines Juriſten beibehalten und auf ein Werk über das Strafgeſetz ſeinen Namen hinſchreiben kann, ohne ſich im allermindeſten Falle unendlich lächerlich, und noch etwas mehr, zu machen?“

13. „Liegt in dieſem Falle nicht gerade in der merkwürdigen Kombination der erſchwerende Umſtand, daß der Beſtohlene — auch noch dazu als Entwender erſcheint, d. h. daß der Thäter für ſich die Ehre beanſprucht, während er gerade auf den Beſchädigten die Schmach der Entwendung hinaufwirft?“

14. „Nun kommen wir zum Schluße auf

den Beweis — daß der Gemeinderath Frühwald nicht nur die Frage beantworten muß: ob er wirklich Verbrecher weiß, die im Waisenhause unter der Leitung der Schulbrüder ihre Erziehung erhielten? sondern, daß er auch die Frage beantworten muß: ob die Schulbrüder durch Beibringung schlechter Grundsätze oder durch verschuldete Vernachlässigung um eines oder mehrerer solcher Verbrecher willen öffentlich beschimpft werden können?"

15. „Dann müßte man auch die juridische Fakultät zu Wien beschuldigen, sie habe die widerrechtliche Aneignung fremden literarischen Eigenthums gelehrt; oder die philosophische Fakultät, sie habe das siebente Gebot nicht begründet — wenn ein Schüler dieser beiden Fakultäten in der Folge sich beikommen läßt, fremdes literarisches Eigenthum sich aus noch nicht publizirten Werken durch Vermittlung erlangter Aushängebogen anzueignen und es für das seine auszugeben?"*)

16. „Wie nun damals Frühwald gezwungen wurde, offen zu erklären, — daß die in seinem

*) Die ganze Geschichte hat in der juridischen Welt Wiens kein geringes Aufsehen erregt, und Frühwald hat sich dadurch einen Ruf gegründet.

Buche enthaltene Geſchichte der öſterreichiſchen Geſetzgebung Eigenthum Hye's ſei — ſo muß er jetzt öffentlich im Gemeinderathe, wo er die Schulbrüder angegriffen, — die erſten zwei Fragen beantworten und für ſeine Anſchuldigung den Beweis beibringen oder: wenn er das nicht kann, — ſeine Ausſage als eine Unwahrheit und Verleumdung öffentlich zurücknehmen.“*)

*) Jene zwei Präparanden, die von dem Landesgerichte abgewandelt wurden, waren der Eine im Jahre 1852, der Andere im Jahre 1854 in's Waiſenhaus gekommen. Als die Schulbrüder am 1. October 1858 die Direktion übernahmen, — hatten ſie mit dieſen Beiden gar nichts mehr zu thun, — als ihnen die Koſt zu verabfolgen. Die Beiden ſind alſo nicht Zöglinge der Schulbrüder.

Ein Waiſenknabe, der vor nicht langer Zeit abgeſtraft wurde, war drei Jahre vor der Direktionsübernahme der Schulbrüder im Waiſenhauſe, und ſchon unter dem früheren Direktorat als ſchlechtes Subjekt bezeichnet, und als ſolches fertig. — Auch dieſer Unglückliche kann alſo nicht auf Rechnung der Schulbrüder kommen. Somit wäre Herrn Frühwald das Subſtrat zu einer Antwort auch ſchon auf die erſte Frage genommen.

Uebrigens wäre es ſehr intereſſant, ein ähnliches Inſtitut mit 350 Zöglingen in der Welt aufzuweiſen, aus dem — trotz des größten Eifers in Wort und Beiſpiel — auch nicht Einer verunglückte!

„Durch Schweigen kann ſich der Gemeinderath Frühwald nicht aus der Schlinge ziehen; es gibt auch ein Strafgeſetz der gerechten öffentlichen Meinung, und bei dieſem läßt ſich auf keine Verjährung pochen.“ *)

30. Zum Schluſſe noch eine in Conturen gezeichnete Schilderung des Charakters von Herrn Kuranda durch Albert Wieſinger (vom 22. Juli 1863 in der K.-Z.):

„Aber Kuranda ſchrieb nicht blos über Revolution, er begnügte ſich nicht allein, zu ſagen, daß „der Name Revolution in der Erinnerung eines jeden Volkes fortleben müſſe, wenn es groß werden will“ (Gränzboten 1848, 2. Bd. S. 113), ſondern er ließ ſich auch als guten Handlanger der Revolution gebrauchen, und freute ſich recht innigliſch, daß er den Studenten Wiens in der Aula vorgeſtellt wurde (daſelbſt S. 27). Von dieſer Zeit an hatte auch Herr Kuranda eine ganz andere Meinung über unſere Univerſität,

*) Dieſe Aufforderung war erfolglos an Herrn Frühwald ergangen. Er hatte ſie doch geleſen, ſie wurde auch in Berliner und Münchner Blättern nachgedruckt. Frühwald ſchwieg. Uebrigens muß es zur Ehre des geſammten Landesgerichtes in Wien betont werden: daß dieſes nach Herrn Frühwald nicht beurtheilt werden darf.

die ihm bisher nur als „eine große Rumforder Suppenanſtalt der Wiſſenſchaft“ vorkam. Schade darum, daß Herr Kuranda nicht weiß, wie dieſe Rumforder Suppe ſchmeckt, da er weder an unſerer, noch an irgend einer anderen Univerſität je einen halben Löffel voll dieſer Suppe gekoſtet hat!

Das alſo war Herr Kuranda noch in den Jahren 1847 und 1848! Und jetzt? — Sehet ihn, wie er ſich bekehrt hat, wie er in Frack und Cylinder Buße thut! Er, der noch im Jahre 1847 die Klöſter als eine Peſt der Menſchheit erklärte, er ſagt im Jahre 1863 öffentlich, daß ſie der Ausgangspunkt aller Civiliſation in Europa geweſen ſeien; er, der im Jahre 1847 behauptete, daß wir aus Freien Knechte des Krummſtabes wurden (1847, 2. Bd. S. 264), er verſicherte im Jahre 1863 bei einem gewiſſen Feſteſſen und Feſttrinken im Stifte Mölk eben ſo öffentlich, daß es unter dem Krummſtabe gut leben ſei; er endlich, deſſen ſchönſter Traum der Untergang der öſterreichiſchen Großmacht und das Aufgehen ſeiner deutſchen Provinzen in Deutſchland war, er ſitzt heute als Centraliſt im öſterreichiſchen Reichsrath auf der Abgeordnetenbank, und weiß der Himmel, wo er ſonſt

noch gerne ſitzen möchte, und ſich zum Verdruße des ganzen Hauſes, zu Zeiten auch mit einiger „Blâme“, der Befriedigung des Parlamentirtriebes überläßt.“ — — —

Wenn das keine Bekehrung iſt, ſo gibt es keine Bekehrung mehr unter der Sonne, und damit wir unſerer Sache vollkommen gewiß wären, hätten wir ſchließlich nur noch den Wunſch, daß uns Herr Kuranda irgend einen vollwichtigen Beweis dafür geben möchte, ob der Kuranda aus den Jahren 1847 und 1848, oder der aus dem Jahre 1863 der rechte iſt, um allen Mißverſtändniſſen und Verwechslungen für die Zukunft vorzubeugen.

Zu dieſer Aufforderung dürften wir jedenfalls einen mehr als hinreichenden Grund haben, denn bis heute kommt es uns vor, als ob ſich Herr Kuranda in der glücklichen Lage befände, jeder Partei den Beweis geliefert zu haben, daß er es mit ihr halte.

1. Kommt ein guter öſterreichiſcher Patriot, ſo ſagt Herr Kuranda: Wie heißt Patriot? Hat nicht Dr. Berger eines ſchönen Tages öffentlich von mir erklärt, daß ich, obgleich nach der Ausdrucksweiſe der „Kirchenzeitung“ ein „ſemitiſcher Fremdling“ in Oeſterreich, doch meine Feder ſtets und unter den ſchwierigſten Ver-

hältniſſen mit Wärme und Patriotismus für den Geſammtſtaat Oeſterreich geführt habe? Und bin ich darüber roth geworden? Wer kann ſagen, daß ich bin roth geworden? Habe ich nicht ſo ſüß dazu gelächelt, wie ein Knabe, der ein Prämienbuch bekommt „für Geiſt und Herz?“

2. Kommt aber ein Feind Oeſterreichs, der für die Welt, Preußen mit inbegriffen, kein beſſeres Heil weiß, als die Zertrümmerung Oeſterreichs, ſo ſagt Herr Kuranda: Wie heißt Feind Oeſterreichs? War nicht die Zertrümmerung Oeſterreichs als Großmacht ſeit jeher der ſchönſte Traum meines Lebens, wie Ihr das ſchwarz auf weiß leſen könnt?

1. Kommt ein Feind des Papſtes, ſo ſagt Herr Kuranda: Wie heißt Papſt? Habe ich nicht im Jahre 1848 in der „Oſt-Deutſchen Poſt“ gewitzelt über die „hypertrophiſche Hierarchie,“ die ich einen „Krebs der Zeit“ genannt habe, und wollt ihr noch mehr Geſchmus über die Pfaffen leſen, ſo ſchlagt nur den Jahrgang 1847 der „Grenzboten“ nach, wenn Ihr Euch ſchon nicht die Mühe nehmen wollt, in den früheren Jahrgängen nachzuſuchen; Ihr werdet da genug Knoblauchpulver für Geiſt und Herz finden.

2. Kommt aber Einer, der den Papſt

lobt, ſo ſagt Herr Kuranda: Wie heißt Papſt loben? Hat nicht derſelbe Dr. Berger mit Einem Athemzuge, als er mich einen ſo großen öſterreichiſchen Patrioten nannte, auch erklärt, daß ich eben in der „Oſt-Deutſchen Poſt“ auch einen Artikel „im Intereſſe der weltlichen Herrſchaft des Papſtes“ geſchrieben habe? Und bin ich etwa darüber roth geworden? Wer kann ſagen, daß ich bin roth geworden?

1. Kommt Einer, der über Klöſter und Pfaffen läſtert, ſo ſagt Herr Kuranda: Wie heißt Klöſter? Habe ich ſie in den „Grenzboten“ nicht „Zwinger für Raubthiere“ u. ſ. w., u. ſ. w. genannt?

2. Kommt aber Einer, der die Klöſter und „Pfaffen“ lobt, ſo ſagt Herr Kuranda wieder: Wie heißt Klöſter loben? Habe ich im Jahre 1863 nicht öffentlich erklärt: Unter'm Krummſtab iſt's gut leben, und habe ich eines ſchönen Morgens nicht ſogar einen beſonderen Ausflug von Wien aus gemacht, um die Wahrheit des Spruches zu erproben; endlich aber habe ich in unſerem Landtage die Klöſter nicht als den Centralpunkt aller Kultur erklärt?

1. Kommt ein Lobredner der Republik und Demokratie, ſo ſagt Herr Kuranda: Wie heißt Republik und Demokratie? Habe ich

in den „Grenzboten“ nicht erklärt, daß eine Revolution jedem Volke unvergeßlich sein soll, und habe ich im Jahre 1848 in der „Ost-Deutschen Post“ nicht geschrieben: „Ihr aber, siegreiche Männer des 6. Oktober, an Euch ist es, die Früchte des Sieges durch Mäßigung zu erhalten — Demokraten, pflegt den Demos, aber zügelt die Dämonen.“

2. Kommt aber ein Lobredner des Absolutismus, so sagt Herr Kuranda: Wie heißt Absolutismus?

Bin ich nicht gegangen aus und ein
Beim Grafen Buol-Schauenstein?
Und hat er mir nicht gegeben zum Strumpf den Zwickel
Für meine schaine Leitartikel?

Nach all diesem mag nun Jemand kommen und erklären, man müsse ein Charakter sein, so dürfte sich aus dem Vorgegangenen wohl die Antwort deduziren lassen: Wie heißt Ein Charakter? Ist besser Ein Gulden, oder sind besser hundert Gulden? Wie sollen nicht hundert Charakter, wenn man sie hat, zusammen besser sein, als Ein Charakter, und wenn man hat hundert Charakter, kann man doch nicht so leicht werden charakterlos, als wenn man hat nur Einen Charakter. Geschaidt muß man sein!“

Es gibt nicht nur eine christliche, es gibt

auch eine jüdiſche Geduld und Ergebung, und mit einer wahrhaft jüdiſchen Ergebung hat Kuranda, der Patriot und Biedermann, den obigen Topf voll abſcheulicher Thatſachen ſich auf's Haupt ſchütteln laſſen; und darnach ſo freundlich und ſüß gelächelt, als ob eine ſchöne Tochter Israels ihm Haupt und Bart mit duftigem Nardenöl geſalbt hätte! Dieſe beiden vorzüglichen Freunde Oeſterreichs ſitzen jetzt im öſterreichiſchen Unterhauſe als Reichsräthe. Die Bruſt eines jeden Oeſterreicher muß ſich ſtolz erhoben fühlen, wenn er ähnlicher Fortſchreiter gedenkt.

Dieſe Schilderung wurde in der zweiten Auflage 1866 publicirt, als die Herren noch am Leben waren; weder Frühwald noch der Jude Kuranda gaben einen Laut von ſich. In Millionen von jüdiſchen und Maurer'ſchen Zeitungsnummern wurde der vogelfrei erklärte Brunner im Intereſſe der beiden Gutedel mit Schimpf übergoſſen — ein hiſtoriſcher Rückblick auf das Wirken dieſer Herren kann von keinem ehrlichen Menſchen übel ausgelegt werden.

XVIII.

Zum Verſtändniß des Kloſterlebens. Eine Predigt am Feſttage des heiligen Dominikus den 4. Auguſt 1861 bei Gelegenheit der Primizfeier eines Predigerordens-Prieſters, geweſenen k. k. Oberlieutenants, in der Dominikanerkirche zu Wien, von Sebaſtian Brunner. Noch ein Beiſpiel für tauſende von jüdiſcher Wahrheitsliebe.

> Der Mund des Gerechten ſpricht ſinnige Weisheit, und ſeine Zunge redet was Recht iſt. Das Geſetz ſeines Gottes iſt in ſeinem Herzen.
>
> Pſalm XXXVI. 30, 31.

Mit dieſen Worten des Pſalmenſängers beginnt die heilige Meſſe des heutigen Feſttages. Dieſe Worte ſollen die Richtſchnur unſerer Betrachtung ſein. Nur wer das Geſetz Gottes im Herzen trägt, dem ſchließt ſich die wahre Weisheit auf, und der nur kann reden, was Recht iſt, denn er verkündet Gottes Willen. Darum hat auch die Kirche dem Prieſter vorgeſchrieben, daß er vor der Verkündigung des

Evangeliums bete: „Der Herr sei in meinem Herzen und auf meinen Lippen, daß ich würdig und recht sein Evangelium verkündige."

Wir feiern heute das Fest des heiligen Ordensstifters Dominikus, und ein Sohn des heiligen Dominikus, ein Bruder des Predigerordens tritt heute zu Gottes heiligem Altar, das erste Mal das unblutige Opfer darzubringen. Somit haben wir Gelegenheit, zu sprechen: 1. über Orden und was der sogenannte Zeitgeist von denselben sagt; 2. über den heiligen Dominikus und 3. über seine Ordenssöhne, ihre Aufgabe und ihr Wirken.

I. Unsere aufgeklärte Zeit ist mit ihrem Urtheile über Orden geschwind fertig. Die Leute, welche dieses ihr Urtheil aussprechen, berufen sich auf die „öffentliche Meinung". Da muß man nun wohl drei Punkte in's Auge fassen: Die Leute, welche urtheilen, das Urtheil, welches sie aussprechen, und jene öffentliche Meinung, auf welche sie sich berufen.

An einem schönen Frühlingsmorgen bin ich einmal mit einem Dampfschiff über den wegen seiner herrlichen Ufer weltberühmten Comersee gefahren. Auf dem Verdecke standen die Reisenden in Gruppen beisammen — sprachen mit einander, sahen nach rechts und links, erquickten sich

bald an den Pinienbäumen und an in Orangengärten liegenden Landhäusern der Tremezzina, einer der schönsten Ufergegenden des Sees — sahen dann wieder auf die Schlösser, Villen und Gärten der Halbinsel Lavedo, und athmeten den balsamischen Duft ein, den die Morgenluft von allen Seiten her über das Schiff wehte. Auch eine Gruppe von deutschen Landsleuten hatte sich bald zusammengefunden. Einer darunter fand sich berufen, das große Wort zu führen. Er war ein Geldprotz und zugleich ein Aufklärungsprotz, das heißt ein Mann — der sich viel auf sein Geld und nicht wenig auf seine Aufklärung einbildete. Es drängte ihn zu berichten: „daß er bei einem Freunde geladen sei, der eine herrliche Villa besitze — mit einem duftigen Garten, mit einer Orangerie, mit der schönsten Aussicht — das Haus eingerichtet mit einem Comfort, der nichts zu wünschen übrig läßt, die Abende auf dem Balkone zwischen Sternengefunkel und Wellengefunkel seien wahre Götterabende; die Seeforellen unvergleichlich, die Hühner fein wie in Paris“ und in der Weise schilderte der Mann seine vorhabenden glücklichen Tage derartig praktisch, als hätte er eine Eisenraspel und wollte allen, die im Kreise standen, die Zähne damit scharf und den Mund vor Verlangen nach all

den Herrlichkeiten und Genüssen wässerig machen, die auf ihn warteten. Einer der Umstehenden machte die Bemerkung, daß die Uferbewohner, die nicht aus Unterhaltung da sind — wahrscheinlich keine reichen Leute sein dürften, und wohl mehrentheils von den Fremden leben werden. Mit großer Werthschätzung seiner selbst und eben so großer Wegwerfung in seinem Ausspruch über die armen Leute sagte der Geldmann: Ja freilich, arme Teufel — wo in Italien Fremde sich ansässig machen, folgt ihnen das Bettelvolk wie der Schatten. Und wieder sprang das Gespräch auf einen andern Gegenstand; einer der Theilnehmer erwähnte der Certosa bei Pavia; es kam das Leben der Karthäuser zur Sprache, die Jahraus Jahrein Fastenspeisen essen, schweigen, nur Einen Tag in der Woche gemeinschaftlich spazieren gehen, deren ganzes Leben eine Kette von freiwillig übernommenen Entbehrungen ist.

Ueber das Antlitz des Geld- und Aufklärungsinhabers blitzte es wiederholt wie bei einem Wetterleuchten. Zorneswolken ballten am Himmel seiner weisen Stirne sich zusammen, und es war nicht schwer abzusehen, daß über die armen Karthäuser ein furchtbares Donnerwetter losbrechen werde. So kam es auch. Seine Rede begann mit der schönen Einleitung: „Wie lange wird

man dieſe Faulenzer noch dulden? Iſt die Exiſtenz eines ſolchen Mönchsneſtes in Mitte des neunzehnten Jahrhunderts nicht an und für ſich ſchon eine Schande? Wäre es nicht das Beſte, jeden dieſer Tagediebe niederzulegen, und ihn fünfundzwanzig herabzuhauen, und dann alle miteinander in ein Arbeitshaus zu ſtecken?“ In dieſem rohen Tone ging es eine gute Weile fort, bis der Mann durch die Anſtrengung bei ſeiner Deklamation völlig erſchöpft war. Nach den Geſichtern der Umſtehenden zu ſchließen, war die Mehrzahl derſelben mit den Reden einverſtanden einige aber nicht — die letzteren aber wagten es nicht, ihre Anſicht auszuſprechen; ſo iſt es Art bei der Mehrzahl der ſogenannten Gutgeſinnten — ſie haben keinen Muth für das einzuſtehen, was ſie als wahr und recht erkennen, und alſo auch keinen Muth, der Lüge und dem Unrecht offen entgegenzutreten. Da es mir jetzt als eine Pflicht erſchien zu ſprechen, ſo that ich es auch. Ich ſagte daher zum Redner:

„Gerade Sie, mein Herr, ſollten Gott danken, daß es Karthäuſer gibt.“ Er erwiederte: „Ei das iſt intereſſant, ich wäre begierig zu wiſſen, warum?“ Die Antwort ergab ſich von ſelbſt: Ich will zu Ihnen jetzt nicht ſprechen von der Beſtimmung, welche Klöſter in der katholiſchen Kirche im Allge-

meinen haben, von dem Gebetkreis, den ſie bilden, von der Nothwendigkeit des Gebetes, von dem Zug des Menſchen, der Gott als das höchſte Gut erkannt hat — ihm ausſchließlich und zurückgezogen von der Welt zu dienen; durch die Kloſtergelübde mit der Welt zu brechen, und zwar durch den Gehorſam mit dem Hochmuth und Stolz — durch die Armuth mit der Augenluſt, d. h. mit der Luſt zu erwerben und zu beſitzen, und durch die Keuſchheit mit der Fleiſchesluſt; ich will hier nur reden von der Frucht der Entſagung für das ſociale Leben.

Ein Karthäuſer- und jedes andere Kloſter unter ſtrenger Regel und Zucht iſt für die armen Leute ringsum — und arm iſt ja wie ſie wiſſen die weitaus größere Zahl — eine lebendige beſtändige Predigt: die Armuth in Geduld zu ertragen, den Gütern dieſes Lebens nicht mehr Werth beizulegen, als ſie verdienen, nach ihnen mit unrechten Mitteln nicht zu trachten, jene, welche ſie beſitzen, nicht zu beneiden, ihnen weder Uebles zu wünſchen, noch zu thun. Und wenn dieſe Gattung Klöſter nur einzig dieſen Zweck erfüllen, ſo ſollten reiche Leute ihnen ſchon dafür dankbar ſein, denn der arme Ordensmann, der ſeine Pflicht thut — iſt ja ein beſtändiger Prediger, wenn er auch wenig oder nichts redet.

Er predigt mit ſeinem ganzen Leben die Lehre von der Entſagung: Es muß höhere Güter geben, als die Güter dieſes Lebens, und dieſe eindringliche Predigt iſt ein Glück für die Armen und für die Reichen zugleich, ſie iſt ein geiſtiges Almoſen. Fragen Sie die „armen Teufel“, von denen ſie ſprachen, die in der Gegend wohnen — wo ihr reicher Freund ſeine prachtvolle Villa beſitzt; — fragen Sie dieſe armen Teufel — wenn ſie Abends mit ihrem kärglichen Taglohn an der Villa vorübergehen und ſehen die Herren und Damen beim fröhlichen Mahl, die Tiſchtücher blank, die Beſtecke aus Silber, die Speiſegeſchirre aus feinem Porzellan, den ſchäumenden Aſtiwein in Eis gekühlt, kurz die volle Entfaltung eines luxuriöſen Lebens zum Anſchauen — und ein Stück trockenes Brod zum Genießen; — fragen Sie dieſelben, wen ſie für würdiger halten, jene gewiſſen fünfundzwanzig zu empfangen — die Sie den Karthäuſern zugemuthet haben: Ihrer fröhlichen Geſellſchaft auf der Villa, oder den armen Karthäuſern in der Certoſa bei Pavia! — Die Antwort mögen Sie ſich denken. Und fragen Sie ferner: was dieſe Leute mehr tröſtet in ihrer Armuth: der Pſalmengeſang der Mönche, welcher in der Kirche der Karthauſe zu hören, oder die ſentimentalen

Lieder mit Mandoline-Begleitung, die Abends von den Nachtigallen Ihrer Damengesellschaft über die kräuselnden Seewellen geflötet werden? War es ja auch ein Troſt für den armen geſchlagenen und gefangenen König von Frankreich, Franz I., als er nach der Schlacht bei Pavia in die Karthauſe und daſelbſt von den Siegern an einem Sonntagsmorgen 1525 in die Kirche geführt wurde. Eben beteten die Karthäuſer im Chore den 71. Vers des 118. Pſalmes: „Bonum mihi quia humiliasti me, ut discam justificationes tuas“ — „Es iſt gut für mich, daß ich gedemüthigt worden, daß ich Deine Gerichte erkennen lerne.“ Der vom Unglück heimgeſuchte König betete den Pſalmenvers laut mit; lag ja ſein ganzes Geſchick darin — er fühlte ſich arm, und die Ergebung in Gottes Willen wurde ihm zum Troſt! Das Problem: — daß die Armen geduldig zuſchauen ſollen, wie die Reichen unbe- unbekümmert um die Noth der erſteren — ihr Genußleben pflegen, das kann nur die Kirche löſen; man verſucht es ohne dieſelbe, und die Lehre vom Communismus iſt über die Welt ausgeſäet und hat tiefere Wurzel geſchlagen, als die Beſitzenden es ſich träumen laſſen. Die Karthäuſer lehren eben durch die That — man ſolle in Geduld die Armuth ertragen. — Sie

wollen, daß dieſe und ähnliche Lehrſtühle zertrümmert werden, und die unerträgliche Armuth ſteht gewaffnet vor ihnen, um mit dem Beſitz und Reichthum auf Leben und Tod zu kämpfen.

Der Geldmann erwiderte: Reiche und Arme hat es auch bei den alten Völkern gegeben; wie hoch ſind die Römer in der Kultur geſtanden, und auch bei ihnen haben die Armen mit ihrem Looſe ſich begnügt. — Der Mann mußte nun belehrt werden: Wie damals nur die Sklaverei die Ordnung mühſam zuſammenhielt, wie dieſer Zuſtand jetzt nicht mehr möglich ſei, und ob er wohl nicht vielleicht noch gar Luſt haben werde, nach dem Beiſpiel der reichen Römer, Sklaven todtzuſchlagen, ſie in die Fiſchbehälter zu werfen und die Fiſche mit ihnen zu füttern, daß ſie fett werden und ein ſchmackhaftes Fleiſch bekommen?

Endlich verſteckte ſich der Geldmann hinter jenem Schild, den der Aufgeklärte gewöhnlich dann hervorſucht, wenn er aus ſeinen ſchwachen Poſitionen vertrieben worden iſt — hinter die öffentliche Meinung: „Was Sie da ſagen, ſtreitet ſo ſehr gegen die öffentliche Meinung, daß ich es gar nicht für nöthig finde, mir eine Mühe zu geben, Sie ferner zu widerlegen.“

Wohlan, so sehen wir dem Gespenst in's Gesicht und fragen wir: „Was ist denn die öffentliche Meinung? Wir ist die öffentliche Meinung, vor der man eine Achtung haben kann, die Uebereinstimmung der besten aller Zeiten — und nicht das Pöbelgeschrei, das heute dorthin, morgen dahin wie ein Rohr nach jedem Winde sich beugt. Was ist öffentliche Meinung? Sie selber erzählten zuvor, daß Sie durch Ankauf einer gewissen Gattung Werthpapiere, welche ein gewisses Geldinstitut ausgegeben, Tausende verloren hätten. So ist es auch vielen Leuten ergangen, die den mühselig im Schweiß des Angesichts erarbeiteten Gewinn auf die Schlachtbank trugen, um schlaue Spekulanten zu bereichern — und die Hälfte ihrer kümmerlich erworbenen Habe zu verlieren." Da ähnlicher Schacher mit der öffentlichen Meinung schon an verschiedenen Orten vorgekommen, ist es überflüssig — den Ort zu nennen, wo die Spekulation in Scene gesetzt wurde, von welcher der reiche Mann auf dem Comersee gesprochen!

„Was hat denn Sie, der am Ende den Verlust verschmerzen kann, und Hunderte jener armen Betrogenen — die ihn nicht so leicht übertragen, dazu gebracht, — jene gewissen Papiere sich anzukaufen? Die öffentliche Meinung!!

War es nicht tausend und tausendmal gedruckt zu lesen, daß diese gewissen Papiere die glänzendste Zukunft haben, wurden eben die kleinen Besitzer nicht förmlich hingetrieben — diese Schwindelpapiere zu kaufen? Haben die Helfershelfer der „öffentlichen Meinung“ nicht ihren Antheil bekommen, um diese öffentliche Meinung zu machen? Und existirt jetzt nicht über diese ganze Geschichte eine andere öffentliche Meinung als vor einigen Jahren? — Und wenn sich nun diese öffentliche Meinung schon in materiellen Dingen, in Geldsachen, wo doch jeder klug und vorsichtig sein will — derartig hinter's Licht führen läßt, wie wird es mit dieser öffentlichen Meinung erst bei Beurtheilung von Gegenständen aussehen, die dem Alltagsleben ferner liegen, die, um verstanden zu werden, Studium und Nachdenken erfordern?

Während dem hatte der Aufgeklärte seine Streitkräfte wieder gesammelt; sich für überwunden halten, das durfte er nicht, und so fing er denn an, sich auf den Standpunkt der Vaterlandsfreunde und konservativen Staatsbürger zu stellen — auf jenen gebrechlichen Standpunkt, den gewöhnliche Philister dann betreten, wenn es ihnen an ihr Theuerstes: an ihren Geldsack geht.

„Erlauben Sie mir — wohin kämen wir mit den Principien, die sie ausgesprochen, heißt das nicht die Armen gegen die Reichen hetzen, heißt das nicht den Leuten den Wahnsinn des Communismus noch plausibler machen, ist der Besitz nicht gerecht, ist das Eigenthum nicht bei allen Völkern heilig? Bedarf es zur Heilighaltung des Eigenthums eines Aberglaubens, eines Klosters, steht dieser Grundsatz nicht schon in jedem Menschenherzen?“

Der arme reiche Mann hatte mir das Wort im Munde umgedreht; ich hatte ihm bewiesen, daß er und seine reichen Genossen durch ihren Unglauben, durch ihre Genußsucht, durch ihre Verachtung der Armen, die eindringlichsten Prediger des Communismus seien — und daß jene armen Leute — die sich die Grundsätze dieser Reichen angeeignet haben, ganz folgerichtig handeln, wenn sie die Reichen aus ihrem Besitze verjagen, das Ihrige ihnen wegnehmen, und selber so lang und so gut es geht, das Leben zu genießen suchen. Im Menschenherzen stehen auch sehr schlechte Wünsche, sehr niedrige Begierden, das gottlose Leben der Reichen unterdrückt diese nicht. — Nur wer Gott liebt und sich durch Christus erlöst erkennt von allem Uebel — der kann hier die Armuth ohne

Neid und ohne Verlangen nach des Nächsten Gut übertragen.

Wir haben in einem wirklich vorgekommenen Gespräche gesehen, wie die meisten Leute aussehen, welche über Klöster urtheilen, wie ihr Urtheil lautet — und was von jener öffentlichen Meinung zu halten ist, auf welche sie sich berufen. Wer es durchschaut und weiß, wie das Publikum durch die fabrizirte, oft bezahlte öffentliche Meinung zum Besten gehalten wird, der muß dem jüngst gestorbenen berühmten Münchner Gelehrten Lassaulx beistimmen, der einmal in Frankfurt — als die sogenannte früher in ihrer Falschheit bezeichnete öffentliche Meinung theils für Geld, theils im Interesse der Partei täglich frisch gebacken und in allen Formen vertheilt wurde — in Anbetracht dieses Schwindels und dieser frech betriebenen Volksverdummung ausrief: „Die öffentliche Meinung ist die öffentliche Dummheit!“

II. Wir haben uns vorgenommen, auch über den Stifter des Predigerordens zu sprechen, indem sein Fest heute hier gefeiert wird. Es dürfte nicht nöthig sein, und es wäre auch nicht Zeit dazu, das thatenreiche Leben dieses heiligen Mannes zu erzählen; den meisten der christlichen Zuhörer wird es ohnehin bekannt sein, zudem diese

ſich jeder ſeine Lebensbeſchreibung leicht verſchaffen. Die Zeit, in welcher Gott in ſeiner Gnade dieſes Licht in ſeiner Kirche erweckt hat, glich in vielen Dingen unſerer Zeit. Auch damals ſtanden wüthende und blutgierige Feinde gegen die heilige Kirche auf; auch damals machte ſich Irrthum und Lüge breit; auch damals war ein Treiben und Jagen nach irdiſchen Gütern, welches in ſeiner rückſichtsloſen Heftigkeit Gott und ſeine Wahrheit, das Jenſeits, das Gericht, den Himmel und die Hölle verleugnete.

Zu gleicher Zeit traten damals der heilige Franziskus und der heilige Dominikus auf, um durch ihr gewaltiges Wort und ihr gewaltiges Beiſpiel die in Irrthum, Nacht und Sünde verſunkene Geſellſchaft wieder aufzurichten. Der große Dichter Dante hat den beiden Heiligen in ſeinem „Paradieſe“ zwei Geſänge geweiht und Gedanken von überaus großer Schönheit und Kraft über dieſelben ausgeſprochen. Dante ſpricht zuerſt von der thörichten Sorge der Sterblichen, die, in Trugſchlüſſe und Irrthum verwirrt, ihren Flügelſchlag zur Tiefe neigen. In jener Zeit beſtellte die Vorſicht, die alle Welt regiert, zwei Fürſten: der eine war von Inbrunſt ganz ſeraphiſch, der andere war durch Weisheit auf der Erde vom cherubiniſchen Glanz ein Widerleuch-

ten. Wenn man von Einem derſelben redet, ſpricht man auch von Beiden, lobt man einen, ſo lobt man auch den andern: die Werke Beider ſind ja auf ein Ziel gegangen.

Der Eine wählte ſich gegen den Willen ſeines Vaters eine Braut, der man in der Regel ſo ungern die Thüre öffnet als dem Tod ſelbſt; dieſe Braut war — die Armuth, die mit Chriſtus an das Kreuz emporgeſtiegen. Dieſe Braut, die heilige Armuth, hinterließ er als Erbe ſeinen Brüdern und er empfahl ihnen, dieſelbe mit Vertrauen zu lieben. Spricht man aber von Franziskus, ſo muß man auch von Dominikus ſprechen; wie ſie vereint gekämpft, ſo ſoll auch vereint ihre Glorie leuchten. Um dieſe beiden Kämpfer und ihr Wort und Werk hat das verwirrte Volk ſich aufs Neue geſchaart. Ich rede von Dominikus wie von einem Gärtner, den Chriſtus beſtellt hat, ihm zu helfen in ſeinem Weinberge, denn ſind die Arbeiter ſchlecht, ſo iſt der Weinberg bald verrottet. In Rom erbat er ſich das Apoſtelamt und bald zog er vorwärts; wie ein Strom trug er ſeine mächtigen Wogen in das Waldgeſtrüppe der Irrlehre, und dort ſchlug er am mächtigſten an, wo der Widerſtand am härteſten war.“

So hat der Dichter in kräftigen Zügen die

Aufgabe und das Leben der Heiligen gezeichnet. Das Leben des heiligen Dominikus war ein Opferleben; er predigte in der That durch die Entſagung aller jener Güter, welche die Welt für groß und beglückend hält; ſeine Braut war die heilige Armuth. Er predigte im Wort, durch das Verkündigen der reinen ungefälſchten Lehre gegen den Irrthum und die Lüge.

III. Der eigentliche Beruf des Predigerordens iſt: Lehre der ewigen Wahrheit in Wort und That. Wie dieſer Orden ſeinem heiligen Berufe nachgekommen, ſagt in wenig Worten Lacordaire, früher einer der berühmteſten Rechtsgelehrten in Paris, jetzt Bruder des Predigerordens. In ſeiner Geſchichte des heiligen Dominikus heißt es über die Ordensbrüder: „Alle fernen Ufer bewahrten die Spuren ihres im Dienſte Gottes vergoſſenen Blutes und den Nachhall ihrer belehrenden Stimme. Unter ihrem Kleide fand der gleich einem wilden Thiere gehetzte Indianer eine Zuflucht; noch trägt der Neger an ſeinem Halſe das Andenken an ihre brüderliche Umarmung; aufmerkſam vernahm der Japane und Chineſe die Worte dieſer wunderbaren Fremdlinge; der Ganges in Indien war Zeuge, wie ſie den Parias die göttliche Weisheit lehrten; auf ihren Reiſen als göttliche Send-

boten haben sie auf den Ruinen von Babylon geruht. Welche Sandwüsten und welche Wälder haben sie nicht durchschritten, welche Sprache haben sie nicht gesprochen, in welchem Lande hat ihre heilende Hand nicht Wunden der Seele und des Leibes gepflegt und geheilt?“ —

Nachdem alljährlich über das Leben des heiligen Dominikus von dieser Stätte gesprochen wird, ist es natürlich, daß es auch von verschiedenen Seiten betrachtet werden kann. Was die Ordensbrüder gewirkt haben in Verbreitung des Christenthums bei fremden Völkern, auf den Lehrstühlen der Hochschulen, in Zurückführung derjenigen, die in Irrlehre verstrickt waren; was sie wirkten durch eifriges und gewissenhaftes Eingehen in den Geist ihres Ordensstifters, ist schon oft besprochen worden. Unsere Zeit rühmt sich, viel auf die Entwickelung und Förderung der schönen Künste zu halten. Wie Großartiges haben auch hierin die Predigerbrüder geleistet! — Auch die Kunst hat ja den Beruf, zu lehren. Wie viele hunderte von herrlichen Kirchen haben die Dominikaner selbst gebaut; die einfachen Ordensbrüder waren die Meister, sie haben die gothische Baukunst nach Italien verpflanzt. Was ist die Kirche Maria novella zu Florenz für eine Perle der Baukunst! Zwei Ordensbrüder haben

den Plan gezeichnet, vier Brüder waren in der Folge der Jahre die Baumeister. Der große Michel Angelo, ein Künstler, dessen Ruf die Welt erfüllt, besuchte diese Kirche täglich und sagte von ihrem Wunderbau, sie sei so schön, einfach und rein wie eine Braut. Was ist der Bruder Angelico, von seiner Geburtsstadt Fiesole genannt, für ein Stern erster Größe am Himmel der christlichen Kunst? Was für ein selten großer Mensch war er seinem heiligen Wandel und seinem Charakter nach? Seine heiligen Bilder erheben noch heutigen Tages den Betrachter zur Andacht. Michel Angelo sprach über Fiesole's Bild „Die Verkündigung" seine Bewunderung in den Worten aus: „Diese Gestalten konnte kein Mensch malen, der sie nicht früher im Himmel gesehen." Dem Fra Fiesole war die Kunst: Gebet und Gottesdienst; an Gottes heiligem Altar legte er seine Leistungen als ein Weihegeschenk nieder, knieend malte er die Gestalt der heiligen Jungfrau. So ist seine Kunst zu einem Gebet geworden, das noch heute den Betrachter nach Jahrhunderten einladet, mitzubeten. Der Papst hatte dem demüthigen Klosterbruder das Erzbisthum Florenz angeboten. Der demüthige Mann lehnt die Würde ab und bittet den Papst, selbe dem Fra Antonino, seinem Ordensbruder, zu

übertragen, den er für würdiger dazu hält. Was ist Heiligkeit, was ist Kunsthöhe, was ist Menschengröße, wenn man sie nicht in diesem Ordensbruder findet, in einem Manne, der in der That für ein jämmerliches, sittlich verfaultes Geschlecht zu groß ist, als daß er von ihm verstanden und gewürdigt werden könnte!

So hat dieser Orden seine Größen nicht nur in Frömmigkeit und Tugend, in Entsagung und Opfermuth, in Leiden aller Art um Christi Willen und im Ausdauern bis zum blutigen Tode, in Wissenschaft und Gelehrsamkeit: er hat auch seine Größen in der Kunst — und Männer mit weltberühmten Namen haben das demüthige Kleid des Predigerordens getragen.

Gerade in neuester Zeit sehen wir den Orden wieder aufblühen. Seit Lacordaire, der berühmte Akademiker in Paris, das Ordenskleid angezogen, sind ihm schon manche Männer nachgefolgt, die eine glänzende Laufbahn in der Welt verließen, um ihr Leben im Ordensstande Gott und dem Dienste seiner Kirche zu weihen.

Im Beginne dieses Jahres wurde in einiger Entfernung von den Pyrenäen zu Nailleux im Bezirke Villefranche ein Raub von 40,000 Francs verübt. Vier Individuen, die man verdächtigte, wurden eingezogen, ihren Familien entrissen und

in Haft gehalten. Nach vier Monaten wird in daſſelbe Gefängniß ein Wildſchütze geſperrt; er hört den Jammer dieſer Familienväter; ſein Gewiſſen thaut auf: er war der Thäter jener Miſſethat, um derentwillen dieſe im Kerker ſaßen; er ſelbſt zeigte ſich an und legte ein aufrichtiges Geſtändniß ab. Der kaiſerliche Prokurator von Villefranche, ein Mann, gerühmt wegen ſeiner Unbeſcholtenheit und ſeines Talentes, kann dem Eindruck, den die viermonatliche Haft unſchuldig Verdächtiger auf ihn gemacht, nicht widerſtehen; er will mit dem Richteramt nichts mehr zu thun haben, entſagt einer glänzenden Zukunft und vertauſcht die Toga des Richters mit dem Ordenskleide des heiligen Dominikus. Das franzöſiſche Richteramt verliert einen ausgezeichneten Mann, dafür gewinnt die Kanzel einen Prediger. In Frankreich hat man aber ſchon mehr durchgemacht, mehr erfahren, als bei uns in Deutſchland und in Oeſterreich. Dort beginnt man daher auch zur verlaſſenen Religion nach und nach zurückzukehren.

Auch wir begrüßen heute am Feſte des heiligen Ordensſtifters Dominikus einen Ordensbruder, welcher jüngſt am Tage des heiligen Apoſtels Jakobus die Prieſterweihe empfangen und der heute zum erſtenmale opfernd zum Altare

treten wird. Auf die Gefahr hin, die Bescheidenheit des demüthigen Ordensmannes zu verletzen, muß ich doch über sein früheres Leben Einiges mittheilen.

Früher gehörte er dem Kriegerstande an. Er hat gekämpft für Gott, Kaiser und Vaterland; er hat ein bewegtes, erfahrungsreiches Leben hinter sich. Bekannt sind ihm die Schlachtfelder Italiens und im Jahre 1848 hat er als Offizier der kaiserlichen Armee mit dem Schwert in der Hand muthig voran seine Reihen geführt; er hat mitgefochten in der Schlacht von Santa Lucia, wo noch heute der Gottesacker Tausende seiner tapferen Mitbrüder, die gefallen sind, beherbergt: er hat mitgefochten bei Novarra und Custozza und war mit beim Sturm von Vicenza und Curtatone; Lorbeeren des Sieges schmücken sein Haupt, die er sich miterrungen in der Schaar der Heldensöhne des greisen und ruhmgekrönten Heerführers Radetzky. Jetzt hat er das Gewand des Kriegers mit dem Ordensgewand vertauscht; statt dem Schwert hat die Hand das Kreuz umfaßt; auch als ein Streiter für den Herrn der Heerschaaren wird er einen guten Kampf kämpfen, wie er ihn gekämpft hat für seinen Kriegsherrn.

Es gehört auch Muth und Standhaftigkeit dazu, um Christi Willen Hohn, Spott, Schmach

und Verfolgung zu leiden. Das kann dem Priester in unserer Zeit nicht ausbleiben. Gerade die feigsten und erbärmlichsten Menschen treiben auf dem Papier mit Druckerschwärze und auf der Straße ihren Hohn mit denjenigen, von denen sie wissen, daß sie **wehrlos** sind, daß sie nach der Ansicht der Emeute fast außer dem Gesetze stehen, daß sie die Hand nicht erheben dürfen, um jene zu züchtigen, die ihnen Hohn sprechen.

Lieber Bruder in Christo, als du noch ein Krieger warst, als du das Schwert noch an deiner Seite getragen, da hat es kein Bube gewagt, deiner zu spotten, selbst wenn es ihn gelüstet hätte es zu thun, denn die Feigheit und Furcht hielt ihn zurück; jetzt hat dich ein anderer umgürtet und wird dich Wege führen, die du deinem natürlichen Willen nach nicht gern wandeln wirst; jetzt wird man deiner spotten. Die feige Erbärmlichkeit wird sich über dich hermachen und du mußt es ertragen, und du wirst nach des göttlichen Herrn und Meisters Vorbild für diejenigen beten und um Verzeihung flehen, die eben nicht wissen, was sie thun. Dein Schwert ist von nun an das Gebet, dein Schild die Ergebung in Gottes Willen, und wenn du in Glaubens- und in Pflichttreue ausharren wirst bis zu einem seligen Ende, so hast du einen guten Kampf

gekämpft und wirst geziert mit der ewigen Krone der Gerechtigkeit.

Gedenke beim heiligen Opfer nebst dem allgemeinen Anliegen in den Gebeten der Kirche auch deiner hingeschiedenen Eltern; gedenke deiner Waffenbrüder, die an deiner Seite gekämpft und die in ihrer Pflichterfüllung auf dem Schlachtfelde gefallen sind, deren Leiber auf den Wahlplätzen ruhen, wo sie den Tod für's Vaterland gefunden, deren unsterbliche Seelen zu Gott eingegangen sind, und wie du ein treuer Diener deines Kaisers warst, mögest du nun ein treuer Diener Gottes sein. Du hast dem Kaiser gegeben, was des Kaisers ist, — gib nun Gott, was Gottes ist. Amen.

Schlußbemerkung.

Am 6. August brachte ein Wiener Juden-Blatt, dessen Redakteur einen falschen Namen führt und seit Jahren unbefugt sich des Doktortitels bedient, über diese Predigt Folgendes:

„Herr Dr. Sebastian Brunner ließ sich vorgestern Sonntag auch als Kanzelredner hören, und zwar in der Kirche des Predigerordens Maria Rotunda, wo er einem früheren k. k. Offizier, welcher die Uniform mit dem Dominikaner-Ordenskleid vertauschte und sein erstes Meßopfer zelebrirte, die Primizpredigt hielt. Herr Brunner sprach in seiner bekannten Art und Weise, und zwar im

kräftigſten Wiener Dialekt. Es war weniger eine Predigt als eine polemiſche Abhandlung, was wir zu hören bekamen. Herr Brunner theilte uns ein Langes und Breites von ſeiner Reiſe am Comoſee mit, citirte den Wortlaut einer ziemlich gewöhnlichen Unterhaltung auf dem Verdeck eines Dampfſchiffes, theilte Seitenhiebe nach allen Richtungen aus, ſchmähte auf die Tagespreſſe und die neueſten Zeitereigniſſe, nannte die öffentliche Meinung eine „öffentliche Dummheit“ und bediente ſich mitunter ſehr unwählicher Kraftworte, wie z. B. „ich ließe jedem 25 herunterhauen“ ꝛc. ꝛc.“

Die Judenblätter derſelben Farbe beeilten ſich, Obiges nachzudrucken, die provinziellen und ausländiſchen Bruderblätter werden zur weiteren Verbreitung das Ihrige thun. An dieſer Stelle wird des Vorfalles nur Erwähnung gethan, um zu zeigen, mit welchen Mitteln die gebornen Feinde des Kreuzes Chriſti das katholiſche Volk gegen ſeine Prieſter aufzuhetzen verſuchen.

Eben in der heil. Meſſe des heutigen Tages (SS. Cyriaci Largi et Smaragdi Martyrum) wird aus dem erſten Briefe St. Pauli an die Theſſalonicenſer (2. Kapitel), geleſen, daß die Theſſalonicenſer ebenſo ſtandhaft die Verfolgungen der unter ihnen lebenden Juden erlitten, wie die chriſtlichen Gemeinden in Judäa (Vers 14—16). „Da auch ihr dasſelbe erlitten habet, wie auch

ſie von den Juden, die auch den Herrn Jeſum und die Propheten getödtet und uns verfolgt haben und die Gott mißfällig und allen Menſchen zuwider ſind, die uns wehren, den Heiden zu predigen, daß ſie ſelig werden, und immerfort zu füllen das Maß ihrer Sünden; es kommt aber der Zorn Gottes über ſie bis zum Ende."

Jetzt iſt es ſo weit gekommen, daß jüdiſche Schmähſucht den Predigern das Verkünden des Evangeliums und den Chriſten das Anhören deſſelben verleiden will.

Wien, den 8. Auguſt 1861.

Seitdem hat ſich die Preſſe der Juden und Judengenoſſen in Wien ſehr vervollkommnet. Tag für Tag werden kirchliche Inſtitutionen oder Perſonen verhöhnt und mit Lügen überhäuft — aber einem Juden die Wahrheit ſagen, das wird von dieſem für Religionsſtörung und für ein crimen laesae Majestatis Judaicae gehalten.

Seither ſind 28 Jahre vergangen und die Judenpreſſe entfaltet immer mehr und mehr ihre ſegensreiche Wirkſamkeit. Armes Oeſterreich!

Geſammelte

Erzählungen

und

poetiſche Schriften.

Von

Sebaſtian Brunner.

Der Wahrheit eine Gaſſe, dem Recht, der Ehrlichkeit,
Und keine Furcht vorm Haſſe der Niederträchtigkeit,
In meiner Feinde Scharen, da iſt kein Ehrenmann,
Und nie als Freunde waren mir Schufte zugethan.

Dreizehnter Band.

Woher? Wohin?

Neue Folge. III.

Regensburg.
Verlags-Anſtalt vorm. G. J. Manz.
1890.

Woher? Wohin?

Geſchichten, Gedanken, Bilder und Leute

aus meinem Leben.

Von

Sebaſtian Brunner.

Neue Folge. III.

Zweite Auflage.

Regensburg.
Verlags-Anſtalt vorm. G. J. Manz.
1890.

Buchdruckerei der Verlags-Anstalt vorm. G. J. Manz in Regensburg.

Vorwort.

Bezugs des Inhalts vorliegenden Bändchens hat der Verfaſſer in dieſer neuen Auflage einige Veränderungen vorgenommen, Aufſätze über Schopenhauer und Heine, wie dieſe in der früheren Ausgabe vorgekommen, ſind hier weggelaſſen, weil der Verfaſſer über dieſe Beiden eigene Schriften abgefaßt, und die eine derſelben: „Kniffologie und Pfiffologie des Weltweiſen Schopenhauer“ bei Schöningh in Paderborn 1889 erſchienen iſt. Dafür ſind aus Reiſenotizbüchern des

Verfaſſers einige Berichte über Ausflüge in Deutſchland, Oeſterreich und der Schweiz hier eingefügt worden.

Größere Reiſe-Berichte hat der Verfaſſer in folgenden eigenen Schriften herausgegeben:

1) Kennſt du das Land? Heitere Fahrten in Italien.

2) Aus dem Venediger- und Longobardenland.

3) Unter Lebendigen und Todten, Spaziergänge in Deutſchland, Frankreich, England und der Schweiz.

4) Studien und Kritiken in und über Italien. 2 Bände.

5) Die Kunſtgenoſſen der Kloſterzelle. 2 Bände. Nachdem dieſe Schrift auch viele nur durch Reiſen ermöglichte Schilderungen von Kunſtwerken enthält, kann dieſelbe auch hier angezeigt werden. Ins Fran-

zösische übersetzt ist sie zuerst in Paris illustrirt in Quart, und 1889 in Tours bei Mame ebenfalls illustrirt in Oktav erschienen unter dem Titel: L'art en Italie. Diese 5 Schriften sind aus Braumüllers Verlag in Wien in den Verlag Felician Rauch (jetzt Pustet) in Innsbruck übergegangen.

6) Kreuz- und Querfahrten in Italien für Hinreiser und Heimbleiber. Bei Wörl in Würzburg und Wien 1889, mit vielen Illustrationen.

Der Verfasser muß hier noch dankend des Prälaten Dr. Jennig (er war 15 Jahre lang Rektor der Anima in Rom) erwähnen, durch welchen er wiederholt zehn Jahre hindurch zu höchst interessanten Ausflügen um Rom und in Mittelitalien aufgefordert worden und der ihm als ein gründlicher Kenner Italiens auch oft ein eben so

lehrreicher als freundlicher Gefährte gewesen iſt.

Betrachtungen über einige Phaſen der Revolution 1848 wurden hier wieder veröffentlicht, weil wir eben im Jahrhundert der Revolutionen leben und die Leute in großen Städten, wenn ſelbige mit dem Gährungsſtoffe imprägnirt ſind, überall eine große Aehnlichkeit miteinander haben. Das arme, vom Wind oder Sturm der Schlagwörter hin- und herbewegte Volk, wie es Shakeſpeare in ſeinem Julius Cäſar ſchildert, bleibt ſich immer gleich. Die aufgeregten Maſſen ſind damals von den Treibern wie Thierheerden behandelt und immer dahin getrieben worden, wo dieſe Treiber in ihrem Intereſſe ſie eben benöthigt haben. In der neueſten Zeit aber fängt das Volk an, ſeinen Treibern auf die Finger oder beſſer auf die beutegierigen Tigerkrallen zu

ſchauen, und es dürften auch für dieſe Treiber in der pragmatiſchen Entwicklung der Geſchichte die Tage der Vergeltung kommen.

Wer die Handlungsweiſe der wüthendſten Gegner der Kirche und des poſitiven Chriſtenthums betrachtet, der kann den Ausſpruch verſtehen lernen: „Aus ihren Früchten werdet ihr ſie erkennen.“ Ich habe oft und viel mit dieſen Herren zu thun gehabt und in der Regel konnte ich im Kampfe mit ihnen eine pedantiſche Gewiſſenhaftigkeit und Ehrlichkeit an denſelben nie beobachten; das poſitive Sittengeſetz kommt ihnen in der Regel eben ſo lächerlich und ſpottwürdig vor als das chriſtliche Glaubensdogma, und in dieſer Anſchauung begründen ſie das, was ſie Glaubens- und Gewiſſensfreiheit nennen.

Wenn Profeſſoren auf ihren Kathedern

für die Pavian-descendenz in der Menſchen-geneſis wirkſam ſind, ſo ſucht im praktiſchen Leben eine große Anzahl der zeitweiligen Preßmachthaber durch eine eben ſo unverſchleierte als ungekünſtelte, im Gegentheil ſehr offen dargelegte Brutalität für die Abſtammung von der Thierwelt Beweiſe zu liefern und für dieſen Aberglaubensſatz Propaganda zu machen. Wer ehrlich und entſchloſſen der Wahrheit und dem Recht dienen will, der wird wohl oft überſchrieen werden, aber ſich nicht einſchüchtern laſſen, er wird oft von der Brutalität niedergeworfen werden, er wird aber auch wieder aufſtehen, das Vertrauen auf eine höhere Macht wird ihn erheben, während jeder ſcheinbare Sieg, den der Menſch im Bunde mit der Niederträchtigkeit erringt, dieſem nur einen neuen Stachel in's Gewiſſen bohrt. In Anbetracht vieler Gegner konnte ich das Kämpfen nur

für eine ſchwere Pflicht, nicht aber (wie einige Herren im eigenen Lager es darzuſtellen ſuchten) für ein Vergnügen halten, und ich habe oft meine Perſon den Inſulten vollends gewiſſen- und ehrloſer Menſchen ausgeſetzt, wenn ich der Meinung war, es könne der Sache der Wahrheit und des Rechts dadurch ein Dienſt erwieſen werden.

Es konnte dem Verfaſſer nicht darum zu thun ſein, alle jene Erlebniſſe, Bedrängniſſe und Widerwärtigkeiten, die er wie gefährliche Klippen beim Sturme des Lebens durchſchiffen mußte, hier anzuführen; es handelt ſich eben nur um einzelne Beiſpiele, und ſteht zu befürchten, daß dieſe auch ſchon zu viel geworden und zu langweilig ausgefallen ſind. Sollten in des Autors Tagebüchern ſich noch Aufſchreibungen vorfinden, welche einiges Intereſſe darbieten könnten, ſo mögen dieſe

Geſammelte

Erzählungen

und

poetiſche Schriften.

Von

Sebaſtian Brunner.

Der Wahrheit eine Gaſſe, dem Recht, der Ehrlichkeit,
Und keine Furcht vorm Haſſe der Niederträchtigkeit,
In meiner Feinde Schaaren, da iſt kein Ehrenmann,
Und nie als Freunde waren mir Schufte zugethan.

Dreizehnter Band.

Woher? Wohin?

Neue Folge. III.

Regensburg.
Verlags-Anſtalt vorm. G. J. Manz.
1890.

Woher? Wohin?

Geſchichten, Gedanken, Bilder und Leute

aus meinem Leben.

Von

Sebaſtian Brunner.

Neue Folge. III.

Zweite Auflage.

Regensburg.
Verlags-Anſtalt vorm. G. J. Manz.
1890.

Seite

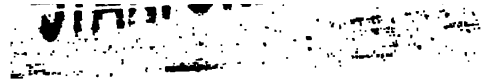
Ein noch fürchterlicher abgebrannter Philoſoph . 68
Der komiſche Cultus des Genius . . . 78
Erinnerung an den Archäologen Marchi S. J. . 83
Drei Briefe des Helden von Leipzig, Fürſt Karl von Schwarzenberg 88
I. Brief des FM. Karl Fürſt Schwarzenberg (an ſeine Gattin) 89
II. Brief des FM. Fürſt Karl Schwarzenberg (an ſeine Gattin) 92
III. Brief des FM. Karl Fürſt Schwarzenberg (an ſeinen Sohn Fritz) . . . 94
Ein lateiniſcher Dichter des Mittelalters . . 96
Die Rechtszuſtände in der Wiener Tagespreſſe. 1862 100
Eine Abwehr gegen die brutalen Angriffe der Wiener „Preſſe“ 105
Gedanken während der Revolution 1848.
Das einige Deutſchland 112
Die Proletarier 122
Geſpräch mit einem Todtengräber . . . 129
Mein Verkehr mit armen Schulgehilfen . . 136
Aufklärung und Verdummung 146
Schlagwörter. (1848.) 152
Eine Strafanſtalt unter der Leitung barmherziger Schweſtern 161
Das polniſche Rom 170
Aus dem Krainerland. Die Adelsberger Grotte . 197
Kleine Reiſebilder von 1863 203
Herbſtblätter von 1863 222
Einige Epiſoden aus dem Univerſitätsleben . 241
1. Ein Antrag, unentgeldlich Vorleſungen über deutſche Literatur zu halten . . 241

Seite

2. Die ersten Versuche, den Stiftbrief der Wiener Universität zu zerreißen, den katholischen Charakter dieser Hochschule zu vernichten 242
3. Die letzten Reste der katholischen Universität hinausgeworfen 245
4. Die bedauernswerthe Stellung klerikaler Wächter der katholischen Stiftung . . 246
5. Ein Kampf um Dekanatsinsignien . 250
6. Die heilige Catharina von Cypern und der „Schulchan-Aruch“ 252
7. Eine gereimte Polemik mit einem Obersanitätsrath 258
8. Eine Universitätsgeschichte von 1867 — mit nothgebrungener Aufwärmung 1889 261

Einige Beispiele aus dem Wanderbüchlein . . 270

Ein Nachtrag zum Bericht über Hauthaler (Seite 310—319 333



Gedanken über religiöse und sociale Zustände und Vorurtheile.

1. Ein öder Spaziergang.

Es ist ein Sonntag Nachmittags. Geh' mit mir, lieber Leser, auf einen der großen Gottesacker der guten Stadt Wien, auf dem Schmelzerfreudhof.*) Was für ein Lärm und Gesurre begegnet einem da schon auf der Straße! Tausende und tausende von Spaziergängern schnappen nach frischer Luft; und aus den zahllosen Wirthshausgärten trägt der Wind das Schmettern der Trompetenbläser und das Gepumme der türkischen Musiken herüber. Auch Leichen werden vorbeigeschleppt — meistens in großer Eile; die Vor-

*) Das war noch vor 20 Jahren einer der belegtesten Gottesäcker in Wien. Jetzt hat der Centralfreudhof — als großartiger Leichenverschlinger allen anderen Gottesäckern den Rang abgelaufen.

beter dabei machen ihre Sach' mit bekannter Rührung und unverwüſtlicher Andacht; und den Trägern kann es Niemand verargen, wenn ſie durſtig ſind. Vergönnt es ihnen, daß ſie etwas mehr trinken als andere Leute, denn es iſt ja auch keine kleine Arbeit, Stundenlang den Verweſungsgeruch einzuathmen, und tagtäglich am Rande des Grabes zu ſtehen. Die nächſten Verwandten weinen gewöhnlich um den ſtillen Mann, der jetzt in den ſechs Brettern eingenagelt liegt — und das bittere Gefühl, den auf dieſer Welt nicht mehr zu ſehen, mit welchem man ſo viele trübe und heitere Stunden verlebt hat, drückt ihnen ſchier das Herz ab. Gehen wir nun hinein beim großen Thor, und drängen wir uns durch die Menge der Bettelweiber; was für ein Wald von Grabeskreuzen, was für Gaſſen von ſteinernen Denkmälern ſieht man da vor ſich ausgebreitet! Eine gute Anzahl großer und kleiner Gräber iſt immer aufgewühlt, um die neuen Gäſte in Empfang zu nehmen. Ein kleines, d. h. ein eigenes Grab koſtet hier an 40 fl. Silber; eine Leiche, für welche das nicht gezahlt werden kann, wird in ein allgemeines Grab geſenkt, in welchem gewöhnlich ein Dutzend beiſammen liegt. — Für den Todten iſt es wohl alles eins, ob er dort oder da liegt, ob er vereinſamt iſt oder in Ge-

ſellſchaft ſich befindet; aber denen, die ihm nachſchauen müſſen in's Grab, thut es oft weh, ihre Hingeſchiedenen bei ſo viel unbekannten Leichen zu wiſſen.

Wohl würde dieſer Gedanke nur einen geringen Kummer machen: aber eine andere Frage iſt's, die viel tiefer einſchneidet, nämlich die Frage: Was geſchieht nach dem Tode? Iſt es da aus mit dem Menſchenleben? Gibt es kein Jenſeits, keine ausgleichende Gerechtigkeit? Sind die Menſchen nicht mehr als die Thiere, die verenden, verweſen und von denen keines mehr zum Vorſchein kommt? Sind die Menſchen nicht mehr als die Blumen, die blühen und verwelken? Was iſt der Menſch mit all' ſeinem Stolz und ſeinem Hochmuth, mit ſeinem Reichthum und ſeinem Genuß, mit ſeiner Ehre und ſeiner Berühmtheit, wenn er nach dem Tode nichts mehr iſt? Was nützt ihm da ein Leben in Glück und Freude zugebracht, und was hat er davon, wenn die Leute noch nach Jahrhunderten rühmend und lobend von ihm reden? Das iſt alles keinen Groſchen werth! Denn wenn es nach dem Tode rein aus iſt, ſo weiß der Mörder und Dieb eben ſo wenig, daß ihn die Leute ſchmähen, als der Held oder Künſtler, daß ſie ihn loben. Was für ein herrlicher Palaſt iſt das Belvedere in Wien! Seiner

Lage und ſeinem Baue nach gewiß einer der ſchönſten in der Welt. Und wer ließ ihn bauen? Einer von jenen Menſchen, die ſelten gefunden werden, die in Allem, was ſie unternehmen, vom ungeheuerſten Glücke begünſtigt ſind — der Prinz Eugenius von Savoyen, der ſiegreiche Feldherr gegen die Türken. Am 16. Auguſt 1717 gewann er die bekannte Hauptſchlacht gegen die Türken bei Belgrad. Türken blieben über 40,000 todt auf dem Platze, 52 Fahnen, 356 Kanonen und eine zahlloſe Menge von Kugeln und Pulver erbeutete das kaiſerliche Heer. Es war eine der bedeutendſten Schlachten in der Weltgeſchichte. Der Name Eugens, des großen Helden, flog von Mund zu Mund. Die Eugenius-Capelle im St. Stephansdome birgt in einem Marmorgrabe ſeine Gebeine. Er ſtarb 1736 in ſeinem 71. Jahre. Der Leichnam wurde in ſeinem Palaſte (dem heutigen Münzgebäude in der Himmelpfortſtraße zu Wien) vier Tage lang ausgeſetzt und mit dem Pomp eines Erzherzogs begraben. Der Mann beſaß Kunſt und Gemäldeſammlungen, Bibliotheken und Paläſte, Reichthum und Ruhm und Ehre vor den Menſchen, und es thut ihm doch jetzt ſo wenig ein Zahn weh, wie irgend einem Bettler, der in einem Grubenwinkel eines Gottesackers liegt! — Oder wollt ihr noch mehr

ſehen, wie alle menſchliche Herrlichkeit vorbeigeht, ſo kommt auf ein paar Minuten in die Kaiſergruft — da ſeht ihr mächtige Herren in enger Behauſung aneinandergereiht — aus den ungeheuern Burgen und Paläſten, in denen ſie gewohnt haben — ſind kleine metallene Häuſer geworden, und kupferne Dächlein decken die Gebeine zu.

Da werdet ihr nun ſagen: das iſt Alles recht, nach dem Tode iſt's freilich aus mit aller Herrlichkeit — aber wir ſind eben noch nicht geſtorben, wir leben noch, und das iſt uns ein ſchlechter Troſt, wenn wir wiſſen, daß jene, die in Reichthum und Macht leben, auch ſterben müſſen wie wir — das macht uns im Hunger nicht ſatt und im Mißmuth nicht zufrieden. Uns wäre es auch lieber, nicht ringen und kämpfen zu müſſen um das bischen tägliche Brot, und die Unſeren nicht zurücklaſſen zu müſſen in einem Elend, wie wir ſelber es getragen haben Jahre lang. Uns wäre es auch lieber, Theil nehmen zu können an den vielen Genüſſen, welche das Leben dem darbietet, der Geld hat; und nicht als arme Teufel gequält und verachtet von allen Seiten durch's Leben zu gehen — und zum Grabe zu wandeln.

Da kommen wir nun zu einer andern Frage,

nämlich zu der: Was ist's nach dem Tode? Ist's was, oder ist nichts? Ist's etwas Gewisses, oder ist's nur was Ungewisses? Das ist nun eine Hauptfrage — und sie geht keinem Menschen aus dem Weg, sie pflanzt sich vor Jeden auf wie eine Riesenschlange als ein großes mächtiges Fragezeichen. Wäre es nach dem Tode aus mit dem ganzen Menschen, dann fürwahr, würde der am gescheitesten thun — der das Leben genießt, so viel er kann und so lange es ihn freut — und der, wenn er es satt bekömmt — geradewegs einen Strick nehme, um sich aufzuhängen; oder eine Pistole, um sich eine bleierne Bohne als letzte Speise dieses Lebensgastmahls in's Hirn zu knallen.

Wenn man so die tausend und tausend Grabhügel anschaut, so dünkt es einem, als ob man schon 5 Schuh hoch Erde und Schutt auf der Brust liegen hätte. Es ist, als ob einem der Teufel allerhand desperate Fragen vorhielte, wie z. B.: Was haben nun die Leute davon, die da unten liegen — wenn sie fleißig in die Kirche gegangen sind und gebetet haben; wenn sie es vorgezogen haben, lieber Unrecht zu leiden, als Unrecht zu thun; wenn sie aus Gewissenhaftigkeit arm geblieben sind, da sie doch durch irgend einen Betrug sich hätten bereichern können? u. s. w.

Und alle dieſe verſchiedenen kleinen Fragen drängen immer zur großen hin: Iſt's nach dem Tode aus, oder iſt's nicht aus — iſt nach dem Tode etwas, oder iſt's nichts? Bekommen wir die Bekannten und Verwandten, die Lieben und Getreuen, die Aeltern und Kinder, die Geſchwiſter und Freunde, die hier oder auf andern Gottesäckern zerſtreut liegen, wieder zu Geſicht — oder ſind unſere Thränen und Wünſche, iſt unſere Hoffnung und Sehnſucht zu gar nichts — als um uns ſelbſt eine Zeit lang zum Beſten zu halten? — —

2. Inmitte der Gräber.

Es gibt nur einen einzigen Weg, aus all' dieſer Trübſal zu kommen. Schaut einmal das Bildniß des gekreuzigten Mannes an, das in der Mitte des Gottesackers aufgeſtellt iſt — und lernt Jenen kennen, den dies Bildniß vorſtellt. Wir haben zuvor geſagt: Entweder iſt's was nach dem Tode, oder es iſt nichts. Jetzt kommen wir auf eine neue Frage, die ebenſo entſchieden iſt: Entweder iſt Chriſtus der Sohn des lebendigen Gottes — wahrer Gott und wahrer Menſch; zwei Weſenheiten in ſich vereinigend, die göttliche und menſchliche — Mittler zwiſchen Gott und Menſchen; oder er iſt nur ein Menſch,

auf dem gewöhnlichen Weg der Zeugung eingetreten in dieſes Leben.

Wäre Chriſtus nur ein gewöhnlicher Menſch, dann hätte noch immerfort das Grab ſeine Finſterniß und ſeine Schrecken, und das Menſchenleben ſeine Verzweiflung — dann wüßten wir ſo viel wie nichts; und es wäre am beſten, ſich an's Dießſeits, an dieſe Erde und ihren Genuß zu halten, und weiter um nichts ſich zu bekümmern. Wäre Chriſtus nur ein Menſch allein, der ſich das, was er ſagte, ausgedacht hat, und der viele ſchöne Lebensregeln und rührende Ausſprüche zuſammenſtellte, dann würde ich für all ſein Geſetz und für alles, was er geſagt hat, und wenn's auch noch ſo ſchön wäre, keine Priſe Tabak hergeben. Denn mehr als die Hälfte von dem, was Chriſtus geſagt hat, wäre ja doch erlogen; er hätte ſich dann für etwas ausgegeben, was er nicht war, er wäre jedenfalls ein Betrüger geweſen, und müßte man die Kreuzigung auch als eine zu harte und grauſame Strafe anſehen — ſo könnte man doch nicht ſagen, es ſei ihm vollkommen Unrecht geſchehen.

Entweder iſt alſo Chriſtus wahrhaft der Sohn Gottes, wie es ſeit 18 Jahrhunderten die katholiſche Kirche lehrt — und dann iſt alles, was er geſagt hat, göttliche Wahrheit; oder er

iſt ein bloßer Menſch, und dann wäre mehr als die Hälfte, was er von ſich geſagt hat, erlogen, und alle ſeine Geſetze und Rathſchläge, welche er gegeben hat, wären dann gerade von ſo geringer Wichtigkeit und von ſo geringer Verbindlichkeit, als man die Tugendregeln alter griechiſcher Weiſen zu halten hat; oder als man ſich ein Gewiſſen daraus zu machen brauchte, wenn man die Worte eines Profeſſors oder Schulmeiſters mißachtet.

Alſo: Entweder der ganze Chriſtus — als Sohn Gottes und als Menſchenſohn zugleich, als Erlöſer und Weltheiland — oder: gar kein Chriſtus! Wenn wir in und durch ihn nicht die Gewißheit haben, den Tod zu beſiegen und wiederum als ganze Menſchen in Geiſt und Leib einſt hergeſtellt zu werden, und bis zu jener Zeit der Wiederherſtellung dem Geiſte nach weſentlich fortzuleben, ſo wäre uns mit Chriſtus nicht geholfen! Das ſagt ja auch der heilige Paulus: „Wäre Chriſtus vom Tode nicht auferſtanden, dann wäre euer Glaube vergeblich, denn ihr wäret noch in euren Sünden, nun iſt aber Chriſtus von den Todten auferſtanden, der Erſtling der Entſchlafenen, denn durch einen Menſchen iſt der Tod, und durch einen Menſchen die Auferſtehung von den Todten.“ (I. Corinth. XV.)

Wäre alſo das Bild des gekreuzigten Chriſtus nicht da als ein Zeichen des lebendigen, vom Tode erſtandenen welterlöſenden Heilands, ſo wäre es viel geſcheiter, man ſchaffte es gar vom Freudhof fort. Zu was denn noch das Bild eines Todten, der noch dazu ſo viel gelitten hat! Der Anblick der Gräber iſt ohnedies traurig und niederſchlagend genug. Chriſtus als Menſch allein gibt da gar keinen Troſt und keine Beruhigung; das ſagt ja auch wiederum der heilige Paulus in dem nämlichen Capitel: „Wenn wir aber nur in dieſem Leben auf Chriſtus hoffen, ſo ſind wir elender als alle Menſchen.“

Chriſtus verlangt von uns: wir ſollen nicht nach zeitlichen Gütern gierig ſtreben, wir ſollen unſer Leiden in Geduld ertragen, wir ſollen dem Genuſſe ſinnlicher Lüſte nicht fröhnen; und er verheißt uns dafür die ewige Herrlichkeit! — Wäre nun Chriſtus nicht der Sohn Gottes, ſo hätte er uns ja doppelt betrogen: Einmal um den Genuß der Welt, die uns doch von allen Seiten anlockt und dem wir nach ſeinem Worte (in ſoweit dieſer Genuß ſeinem Gebote entgegen iſt) entſagen ſollen — und auch um den Himmel; denn was für ein Recht hätte er denn als Menſch, uns den Himmel zu verheißen, ja wie hätte er als Menſch aus ſich ſelber uns auch nur ver-

ſichern können, daß es ein Jenſeits, einen Himmel giebt? — Wenn Chriſtus alſo nur Menſch wäre, und wir würden ſeine Gebote beobachten, ſo wären wir ſchlechter daran als alle Heiden und alle Ungläubigen, denn dieſe ſuchen doch das irdiſche Leben zu genießen, wir aber, die wir die ſündigen Lüſte bezähmen, hätten hier nichts und dort hätten wir auch nichts!

Wer alſo da an Chriſtus nichts anders findet, als „er ſei ein edler Menſchenfreund geweſen, und er habe die Menſchen lieb gehabt, und er habe dieſelben erheben und veredeln wollen, und ſeine Sittenlehre ſei ſo ſchön, und es wäre gut, wenn die Leute ſich daran halten möchten, — — und das ſei genug, mehr brauche man von Chriſtus nicht zu wiſſen; denn die Menſchenliebe, welche er empfohlen hat — das ſei eben allein die reine Jeſuslehre:“ — — wer ſo von Chriſtus redet, der iſt ein wahrer Heuchler, denn er hält auch auf Chriſti Sittenlehre nichts, wenn ſie ſeinem Vortheile oder ſeiner Luſt im Wege ſteht — und wenn er dieſelbe übertreten kann, ohne daß ſie ihm Schande oder Schaden brächte. Warum ſoll man ſich denn an das Geſetz eines Menſchen halten, wenn der, welcher es gegeben hat, einen weder für das Halten belohnen noch für das Uebertreten beſtrafen kann? Wenn

Christus nur ein Mensch war, so können seine Regeln und Gebote, wie wir schon früher gesagt, doch nicht mehr Geltung haben, als die Worte irgend eines Philosophen — man hält sich an derlei Worte, wenn man will, und wirft sie weg oder stößt sie um, sobald sie einem nicht gefällig sind.

Und um solches Umstoßen und Wegwerfen der Worte Christi, wenn sie den Gelüsten und Leidenschaften im Wege stehen, ist es allen Jenen zu thun, welche in Christus nicht den Sohn Gottes anerkennen wollen.

3. Glauben und Nichtglauben.

Darauf hört man sagen: „Ja, das wäre schon Alles Recht — aber wenn einer nicht glauben kann, wenn sich einer nicht überzeugen kann, trotz seinem besten Willen, wenn es einem unmöglich ist, in Christus den Sohn Gottes anzuerkennen, und jedem seiner Worte göttliche Macht und Kraft zuzuschreiben; — ein Ungläubiger kann darnach für seinen Unglauben so wenig, als ein Gläubiger für seinen Glauben kann, denn der eine ist von Natur aus mehr gläubig, der andere von Natur aus mehr ungläubig."

Hört die Antwort hierauf: „Mit dem Glauben ist es ein eigen Ding — glauben muß der ganze

Menſch mit ſeinem ganzen Weſen: er kann ſich nicht hinſetzen und ſich zum Glauben rüſten, wie man ſich hinſetzt um zu ſehen, daß 2mal 2 = 4 iſt. Glauben muß man auch mit ſeinem Leben. Im Leben des Menſchen aber gibt es drei Großfeinde, welche den Glauben entweder in den Menſchengeiſt nicht hineinlaſſen, oder die ihn, wenn er ſchon drin iſt, heraus zu treiben ſuchen. Dieſe Feinde hat der heilige Johannes bezeichnet, ſie heißen: Augenluſt, Fleiſchesluſt und Hoffart des Lebens.

Schaut euch Jeden an, der den Glauben an Chriſtus den Sohn Gottes verläugnet — nachdem das Wort der Wahrheit an ihn ergangen iſt — ſchaut euch Jeden an, und eines oder zwei oder gar alle drei von dieſen Dingen werdet ihr in ſeinem Leben finden. Entweder liebt er über alles den Beſitz, und es gilt ihm über alles das Gelderwerben, ſei dies nun gerecht oder ungerecht, ſei es, daß er ſeine Mitmenſchen dabei ſchindet, und ihnen, wie man gewöhnlich ſagt, die Haut über den Kopf abzieht, ſei es, daß er betrügeriſch im Handel zu Werke geht, daß er ungerechtes Gut ſich zueignet, daß er den, der nichts beſitzt, oder nicht ſoviel hat, wie er, verachtet — — er iſt der Augenluſt hingegeben: und da genirt ihn das Wort des

Herrn und er findet es bequemer, wenn er es verläugnet als Gotteswort — denn er hält ſich dann für frei und für unverantwortlich.

Oder er liebt die Fleiſchesluſt. Der Pſalmiſt ſagt: „Werdet nicht wie die Pferde und Mauleſel, die keine Vernunft haben.“ Wer nun der ſinnlichen Luſt ſich hingibt, und hierin nur zwei weltliche Schranken kennt: die eine, daß er ſich die Geſundheit nicht verdirbt, und die andere: daß er nicht hiebei etwas thut, was ihn vor den weltlichen Richterſtuhl bringen könnte — der iſt doch im Grunde nicht mehr als ein Pferd und ein Mauleſel: nur der eiſerne Zaum des weltlichen Geſetzes hält ihn auf der geraden Straße; hat er aber das Geſetz und ſeine Strafen nicht zu fürchten — ſo kennt er kein anderes Geſetz als ſeine thieriſche Luſt — die er mit thieriſcher Liſt zu befriedigen ſucht. Und dieſer Punkt genirt wohl die meiſten. Sie wollen die Sinnenluſt nicht dem Geiſt unterwerfen; ſie ſind es ſchon zu ſehr gewohnt, in ſündhaften Verhältniſſen zu leben; das Thierſein iſt ihnen lieber als das Menſchſein, ſich treiben zu laſſen vom blinden Trieb iſt ihnen lieber, als den blinden Trieb zu beherrſchen durch den ſehenden freien Geiſt. Ihnen iſt bei ihrem Freiheitsgeſchrei und bei ihrer Fleiſchesbefreiung nur zu thun, um den

Geiſt zu verläugnen; ſie wollen nicht frei ſein — wie ein von Gott geſchaffener Geiſt — ſondern wie ein im Zeugen der Natur entſtandenes Roß oder ein Mauleſel! Sie wollen in ihren Geſprächen, in ihren Büchern, in ihren Kunſtſchöpfungen, in ihren Gemälden und Statuen nichts anders ſehen, als was ihnen ſinnliches Vergnügen macht. Die wahre Religion aber verlangt: Freiheit des Geiſtes, aber nicht Willkür des Fleiſches; die Willkür des Fleiſches hat auch das Thier, das ſeinem Triebe nachlebt. Für den Menſchen iſt es eine ſchlechte Lebensregel und eine ſchlechte Ausflucht, wenn er ſagt: er lebe naturgemäß — er muß auch geiſtesgemäß leben, denn naturgemäß allein lebt das Vieh auch.

4. Menſch und Vieh.

Jene Leute, denen es eine abſonderliche Luſt macht, ihren Trieben freien Zügel ſchießen zu laſſen — wie das Vieh, erfinden ſich dazu auch eine eigene Philoſophie. Sie ſagen: der Menſch iſt nichts anderes als ein höheres Thier, und das Thier iſt nichts anderes als ein niederer Menſch; denn das Thier denkt, es hat Gedächtniß, es hat Liſt, und es geht manchem Thiere faſt nichts ab, als das Reden. — — Hören wir nun, was der Menſch mit dem Thiere gemein hat, und was ihn

weſentlich vom Thiere unterſcheidet. Mit dem Thiere hat der Menſch gemein — einen organiſchen Leib und das Streben der Selbſterhaltung. Der Menſch hat aber außer ſeinem Leib auch einen von Gott geſchaffenen Geiſt. Dieſer Geiſt erkennt ſich ſelbſt, er hat Selbſtbewußtſein, die Thierſeele erkennt ſich nicht ſelbſt, und hat kein Selbſtbewußtſein, das Thier kann nicht über ſich ſelbſt nachdenken, und über die Urſache ſeiner Entſtehung und über den letzten Grund aller Dinge. Das kann nur der Gott ebenbildliche Geiſt. Der kommt zum Gedanken: Ich bin; und ferner zum Gedanken: Ich bin nicht aus mir ſelbſt, es hat eine Zeit gegeben, in der ich nicht war. Es muß eine Urſache meines Daſeins geben, ich fühle mich in einem Zuſtande des Elendes, der Unzufriedenheit u. ſ. w. Das Alles ſind Gedanken des Geiſtes, Gedanken, welche die Sehnſucht nach Gott und Erlöſung ausſprechen, und dieſe Gedanken kann kein Thier haben, weil kein Thier einen Geiſt hat. Wenn aber der Menſch an nichts anders denkt, als an Eſſen, Trinken und die Befriedigung ſeiner Begierden, ſo pflegt er nur Naturgedanken, d. h. Viehgedanken, und je mehr er ſich dieſem natürlichen Denken und Leben hingibt, deſto mehr ſucht er der unangenehmen Gedanken ſeines Geiſtes los zu werden; er verläugnet den perſönlichen Gott und den ge-

ſchaffenen Menſchengeiſt — kann es aber bei alledem nicht zur Viehbehaglichkeit bringen, weil er weder des denkenden Geiſtes los wird, und weil er auch die Stimme Gottes, die an dieſen Geiſt ergeht, oder das Gewiſſen nicht los werden kann. Gerade das Gewiſſen aber iſt das Gewiſſe im menſchlichen Wiſſen, und der Menſch wird am meiſten religiöſe Ueberzeugung haben, der ſich im geiſtigen Willen über die Zeugung, d. h. über das thieriſche Leben und Getriebenwerden erhebt. Wenn nun einer ein rechtes Vieh werden will, und alles mögliche thut, um die Natur mit ihren blinden Trieben in ſeinem Leibe ſchalten und walten zu laſſen, ſo bringt er ſein Vorhaben doch nicht ganz zu Stande — weil ſein Geiſt vom Gewiſſen immerdar gepeinigt und gequält wird. Für ſolche Leute hat nun die moderne Aufklärungsſprache ein eigenes Wort erfunden. Ein Lump, der die Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt nicht los bringt, und den das Gewiſſen peinigt, wird „ein Zerriſſener“ genannt. Er kann in den feinſten Stoffen und den eleganteſten Kleiderſchnitten einherſpazieren und ſeine Geldverhältniſſe können glänzend arrangirt ſein — die Lumperei kann nebenbei doch in ihm ſtecken, d. h. er kann innerlich in ſeinem Geiſte zerriſſen ſein. Schaut euch jeden dieſer Zerriſſenen an, er gibt dadurch Zeug-

niß für Gott, Erlöſung, Gericht und Kirche: daß er über ſie ſpottet ohne Unterlaß; wenn ihn die Gedanken daran nicht ganz verflucht geniren würden, ſo hielte er's Maul und es wäre ihm die ganze Geſchichte höchſt gleichgültig. So aber, weil ihn dieſe Gedanken geniren, ſucht er Bücher, in denen die Wahrheiten der Religion verläugnet, verhöhnt und verſpieen werden; er ſucht Geſellſchaften, in denen dasſelbe geſchieht; er ſucht Freunde ſeiner Geſinnung und ſeiner Weltviehanſchauung; er macht ſich ſelber ein ſogenanntes Syſtem, und dieſe Gebundenheit an die blinde Natur, dieſe Zeugungs- und Selbſterhaltungs-Seligkeit nennt er dann „Freiheit". So nennt der Dieb ſein Handwerk „Induſtrie", und der Betrüger ſein Gewerbe „Geſchäft", und die fleiſchliche Liederlichkeit, ihr raffinirtes Mauleſelthum: „Galanterie", und der hochmüthige Gottverläugner, der den Menſchen vergöttert und verthiert zugleich, wie er es gerade zur Hoffart oder zur Wolluſt beſſer brauchen kann, ſeine Menſchenverviehung: „Philoſophie." Schöne Namen gibt es allerwärts für die abſcheulichſten Geſchichten, und die eckelhafteſten Krankheiten werden gerade „die galanten" genannt. Gott behüte und bewahre Jeden vor dieſer Galanterie.

Der liederliche Franzoſe Voltaire war auch

ein Verfechter der Menſchenverviehung und wußte für alle Lumperei ſchöne Namen zu erfinden. Seine Schüler machten es ihm getreulich nach. Einer von ihnen ſuchte noch während dem Leben Voltaire's eine Dame in nobler Geſellſchaft zum Unglauben an Gott zu bereden. Dieſe aber leiſtete ſcharfen Widerſtand, und ließ ſich keinen blauen Dunſt vormachen. Darauf ſagte der Atheiſt: „Ich hätte nicht geglaubt, in einem Hauſe, in dem ſo viele geiſtreiche Leute ſind, der Einzige zu ſein, der nicht an Gott glaubt.“ Darauf erwiderte ihm die Dame des Hauſes: „Mein Herr, Sie ſind auch nicht der Einzige; mein Hund und meine Pferde glauben auch an keinen Gott, nur können ſie dieſes Unglaubens ſich nicht rühmen.“

Schaut euch nun einmal Jeden an, bei dem es in ſeinen religiöſen Verhältniſſen nicht recht zuſammengeht: Entweder iſt er ein Hoffartspinſel und will Gott und ſeine Heilsanſtalt auf Erden — die Kirche, das große, laute, lehrende, mahnende, unfehlbare Weltgewiſſen, nicht anerkennen, und will ſelber ſeine Autorität und ſeine Unfehlbarkeit ſein, und er erfindet ſich dann eine eigene Beglückungs-Maſchine: „Syſtem“ genannt. — Oder es druckt ihn der Schuh, weil er ein Wucherer, ein Betrüger, ein harter, herzloſer Filz iſt, und weil mancher Gulden in ſeinem Kaſten

unehrlich ist, und weil seine Art sich Geld zu erwerben keine Lobsprüche seines Gewissens einträgt, und weil er hängt am Mamon, am Geld, an der eitlen Ehre, für die er sinnt und spinnt und intriguirt — und das alles zusammen heißt im Evangelium Augenlust, der Trieb zu haben, zu besitzen, zu glänzen, zu scheinen. Auch der Esel geht stolz einher, wenn goldene Troddeln an seinen Ohren hängen, und das Roß bäumt sich, wenn auf seinem Kopfe Federn wallen, und es in glänzendem Geschirre geht, und frißt lieber fetten Hafer als stinkendes Heu; — der Mensch aber, der da weiß, was Gott ist, und was der Mensch ist — der weiß auch alle irdische Habe vom rechten Standpunkte aus anzuschauen und aller unrechten Besitzgelüste und Besitzerstrebungen, aller unrechten Augenlust in sich Meister zu werden.

Ebenso sehr als der Aufgeblasene, Hoffärtige, und der Streber nach Ehre und Besitz, ebenso sträubt sich auch derjenige gegen Lehre und Pflichten, welche in der Kirche verkündet werden — der sich der Fleischeslust hingibt. Im Katechismus steht ein einfaches Wort, es heißt: „die Unkeuschheit verblendet den Verstand.“ Woher kommt der Unglaube in großen Städten? Daher, woher auch die vergilbten Pergamentgesichter, die verloschenen Augen, die elenden Gestalten kommen.

Im Viehleben genirt den Menſchen alles, was ihn an ſein geiſtiges Leben gemahnt, das ſagt ſchon Paulus im Galaterbrief: „denn das Fleiſch gelüſtet wider den Geiſt — der Geiſt aber wider das Fleiſch, denn dieſe ſind einander entgegen; ich ſage aber: wandelt im Geiſte, ſo werdet ihr die Gelüſte des Fleiſches nicht vollbringen. — Offenkundig ſind die Werke des Fleiſches: als da ſind Hurerei, Unreinigkeit, Unzucht, Geilheit, Abgötterei, Zauberei, Feindſchaft, Zank, Neid, Zorn, Hader, Uneinigkeit, Ketzerei, Mißgunſt, Todſchlag, Völlerei, Schwelgerei, und was dergleichen iſt; wovon ich euch verkünde, wie ich es euch ehedem geſagt habe, daß die, welche ſolches thun, das Reich Gottes nicht erlangen werden.“ Da haben wir alle Werke des Fleiſches, alle Töchter und Mütter der ſocialen Revolution in Reih und Glied aufgeſtellt; eine ſaubere Sippſchaft! Hingegen ſagt der Apoſtel im ſelben Briefe, was der Geiſt für Früchte treibt: „Die Frucht des Geiſtes aber iſt Liebe, Freude, Friede, Geduld, Milde, Güte, Langmut, Sanftmut, Treue, Mäßigung, Enthaltſamkeit, Keuſchheit!“

Fragt einen Zerriſſenen, ob er eine von dieſen Früchten in ſeinem Geiſte trägt; er wird euch erwiedern: „Dummes Zeug!“ — Schaut ihn aber genau an, und ihr werdet finden, daß von den

obigen Werken des Fleiſches mehrere oder doch einige in ihm wohnen. Wer nun mit den Thaten ſeines Lebens Gott verläugnet, der wird ihn nach und nach auch in Wort und Schrift zu verläugnen ſuchen — und ſo ſtehen die Werke der Finſterniß dem Lichte des Glaubens im Wege.

5. Die ſogenannten „ehrlichen Männer".

Es gibt eine Menge Leute, die ſagen: Es iſt genug, wenn man ehrlich und rechtſchaffen iſt, weiter braucht man keine Religion, das genügt. Darauf antwortet der Franzoſe Segur: „Das genügt freilich vor den Menſchen, aber nicht vor Gott; es genügt, um nicht gehängt zu werden — aber nicht um in den Himmel zu kommen." Uebrigens, was iſt ehrlich und rechtſchaffen? Wenn die Ehrlichkeit und Rechtſchaffenheit nicht nach einer göttlichen Richtſchnur, nach einem göttlichen Geſetze beſtimmt werden, und wenn es einem Jeden überlaſſen bliebe, da ſelber die beliebigen Grenzen zu ziehen, dann wäre die ganze Welt voll rechtſchaffener Leute. Jeder Bündeljude, der dir eben eine morſche Leinwand hinaufdisputiren will — wiederholt dir, ſo oft du es haben willſt, daß er ein ehrlicher, rechtſchaffener Mann iſt, und du trägſt doch deine Bedenken darüber. So iſt es auch mit einer Un-

zahl von Chriſten; es iſt merkwürdig, was ſie ſich alles erlauben — wie ſie ihre Nebenmenſchen zu ihrem Gewinn und zu ihrer Luſt mißbrauchen und ruiniren, ich möchte es keinem rathen, einem Mann des Gewinnſtes und der Luſt ſeine Ehrlichkeit und Rechtſchaffenheit abzuſprechen. Wenn man dieſem Unliebſames vorhält, ſo wird er ſagen: „Das geht keinen Menſchen etwas an, darüber kann mich Niemand belangen.“ Und ſo geht es mit der ſogenannten elaſtiſchen Ehrlichkeit und Rechtſchaffenheit am Ende auf den Satz hinaus: „Wer kann mir etwas beweiſen? Ich raube nicht, ich ſtehle nicht, ich ſchlage Niemand todt! Mich kann Niemand ins Gefängniß oder zum Galgen bringen, und — darum bin ich ein ehrlicher Mann!“ — — Und doch weiß es alle Welt, doch weiß es Jeder, der nur einige Welterfahrung genoſſen hat — daß die Zahl der ungehängten Schufte unendlich groß, und die Zahl der gehängten unendlich klein iſt; und daß nicht Alles ehrlich und rechtſchaffen iſt, was frei auf der Gaſſe herumrennt. Der Welt iſt für Rechtſchaffenheit der rechte Maßſtab abhanden gekommen und nur im göttlichen Geſetze kann dieſer Maßſtab gefunden werden.

Wer nun ſeinen Maßſtab für Ehrlichkeit und Rechtſchaffenheit in der Welt ſucht und nicht

im göttlichen Geſetze, bei dem kannſt du verſichert ſein, es iſt ihm um gar keinen ſolchen Maßſtab zu thun — er will keinen finden; er will nur ein elaſtiſches, nach Belieben dehnbares Schnürlein — in welches ſein ganzes Leben mit aller Lumperei ſich einſchließen läßt, und hat er dies Experiment gemacht, ſo ſagt er: „Siehe alles innerhalb den Grenzen des ehrlichen und rechtſchaffenen Mannes!“ Was kann der Menſch alles tentiren, ehe ihm die weltliche Gerichtsbarkeit an den Hals kommt; und was kann er Alles tentiren, ohne daß Jemand gegen ihn aufzutreten vermag! Und jeder von dieſen Probiermeiſtern, und wenn er pfiffig auch ſchon die gräulichſten Dinge probirt hätte, ruft doch aus: „Wer kann an mich heran, ich bin ein ehrlicher Mann!“ und daraus folgt, daß man bei Keinem, der ſich ſelbſt die Grenzen der Ehrlichkeit abſteckt, weiß, wie weit er geht — wenn ſeine Leidenſchaft, ſein Intereſſe in's Spiel kommt. Bei dem Manne aber, von dem mir bekannt iſt, daß er ehrlich am Geſetze Gottes feſthält, und daß dieſes ſeine Richtſchnur iſt — bei dem kann ich voll Vertrauen ſagen: Der geht nur bis hieher und nicht weiter!

6. Leichen Armer und Reicher.

In allen großen Städten kann man über alle kirchlichen Ereigniſſe und Funktionen die verſchiedenſten Urtheile und Kritiken hören. — Schauen wir uns das Leichenbegängniß eines verſtorbenen reichen Mannes an. Ein koſtbares golddurchwirktes Bahrtuch iſt über den Sarg ausgebreitet; eine Menge Leidtragender oder wenigſtens ſchwarzgekleideter Herren und Damen folgen dem Zuge; dann kommen Geiſtliche in Chorröcken und Dalmatiken — und zuletzt der Pfarrer — oder wer ſonſt die Einſegnung der Leiche vornimmt — in einem ſchwarzſammtenen, golddurchwirkten Veſpermantel. Poſaunenbläſer handhaben mit mehr oder weniger Würde ihr meſſingenes Ziehinſtrument — und zerarbeiten ſich, um durch ihre Muſik die wirklich Leidtragenden zu erſchüttern und die Gleichgiltigen in die rechte Rührung hinein zu blaſen. Ein Chor von Sängern ſtimmt den Pſalm Miserere mei Deus an, und die Leichenbeſorger laufen geſchäftig hin und her. In der Kirche wird das Libera feierlich mit Orgelbegleitung geſungen. Eine Menge von Wachskerzen iſt angezündet — und auch den Mitgehenden werden Lichter zum Tragen verabreicht. Sind die Gebete geſprochen, ſo wird der Leichnam zur Thüre ge-

tragen und in einen mit 4 oder gar 6 Rappen (weil die Pferde auch durch ihre Farbe der allgemeinen düſteren Stimmung keinen Abbruch thun dürfen) beſpannten Galla-Todtenwagen geſchoben, und in die Begräbnißſtätte hinausexpedirt. Eine Unzahl von Wagen folgt hinterdrein, und gibt dem weiland angeſehenen Manne das letzte Geleite. Aus der Kirche verlauft ſich das Volk, ſie wird leer; und in einer Viertelſtunde kommt wieder ſchweigſam ein Leichenzug heran. Vier Träger in fadenſcheinigem Gewand ſchleppen einen ſchlechten Sarg daher, der mit einem kümmerlichen Leichentuche zugedeckt iſt. Im Sarge drin liegt ein armer Mann, in einen Sack eingenäht — denn der Sarg iſt — Gut der Gemeinde, er iſt eine ſogenannte „Gratistruhe", und die ſtillen Bewohner desſelben ſind keineswegs Hausherren dieſer ärmlichen Bretterhütte, nein — ſie ſind nur Einwohner, Miethleute für Eine Stunde; für die Stunde des Begräbniſſes. Ein Kaplan kommt aus der Sakriſtei, betet die Gebete, beſprengt den Sarg mit Weihwaſſer und thut das Uebrige, was im Rituale ſteht. Dann nehmen die Vier den ſtillen Geduldigen wieder auf ihre Schultern — tragen ihn zu einem Communtodtenwagen — auf dem Gottesacker wird er aus dem kleinen Holzhauſe herausgenommen und mit dem groben letzten

Gewandſtück, mit dem zugenähten Sack, in den kühlen Schooß des Grabes gelegt. Niemand iſt mitgegangen, keine Thräne wird geweint, und höchſtens ſagen die Todtengräber, wenn ſie den läſtigen Geſellen in ſein neues Logis abgeſetzt haben, halb mürriſch, halb ſcherzhaft-ironiſch zu einander: „Alle Tage ſo ein paar Gratisleichen, das wäre ein ſauberes Geſchäft.“ Dieſe Bilder wiederholen ſich, wie ſich denken läßt, tagtäglich in großen katholiſchen Städten; und in den Wirthshäuſern wird dann manchmal darüber geſprochen. Es wird unter Schimpf und Hohn der Kirche zur Laſt gelegt — daß ſie für Geld ſo bedeutende Unterſchiede mache, daß der Klerus für Geld erkäuflich ſei; daß für den, der Geld hat, mehr und beſſer noch gebetet werde, als für den armen Teufel — und was derlei Beſchuldigungen und Anklagen mehr ſind. Wir wollen nun der Sache auf den Grund ſchauen.

Die Kirche macht in ihren Gebeten und in ihrer Segnung gar keinen Unterſchied; für den Armen und Reichen iſt dasſelbe Gebet, derſelbe Segen, dieſelben Pſalmen. Es wird bei Jedem, auch bei einem hingegangenen Kaiſer oder König gebetet: „Gott der Herr wolle die Seele desjenigen, den er von dem mühevollen Arbeitshauſe dieſer Welt nun abgerufen hat, erlöſen von den

Gewalten der Finſterniß und vom Orte der Strafen, daß er, von den umſtrickenden Banden ſeiner Sünden befreit, die Seligkeit in Ruhe und Frieden genießen möge und einſt mit den Heiligen und Auserwählten zur Herrlichkeit der Auferſtehung erweckt werde durch Jeſum Chriſtum unſern Herrn." Dann wird der Sarg mit Weihwaſſer beſprengt mit den Worten: „Mit himmliſchem Thaue erquicke deine Seele Gott Vater, Sohn und heiliger Geiſt." Der Sarg wird dann mit Erde beſtreut und es werden die Worte geſprochen: „Die Engel mögen dich in's Paradies geleiten, die heiligen Märtyrer bei deiner Ankunft dich empfangen und einführen in die heilige Stadt Jeruſalem. Der Chor der Engel nehme dich auf und mit dem Lazarus, der einſt arm geweſen, mögeſt du die ewige Ruhe genießen. Geſegnet werde dies Grab im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes. Gehe heute ein zum Frieden und deine Wohnung ſei das heilige Sion. — Aus Erde haſt du ihn gebildet, aus Gebein und Fleiſch ihn zuſammengefügt. Herr, erwecke ihn am jüngſten Tage. Durch Jeſum Chriſtum unſern Herrn." Das ſind außer dem Vater unſer, den Pſalmen (50. und 129.) Miserere und De Profundis — die Gebete, welche die Kirche für Jeden betet. Da gibt es alſo

keinen Standesunterſchied — ja, es wird ſogar für die Armen, die am Grabe ſtehen, das tröſtende Wort geſprochen, daß ſie mit Lazarus, der auch einſt arm war, die ewige Ruhe genießen werden. Daß unter dieſer Ruhe nicht Schlaf oder bewußtloſes Dahinbrüten, ſondern die in Gott ſich freuende bewußte, von Jammer und Erdennoth nicht mehr geſtörte Ruhe verſtanden wird — verſteht ohnedies Jeder, der die kirchliche Sprache in ihrer Bedeutung kennt.

Und nun, mein lieber Leſer, denke ein wenig nach. — Wenn dein Weib, dein Kind, dein Vater, deine Mutter, deine Braut, deine Schweſter im Glauben und der Hoffnung hingeſtorben ſind, und es werden dieſe Gebete der Kirche, auf deren Inhalt ſie in ihrem Leben geglaubt und gehofft haben — und die ihnen nun aus dem großen Schatz der Kirche zur Erquickung und zum Troſte ihrer hingegangenen Seelen verabreicht werden — über ſie gebetet: hältſt du nicht auf die Kraft dieſer herrlichen Gebete und auf Chriſtus den Herrn, der dieſe Gebete aufnimmt, viel mehr, als auf hundert weinende Poſaunen, die doch nur Blechinſtrumente ſind, und hältſt du nicht mehr darauf, als auf goldburchwirkte Bahrtücher und auf allen Pomp, der bei Leichen bisweilen zu ſehen iſt? Das Gebet und die Segnung aber

ſind das Weſentliche, was die Kirche gibt — und das Gebet und die Segnung ſind gleich für Jeden. Die Kirche hat nichts entgegen, daß dem, der in Ehren hoch geſtanden, oder der im Beſitze von Vermögen iſt, auch weltliche Ehren in äußeren Zeichen beim Begräbniß erwieſen werden, die Kirche ſagt aber durchaus nicht — daß die Seele des Dahingeſchiedenen an dieſen Dingen eine Tröſtung habe. Das heilige Meßopfer, das für alle Verſtorbenen, die im Glauben dahingegangen ſind, verrichtet wird, und das Gebet der Zurückgebliebenen, das tröſtet die armen Seelen. Und auch die Einſegnung iſt gleich für jeden Dahingeſchiedenen. Daß aber der Leichnam, der todte Leib, geſegnet wird, hat auch ſeine hochwichtige Bedeutung. Gott wird einſt den ganzen Menſchen — Leib und Geiſt wieder herſtellen bei der Auferſtehung von den Todten. Der auferweckte Leib wird dem unſterblichen Geiſte wieder gegeben werden. Darum wird der Leib nach dem Hinſcheiden noch geweiht, denn er wird das Verwesliche verlieren und einſt das Unverwesliche erlangen; es wird das Sterbliche an ihm vermodern und verweſen, und er wird das Unſterbliche einſt anziehen. Es wird ſicher der nämliche Leib ſein — er wird aber nicht aus denſelben Stoffen beſtehen; er wird weder eine Krankheit noch dem

Tode mehr ausgeſetzt ſein. Wie dieß möglich iſt, läßt ſich ſchon aus den Erſcheinungen dieſes unſeres Erdenlebens erklären. Der Greis von achtzig Jahren hat ſicherlich keinen anderen Leib, als jenen, welchen derſelbe als Kind hatte, nachdem er zur Welt geboren worden iſt — und dennoch iſt es ſicher, daß weder in ſeinem Gebein, noch in ſeinem Fleiſche ein Fäſerlein aus denſelben Stoffen beſteht, wie damals als er geboren wurde, und ſicher iſt es auch, daß nicht ein kleines Tröpflein Blut in ſeinen Adern ſchleicht — das damals in ihm war, als er auf die Welt gekommen; und doch weiß der Greis, das iſt immer mein Leib, immer derſelbe, mit dem ich geboren worden. Und ſo werden auch wir einſt unſern Leib wieder bekommen, wir werden wiſſen, daß es unſer Leib iſt, es wird ſicher derſelbe Leib ſein, aber er wird verklärt ſein, er wird das Sterbliche ausgezogen und das Unſterbliche angezogen haben — d. h. er wird nicht mehr aus ſterblichen und verderblichen, der Krankheit, dem Schmerze, der Verwundung und dem Tode ausgeſetzten Stoffen beſtehen. Das lehrt uns ja ſchon der heilige Apoſtel Paulus.

Da nun Jeder aus uns, ſei er reich oder arm, hoch oder niedrig auf dieſer Erde geſtellt — in ſeinem Tode auf denſelben Segen und

dieſelben Gebete der Kirche — und nach dieſem Leben auf dieſelbe Verklärung ſeines Leibes und dieſelbe Unſterblichkeit Hoffnung und Anſpruch hat, ſo wäre es doch eine rechte Albernheit, wenn Jemand einen kleinlichen Neid darüber empfände, weil Beſitzende und Vermögliche mit mehr Pomp begraben werden. Die koſtbaren Bahrtücher und die ſchönen Leichenwagen, und die gutgefütterten Rappen und die Blechmuſik geben dort am Tage des Gerichtes keinen Ausſchlag, das ſind nur weltliche Ehrenbezeugungen, die längſt vergeſſen ſind, wenn die Engel des Gerichtes ihre Poſaunen erſchallen laſſen werden. Wenn du alſo arm biſt, ſo beneide Keinen um dieſe Geſchichten, die du für dich und die Deinen einmal nicht haben kannſt — ſuche vielmehr nach dem zu ſtreben, was in deiner Gewalt liegt, daß du es erlangeſt — nämlich nach dem Reiche Gottes und ſeiner Gerechtigkeit; und ſiehſt du je in der heiligen katholiſchen Kirche etwas, was dir nicht behagt und zuſagt, ſo denke: das iſt nicht die Kirche und liegt nicht im Willen der Kirche, ſondern das thun die Menſchen in der Kirche gegen den Sinn und Willen derſelben. So hab' ich einſt Einen ſchreien und ſpectaculiren hören (und das war noch ein Reicher dazu) über einen Leichenconto, den ihm nach dem Tode ſeiner Frau ein Leichenbeſorger

oder der Caſſier einer Begräbnißcompagnie vor Augen legte; der Mann war aber nicht katholiſch und ſchimpfte nun furchtbar über die katholiſche Kirche, daß ſie ſolches in ihr zulaſſe! Wer hat denn aber je behauptet oder gelehrt: daß die Conductanſager (ſo heißen in Wien die Leichenbeſorger, und es gibt auch ordentliche Leute unter ihnen) unter dem beſonderen Einfluſſe des heiligen Geiſtes ſtehen und in ihren Conto's unfehlbar ſeien? — Es muß hier noch Eins bemerkt werden. Die Geiſtlichen, welche die Leiche begleiten, haben das Allerwenigſte davon. Daß die Andern aber, die da, ſei es in Muſik, in Vorbeten, in Beſorgen ꝛc., mitwirken, ihre Bezahlung haben wollen — das kann man ihnen ja auch nicht verargen, ſie leben ja davon.

Da hab' ich einmal 1844 bei Conductrung einer Leiche in der Wiener Pfarre Altlerchenfeld Folgendes erlebt. Die Bahre wurde von Junggeſellen getragen, was gewöhnlich geſchieht, wenn ein Jüngling oder ein Mädchen ſtirbt. Die Träger kriegen deßhalb doch ihre beſtimmte Taxe, und ſie gehen dann in ihren ſchwarzen Fracken vor dem Geiſtlichen. Wir kamen durch eine Straße, welche die Grenzſcheide zweier Pfarren bildet; die eine Häuſerreihe gehört zu einer andern Pfarre. Da wendete ſich ein Todtengräber wäh-

rend des Zuges ärgerlich zu mir und ſagte leiſe: „Unter dieſem Thore da drüben (auf der Seite der andern Pfarre) traf geſtern einen Mann aus unſerer Pfarre der Schlag, der iſt uns wieder ausgekommen.“ Die edle Römerſeele wollte mit dieſen Worten mich in's Mitleid ihres Neides ziehen und die Sehnſucht nach dem halben Silberling, nach den 30 Kreuzern Mitgang-Taxe rege machen. Du kannſt dir denken, lieber Leſer, was ich mir dachte; nämlich: Gemeiner — und noch was dazu; hielt mich aber zurück und ſchwieg ganz, nur fühlte ich, daß ich roth geworden über die Zumuthung ſo ſehr ordinärer Gewinnſucht. Als ich die Sache reiflich erwog, verzieh ich dem Träger die Bemerkung vom Herzen. Ein Flickſchuſter (das war das Vormittagsgewerbe des Mannes), der verheirathet iſt und Familienvater dazu — dem thut es weh, wenn ihm was, und ſei es auch was Weniges, entgeht, auf das er gerechten Anſpruch zu haben meint, und daß der Todtengräber nicht ſentimental, nobler Geſinnung, feinen Tactes und gewandter Manieren iſt, das verſteht ſich von ſelbſt — ſonſt wäre er eben kein Todtengräber und thät' auch mit obigen Artikeln auf ſeinem Lager zu gar keinem taugen. Wenn man ſich nur immer in die Erziehung und in die Lebensanſchauung der Leute hineindenkt, ſo

wird Einem vieles nicht ſo ärgerlich erſcheinen, und man wird über mehr hinausgehen, oder doch milder urtheilen.

Wenn nun ein Reicher ſtirbt — warum ſollen da die Armen, die ſich durch ihre verſchiedenen Leiſtungen bei einem Begräbniß etwas verdienen können, leer ausgehen? — Du kannſt mit der Gratisruhe ſelig werden, wenn du darnach lebſt. Daß der Leichenpomp der Seele des Hingeſchiedenen Nutzen bringe, lehrt die Kirche nirgends. Wenn du aber einen Leichenzug ſiehſt — ſei er großartig und im Gallawagen oder ſei er mit kleinem Geleite im Bretterkaſten der Allerärmſten, ſo denke dir, Der und Jener iſt ein armer Sünder, möge Gott Jedem und auch mir einſt barmherzig ſein, und bete ein Vater unſer; das iſt beſſer und wirkſamer für den anderen und für dich, als alles dumme Raiſonniren, mit dem du weder den Lebendigen noch den Todten einen Dienſt erweiſeſt.

7. Ja, die Geiſtlichen ſelbſt!

Leute, welche ſittlich ſelbſt entweder ganz verkommen ſind, oder die doch allerhand auf ihrem Gewiſſen haben, was ſie etwas unangenehm berührt, meinen ſich am leichteſten ihrer Gewiſſensqualen zu entledigen und von ihren religiöſen

Pflichten losschrauben zu können, wenn sie Beispiele des einen oder andern nichtsnutzigen Geistlichen suchen, und sich an Scandalen, die entweder wirklich vorgekommen, oder die, wie es auch sehr häufig geschieht, erlogen sind — erheitern und erlustigen. Da heißt es: „Warum soll ich denn anders leben, ich kenne einen Geistlichen, der sich selber dieses und jenes erlaubt“ u. s. w. Das ist aber ein schlechter Entschuldigungsgrund. Denn die katholische Kirche lehrt nirgends: die Priesterweihe übe eine solche Gewalt aus, daß derjenige, welcher sie empfängt, vom Augenblick des Empfanges auch unfehlbar sei und nicht mehr sündigen könne. — Die Taufe ist ein Sacrament, welches zum ewigen Leben nothwendig ist (d. h. jeder, der das Wort der Wahrheit vernommen hat und sich nicht taufen läßt, wird nicht zum ewigen Leben gelangen), die Priesterweihe aber ist zum ewigen Leben nicht nothwendig und darum kann die Taufe ein größeres Sacrament als die Priesterweihe genannt werden, weil sie ein nothwendiges ist; und trotz dem, daß bei der Taufe des Menschen die heiligmachende Gnade wieder ertheilt wird, trotzdem fällt der Mensch wieder in Sünden, und die Taufe kann sammt ihren großen Gnaden denjenigen nicht vor dem ewigen Verderben schützen, der der Gnade widerstrebt

und der es verweigert, mit dieſer Gnade mitzuwirken, — und accurat ſo iſt es auch bei der Prieſterweihe. Allerdings wird derjenige, der dieſe Weihe empfängt, großer Gnaden von Seite Gottes theilhaftig, — aber er muß auch das Seine thun, um dieſer Gnaden werth zu ſein, und um ſelbe zu ſeinem Seelenheile und zum Seelenheil Anderer nützlich und fruchtbringend anzuwenden. Darum iſt immer zwiſchen Würde und Werth ein Unterſchied zu machen, wie bei Getauften, ſo auch bei Jenen, die zum Prieſterthume geweiht ſind. Der Getaufte erlangt durch die Taufe die Würde der Kindſchaft Gottes, der Prieſter erlangt durch die Prieſterweihe die Würde und Vollmacht, im Namen und in der Kraft Chriſti das Opfer zu vollbringen, die Sacramente zu ſpenden, das Wort der Lehre zu verkündigen. Je nachdem nun der Getaufte oder der Prieſter mit der Gnade und Würde mitwirkt — je nachdem wird ſein Werth beſchaffen ſein. Der Werth iſt alſo das, was an der Perſönlichkeit haftet — den Werth muß der Menſch erſt durch das Eingehen in das Erlöſungsverdienſt Jeſu Chriſti oder durch das Mitwirken mit der Gnade erlangen. Wenn der Prieſter nichts oder wenig werth iſt, wenn er gar nicht oder wenig ſeiner Würde gemäß handelt, wenn er nicht oder wenig

mit den ertheilten Gnaden mitwirkt, ſo iſt das ſeine eigene Sache, ſeine eigene Schuld und zwar zu ſeiner eigenen einſtigen Verantwortung und Strafe. Du kannſt dich ſo wenig auf die Sünde eines Prieſters berufen, um dich damit zu entſchuldigen, als du dich auf die Sünde eines Getauften berufen kannſt; denn die Gnade Gottes nimmt dem Menſchen ja die Freiheit nicht und er kann immer noch thun was er will, das Gute oder das Böſe.

Daß der Prieſter giltig das Opfer verrichtet, giltig die Sacramente ſpendet, das hängt nicht von ſeinem perſönlichen Werthe oder Unwerthe ab — das iſt in ſeiner Würde begründet. Das wäre ja ein großes Uebel, wenn der Chriſt, der die Gnadengabe des einen oder anderen Sacramentes empfangen wollte — im Zweifel ſein müßte, ob er es auch in der That empfangen hat, wenn der giltige Empfang vom ſittlichen Werthe des Prieſters abhängen würde, welcher das Sacrament ausſpendet. Der ſelige Nicolaus von der Flue in der Schweiz war ein Einſiedler und hat ein gottſeliges, heiliges, von der Welt und ihrem Treiben abgeſchloſſenes Leben geführt. Die Landleute aus der Umgegend kamen in den verwickeltſten Fällen und Prozeſſen zu ihm und baten ihn um Rath, und gingen ihn um Schlicht-

ung ihrer Händel an. Er iſt auch ein ſehr wohlfeiler, unbeſtechlicher Advocat geweſen, und gewöhnlich ſchieden beide Theile der Streitenden aus ſeiner armſeligen Hütte, zufrieden mit ſeinem Ausſpruche und auch verſöhnt unter ſich ſelbſt, mit fröhlichem Herzen. Da iſt nun auch einmal zu ihm eine Dorfgemeinde gekommen und hat ſich angefragt, ob es denn noch rathſam wäre, daß die Angehörigen der Gemeinde zu ihrem Pfarrer gingen, um die heilige Meſſe zu hören und die Sacramente zu empfangen, und ob ſie nicht anderwärts wohin gehen ſollten, denn ihr Pfarrer ſei ein Trunkenbold und habe auch ſonſt noch Untugenden an ſich, die großes Aergerniß erregen. Darauf ſtellte Nicolaus von der Flue die Frage: „Liebe Leute, wenn ihr recht durſtig ſeid und ihr geht durch einen Wald oder vorüber an einem Haus, und ihr ſeht klares, friſches Quellwaſſer aus einem hohlen, faulen Baume herausſprudeln, werdet ihr da ein Bedenken tragen, zu trinken? Werdet ihr das Verlangen ſtellen, die Röhre, aus der das Waſſer kommt, ſoll golden oder ſilbern ſein? So iſt's nun auch beim Gnadenbrunnen der Sacramente, ſie ſtärken und erfriſchen und ſind in ihrer vollen Gotteskraft ganz unabhängig vom Leben und Wandel des Prieſters.“ Und die Leute ſchieden beruhigt von dannen.

Damit ſoll nun nicht geſagt ſein: es ſei für gleichgiltig zu erachten, wie der Geiſtliche in ſeinem Wandel beſchaffen ſei, es iſt ſogar im Gegentheil ſehr zu beklagen, wenn der Prieſter nur die Würde an ſich hat — und nicht beſtrebt iſt, ſeinen eigenen perſönlichen Werth mit dieſer Würde auf eine gleiche Stufe zu erheben. Aber mit dem Ausreden auf das ſchlechte Beiſpiel eines Geiſtlichen wird es einſt ſchwer halten — denn du ſollſt dir die guten und rechten, nicht aber die ſchlechten zum Beiſpiele nehmen, das Gericht und die Strafe überlaß Gott; es kommt eine Zeit, in der Jeder ſeine eigene Haut zu Markte tragen muß, und ſicherlich wird über denjenigen ein ſtrengeres Gericht ergehen, der auf den Leuchter geſtellt und mit reicheren Gnadengaben bedacht geweſen — wenn er, ſtatt durch ſein Leben erbauend zu wirken, nur zerſtörend gewirkt hat. Nimm dir alſo zum Exempel die tauſend und tauſend Martyrer, die Blut und Leben für die Wahrheit geopfert haben, die Bekenner, die in Wort und That, in Geduld und Entſagung ihre Lebenstage zugebracht und beſchloſſen haben — die ſind dir von der Kirche zum Muſter und zur Nachahmung aufgeſtellt; die anderen bedauere und bete für ſie — aber ſie ſollen dir kein Vorwand für ein ſündhaftes Leben ſein — damit wirſt du

dich einſt ſchlecht entſchuldigen können. Auch weißt du ja, daß ſelbſt auch unter den Apoſteln ein Judas geweſen iſt; das wäre doch nun eine große Thorheit, die übrigen Apoſtel nicht zu betrachten, die Heilige geweſen ſind, und gerade denjenigen zum Muſter zu nehmen, den (nach unſerem Urtheile, mit dem wir aber Gottes Urtheil durchaus nicht vorgreifen wollen) wahrſcheinlich der Teufel geholt hat.

8. Sind alſo alle, die nicht in der katholiſchen Kirche leben, verdammt, wenn die Kirche die alleinſeligmachende iſt?

Wie oft kommt man in die Lage, dieſen tollen Einwurf zu hören! Das Traurigſte bei der Sache aber iſt, daß ſelbſt Katholiken, die eben keine ſchlechte Geſinnung haben — doch auf dieſen Einwurf nichts zu ſagen wiſſen, und höchſtens die Achſeln darüber zucken. Es ſoll nun hier Einiges darauf erwidert werden. Wir Katholiken ſprechen deßwegen keinem andern außer der Kirche Stehenden die Seligkeit ab, weil wir uns zur alleinſeligmachenden Kirche bekennen. Wir ſagen nur: Die katholiſche Kirche iſt der allein ſichere Weg, um zur Seligkeit zu gelangen. Und wer auf dieſen Weg einmal hingeführt worden iſt, und er verläßt ihn frei-

willig und abſichtlich, der wird auf einem anderen Weg ſicherlich nicht zur Seligkeit gelangen. Es iſt ein großer Unterſchied darin — ob Jemand in einer andern Religion erzogen iſt — und ohne ſeine Schuld außer der Kirche ſteht, oder ob Jemand die Taufe in der Kirche empfangen und ihre Lehre vernommen hat — und ſich trotzdem ſelber aus der Kirche hinausſtellt. Für diejenigen, die durch ihre Schuld und eigene Verkehrtheit die Wahrheit der Kirche und ihr Geſetz in Wort und That verläugnen, gilt das Wort des Herrn bei Johannes XV. 22. 25: „Wenn ich nicht gekommen wäre und zu ihnen nicht geredet hätte, ſo hätten ſie keine Sünde, nun aber haben ſie keine Entſchuldigung für ihre Sünde. Wer mich haßt, haßt auch meinen Vater. Wenn ich nicht die Werke unter ihnen gethan hätte, die kein anderer gethan hat, ſo hätten ſie keine Sünde, nun aber haben ſie dieſelben geſehen, und haſſen doch mich und meinen Vater. Aber es mußte das Wort erfüllet werden, das in ihrem Geſetze geſchrieben ſteht: „Sie haßten mich ohne Urſache.“ Wer alſo das alleinſeligmachende Wort Chriſti in der Kirche verläugnet, da er es doch gehört hat, und der ſomit den Namen Chriſti verläugnet, der verwirkt ſeine Seligkeit, da er Chriſti Verdienſt zurückweiſt, durch welches er

allein hätte ſelig werden können. Mit Allen aber, die ohne ihre Schuld außer der heiligen Kirche ſich befinden, weil ſie in einer falſchen Religion erzogen ſind, oder nichts Beſſeres gelernt haben, mit allen dieſen wird Gott einſt im Gericht ſichtlich gnädig und barmherzig ſein; ja es iſt ſogar eine große Sünde zu behaupten, daß dieſe Alle gar kein Verdienſt an ihren guten Handlungen hätten, die ſie nach ihrem Gewiſſen verrichten. Daß aber alle nicht gerechtfertigten Menſchen, beſonders alſo die Heiden, ſelbſt in ihren guten Handlungen nur Todſünden begehen, das hat Martin Luther behauptet, ja ſogar hinzugeſetzt, daß dieſe um ſo tiefer der Sünde verfallen, je mehr ſie ſich beſtreben gut zu handeln. Da lehrt nun die katholiſche Kirche, welche immer wegen ihrer Intoleranz verſchrieen wird, ganz etwas Anderes. Sie ſpricht ſich gerade gegen jene unbedingte Heidenverdammung des Martin Luther aus, indem es im tridentiniſchen Concilium (6. Sitzung 7. Canon) heißt: „Wenn Jemand ſagt: Alle Handlungen, die vor der Rechtfertigung geſchehen, wie ſie auch immer geſchehen mögen, ſeien wirkliche Sünden oder verdienten den Zorn Gottes, d. h. die Verdammung, und je mehr Jemand trachte, ſich zur Gnade vorzubereiten, deſto tiefer verfalle er der Sünde, der ſei im Banne.“

Nachdem aber gerade der Vorwurf, daß wir Katholiken alle diejenigen unbedingt verdammen, welche nicht der katholiſchen Kirche angehören, meiſtens von Akatholiken oder von ſolchen, die es mit dieſen halten, gemacht wird, ſo wird es nicht unnöthig und gewiß lehrreich ſein, zu hören, wie gerade Martin Luther in ſeinem großen Katechismus gegen alle Andersgläubigen ein ſo hartes Verdammungs-Urtheil ausgeſprochen hat, daß einem die Haut ſchaudert, wenn man die Sachen lieſt. Luther ſagt nämlich in dieſem großen Katechismus wörtlich: „Denn Alle, die außer dem Chriſtenthum ſich befinden, ſeien es Heiden oder Türken, oder Juden oder auch falſche Chriſten und Heuchler*), mögen ſie immerhin einen wahren Gott glauben und anrufen — können ſich gar keine Gunſt und Gnade bei Gott verſprechen, und bleiben folglich ewig in Zorn und Verdammniß, denn ſie haben weder Chriſtum den Herrn, noch ſind ſie durch irgend eine Gnade oder Gabe des heiligen Geiſtes erleuchtet und beſchenkt.“ Die Lehre der katholiſchen Kirche erklärt ſich offen gegen eine ſolche Härte und Verdammungsſucht, wie ſelbige Luther mit dürren Worten ausge-

*) Luther meint hiemit alle Jene, die nicht zu ſeinem Anhang gehören.

ſprochen, denn einmal erleuchtet ja die Stimme des Sohnes Gottes (im Gewiſſen) jeden Menſchen, der da in die Welt kommt — und wenn nun ſelbſt ein Heide nach ſeinem Gewiſſen Gutes thut — ſo wird er für dieſes Gute ſicherlich nicht verdammt werden; und Gott der Herr wird ſchon Mittel wiſſen, daß einem ſolchen Heiden das Erlöſungsverdienſt Jeſu Chriſti auch zu Guten komme.

Die katholiſche Kirche verdammt alſo deßwegen, weil ſie ſich als den allein ſicheren und rechten Weg zur Seligkeit erkennt — Keinen, der, und noch dazu ohne ſeine Schuld — außer der Kirche wandelt, und ſtellt einen Jeden der Barmherzigkeit Gottes anheim — und daß unſer Herrgott mit dieſen Leuten gnädig und barmherzig ſein wird, das dürfen und können wir nicht nur uns denken, ſondern das müſſen wir ſogar hoffen. Nur alſo wer durch eigene Schuld und gegen ſein beſſeres Erkennen und Einſehen außer der Kirche ſtehen bleibt oder ſich außer die Kirche ſtellt — der hat die Strafe zu fürchten; wer aber nichts dafür kann, daß er außer der Kirche iſt, dem wird Gott auch das Gute, was er thut, einſt anzurechnen wiſſen, denn alſo ſpricht Petrus der Apoſtelfürſt im Hauſe des Cornelius: „In Wahrheit, ich erfahre, daß Gott nicht ſieht

auf die Perſon (ob Jude oder Heide), ſondern in jedem Volke, wer immer ihm Ehrfurcht erweiſt und gerecht handelt, in ſeine Huld aufgenommen iſt.“

Nach allem dem dürfte es alſo beim ewigen Gericht einem Türken, der nach ſeiner ſchwachen Erkenntniß Gott gedient und nach ſeinem Gewiſſen Gutes gethan, und der eine aufrichtige Sehnſucht nach der wahren göttlichen Offenbarung in ſich getragen hat, gewiß beſſer ergehen — als einem Getauften, der trotzdem, daß er die Lehre der Kirche vernommen hat, nicht in dieſelbe eintritt, wenn er außerhalb derſelben in einer Irrlehre ſich befindet — oder einem katholiſchen Chriſten (ſeiner Geburt, Taufe und Erziehung nach), der den katholiſchen Glauben in Wort und That verläugnet und ſich außer die Kirche hinausſtellt. Denn von dieſen gilt das Wort des Herrn: „Wenn ich nicht gekommen wäre und zu ihnen nicht geredet hätte, ſo hätten ſie keine Sünde, nun aber haben ſie keine Entſchuldigung für ihre Sünde.“

9. Alle Religionen ſind gut!

Das hört man ſo häufig, und es kann doch nichts Blöderes geben, als dieſen Ausſpruch. Er iſt ſelbſt ſogar bisweilen von Leuten zu hören,

welche man ihrer Stellung nach unter die ſogenannte gebildete Menſchenclaſſe zu rechnen ſich verſucht fühlen ſollte. Wenn alle Religionen gut und gleichgut wären, ſo könnte man um ſo viel ſicherer ſagen: Alle Religionen ſeien gleich ſchlecht. Denn wenn alle Religionen gleich gut wären — ſo wäre auch nicht eine unter ihnen wahr; das heißt, ſie wären alle ſchlecht, denn was nicht wahr iſt, das kann auch nicht gut ſein. Was nun für eine Religion die rechte, d. h. die allein wahre und gute ſei, dieſes zu erweiſen iſt hier an dieſem Orte gar nicht nöthig, weil jeder Katholik es in der Schule lernt — und ſollte er das in der Schule Gelernte vergeſſen haben — es zu jeder Zeit in Predigt und Chriſtenlehre ſich wieder ins Gedächtniß zurückrufen kann. Es gibt Behauptungen, die ſo ſehr das Gepräge der Albernheit an ſich tragen, daß man ſie kurz abfertigen ſoll, ohne ſich in eine weitläufige Erklärung und Belehrung einzulaſſen.

Der Schreiber dieſes hörte einmal in einer großen Geſellſchaft einen ſehr in Anſehen ſtehenden Mann, der von maßloſer Eitelkeit und Selbſtwerthſchätzung befangen war und ſich ungeheuer viel auf ſeine Aufgeklärtheit einbildete, bei Gelegenheit eines Geſpräches über Religion den Satz aufſtellen: „Ich für meinen Theil halte jede

Religion für gut, und würde ſicherlich niemals irgend wen, was er auch immer für eine Religion oder Ueberzeugung habe, davon abzubringen und ihm etwas anderes einzureden ſuchen.“

Der Schreiber dieſes fragte: „Was würden Sie nun thun, wenn Sie zu jener Gattung Menſchenfreſſer kämen, die das Menſchenfreſſen für einen Act ihrer Religion, für einen Theil ihres Götzendienſtes halten — und dieſe fingen an mit ihren Meſſern ſich über Sie herzumachen. Würden Sie dieſe vielleicht doch durch Worte oder Geberden von ihrer bisherigen Ueberzeugung auf eine andere zu bringen ſuchen?“

Da wollte dieſer Herr der Sache durch eine ſcherzhafte Wendung ein Ende machen und ſagte: „Ich würde mich ohne Weiteres freſſen laſſen.“ —

Darauf wurde ihm entgegnet: „Es fragt ſich erſt, ob es ſo weit käme — es wäre für Sie ſehr vortheilhaft, wenn Sie die Wilden für zu zäh und zu ungenießbar hielten.“

Es gibt Leute, die da meinen, ſie haben das Recht — bei der Behauptung aller möglichen, gränzenloſen Unſinne nicht nur unangefochten zu bleiben, ſondern nothwendig dafür bewundert zu werden.*)

*) Der Schreiber dieſes hat in ſeinen polemiſchen

In ähnlichen Affairen wie mit den Menſchenfreſſern, wenn auch nicht gleich ſo arg, kann man aber bei verſchiedenen Religionen gelangen. Stellt z. B. ein ganz orthodoxer Lutheraner den Satz Luthers in den Vordergrund: daß der Glaube allein zur Seligkeit hinreichend ſei — und läßt einen armen Teufel, der ihn um etwas anbettelt, Hunger leiden, weil gute Werke zur Seligkeit nicht nothwendig ſind — ſo wird der arme Teufel gewiß nicht ſagen, es ſeien alle Religionen gleich gut, und er wird es lieber mit jener Religion halten, welche die Mildthätigkeit als gutes Werk den Wohlhabenden auferlegt. Ebenſo wird ein Chriſt nicht zufrieden ſein, wenn ihn ein talmudiſcher Jude beſchummelt — und ſich auf den Talmud dabei beruft; und der Beſchummelte wird ſicherlich auch nicht mehr behaupten, daß alle Religionen, alſo auch alle Religionsvorſchriften von gleicher Qualität ſeien. Und dann erſt bei den Leuten, die, wie ſie ſagen, ſich ſelber ihre Religion machen, die machen die Religion immer ſo, wie ſie dieſelbe gerade brauchen. Ein Geſelle, der ſagt: er macht ſich ſeine Religion ſelbſt,

Schriften obiges argumentum ad hominem unter Menſchenfreſſern ſchon öfter angewendet — herausgefordert durch den auf unzählige Male vorgebrachten Philiſterunſinn: Alle Religionen ſind gleich gut.

vor dem muß man allen Reſpect haben und fleißig vor ihm alles zuſperren und ſich ſogar den Sack zuknöpfen vor ihm, denn man weiß ja nicht ſicher — ob das Gebot: „du ſollſt nicht ſtehlen“ vor ihm Gnade gefunden hat — und ob er es, als er ſeine Religion fabricirte, ſtehen ließ, oder ob er es aus guten Gründen ausgeſtrichen hat. Wenn ſich der Menſch ſeine Religion ſelber macht, ſo nimmt ſich der Menſch heraus, unſerem Herrgott etwas vorzuſchreiben, ſtatt umgekehrt — daß der Menſch hören und thun ſoll, was ihm Gott vorſchreibt. Derjenige, der ſich ſeine Religion ſelber fabricirt, der wird ſie auch tagtäglich je nach ſeinen Bedürfniſſen, Neigungen und Leidenſchaften ändern. Ja, er wird ſogar nicht einmal wollen, daß Andere, mit denen er zu thun hat, dieſelbe Religion haben, wie er ſie hat. So iſt es Ehebrechern, die ſich in dieſem Punkte ihre Religion, d. h. hierin ihr Geſetz ſelber machen, in der Regel ſehr unlieb, wenn ihre Frauen dieſelbige Religion auch für ſich in Anſpruch nehmen wollen, die ihre Herrn Gemähler ſich erlauben; und auch derjenige, der den Betrug mit dem Namen Geſchäft benennt, wird ſehr unwirſch und ungehalten ſein, wenn ihn ein anderer recht ſauber anſchmiert und ihm darauf erklärt, er ſei gewohnt, jede für ihn ſelbſt vortheilhafte Handlungsweiſe ohne Rückſicht

für andere — mit dem Namen Geſchäft zu belegen. Wie nun dieſe Fälle, ſo ließen ſich tauſende und tauſende anführen — die alle den Beweis herſtellen, daß es ſelbſt im Handel und Wandel durchaus nicht gleichgiltig ſei, zu was für einer Religion ſich ein Menſch bekennt, und vor was für ſittlichen Geſetzen er innerlich Achtung trägt.

Wenn aber jemand meint, er könne ſich für Handel und Wandel mit dem Zugeſtändniß und den zugleich darin liegenden Anforderungen tröſten: „Mir iſt es gleich, was für eine Religion Jemand hat, wenn er nur ehrlich iſt," ſo muß nur bemerkt werden, daß dieſer Satz einen gränzenloſen Unſinn enthält — denn daß und wie der Menſch unter allen Verſuchungen und Gefahren ehrlich iſt und ſeine Ehrlichkeit erhält — das wird doch nur wieder weſentlich von der Religioſität des Menſchen abhängen. Wer die Ehrlichkeit nur handhabt um der Ehre vor der Welt willen — oder um der Furcht vor der Schande willen — bei dem kann man ſich nicht darauf verlaſſen, daß er auch dann ehrlich bleibt, wenn es ihm Vortheil bringt, unehrlich zu ſein — und er weiß, daß er dieſe Unehrlichkeit verheimlichen kann, ſo daß ihm Niemand dabei auf die Spur kommt. Wer alſo ſagt: alle Religionen ſeien

gleich gut, der gibt damit nur zu erkennen, daß er weder weiß, was Religion iſt, noch was gut iſt.

10. Nur naturgemäß leben!

Wir haben ſchon früher bei einer andern Gelegenheit geſagt: „Für den Menſchen iſt es eine ſchlechte Lebensregel und eine ſchlechte Ausflucht, wenn er den Satz aufſtellt: Ich lebe naturgemäß — er muß auch geiſtesgemäß leben, denn naturgemäß lebt das Vieh auch.“ — Dieweil es nun ſehr viele Leute gibt, die, wenn über Religion geredet wird, auch ihren weiſen Ausſpruch in das Geſpräch hineinplären wollen, und die dann ſagen: „Das Geſcheidteſte iſt, wenn man naturgemäß lebt,“ ſo verdient dieſer Grundſatz, der ſo oft aufgeſtellt wird, wohl einige Beleuchtung. Der Leib des Menſchen ſoll ein Werkzeug des unſterblichen Geiſtes ſein — und der Geiſt ſoll im Dienſte Gottes ſtehen und Gottes Gebote beobachten. Wer aber unbedingt ſagt, er wolle naturgemäß leben oder ſich um nichts weiteres kümmern und ſich an nichts anderes kehren, als was ſeine Natur, d. h. das Leben ſeines Leibes, verlangt; der verläugnet hiemit, daß er einen Geiſt hat, der Herr ſein ſoll über den Leib; und verläugnet Gott, den hinwiederum der Geiſt als

ſeinen Herrn anzuerkennen hat. Naturgemäß, d. h. nach ihren blinden Trieben, haben die Heiden gelebt und ſich dabei nicht einmal an die Stimme des Gewiſſens gekehrt, und dabei haben ſich die Heiden auch nicht wenig auf ihre Geſcheidtheit eingebildet, darum ſagt auch der Apoſtel Paulus von ihnen (Römerbrief I. 22—25.): „Sie gaben ſich für Weiſe aus, waren aber dabei Thoren. Sie vertauſchten die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes mit dem Gleichniſſe und Bilde des vergänglichen Menſchen — darum überließ ſie Gott den Lüſten ihres Herzens, ſie, welche die Wahrheit mit der Lüge vertauſchten und mehr das Geſchöpf anbeteten als den Schöpfer, welcher geprieſen ſei in Ewigkeit.“ Und wie es bei den alten Heiden geweſen iſt, ſo iſt's bei den neuen Heiden accurat auch. Jeder Ungläubige, und wär's auch nur ein Gaſſenkehrer oder ein Bettelmann, macht ſich in der Branntweinbude über jene luſtig, welche noch Religion haben, und will ihnen gegenüber als der Weiſe, als der Aufgeklärte gelten. Die Heiden bildeten ſich aber um ſo mehr ein, je naturgemäßer ſie lebten, d. h. je mehr ſie ihren blinden Trieben nachgingen, gerade wie die Thiere es machen. Der Dichter Epimenides, welcher auf der Inſel Kreta geboren war, hatte ſeine eigenen Landsleute, wegen ihres un-

fläthigen Lebenswandels, böſe Thiere genannt; und das beſtätigte auch der heilige Paulus. Was die Kreter für ein naturgemäßes Volk geweſen ſein müſſen, läßt ſich aus den ſtrengen Worten des Apoſtels erklären, der faſt nie in ſeinen Briefen eine ſolche Herbigkeit gebrauchte, wie im Briefe an Titus, da er von den Bewohnern der Inſel Kreta redet und den Ausſpruch ihres Dichters (Dichter wurden in jener Zeit auch öfters Propheten genannt, wegen der Begeiſterung, die ſie in Anſpruch nahmen) anwendet, indem er ſagt: „Denn es gibt viele Widerſpenſtige, Schwätzer und Verführer, beſonders unter denen mit der Beſchneidung (aus dem Judenthume), welche man zum Schweigen bringen muß, welche ganze Häuſer verkehren, Ungebührliches lehren ſchändlichen Gewinnes halber. Es hat einer aus ihnen, ihr eigener Prophet geſagt: Kreter ſind immerdar Lügner, böſe Thiere, faule Bäuche. Dieſes Zeugniß iſt wahr.“ Wenn nun der heilige Apoſtel von dieſen Leuten, die von ihrer alten heidniſchen Naturgemäßheit nicht laſſen wollten, alſo ſprach, ſo darf ſich wohl Niemand darüber aufhalten, wenn wir an einen Schweinkoben denken, denn da wird gewiß ſehr naturgemäß gelebt, weil die Einwohner desſelben ſicherlich keinen andern Kummer haben, als den, für ihren Leib zu ſorgen,

für die Erhaltung des Individuums und für die Fortpflanzung ihres Geſchlechtes. Nur iſt der Unterſchied, daß ſie ſich nicht ſo viel einbilden, wie diejenigen, die ſich ſelber zum Thiere machen: denn die Hoffart iſt nur eine Eigenſchaft des Geiſtes, wenn auch des fallenden oder des gefallenen. Gerade die Borſtenträger ſind aber das wahre und echte Abbild der Naturverſunkenheit. Ihre ganzen Wirbelbeine ſind ſo gebaut, daß ſie den Kopf zu unterſt auf die Erde drehen zum Aufwühlen und zum Fraß; und jedes kleine Bübelein hat ſchon eine gewiſſe Verachtung von dieſem Gethier, dieweil es ſich gerade am allerbehaglichſten im Schmutze fühlt; und nach dieſer Gattung von Naturgeſchöpfen pflegt man auch Leute zu benennen, die durch leiblichen oder ſittlichen Schmutz ſich auszeichnen. Die Naturgemäßheit allein iſt alſo nicht ſehr zu recommandiren, weil Gemeinheit und ſittlicher Schmutz ſich gar wohl mit ihnen vertragen, ja ſogar einen Theil ihres Weſens ausmachen.

Als ob das was Großes wäre!

Die Blätter brachten Mitte Dezember 1862 Folgendes:

I. „Peter Th. Verhaegen, lange Jahre Präſident des Abgeordnetenhauſes, Stabträger des Advokatenordens, Inſpektor der freien Univerſität zu Brüſſel, Großmeiſter der belgiſchen Freimaurer-Logen, iſt heute, den 8. Dezember, Vormittags 11 Uhr, nach zweitägigem Leiden, einer Kehlkopf-Entzündung im 68. Jahre ſeines Lebens erlegen. Verhaegen hatte kaum vor wenigen Wochen in blühender Geſundheit eine Reiſe nach Italien angetreten, um einem Feſte der Freimaurer-Loge in Mailand beizuwohnen. Auf der Rückkehr zog er ſich während einer fünfzehnſtündigen Schlittenfahrt durch den Schnee des Simplon eine Erkältung zu, welche bereits bei der Durchfahrt in Paris zu einem kroupartigen Uebel ſich verſchlimmert hatte. Ueber ſein Ende ſchreibt man der „Köln. Ztg.“: „Herr Verhaegen, der mit vollem Bewußtſein geſtorben iſt, und ſeit geſtern ſeinem Ende mit Ruhe entgegen ſah, iſt als Philoſoph geſtorben und hat keinen Prieſter irgend einer Konfeſſion an ſeinem Todtenbette

dulden wollen. Eine an fünf ſeiner beſten Freunde übergebene ausdrückliche Beſtimmung, welche er noch geſtern Nachmittags eigenhändig niedergeſchrieben, unterſagt ſeinen Hinterlaſſenen bei Strafe der Enterbung eine jede Betheiligung der Geiſtlichkeit bei ſeinem Begräbniſſe, welches auf übermorgen Nachmittags angeſetzt worden. Die Summe, welche eine kirchliche Beerdigung erſten Ranges würde erfordert haben, ſoll nach dem Wunſche des Verſtorbenen am Begräbnißtage in Brod und Feuerung an die Armen vertheilt werden. Außerdem hatte Herr Verhaegen 100,000 Franken an die hieſige freie Univerſität, deren Hauptbegründer er war, 50,000 Franken an die Freimaurer-Loge und eine gleiche Summe an das Armenbureau hinterlaſſen. Deputationen werden aus dem ganzen Lande herbeiſtrömen und die Bevölkerung Brüſſels dem Todten insgeſammt das letzte Geleite geben. Herr Verhaegen war unbeſtreitbar die volksthümlichſte Perſönlichkeit von ganz Belgien. Außer und nach dem Könige gibt es Niemanden hier zu Lande, deſſen plötzliches Hinſcheiden in gleichem Maße eine Nationaltrauer genannt werden dürfte."

II. Daß der Maurer-Großmeiſter in ſeiner Abkehr von der Kirche bis zum letzten Augenblicke verharrt iſt, dieſer Umſtand kann doch nicht

als eine ſo außerordentliche Thatſache hingenommen werden, wie die radikalen Blätter dieſelbe angeprieſen haben. Wir wiſſen ein paar ähnliche Fälle.

Vor ein paar Jahren ſaß im Wirthshauſe zu F. in Steiermark eine Geſellſchaft beiſammen. Es waren Geſchäftsleute und Bauern und unter ihnen auch ein Holzhändler. Der Letztere that ſich als Freigeiſt beſonders hervor. Er redete eine halbe Stunde lang über das Thema, daß er aufgeklärt ſei, daß die Religion eine Erfindung der Pfaffen ſei, daß es genug ſei, rechtſchaffen zu leben, Niemanden zu betrügen und todtzuſchlagen, und daß er gewiß bei ſeinem Tode keinen Pfaffen brauchen werde. Als ihm einige Anweſende widerſprachen, gerieth der Mann in eine derartige Wuth, daß er über Kirche und Religion in einer Weiſe zu läſtern begann, welche den Anweſenden zu viel wurde, — ſie entfernten ſich und ließen den Läſterer allein. Einige Tage nach dieſer Szene fuhr der Holzhändler auf einem mit Holz beladenen Floß nach Gratz. Als es zur Wehre kam, über deren für Flöße eigens zur Seite eingerichteten Gang er ſchon hundertmal hinuntergefahren war, ſtand er wieder vorne und hielt ſich am Ruder. Das Floß tauchte etwas unter, der Waſſerſchaum ſpritzte

über dasſelbe, es kam wieder im pfeilſchnellen Hinſchießen in's Gleichgewicht, der Eigenthümer ſtand aber nicht mehr an ſeinem Platze, er war verſchwunden. Am Abend desſelben Tages, als die Kunde von ſeinem Tode in ſeinem Wohnorte ſchon angelangt war, ſaß die alte Geſellſchaft wieder im Wirthshauſe zu F. beiſammen und war diesmal ungewöhnlich ſchweigſam. Einer, der damals davongegangen war, ſprach: „Nun, dem iſt ſein Wunſch ſchrecklich geſchwind in Erfüllung gegangen, er hat wirklich keinen Geiſtlichen gebraucht.“

Es ſteht Jedem frei, ſich dieſe Thatſache nach Belieben zu deuten. Mag es Einer Zufall nennen, um ſeinen Antheil an der Bewunderung über Aufgeklärtheit und Geiſtesfreiheit zu erhaſchen, wir wollen mit dem Manne nicht rechten; er wird beim Ausſprechen dieſer Anſicht bleiben, um ſeiner ſtaunenden Umgebung über ſeinen Geiſtesreichthum mindeſtens dieſen übrigens ſehr wohlfeilen Beweis zum Genuße darzureichen. — Der Mann aber, der verunglückte, verdiente, ſeinen Anſichten nach, gewiß auch ein Großmeiſter zu ſein.

III. Zu X. in Oeſterreich lebte ein Bauer, der auch zu der Gattung der „aufgeklärten Bauern“ gehörte; das Schimpfen in der Kneipe war die

Probe ſeines philoſophiſchen Geiſtes. Auch er verſchwor ſich hoch und theuer: er werde ohne dem „Komödigſchbül“ (Komödienſpiel) einmal „verrecken“ (hinſterben). Seine Kameraden, die mit ihm hielten und ihn bewunderten, bekannten ſich zur erhabenen Lehre dieſes Mannes. Es kam nun mit ihm wirklich zum „Abfahren“. Sein Weib lief zum Kaplan und bat: „Sie wiſſe wohl, daß ihr Mann auf Religion nichts gehalten, und habe ſelber genug mit ihm ausgeſtanden, aber ſie könne es doch nicht über's Herz bringen, ihn ſo hinſterben zu ſehen, wie ein Vieh im Stalle, das auch keinen Gott kennt und keine Religion hat. Da kommen nun auch die Saufbrüderln, dieſe alten Lumpen, daher, und ziehen ihn auf: daß er jetzt doch wahrſcheinlich zum Kreuz kriechen werde.“

Der Kaplan ging zum Kranken, aber nicht im Kirchengewande und mit dem Sanktiſſimum, ſondern nur vorläufig auf einen Beſuch. Nach dem Leumund dieſes Mannes und nach dem Ausſpruche ſeines Weibes mußte ſich der Kaplan auf einen jener ſtürmiſchen Ausbrüche der Verzweiflung gefaßt machen, wie ſie bei Leuten dieſer Gattung bisweilen auf dem Sterbelager vorkommen.

Der Mann aber war nicht so arg vermauert. Als er erfuhr, daß seine letzte Stunde gekommen, verlangte er ganz ruhig selber, versehen zu werden, und argumentirte also: „Ja, 's Wirthshaus ist was anders, wenn man bei der Gesellschaft ist und beim Heurigen (Wein) sitzt, und 's Sterben ist auch was anders. Was redet der Mensch oft Alles zusammen der Gesellschaft zu Liebe und aus Großthuerei, aber unserem Herrgott kommt man nicht aus, da hilft alles Schwadroniren nichts" u. s. w.

Der Mann hatte somit den Muth, von der Maurerei trotz seinem Kreise von Dorf- und Wirthshaus-Maurern abzugehen, indem er ganz recht vermuthete: er werde mit seinem Bauernstolz vor unserem Herrgott eine schlechte Rolle spielen.

Wir wollen sonstige gute und gelobte Eigenschaften, die Verhaegen besessen hat, durchaus nicht anfechten, aber das können wir behaupten: daß in Beziehung auf seine Anschauungen über das Hinfahren ohne die Sakramente der Kirche, diese beiden Herren, von denen wir erzählt, mit ihm auf der gleichen Bildungshöhe standen, oder wenn man will, er mit ihnen auf der gleichen Tiefe stand.

Wir aber glauben, daß der Menschengeist,

wenn er vor ſeinen Richter gelangt, an dem Beifalle ſämmtlicher Maurer-Logen kein ſtolzes Behagen empfinden wird.

Ein fürchterlich abgebrannter Philoſoph.*)

Es war am 23. Juni des Jahres 1838, als Arnold Ruge, der Errichter des Hegel'ſchen Speditionsgeſchäftes, der es in Halle unter dem Namen „Halliſche Jahrbücher" etablirte, in der Ueberſchwenklichkeit des heißen Sommertages, ſowie auch im Selbſtbewußtſein der Hegel'ſchen Selbſtbewußtſeiung Folgendes ausrief: „Das Reich der Sittlichkeit iſt in Preußen zu einer bewunderungswürdigen Wirklichkeit gediehen, nirgends wird man das Pflicht- und Rechtsgefühl geſchärfter, wirkſamer und gebildeter finden, als bei uns." Der Genius der Komik mußte mir dieſe Stelle gerade in den Märztagen 1848 unter die Augen ſpielen, und es erging mir, wie es gewiß auch jedem Andern ergangen wäre — ich wurde in die allerheiterſte Stimmung verſetzt.

*) Geſchrieben im März 1849.

Ich blätterte nun weiter in Ruges Kritik über Leos Sendschreiben und fand noch viel köstlichere Dinge. Ruge meinte damals, daß es in Preußen je zu einer Revolution komme, sei eine pure Unmöglichkeit. „Da müßte erst eine solche bodenlose religiöse und politische Tyrannei, wie sie in den willkürlichen und sinnverwirrenden Gedanken unserer Reaktionäre liegt, unser ganzes freies Leben und Wissen mit ihrem vergiftenden Rachen verschlingen, erst uns alle, die wir den Kopf gerade zwischen den Schultern und das Herz auf der rechten Stelle haben, zu Boden schlagen, erst diese Gerechtigkeit und diese Freiheit brechen, die wir genießen, erst Zucht und Bann der Priester, erst den Uebermuth des rohen Adels über uns hereinführen, erst jede Tyrannei verwirklichen, ehe der deutsche (d. h. zunächst der preußische) Geist in die Noth der Franzosen komme, die sie zur Revolution trieb. Diesen Tag werden wir nicht sehen, meine Freunde, und jeder freie Mann in Preußen wird dazuthun mit Wort und That, daß unser Nationalbewußtsein immer inniger die Segnungen der Gegenwart schützen, und unser geistig und sittlich hochgestelltes Staatswesen mehr und mehr erkennen und lieben lernt."

Was ſagen Sie nun dazu, Herr Arnold Ruge, nachdem zehn Jahre vorüber ſind? Das Prophetenthum in Israel-Preußen, die Vorherſagen im „ſittenreinſten Volke Europas“, der klare Blick in die Zukunft von Seite der Hegelei, haben ſich ein klein wenig blamirt! Das ſittenreinſte, durch und durch patriotiſche Volk, vom reinſten Preußenwaſſer und reinſten Preußenſchliffe zu Berlin ſchleppt die Märzopfer mit ihren klaffenden, offengelegten Wunden an der Königsburg vorüber, und verhöhnt den Kronenträger der Intelligenz und ziſcht ihn aus, wie einen ſchlechten Schauſpieler! Gräßliche Flüche tönen zu ihm hinan, und er ſieht herab in ein aufgeregtes Meer von Hyänengeſichtern, daß der Froſt plötzlich eiſigkalt durch ſeine Adern zuckt! — Einige Tage nur — und all' die Prachtpaläſte philoſophiſcher Prahlerei und Zuverſicht, hinauf und hinauf an ihren Rohrſäulen mit Hegel'ſchem Rauſchgolde, mit glatter Terminologie verbrämt und verhängt — von Einem einzigen Märzſturm über den Haufen geworfen! Das kam unerwartet, es war ſchauderhaft!

Wien hat ſich wahrlich nicht über einen Mangel an Gräuelſcenen zu beklagen — es iſt aber hier nur der Unterſchied, daß es ſelbſt dem beſten, aufgeklärteſten Patrioten nie in den Sinn

kam, hier die Unmöglichkeit ſolcher Begebniſſe vorherzuſagen — im Gegentheile wußte es jeder, der die Sachlage in Wien kannte, ſchon vor zehn Jahren, daß da einmal ein rechter Putſch losgehen müſſe. Wer ein Uebel vorausſieht, der macht ſich nicht lächerlich — wer aber mit aller philoſophiſchen Zuverſicht, mit aller aufgeblaſenen Eitelkeit goldene Berge malt, an deren Stelle Jobiſche Miſthaufen zum Vorſchein kommen, der Mann verdient ausgelacht zu werden. Derſelbe Herr Ruge ſprach aber ſtets von der Unmöglichkeit einer Revolution in Preußen: „Sodann (ſagt er) muß Ein für alle Mal von Preußen dieſes Geſpenſt (die Revolution) abgewendet werden, weil hier alle Bedingungen fehlen, die es fürchten laſſen könnten, da bei uns die Regierung fortdauernd in den Prozeß der Zeit eingeht, und weſentlich die höchſte Intelligenz des Landes zu ihrem Dienſte verwendet und ſelbſt beſtellt. Alle freiſinnigen Einrichtungen, die Gemeinſinn und Einheit des Staatsbewußtſeins hervorrufen können, von der Studienverfaſſung bis zur Militärordnung, in welcher jeder ſich dem Allgemeinen zu widmen hat, ſind freiwillig durch die Regierung gekommen; und es hat ſich 1830 genug gezeigt, daß Preußen keine Revolution zu fürchten hat. Der Grund iſt ganz einfach der, daß

Preußen im Prinzipe der freiwilligen Entwicklung, dem Prinzipe der Reformation, die Garantie gegen gewaltſames Forttreiben beſitzt.“ — Als man im Miniſterium zu Berlin doch ſchon nicht mehr recht wußte, wie man mit dieſen Garantien von Seite der Hegelſchule daran war, als man ſich vielleicht dachte: die Herren, welche uns immer das Hegel'ſche Brandſchaden-Verſicherungspatent unter die Naſe halten — könnten uns am Ende doch den Schaden nicht erſetzen, wenn uns der ganze Plunder des abſoluten Centraliſationsſyſtems mit ſammt dem vergoldeten Knopf der Hegelſchen Staatsidee auf der Spitze des Gebäudes — über den Kopf zuſammenbrennt — und die ganze Barake am Ende krachend zuſammenſtürzt, und als Leo dieſe inſtinktive Miniſterialangſt auch ausſprach, da rückte Ruge als Generalſtaatsbeſchwichtiger alſogleich mit dem ſchweren Geſchütz ſeiner Argumente in's Feld, und rief aus: „Für wen iſt dieſe Verbreitung der Hegel'ſchen Philoſophie zu fürchten? Doch wohl nicht für den preußiſchen Staat, unter deſſen Autorität und Cenſur Hegels ſämmtliche Werke und Vorleſungen ausgegangen ſind?“

Während nun der Prophet mit vollen Backen Preußens unerſchütterliche Größe und reine Revolutionsunmöglichkeit in breiten, geſchwollenen

Phraſen in die Welt hinaus lobhudelt, verdächtigt er in Einem Athem die rheiniſchen Katholiken und beſonders den Kölner Erzbiſchof der Theilnahme an einer ſchändlichen Revolution gegen Preußens Herrlichkeit, und Schimpfworte, wie die einer „nichtigen, confuſen Rotte voll Unverſchämtheit," „eines Eulengeſchlechtes" u. ſ. w. ſind nicht die geringſten, welche er über die finſtern Katholiken los läßt. Selbſt auf die Bureaukratie, auf die preußiſchen Aktenmänner und ihre Gewalt vertraut Ruge gegenüber der katholiſchen Kirche, ein Zeichen, wie es die Kirchenfeinde immer wiſſen, was ſie an der Bureaukratie für eine Verbündete haben.

Es fällt uns bei dieſer Gelegenheit eine neue Auslegung von Geneſis 49, 14 ein, wo der ſterbende Jakob unter andern ſagt: „Iſſaſchar iſt ein ſtarker Eſel, der zwiſchen Gränzen liegt" — es dünkt uns nämlich dieſer ſtarke Eſel nichts anders zu ſein, als der gewaltige, aktenbeladene Packeſel der Bureaukratie, der ſich zwiſchen Staat und Kirche hineingelegt hat, ſich nährend von Stroh und Diſteln ausgedorrter trockener Verordnungen und Dekrete, bisweilen mit wahrer Packeſelmanier alles niederrennend, was er nicht kannte und was ihm im Wege ſtand. Doch um von unſerm altteſtamentariſchen Bild wieder auf

den Propheten Ruge zu kommen, wollen wir uns über ſeine Vorherſagungen nun noch eine kleine Frage erlauben. Ruge iſt ein geiſtreicher Menſch, daran kann nicht gezweifelt werden! Sollten ſeine Bilder preußiſcher Unumſtürzlichkeit nicht vielleicht gar eine bittere Ironie geweſen ſein? Fürwahr das einzige Hinterpförtlein für den verſchämten Propheten, um durch ſelbes abziehen zu können!

Ein noch fürchterlicher abgebrannter Philoſoph.*)

Es gewährt kein geringes Vergnügen, wenn man ſich die kleine Mühe nimmt, in den Broſchüren und Zeitungsartikeln herumzuſtöbern, welche vor zehn Jahren von preußiſchen Organen in den Brand der Cölnergeſchichte, wie Kübel voll grünen Spreewaſſers fleißig hineingegoſſen wurden. Die Herren haben damals im Dienſte Preußens wahrhaft zu viel des Guten gethan, und bei ihren Lob-, Preis- und Anbetungstänzen,

*) Geſchrieben im März 1848.

die ſie dem Kalb des preußiſchen Abſolutismus aufführten, nicht ſelten in komiſchen und burlesken Purzelbäumen ſich überſchlagen. Es iſt ohne weiters im Jahre 1838 Preußen in den Zenith ſeiner Selbſtanbetung eingetreten, und der im Angeſichte Europas aufgeführte feierliche Einräucherungsproceß mußte das Nervenleben dieſes Staates zu ſehr in Anſpruch nehmen, als daß nicht durch den unangenehmen Druck auf das Ganglienſyſtem eine niederſchlagende Stimmung hätte erfolgen müſſen. Wohl konnte dieß Selbſtlob, war es nun durch blankes Geld, durch Ausſicht auf Gunſt oder beſſere Stellung, oder durch ein anderes Motiv erkauft, oder war es wirkliche heidniſche Landesvergötterung und zur Verrücktheit geſteigerter Patriotismus — nicht gar lange mehr anhalten, die Zeit vergrößerte die innern Staatsübel, die im geheimen fortſchleichenden Fieber der Revolutionsgelüſte durchſchüttelten das Land, und die berühmte Rede im Ständeſaal, wo der König mit ſeinem Hauſe dem Herrn zu dienen verſprach, und wo er ſagte: Zwiſchen mir und meinem Volke ſoll kein Papier ſein — war ſchon ein verzweifeltes Palliativ, es war aufſchäumendes Brauſepulver, und ſollte auf das erhitzte Blut beruhigende kühlende Wirkung haben. Sind wir nun auch jederzeit gewillt, jedem biedern und

ehrlichen Preußen die deutſche Hand zum Bruderbunde darzubieten, ſo können wir doch nicht umhin, auf jenes gemachte Preußenthum, das ſich nur in der Verachtung anderer Völkerſtämme und am Selbſtlob erfreut — ungehalten zu ſein. Wir würden aber darüber ſicher kein Wort verlieren, wenn dasſelbe ſpezifiſche Preußenthum nicht in ſeinen Organen, zugleich mit dem eigenen ſelbſtvergötternden Tempeldienſt, Spottlieder auf die katholiſche Kirche geſungen hätte, ſo zwar, daß dieſe, wie einſt die Stufenpſalmen im Tempel zu Jeruſalem, als unentbehrliche Einleitung zur Opferhandlung dienen mußten.

Weil nun eben in unſern Tagen über den Staatsſchutz der Kirche vieles hin- und hergeredet wird, wollen wir vorerſt vernehmen, wie Stuhr ſchon im Jahre 1838 flehend und dabei lobpreiſend ſeine Hände um Erlangung und Fortdauer des preußiſchen Staatsſchutzes erhoben: „Durch den Schutz, den der preußiſche Staat ſeit dem Ausgange des blutig verheerenden dreißigjährigen Krieges der evangeliſchen Kirche geleiſtet, hat er ſeine welthiſtoriſche Baſis gewonnen. In dieſer beruht ſeine Kraft; alles andere was er in Waffenrüſtung an Heeresmacht um ſich gethan, oder die Blüthe des innern Volkslebens, die ſich ſchön in

ihm zu entfalten begonnen hat,*) kann der Sturm, wenn er erwacht, dahinraffen. Sein einziges Vertrauen muß er auf Gott ſetzen, und er hat es auf ihn geſetzt.**) In dieſem Vertrauen aber iſt ihm ſein Gewiſſen erwachſen, woran er allein ſich zu halten hat. Nicht den Bann des Papſtes hat er zu fürchten, nicht in Rom liegt ihm der Mittelpunkt ſeines Gewiſſens. Innerlich in ſich vielmehr trägt er ihn, und oft ſchon ſind ſchwere Prüfungen von Gott über ihn verhängt worden, in welchen die Regungen ſeines Gewiſſens erwachten, und Herrſcher und Volk in dem herzzerreißenden Gefühle der eigenen Sündhaftigkeit zur Reue und Buße ſich bekehrten, ohne daß er deßhalb der Mahnung des Papſtes bedurft hätte. Zweifelsohne werden ſolche Momente in

*) Politiſche Botaniker hörten dieſe Blüthe, was ein botaniſches Phänomen genannt werden kann — in den Märznächten 1848 zu Berlin mit donnerndem Gekrache aufbrechen — ein Beweis, daß es doch kein gar ſo großer Unſinn iſt, wenn man von Jemand behauptet: „Er höre das Gras wachſen und die Krebſe nieſen.“ Die preußiſchen abſoluten Krebſe nieſten damals auch, und der Radikalismus rief ihnen zu: Helf euch Gott!

**) Aber nicht auf den ſtarken, lebendigen, ſondern auf den ſchwachen Hegel'ſchen Miniſterial- und Cabinetsgott!

Zukunft oft noch wiederkehren. Denn wie das ganze Menschengeschlecht ein hartherziges, verstocktes und zugleich ein schwaches ist, so kann es mit dem preußischen Volke nicht anders sein. Strafen, welche Gott über dasselbe verhängt, sind ihm heilsam, damit es, wenn's nicht in freier Besonnenheit auf der rechten Linie sich hält, in Angst dazu gedrängt werde, von seinen Abweichungen reuig zurückkehre und die rechte Bahn mit festerem Gemüthe und freierem Bewußtsein festhalte. Aber der Rathschläge, Befehle oder Bannstrahlen des Papstes bedürfen wir in Preußen nicht."

Es ist auffallend, wie der Refrain des Liedes immer lautet: „Nur Rom nicht, und nur der Papst nicht!" Welche Intoleranz liegt in diesem brutalen no-popery-geschrei! Wann wäre es einem österreichischen Schriftsteller eingefallen, in ähnlichen Vorausfehungen trüber Geschicke, die über sein Land hereinbrechen könnten, die preußisch königliche Staatskirche zu beschimpfen? Sagt man aber: Ja in Preußen fühlte man sich von den rheinischen Katholiken bedroht — so wäre darauf zu antworten: Wie habt ihr den Rhein bekommen? für was? für die Treue, die ihr während der französischen Kriege am deutschen Vaterland geübt? Und unter was für Garantien für die

Kirche habt ihr Schleſien und die Rheinlande übernommen? Und wie habt ihr dieſe Garantien gehalten? Was habt ihr mit Preſſe und Cenſur für Schmach und Schande, für Knechtung und Niederträchtigkeit getrieben? — — Dieſe Fragen können natürlich die gegenwärtige Regierung, welche die Kirche freigegeben hat, nicht beleidigen, ſie ſollen aber die jetzt antiquirten, penſionirten, zum Schweigen gebrachten königlich oder miniſterial oder kirchenräthlich preußiſchen Lobhudler treffen! Wenn aber im Staatsſchutz über die proteſtantiſche Kirche — Preußens Halt und Schwerpunkt liegt, was ſagt H. Stuhr anno 1849, wo vom König in der oktroyirten Verfaſſung auch die proteſtantiſche Kirche freigegeben iſt? Eine ſolche Verrückung des ganzen Conceptes und aller angewohnten Lebensanſchauung und verrotteten Abſolutismuspreiſung iſt doch etwas fatal! O du damaliges ſelbſtlobhudelndes, ſpecifiſches Preußenthum, du warſt nach deiner eigenen Ausſage nicht nur ein hartherziges und verſtocktes, ſondern was deine Prophetien anbelangt, auch ein ſchwaches! Was mag ſich das Hegel'ſche Miniſterium gedacht — wie mag das ſtock-pantheiſtiſche Schreiber- und Beamtenthum gelächelt haben, als Stuhr (in den Halliſchen Jahrbüchern noch dazu) auch die holdſelige Frömmigkeit zur Aufgabe

und Grundlage jenes Staates machte, den Friedrich II. bestimmt hatte — sich im Verlauf der Weltgeschichte einige Zeit lang auf den Bajonnetten im heitern Tanze fortzubalanciren? Stuhr meinte: „Alles wahrhaft Menschliche zu pflegen, den Adel der Gesinnung zu achten*), mit Geistesreichthum keine Gaukelei zu treiben, dieß ist es, wozu der preußische Staat von Gott und Rechtswegen berufen ist. Bleibt er in frommer Anhänglichkeit an die evangelische Kirche, ihr schutzherrlich vorstehend, auf der Bahn, die ihm jenen Grundsätzen zufolge angewiesen ist**), dann sind seine Säulen auf Felsen gebaut, und es schützt ihn eine felsenfeste Mauer, so daß er selbst das Aufthun der Hölle nicht zu fürchten braucht. — Den Glanzpunkt der Lächerlichkeit (dessen rechte Beleuchtung freilich erst die neueste Zeit aufge-

*) Z. B. den Erzbischof von Cöln, weil er that, was seine Pflicht ihm gebot — einen Hochverräther zu schimpfen (wie Stuhr selber es gethan) und ihn als solchen auf die Festung zu schleppen.

**) Die Katholiken in Schlesien fleißig zu verfolgen, und selbst Altlutheraner, die doch auch Protestanten waren, weil sie sich in die verquickte preußische Staatskirche nicht einreihen wollten, Jahre lang mit Polizei und Kerker, Gehaltentziehung in Hungersnoth im frommen Eifer auszurotten u. s. w.

zündet hat) erreicht Stuhr, wenn er die Ultramontanen als die gefürchtetſten Feinde Preußens hinſtellt, die mit den Jeſuiten im Bunde, leiſe und ſtill die Fäden in einander fügen, ihre Gewebe ſpinnen, ihr Netz ausdehnen; um das Preußenthum zu umgarnen, nebenbei aber fand Stuhr in den demagogiſchen Bewegungen gar keine tiefeingreifende Bedeutung für die geiſtige Entwicklungsgeſchichte der Deutſchen! Armſeliges Prophetenthum, getäuſcht von der Fata morgana einer ultramontanen Revolution, und die damals ſchon in den Maſſen aufſchießende demokratiſche Bewegung für leeren Spuck erachtend! Die königlich preußiſchen Katheder waren ſchlechte Sternwarten für die Zukunft; und es bedurfte nicht mehr als des Verlaufes einiger Jahre, um die ſiegestrunkene Profeſſorenweisheit als abgeſchmacktes Geſchwätz zu erweiſen.

Mit welchem Pfauengang ſchritt Ruge noch am 27. Juli 1848 einher, die Fliegenklatſche in der Hand, um Leo und das Berliner politiſche Wochenblatt todtzuſchlagen, welche beide er Denuncianten der halliſchen Jahrbücher nannte, mit welchem ungeheuerlichen Siegesbewußtſein hat er ausgerufen: „Denn ſie (meine Gegner) können mich nicht abſetzen. Ich bin Halliſcher Bürger

und Pfänner,*) und beſitze in dieſer Quantität ein einträglicheres Amt, welches keinerlei Gefahr läuft, ſo lange der preußiſche Staat ſo ſicher iſt, wie ich ihn zu kennen, das Vergnügen und den Vortheil habe. Die Wohllöbliche Halliſche Pfännerſchaft hat nur zwei Dinge zu fürchten, ein Erdbeben und eine Revolution, beides Wechſelfälle, die bis jetzt in Preußen noch nicht in der Mode ſind, und ſo Gott will, auch trotz allen Prophezeihungen des Berl. polit. Wochenblattes bei unſern Lebzeiten nicht eintreten werden." (Ach und Krach!)

Ferner ſagt Herr Ruge klar genug: „Meine Worte ſind: „„Niemand projektirt, niemand macht, niemand hindert eine wirkliche Revolution, ſie wird nicht gemacht, ſie macht ſich,"" d. h. wenn ſie eintritt, ſo iſt dieſe Gewaltſamkeit der Entwicklung hiſtoriſch nothwendig. Wird nun aber die Entwicklung nicht aufgehalten und gehemmt, im Gegentheile, hat der Staat das reformirende Prinzip, wie Preußen, ſo gibt es keine Nothwendigkeit, ja nicht einmal eine Möglichkeit der Revolution."

Wozu nun dieſe Berſerkerwuth gegen das politiſche Wochenblatt: wenn dieſes nur das Noth-

*) Beſitz eines Pfannenantheils bei den Salinen.

wendige voraussagte? Nach Ruges eigenen Worten (freilich anno 1838 ausgesprochen) hat die Revolution Preußen nothgethan, und Herr Ruge hat sich zwar um viele Dinge gekümmert, aber das Eine, was Noth that, hat er nicht gewußt. — Freilich könnten wir der Sache auch noch eine andere Wendung geben: Entweder war nun in Preußen keine Revolution, oder Herr Ruge ist todt, oder Herr Ruge hat gelogen, oder der Ausspruch Ruges ist einer von jenen feinen Scherzen, von jenen durchtriebenen Ironien gewesen — die ein Jahrzehent brauchen, bis sie zeitig und genießbar werden, die sich erst im Verlaufe der Begebenheiten verständlich machen.

Der Laubfrosch auf der Leiter — im grünen Höselein
Sitzt wie auf dem Katheder — quackt in die Welt hinein,
Die Zukunft prophezeit er: — „Nichts wird gerevoluzt!“
Nun aber sieht's ein Jeder, — das Schrei'n hat nichts genutzt!

Ein Mißverständniß gab es — ein langes zu Berlin,
Die schwarzen Eisenbomben — die flogen üb'rall hin,
Das war ein Hexenschabbes, der Teufel ringsum los,
Gefüllte Katakomben — ein Mißverständniß blos!

Der komiſche Cultus des Genius.

Selbſt die offiziöſe Wienerzeitung hat bei Gelegenheit einer Fichtefeier dem „Geniuskult“ das Wort geſprochen!

Doch wie viele vom den frohen Zechern, welche jüngſt in ganz Deutſchland Fichte zu Ehren den Bierkrug geſchwungen, wie viele von ihnen würden in einen billigen Schrecken gerathen, wenn ſie um die Bedeutung Fichte's in der deutſchen Philoſophie gefragt worden wären? Wie Wenige von ihnen haben die Schriften Fichte's beim Studirtiſche durchgearbeitet?

Die Geſchichte von Diogenes in ſeinem Faß (eben zur Zeit der Fichte-Feier in den Münchener „Fliegenden Blättern“), den zwei griechiſche Jungen kujoniren, indem ſie ihn mit einer Waſſerſpritze durch den Spund bearbeiten, dann ihn in ſeinem Faß herumdrehen, und endlich von einigen Nägeln, die aus dem Faß herausſtehen, beim Gewand gepackt — vom rollenden Faß mit umgedreht und durch die Laſt des im Faß ſich mit herumkollernden Diogenes breitgedrückt werden, iſt köſtlich, da könnte man folgende Vierzeile machen:

Sie drehen ihn herum,
Herum in ſeinem Faß,
Und wiſſen nicht warum,
Warum und wegen was!

Sonderbar daß dieſe Geſchichte gerade kommen mußte, während in Deutſchland die Fichte-Feier von den Stuhlmeiſtern „befohlen“ wurde. Daß in der Geſchichte ein Plan liegt, — daß es ſich nicht um den Ernſt des philoſophiſchen Studiums und nicht um die angebliche Begeiſterung für das deutſche Vaterland allein handelt, — das weiß wohl Jeder, der hinter die Couliſſen ſchaut. Es gibt ein kleines Städtchen mit einer Mittelſchule; dort wollte der Herr Bürgermeiſter auch eine Fichte-Feier durch den Schulvorſtand einleiten, der war aber unterrichtet genug, um dem Bürgermeiſter auf eine glimpfliche Weiſe dieſe Marotte auszureden. Der Bürgermeiſter meinte: „Weil er halt, wie man's in den Zeitungen lieſt, ſo viel für Deuſchland und für die Freiheit than hat, der Fichte, ſo manet i halt, mir ſollen nit zurückbleiben, und ſoll'n auch ſo ein Vergnügen arrangiren, wie in die großen Städt', — daß man ſähet, wie wir a für die Bildung was thun, und für'n Fortſchritt, wegen die paar Gulden wird's auch noch nicht aus ſein“ u. ſ. w. — Der gute Bürgermeiſter! Auch aus Schwabenland wird Aehnliches

gemeldet; dort meinte der Vorſteher einer kleinen Stadt: „Mir ſollet ſchon deswege ebbes thue, weil's a zegleich a Demiſtrazhion is gege de Bopſcht und gege de Katholicihſmus.“

Wenn die ſtudirende Jugend ſich an ähnlichen Feſten betheiligt, ſo wird ihr dieſes Niemand übel auslegen, der dieſer Jugend ſeiner Zeit auch angehört hat, und der ſo billig iſt, zu bedenken, daß es in die langweiligen Tage des Studirens, — wie ein Sonnenſtrahl hineinfällt, wenn irgend eine Gelegenheit ſich darbietet — ein Feſt abzuhalten. Minder aber kann man mit jenen Herren einverſtanden ſein, die zu den Wiſſenden gehören, und die wiſſen, daß hinter der Dekoration der Fichte-Feier — andere Szenerien aufgeſtellt ſind, und daß es ſich dabei durchaus nicht um die reine Begeiſterung für die philoſophiſche Wiſſenſchaft oder für Deutſchland handelt. Den Schlägen mit der Kelle wird jetzt allenthalben muſterhaft gefolgt. Es iſt Alles prächtig organiſirt.

Wenn man in den Judenblättern die Theilnahme für die Fichte-Feier erſieht, ſo iſt man wohl gezwungen, dieſen Meſchores in den Kleinboutiquen des geiſtigen Verkehrs zu zeigen, daß ſie über Fichte eigentlich ſich zu freuen keine Urſache haben. Denn Johann Gottlieb Fichte ſagt

in ſeinen „Beiträgen zur Berichtigung der Urtheile über die franzöſiſche Revolution“ (S. 186): „Faſt durch alle Länder von Europa verbreitet ſich ein mächtiger, feindſeliger Staat, der mit allen andern im beſtändigen Kriege lebt und fürchterlich ſchwer auf die Bürger drückt; es iſt das Judenthum. Ich glaube nicht, und hoffe es in der Folge darzuthun, daß dasſelbe dadurch, daß es einen abgeſonderten und ſo feſt verketteten Staat bildet, ſondern dadurch, daß dieſer Staat auf den Haß des ganzen menſchlichen Geſchlechtes gegründet und aufgebaut iſt, ſo fürchterlich werde. Von einem Volke, deſſen Geringſter ſeiner Ahnen höher hinaufſteigt, als wir Anderen alle in unſerer Geſchichte, und in einem Emir, der älter iſt, als ſie, ſeinen Stammvater ſieht; — das in allen Völkern die Nachkommen Derer erblickt, welche es aus ſeinem ſchwärmeriſch geliebten Vaterlande vertrieben haben; — das ſich zu dem den Körper erſchlaffenden und den Geiſt für jedes edle Gefühl tödtenden Kleinhandel und Wucher verdammt hat und verdammt wird; — das durch das heiligſte Band, was die Menſchheit bindet, durch ſeine Religion, von unſeren Mahlen, von unſerem Freudenbecher und von dem ſüßen Tauſche des Frohſinns mit uns von Herzen zu Herzen aus-

geſchloſſen iſt; — das bis in ſeine Pflichten und Rechte, und bis in die Seele des Allvaters uns Andere alle von ſich abſondert; — — von ſo einem Volke ſollte ſich etwas Anderes erwarten laſſen, als daß geſchieht, was wir täglich ſehen, daß in einem Staate, wo der unumſchränkteſte König mir meine väterliche Hütte nicht nehmen darf, und wo ich gegen den allmächtigen Miniſter mein Recht erhalte, mich doch jeder Jude, dem es einfällt, ungeſtraft ausplündert."

Ja, dieſer berühmte Deutſche behauptet ſogar — wie der Präſident Koch in ſeinem Buche: „Die Juden im preußiſchen Staate," Seite 166, citirt, — „den Juden Bürgerrechte zu geben, dazu ſehe er — kein anderes Mittel, als das, ihnen in Einer Nacht die Köpfe abzuſchneiden und andere aufzuſetzen, in denen auch nicht Eine jüdiſche Idee ſei; und um uns vor ihnen zu ſchützen, dazu ſehe er wieder kein anderes Mittel, als ihnen ihr gelobtes Land wieder zu erobern, und ſie alle dahin zu ſchicken." (Siehe Beitrag zur Berichtigung der Urtheile des Publikums über die franzöſiſche Revolution." S. 191.)

Als dieſer Ausſpruch Fichtes über die Juden auch in Zeitungen erſchien, kam Rabbi Philippſon in große Aufregung. Er ſprach in ſeiner zor-

pelnden Weiſe über ſämmtliche Juden den großen Bann aus, die bei der Fichtefeier mitgethan hatten.

Erinnerung an den Archäologen Marchi S. J.

Es wird nicht ohne Intereſſe ſein, Einiges über die Perſönlichkeit des Anfangs 1860 zu Rom verſtorbenen berühmten Archäologen, P. Marchi, aus der Geſellſchaft Jeſu, zu vernehmen.

In neuerer Zeit dürfte — was die Forſchungen in den Katakomben Rom's anbelangt, — kaum ein Gelehrter in dieſem Fache, was Fleiß, Talent, Ausdauer und Entdeckung betrifft, den P. Marchi übertroffen haben.

Bei irgend einem andern Laiengelehrten wären viele Tauſende von Scudi nicht hinreichend geweſen, wenn dieſer einen ähnlichen Fleiß und eine ähnliche Anſtrengung ſich von der Regierung hätte nach Gebühr bezahlen laſſen.

Pater Marchi, der arme Prieſter der Geſellſchaft Jeſu, hat alle die großartigen Leiſtungen ohne irgend einen irdiſchen Lohn vollbracht.

Bei dem Ausgraben der großen Katakombe St. Agneſe brachte der Gelehrte Monate lang den geſchlagenen Tag in den unterirdiſchen Räumen zu, theils mit Leitung der Ausgrabungen, theils mit Erforſchen der Bilder und Inſchriften beſchäftigt.

Leider ſind von ſeinem Werk über die römiſchen Katakomben nur die erſten Hefte (in Folio) erſchienen. Roſſi, der berühmte Schüler Marchi's, wird die Ausgabe fortſetzen.

Marchi war Vorſteher des Museum Kircherianum im römiſchen Kollegium, welches mit vielen von ihm ſelber aufgefundenen chriſtlichen und heidniſchen Inſchriften bereichert wurde.

Eine der größten Kollektionen des Aes grave, der älteſten großen etruriſchen Münze, verdankt ihm ihre Entſtehung. Auch das Museo cristiano im Lateran wurde durch ihn begründet.

Marchi war auch einer der gelehrteſten Philologen, lateiniſch und griechiſch ſchrieb er vollendet. Wenn ſeit Jahren im Kirchenſtaate irgendwo eine Inſchrift im Lapidarſtyle anzubringen war, ſo wendete man ſich an ihn — und es iſt nicht zu viel behauptet, wenn man ſagt: daß von ſeiner Hand tauſend lateiniſche und italieniſche Inſchriften an öffentlichen Bauten, an Grabmälern u. ſ. w. exiſtiren.

Seit dem Jeſuiten Morcelli, der zur Zeit der Aufhebung des Ordens florirte, hat es wohl in Italien keinen gewandteren Abfaſſer von Lapidar-Inſchriften gegeben.

Der Schreiber dieſes erinnert ſich noch mit Freuden daran, wie er bei ſeinem erſten Aufenthalte in Rom am 13. Oktober 1856 mit einer größeren Geſellſchaft, unter Leitung des P. Marchi, die Katakomben von St. Agneſe einige Stunden lang durchwanderte.

An der Eingangsthüre vor der Porta Pia auf der Via nomentana war der Kardinal Reiſach, der dem Biſchof Räß aus Speier zu Liebe mitgekommen, dann die Herren Dr. Molitor und Dr. Hüllmayer aus Speier (der erſtere als Verfaſſer ausgezeichneter chriſtlicher Dramen, der zweite als Schriftſteller bekannt), der Dompropſt von Würzburg, der Domherr Remmling (der im Retſcher-Streit trotz hartnäckigen Gegnern einen glorreichen Sieg erfochten), die Doktoren Schreiber und Lichtenſtein*) aus Würtemberg, und noch einige andere Herren verſammelt. Jeder aus der Geſellſchaft wurde mit einem dünnen Wachslichte verſehen — es muß nämlich ſo viel als möglich

*) Sämmtliche fünf oben genannte jetzt 1889 bereits geſtorben.

der Lichterqualm in den engen Räumen vermieden werden — und nun ging es zuerſt über eine lange Stiege in die Erde hinein.

Es läßt ſich denken, daß P. Marchi nicht ſeiner Aufgabe wie ein Cicerone ſich entledigte; ruhig, mit der liebenswürdigſten Beſcheidenheit ſuchte er uns — das Wichtigſte ſeiner Forſchungen, bei jedem Arcoſolium, bei jedem Bilderkreiſe, über jeden wichtigen Gegenſtand mitzutheilen.

Er war ein Mann von mehr als mittlerer Größe mit völlig gebleichtem kurz geſchnittenem Haar. In ſeinen Augen lag eine eigenthümliche Milde — es konnte ihm deutlich angeſehen werden, wie ihm das Herumführen in dieſen von ihm ſo ſehr geliebten Räumen nicht zum Ueberdruß, wie es ihm vielmehr eine Freude war; die Gräber der heiligen Blutzeugen waren ja auch dem Manne ſeine liebſte Heimath geworden. Wer die Freude eines Goldgräbers, der ein großes maſſives Stück Gold gefunden, mit der Freude des P. Marchi vergleichen wollte, wenn dieſer bei ſeinen Nachgrabungen auf ein neues Arcoſolium, auf einen neuen Bilderkreis gekommen — der weiß das Gefühl eines Mannes nicht zu würdigen, dem es die größte und heiligſte Freude geworden, die unterirdiſchen Zeugen für die Lehre der Kirche in den erſten Jahrhunderten — der Welt zugänglich zu

machen und ihre Stimmen in der bethörten Zeit ertönen zu laſſen.

Wie wurden oft Engländer der Hochkirche oder norddeutſche Proteſtanten vom Staunen ergriffen, wenn ihnen P. Marchi die aus Tuffſtein gehauenen Beichtſtühle aus dem dritten Jahrhunderte, — wenn er ihnen die Fürbitte und die Heiligenverehrung aus derſelben Zeit in den Bildern der Katakomben zeigte.

Glücklicher Forſcher, der von dem höchſten und heiligſten Beweggrunde getrieben wird, Zeugniſſe für die ewige Wahrheit zu ſuchen; denn ſein Glück kann nicht mit jenem Gelehrter verglichen werden, deren höchſtes Endziel die menſchliche Eitelkeit iſt.

So war P. Marchi ein würdiger Archäolog der Katakomben; ſeine Frömmigkeit machte ihn würdig, in dieſen heiligen Räumen zu wandeln und zu forſchen und nach den Pſalmesworten: dem Zeugniſſe Gottes hier nachzuſpüren.

Er iſt abgerufen worden aus den dunkeln Gängen des Erdenlebens — zu den ſeligen Geiſtern, unter deren irdiſchen Ueberreſten zu wandeln das Glück ſeines Erdenlebens war.

Marchi's Vaterſtadt iſt Udine. Wäre der Mann mit ſeinem Forſchergeiſte nicht in den Orden der Geſellſchaft Jeſu getreten, wo er Ge-

legenheit fand, in Rom zu leben und Mittel, hier ſeine Studien zu machen, ſo hätte er auch ſein eigenthümliches Talent nicht entwickeln können, und Vieles, was er entdeckt und gefunden hat, wäre ſicher noch unentdeckt und verborgen.

Die Stadt Udine hat aber ein Recht, auf dieſen Gelehrten eben ſo ſtolz zu ſein, als allenfalls auf ihren ſchönen Springbrunnen auf der Piazza Contarina, auf ihr Caſtell, den einſtigen Patriarchalſitz der Metropoliten von Aquileja, oder auf irgend eine jener vielen renommirten Perſönlichkeiten, welche der Udineſer Giuseppe Capodagli, Dottor di leggi, in ſeinen zwei Quartbänden: „Udine illustrata“ (herausgegeben 1665) der Nachwelt aufbewahren wollte.

Drei Briefe des Helden von Leipzig,

Fürſt Karl von Schwarzenberg. *)

Ich bin auf legale Weiſe in Beſitz einer Abſchrift folgender Briefe gekommen, von denen der erſte, am Abend vor der Schlacht bei Leipzig datirt, be-

*) Zuerſt publicirt in der Wiener Kirchenzeitung, Nr. 14, 1860.

ſonders wichtig iſt; denn der berühmte Held zeigt in demſelben auch von Seite ſeines Gottvertrauens, ſeines Gemüthes und ſeines Familienlebens eine wahre ſittliche Größe.

Die Originalſchreiben waren in den Händen des Fürſten Friedrich Schwarzenberg, k. k. Generalmajors. Nachdem dieſer Fürſt, Sohn des Helden und ſelbſt Schriftſteller iſt, muß es ſicher als eine große Beſcheidenheit angeſehen werden, daß er obige Aktenſtücke nicht ſelbſt veröffentlichte, er hat dieſelben im Jahre 1860 dem Schreiber dieſes zur Publikation übergeben.

I. Brief des FM. Karl Fürſt Schwarzenberg (an ſeine Gattin).

Pegau, am 15. Oktober 1813.

„Ich wollte Dir geſtern noch ſchreiben, es trieb mich hin zu Dir, aber ich vermochte es nicht; einige Stunden Schlaf haben mich wieder ganz geſtärkt; ich bedarf es, denn morgen bricht ein wichtiger Tag an, die Ebenen von Leipzig werden abermals eine fürchterliche Schlacht erleben.“

„Ich habe mich mit Blücher verabredet, er ſoll morgen von Merſeburg und Halle gegen Leipzig rücken, neben ihm Giulay, der bei Lietzen heute verſammelt iſt. Merveldt greift auf der Straße von Zwenkau gegen Kunewitz an, und wird durch das öſterreichiſche Corps de Reserve

unterſtützt. Die Korps von Wittgenſtein, Kleiſt und Klenau bilden das Corps de bataille zwiſchen der Pleiße und der Pratha, und zwiſchen dem ihnen gegenüber ſtehenden Feind, die ruſſiſchen Grenadiers, Küraſſiers, die Garden zu Pferd und zu Fuß, auch das Korps von Colloredo beſtimme ich zu Reſerven. Beningſen ſoll mit 40,000 Mann bei Grimma eintreffen, nachdem er eben ſo viel zur Blokade von Dresden zurückließ. Der Kronprinz wird mitwirken oder nicht, das ſteht im weiten Felde."

„Wenn der Herr uns ſeinen Arm leihen wollte, nur ihm gebührt die Züchtigung; gerne will ich auf Alles Verzicht leiſten, das weiß mein Gott; aber ein Unglück in dieſem Momente wäre ſchrecklich. Dieſe Schlacht muß mehrere Tage dauern, denn die Lage iſt einzig, und die Entſcheidung von unendlichen Folgen." —

„Wenn ich bei meinem Fenſter hinausſehe und die zahlloſen Wachfeuer zähle, die ſich vor mir ausbreiten, — wenn ich bedenke, daß mir gegenüber der größte Feldherr unſerer Zeit, einer der größten aller Zeiten, — ein wahrer Schlachtenkaiſer ſteht, dann, meine liebe Nani, iſt es mir freilich, als wären meine Schultern zu ſchwach und müßten unterliegen unter der Rieſen-Aufgabe, welche auf ihnen laſtet. Blicke

ich aber empor zu den Sternen, ſo denke ich, daß der, welcher ſie leitet, auch meine Bahn vorgezeichnet hat. Iſt es ſein Wille, daß die gerechte Sache ſiege, und dafür halte ich die unſrige, ſo wird ſeine Weisheit mich erleuchten und meine Kraft ſtärken. Iſt es der Wille der Vorſehung, ſo iſt mein perſönliches Mißgeſchick die geringſte der traurigen Folgen." —

„Ueberlebe ich es, ſo werde ich in Deinen Augen, meine Nani, deshalb nicht kleiner und werthloſer erſcheinen. Im Falle des Gelingens wie in jenem des Mißlingens habe ich im Voraus meine Eigenliebe bekämpft, und nicht das Urtheil der Welt wird mich lohnen oder ſtrafen! Geht Alles gut, ſo will ich mich einſt bei Euch an meinem Bewußtſein erfreuen, und an den Kindern, und wir wollen dann wieder unſere Bäume pflanzen und pflegen. Eben erhalte ich Deinen Brief vom 9., wenig Stunden, bevor der Donner der Kanonen das Feierliche des Tages verkünden wird. Eben unterbricht mich ein Adjutant des wackern Blüchers, der mir verkündet, er habe ſich verabredeter Maßen in Bewegung geſetzt und würde zur beſtimmten Stunde erſcheinen."

„Nun trenne ich mich von Dir, um ein Paar Stunden zu ruhen; mir iſt ſo wohl, mit Dir ein Paar Minuten gelebt zu haben." —

„Nun denn, meine Nani, an Dich will ich denken, emporblicken gegen den Himmel, um ſeinen mächtigen Schutz zu erbitten, und dort wird mein Gebet das Deinige finden.“ —

Wie liebt Dich

Dein

Karl m/p.

II. Brief des FM. Fürſt Karl Schwarzenberg (an ſeine Gattin).

Röthe, am 20. Oktober 1813.

„Zu Deinen Füßen, meine Nani, lege ich die heiligen Lorbern, die mir der Allmächtige gewährte. Gott hat unſere Waffen geſegnet, die Niederlage des Feindes iſt beiſpiellos, nie ſah ich ein ſchauderhafteres Schlachtfeld. — Colloredo, Louis Liechtenſtein, Bianchi, Hardegg, Noſtitz haben wie Helden gefochten; unſer Verluſt iſt ſehr groß, aber man kann ſagen, der Feind hat Alles verloren. — Er ward geſtern verfolgt durch die Spitzen aller Armeen, er ſuchte ſich mit einigen Trümmern von Armee-Korps in Leipzig zu halten; es wurde aber von allen Seiten eingedrungen, der König von Sachſen, die Generale Reynier, Bertrand, Lauriſton und viele andere Generale, über 200 Kanonen, mehr als 800 Pulverkarren,

Bagagen, eine ungeheuere Menge von Gefangenen, fielen in die Hände der Verbündeten.“

„Ich kam geſtern Abends von Leipzig zurück, um die weitern Anſtalten zu treffen; wir werden nichts verſäumen, um von dieſem Siege den ferneren Nutzen zu ziehen.“

„Der Kaiſer, mein Herr, hat mir das Großkreuz *) verliehen, der ruſſiſche das große des Georg-Ordens, und der König von Preußen den ſchwarzen Adler. — Das ſag' ich Dir als Neuigkeit; denn Du weißt, meine Nani, daß mich die Sache lohnt, mehr als es alle Souverains der Erde zu thun im Stande ſind. — Nun ſcheint mir doch ein glücklicher Stern zu leuchten, und ſo, meine Theuere, wird mir ja wohl nach gethaner Arbeit das Glück werden, nach dem ich mich ſo ſehr ſehne, die wohlverdiente Ruhe in Euerer Mitte, in unſerem lieben Worlik zu genießen.“

„Nani, ich habe redlich und treu gehandelt, viel gedulbet, und der Himmel hat mich geſegnet.“ —

„Sende mir ein kleines Andenken, was es immer ſei, zum Andenken der glücklichen Ereigniſſe in den Ebenen von Leipzig.“

Dein, Dein, Dein

Karl m./p.

---

*) Des Thereſien-Ordens.

III. Brief des FM. Karl Fürſt Schwarzenberg (an ſeinen Sohn Fritz).

Slonine, am 24. Juli 1812.

„Ich habe eben auf einige Minuten Zeit, um Dir auf Deinen Brief vom 30. Mai zu antworten. In Deinem Vorhaben, mein guter Fritz, welches zwar nicht ausführbar iſt, liegen doch einige Beweggründe, die ich mit Vergnügen bemerkte. Der Gedanke, das Kriegshandwerk etwas genauer kennen zu lernen, bevor Du eine völlig aktive Rolle darin ſpielen wirſt, iſt recht vernünftig. Du dachteſt auf dieſe Art Deinen Beruf zu prüfen, um nicht etwa einen Stand zu wählen, den Du nur der Außenſeite nach kannteſt.“ —

„Wenn Du nur um Ein Jahr älter wärſt, Deine Geſundheit daher mehr Feſtigkeit erreicht hätte, der Schauplatz nicht in ſo gar entfernten Ländern wäre, wo Rückkehr zur mütterlichen Pflege bei einer Dir etwa zuſtoßenden Krankheit faſt unmöglich wäre, wenn durch die Hin- und Herreiſe nicht allein ſchon ſo viele Zeit Deinen Studien benommen würde, ſo könnte ich mich dazu entſchloſſen haben, Deinen Wunſch auf einen Monat zu erfüllen.

„Indeſſen, mein Sohn, fahre fort, Deine koſt-

baren Jugendjahre zu Deiner Bildung zu verwenden, übe Dich in den Tugenden, die den Menſchen im Allgemeinen adeln, denn als Soldat bedarfſt Du ihrer vorzüglich, wenn Du nicht den Vorwurf auf Dir willſt haften laſſen, daß Deine Geburt den Mangel an Verdienſt zu bemänteln ſcheint. Die höhere Klaſſe, die der Zufall dem Menſchen am Tage ſeiner Geburt anweiſet, iſt eine ſchwere Schuld, die er von dem erſten Momente an, wo er zu ſeinem vollkommenen Selbſtbewußtſein gelangt, abzuzahlen bedacht ſein muß."

„Lieber Fritz, lerne gehorchen, das heißt: ſprich zwar ſtets freimüthig, ſchweig' aber, wenn Deine Rede nicht nur allein nichts nützen, ſondern ſchaden kann; — Gehorſam iſt der Cement des Staatsverbandes, ohne den das Gebäude bei der geringſten Erſchütterung zerfällt; lerne dulden, ſei redlich und treu bis in den Tod, heiter und ſtandhaft im Unglück, beſcheiden im Glück, beſchütze Deine guten Brüder, ſei nur glücklich in ihrem Glücke; ehre die Geſetze und befolge ſie genau, ſei ſtandhaft in Erfüllung Deiner Pflichten, nur dann kannſt Du ruhig ſchlafen; ſei wohlthätig, ohne zu verſchwenden, ſcheue ſtets das Laſter und nie den Tod." — —

Ein lateiniſcher Dichter des Mittelalters.

Schreiber dieſes fand in der Dominikaner-Bibliothek zu Wien in einem ſchon ſehr ſeltenen Confessionale von Savonarola, herausgegeben von Lazzaro Soardo, Venedig, 1503, einige lateiniſche, ſehr merkwürdige Gedichte eines unbekannten Verfaſſers beigebunden, über welche hier ein Bericht folgen ſoll. Darunter ſind: De pace, versus; De studio hominis; Si Christum quaeris, vultum fugias mulieris; De mulierum malitiis. Dieſes letzte Gedicht geht bibliſch vor, indem aus dem alten und neuen Bunde jene Begebenheiten in prägnante Verſe gebracht werden, in denen boshafte oder böſe Frauen ein abſchreckendes Beiſpiel geben. Der Refrain jeder Strophe lautet: Recedite. Es beginnt:

Recedite, recedite: ne mulieri credite
Huc accedant, qui sincere viam mentis possidere
pure optant, legant vere. Recedite.
Scripturam sacram percurramus, ut per omnes ex-
cludamus. Recedite.
Dicat nobis primus homo, qui deceptus est in pomo
sum exclusus pulchra domo.

Eram fulgens velut stella paradisus mihi cella sum confusus hoc procella. Recedite.

Deutſch ungefähr:

Fliehet, fliehet: und den Weibern glaubet nicht;
Kommt zu mir, ich will Euch deuten, wie des Geiſtes Bahn zu ſchreiten.
Iſt Euer Wollen klar, ſo leſet das fürwahr.
Woll't die heilige Schrift durchgehen, Vieles iſt darin zu ſehen,
Der erſte Menſch iſt's, der ſchon ſagte: wie man ihn zu trügen wagte,
Und dann aus ſchönem Haus ihn jagte:
Ich glänzte wie ein Stern, ſo helle, das Paradies war meine Zelle;
Mich warf hinaus dieß Sturmes Welle!

In dieſer Weiſe ſind 28 dasſelbe Thema behandelnde Stellen der heiligen Schrift bearbeitet.

Es muß bemerkt werden, daß der Sänger in ſeinem Liede nur vor der Bosheit der Frauen warnt. Das Gedicht hat ein eigenes Finis, und darin iſt der verkehrten Frauenwelt in gedrängter Kürze ein furchtbarer Spiegel vorgehalten. Es ſollen hier als Probe die erſten ſechs Verſe dieſes Finis (es enthält 28 Verſe gleichen Sinnes) angeführt werden:

Femina foetida, femina sordida, digna catenis,
mens male conscia, mobilis, impia, plena venenis,
horrida, nocua, publica janua, semita trita.
Aspide saevior, angue rapacior est tua vita
Mens tua vitrea, saxea, plumbea, ferrea, nequam,
Perdere, prodere, fingere, fallere rem putas aequam,

Vers 19 — 24 lautet:

Femina corpus, opes, animum, vim, lumina, vocem
polluit, annihilat, necat, eripit, orbat, acerbat
femina fax satanae, rosa foetens, dulce venenum,
semper prona rei, quae prohibetur ei.
femina fallere, falsaque dicere, quando cavebit?
Sequana *) piscibus et mare fluctibus ante carebit.

Man muß jener furchtbaren Exemplare aus der Frauenwelt gedenken, welche das Mittelalter — auch im Laſter kräftig und entſchieden — geliefert hat, um die eben ſo gewaltige Reaktion des Liedes gegen die ſittliche Verkommenheit zu würdigen. Hat ja doch auch ſchon der Dichter des Stabat mater, Fra Giacopone, ein nichts weniger als ſchmeichelhaftes Lied auf die Frauen gedichtet unter dem Titel: „De l'ornamento delle donne dannoso!“ Es beginnt:

*) Sequana die Seine. Offenbar iſt dieß Gedicht in Paris entſtanden.

O Femene guardate
a le mortal ferute,
nelle vostre vedute
el basalisco mostrate.

Ihr Frauen, Ihr ſoll't Bedenken tragen
Ueber die Wunden, die Ihr geſchlagen;
Denn es haben in ſich Euere Blicke
Des Baſilisken tödtliche Tücke u. ſ. w.

Ein Gedicht über den Nutzen der Zelle iſt von großer Schönheit, und zeigt, wie es der fromme Ordensmann verſtanden, ſich in der Zelle einen Vorhimmel und eine Stufe in's Himmelreich zu machen. Es ſchließt:

Cor teneas sursum studiose perfice cursum
Sic erit hora brevis et tua vita levis.

Halte hoch Dein Herz erhoben,
Und Dein Weg führ' Dich nach oben.
Jede Stunde ſchnell entfleucht,
Und Dein Leben wird Dir leicht.

Daß dieſes obige Urtheil über Frauen natürlich nicht im Allgemeinen zu nehmen iſt, und eben nur die verkehrte Frauenwelt angeht, verſteht ſich wohl von ſelbſt.

Die Rechtszuſtände in der Wiener-Tagespreſſe. 1862.

Das von den Juden beherrſchte Wiener Journal „Preſſe“ brachte in Nr. 104 Folgendes:

„(Eine Antwort für Sebaſtian Brunner.)

Keine der Beſchuldigungen, welche Bosheit und Fanatismus gegen das Judenthum erſinnen mochten, iſt abgeſchmackter und gehaltloſer, als die: die Bekenner des Judenthums brauchten zu ihrer Paſſahfeier Chriſtenblut. Lange genug hatte dieſes Hirngeſpinſt, eine Ausgeburt finſterer Unwiſſenheit und teufliſcher Böswilligkeit, in den hohlen Köpfen eines gedankenloſen Pöbels geſpukt; die Zeit, hätte man glauben können, habe längſt über dieſe infame Verleumdung den Stab gebrochen, und doch wagt man es, wieder daran zu erinnern, wie die letzte Nummer der Brunner'ſchen „Kirchenzeitung“ zeigt. Groß iſt die Dummheit, welche ſolch' ein Märchen für baare Münze nimmt, noch größer aber die Ignoranz, welche es in Umlauf gebracht;*) denn was ſteht im moſaiſchen Ge-

*) Das iſt die Beweisart der „Preſſe“, eines Blattes, deſſen Geſchichte eines Hiſtorikers bedarf. Eben leſen wir in den Prozeßakten Chiolich-Zang folgende gerichtlich-protokollariſche Aufnahme aus dem famoſen Richter'ſchen Prozeß:

„Es wird bei dieſer Gelegenheit aus dem Verhörsprotokolle des Franz Richter, ddo. 25. September 1860, die Journal-Nummer 20 mit

ſetze, das doch der Chriſt, vorzüglich aber der Theolog, eben ſo wie der Jude, kennen ſoll, geſchrieben? Im 3. Buche Moſis leſen wir Folgendes, 7, 26 und 27: Und alles Blut ſollet Ihr nicht eſſen, in allen Eueren Wohnungen, von Vogel und von Vieh. Jede Perſon, die irgend Blut iſſet, ausgerottet ſoll dieſelbe Perſon werden aus ihrem Volke. 17, 10: Und Jedermann aus dem Hauſe Israel und von den Fremdlingen, die ſich aufhalten in ihrer Mitte, der irgend Blut iſſet, ich werde mein Angeſicht richten wider die Seele, die Blut verzehret, und ſie ausrotten aus der Mitte ihres Volkes. 17, 12: Darum ſprach ich zu den Söhnen Israels: Keine Seele von Euch ſoll Blut verzehren, und auch der Fremdling, der ſich aufhält in Euerer Mitte, ſoll nicht Blut verzehren. — Wer die Skrupuloſität des Judenthums in der Befolgung der Ritualgeſetze kennt, wird begreifen,

---

folgender Erklärung produzirt: „„Ich war der „Preſſe“ gegenüber blos der Vertreter einer Koterie des Verwaltungsrathes der Kreditanſtalt. Der Mitbeſitz an der „Preſſe“ hat 1½ Jahre gedauert, und endete mit Schluß 1859. Herr Zang empfing für die „Preſſe“ 160,000 fl. baares Geld, und hat dieſen Betrag, als ich ihm die Hälfte wieder überließ, inkluſive 5 Perzent Zinſen, mir wieder zurückerſtattet, nachdem ihm der ganze Gewinn der „Preſſe“ während der Dauer des Mitbeſitzes belaſſen worden iſt.

Franz Richter.““

Alſo das Blatt verkauft? Heißt das nicht: die Leſer verkaufen? Wir möchten im Intereſſe des Publikums um eine nähere Erklärung dieſes Verkaufes bitten. Wodurch hat die Koterie ihre 80,000 fl. wieder hereingebracht? Oder hat die Koterie durch Herrn Zang das Publikum mit dem Opfer der 80,000 fl. zu ſeinem eigenen Vortheile großmüthig in der Preſſe aufklären wollen? Es wäre doch intereſſant, die Biedermänner dieſer Koterie zu kennen, daß die unglücklichen Käufer von Kreditaktien, als ſie am höchſten ſtanden, ihren guten Freunden und Rathgebern ein öffentliches Dankſchreiben votiren könnten!

was von jener Diffamirung zu halten ist.*) Wie aber konnte jenes Märchen überhaupt entstehen? Unzweifelhaft hat es in dem vom alten Passah-Rituale vorgeschriebenen Bestreichen der Oberschwelle und der Pfosten der Thüre mit dem Blute des Passah-Lammes seinen Entstehungsgrund. S. Sitzungsberichte der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, philosophisch-historische Klasse, 1861, Band XXXVII. S. 35, in der Abhandlung von Dr. A. Müller (einem Christen?): „Astarte". Diese Abhandlung weist entschieden jene Beschuldigung zurück mit den Worten: „Eine in das Gebiet der Märchen gehörige gehässige Beschuldigung möchte freilich gern wegen dieses alten Kultus dem heutigen Judenthum die Nothwendigkeit von Menschenblut, oder besser Christenblut (!), anbichten." **) Vor Allem aber sollte es den Theologen darum zu thun sein, diese infame Beschuldigung nach Kräften zu widerlegen, um nicht den Schein der Nichtkenntniß des mosaischen Gesetzes, wenn auch nur nach der lateinischen Uebersetzung der Vulgata, auf sich zu laden."

Es dürfte bei dieser Gelegenheit nicht am unrechten

---

*) Ei, sonderbar! Ist denn das alte Testament oder ist der Talmud maßgebend? Der Talmud ist das kanonische Buch der Synagoge, ruft und schreibt Rabbi Bloch, und kein orthodoxer Rabbiner kann diesen Ausspruch zurückweisen. Uebrigens steht auch im siebenten Gebote: Du sollst nicht stehlen. Die wegen Betrug und Diebstahl kriminalisch behandelten Tausende von Juden könnten sich ja auch auf das siebente Gebot zur Entlastung berufen.

**) Dieser für den Juden günstig gesinnte Gelehrte? hat, wenn er diese Beschuldigung dem Astarte-Dienste zuschreibt, sich unendlich lächerlich gemacht, weil er von der Geschichte und ihren Thatsachen nichts weiß oder — — — nichts wissen will! Er soll zu uns kommen, wir wollen ihm schlagende Zeugnisse in die Hand geben, die ihn befriedigen werden. Aber er wird nicht kommen?

Platze sein, an einen Gewährsmann zu erinnern, dessen Autorität Dr. Brunner wohl kaum in Zweifel zu stellen vermag. Gar Vielen unserer Zeitgenossen wird noch das eklatante Dementi erinnerlich sein, das der Dompredigter Johann Em. Veith, bekanntlich ein geborener Jude, von der Kanzel herab, das Kruzifix in der Hand, dem erbärmlichen Märchen von dem Christenblute in der jüdischen Osternacht entgegenstellte. Ist etwa das Zeugniß des Dompredigers, der im jüdischen Ritus aufgewachsen, für die Leute von der „Kirchenzeitung" kein vollgiltiges?" *)

Nachdem Brunner öffentlich angegriffen war, sandte er an die Redaktion folgende thatsächliche Entgegnung:

1. In der Reihe der kanonisirten Heiligen befinden sich nicht Wenige, welche nach dem Zeugnisse der Untersuchungsakten von Juden zu abergläubischen Zwecken ermordet wurden. Da der angegriffene Artikel der „Kirchenzeitung" eine Tiroler Korrespondenz ist, soll hier nur von Vorgängen dieser Art aus Tirol die Rede sein. Die Aktenstücke über den seligen Simon von

*) Die Niederträchtigkeit dieser Lüge besteht darin, daß man sich auf viele Zeitgenossen beruft, aber keine Zeugen anführt; das heißt das Lesepublikum betrügen. Die Infamie aber besteht darin, daß man die alte Lüge, trotzdem, daß sie schon so oft widerlegt wurde, aufrecht zu halten sucht. Die Redaktion soll den anonymen Verfasser nennen — sonst muß sie selbst dafür haften. Der Jude nennt sich gewiß nicht! Gehört er vielleicht auch — einer Koterie an?

Trient wurden noch 1853 von Dr. Juris Staffler, k. k. Gubernialrath (noch lebend), in Innsbruck herausgegeben. Die Acta pro veritate Martyrii A. Andreae Rinensis (des Andreas von Rinn in Tirol) ſind wiederholt erſchienen. Das Martyrium des unſchuldigen Kindes Urſula Pöck von Lienz hat der Hiſtoriker G. Tinkhauſer, urkundlich dargelegt, im Jahre 1854 herausgegeben. Die noch lebenden Verfaſſer ſind bereit, die Originalakten nachzuweiſen.

2. Das ſchon im Jahre 1842 tendenziös ausgeſtreute Gerücht: als habe der Kanonikus Dr. Veith auf der Kanzel, mit einem Kruzifix in der Hand, die obige Anklage gegen die Juden widerlegt, iſt in der „Kirchenzeitung" ſchon zweimal (Nr. 19, 1854 und Nr. 80, 1856) als eine Unwahrheit dementirt worden, nachdem Dr. Veith uns perſönlich erklärte, daß er über den angeführten Gegenſtand auf der Kanzel nie ein Wort geſprochen hat.

Dr. Sebaſtian Brunner,
Eigenthümer der „Kirchenzeitung"."

Die „Preſſe" verweigerte die Aufnahme. Wo iſt die Infamie? Brunner ſchrieb nun an den Eigenthümer Zang; auch keine Antwort! So kann man es von Leuten nicht anders erwarten, die ihr Blatt und ſomit auch die Leſer

zeitweiſe gegen enorme Summen zur Schädigung des Publikums an Koterien verkaufen.

Wer die Jammer-Zuſtände von 1862 ſammt der echten Infamie in Wien und Oeſterreich einſt ſchildern will, der findet hier eine belehrende Thatſache.

Eine Abwehr gegen die brutalen Angriffe der „Preſſe“.*)

Die Nachricht, welche der „Wiener Kirchenzeitung“ aus Tirol zugekommen iſt, nämlich:

---

*) Dieſe Abwehr iſt von dem am Ende unterſchriebenen Herrn.

Wir ſind durchaus nicht gewillt, ſämmtliche Juden jenes fanatiſchen Aberglaubens zu beſchuldigen, von dem hier die Rede iſt, er ſoll aber zur Nothwehr hiſtoriſch, und bis in die neueſte Zeit herein konſtatirt werden. Der Auszug aus dem Verhöre des P. Thomas iſt aus den Aktenſtücken, die im Miniſterium des Aeußeren zu Paris liegen, und die Achille Laurent (Relation historique des affaires de Syrie depuis 1840—1842. Paris, Gaume 1846.) herausgegeben hat, — ohne daß die franzöſiſchen Juden ihre Echtheit abſtreiten konnten! Ausführlicher als hier ſteht die Geſchichte mit P. Thomas in dem Werke: Die heiligen Orte, von Mislin,

„daß die dortigen liberalen Blätter die „Tiroler Stimmen“ zu einem Prozeſſe denunziren wollen, weil ſie „von einer geſchichtlich erwieſenen Praxis, „die jüdiſchen Oſtern mit Chriſtenblut zu feiern,“ ſprechen,“ hat auch die Wiener liberale Journaliſtik, beſonders aber „die Preſſe“ in Nr. 104, vom 15. April l. J., in der Originalkorreſpondenz: „Eine Antwort an Sebaſtian Brunner“ nicht wenig entrüſtet. Bedenkt man aber, mit welch' ſtupendem Erfolge die „Preſſe“ ſeit einiger Zeit das Studium der katholiſchen Theologie und der katholiſchen Praxis betreibt, ſo dürfte man ihr dieſe Entrüſtung unmöglich für übel nehmen, noch weniger aber verlangen, daß ſie ihre ſo koſtbare Zeit auch auf das Studium der jüdiſchen Praxis und des Talmud verſchwenden ſollte. Ich glaube demnach der „Preſſe“ einen Dienſt zu erweiſen, wenn ich ihr hiermit, wenigſtens in Hinſicht der religiöſen Praxis mancher Judengemeinden, „zu ihren Oſtern,

---

3 Bände (Wien, k. k. Staatsdruckerei, 1860), im erſten Bande S. 553—558 und 651—652. Mislin war zweimal ſelbſt in Damaskus. Ein Brief des franzöſiſchen Konſuls an Sherif Paſcha, Nr. 28, meldet von 500,000 Piaſtern, welche von den Juden angeboten wurden für Nichtaufnahme der Ausſagen betreffs des Blutgebrauches, in die Protokolle! (Siehe auch bei Laurent.)

und auch bei anderen Gelegenheiten, des Chriſtenblutes ſich zu bedienen," — hier nur beiſpielsweiſe ein paar nicht unbedeutende Aufklärungen gebe, und zwar:

1. Ignatius Zach, in ſeiner ausführlichen Beſchreibung der Marter des heiligen Kindes Andreas von Rinn, Augsburg 1724, im vierten Kapitel, S. 12, ſchreibt:

„Die Benehmung des Bluts betreffend, bezeuget der hochgelehrte Caſparus Panſa, weiland der Rechten Doktor und oberöſterreichiſcher Regimentsrath zu Innsprugg in vorgangenen gerichtlichen Verhören aus der Juden eignem Bekanntnus vernommen zu haben, daß dero gebohrne Kinder mit zugeſchloſſener rechten Hand zur Welt kommen, welche ſich auch ehe nicht öffne, es ſeye dann Sach, daß ſolche mit unſchuldigem Chriſtenblut innerhalb der Zwerch nach beſtrichen werde. So wollen auch einige, daß ihre Eheweiber ohne chriſtliches Blut der Leibesfrucht nicht, oder doch ſchwerlich geneſen können. (Eckius.) Nicht minder bezeuget Bonafinius, l. 4. Dec. 5. Raderus, l. 4. Bavar. S. Eckius, lib. contra Judaeos, cap. 11. Thomas Cantiprat. l. 2. apum. 22. Leopoldus Manzin. de Pass. cap. 10. Disser. 2. Osorius de Lusit. l. 1., daß ſie das chriſtliche Blut auch für eine ſondere Arznei ge-

brauchen. Zu dem bedienen ſie ſich desſelben ingleichem zu ihrem vermeint-allerhöchſten Opfer, ſo ſie ſonderbar zu Zeit ihres Oſterfeſtes abrichten, und jene Oſtern für die allerfeierlichſte achten, an welcher ſie ihr ungeſäuertes Brod ſammt dem Trunck mit unſchuldigem Chriſten-Blut untermengen können." . . .

2. In den arabiſchen Aktenſtücken über die Ermordung des Pater Thomas und ſeines Dieners in Damaskus vom 15. Februar 1840 findet man folgende Stelle: „Im Verhöre vom 28. des Mondes wird zuerſt vom Paſcha im Beiſein des franzöſiſchen, des öſterreichiſchen und des engliſchen Konſuls Iſaak Harari befragt: auf welche Weiſe die Ermordung des P. Thomas ſtattgefunden, und in welcher Abſicht:

Antwort: Wir ließen den Pater in das Haus David Harari's, meines Bruders, kommen; es war eine unter uns abgemachte Sache. Wir haben ihn geſchlachtet, um ſein Blut zu bekommen, welches in eine Flaſche gegoſſen und dem Rabbi Moſes Abou-el-Afié übergeben wurde, und zwar aus einem Religionsgrunde, da wir des Blutes zur Erfüllung einer religiöſen Pflicht benöthiget waren.

Frage: Was macht Ihr denn in Euerer Religion mit dem Blute?

A.: Wir thun es in die ungeſäuerten Brode.

F.: Wird das Blut ohne Unterſchied allen Juden mitgetheilt?

A.: Man thut es nicht offenkundig; es wird unter die Frommen ausgetheilt, als da ſind die Rabbiner und Andere.

F.: Warum habet Ihr das Blut nicht bei Euch behalten, anſtatt es dem Rabbi Moſes zu übergeben?

A.: Die Sitte will, daß das Blut bei dem Rabbiner bleibe.

Bei dem Verhöre des Aaron Harari wird demſelben die Frage geſtellt: Warum habet Ihr den Pater getödtet?

A.: Um ſein Blut zu haben, weil wir deſſen in unſerer Religion benöthiget ſind.

F.: Warum iſt der Mord im Hauſe Eueres Bruders begangen worden, und warum iſt das Blut nicht dort geblieben?

A.: Das Blut iſt dem Rabbi Moſes Abou-el-Afié durch die Hand des Rabbi Moſes Saloniki übergeben worden; denn das Blut muß bei den Rabbinern bleiben.

In einem anderen Verhöre wurde Rabbi Moſes Abou-el-Afié befragt: Iſaak und Aaron Harari behaupten, daß Moſes Saloniki das Blut genommen und in euere Hände übergeben

habe. Was habet Ihr damit gethan? Sprechet die Wahrheit!

A.: Der Rabbi Jakob Antabli, erſter Rabbiner von Damaskus, hatte ſich mit den Brüdern Harari und den übrigen Angeklagten beſprochen, um eine Flaſche Menſchenblut zu bekommen, und mich hiervon auch in Kenntniß geſetzt. Die Harari's verſprachen, eine ſolche zu liefern, und ſollte ſie 100 Beutel koſten (gleich 12,500 Franken). — Als ich zu David Harari kam, meldete man mir, daß man einen Mann hergebracht hatte, um ihn zu tödten und ſein Blut zu nehmen. Ich trat herein; der Mord wurde vollzogen; man nahm das Blut und ſagte zu mir: „Ihr ſeid ein verſtändiger Mann, nehmet dieſes Blut und übergebet es dem Rabbiner Jakob.“ Ich antwortete: „Laſſet den Moſes Saloniki es nehmen.“ Sie aber verſetzten: „Es iſt beſſer, daß Ihr es ſelbſt nehmet; Ihr ſeid ein verſtändiger Mann.“ Der Mord wurde bei David Harari begangen.

F.: Wozu bedarf man des Blutes? Bringt man es in die ungeſäuerten Brode, und theilt man von dieſen Allen mit?

A.: Das Blut in den ungeſäuerten Broden iſt nicht für Jedermann, ſondern für die Eiferer, und es geht damit ſo zu: Am Tage, wo ſie gebacken werden, bleibt der Groß-Rabbiner Jakob

Antabli bei dem Backofen ſtehen; die Frommen ſchicken ihm Mehl, aus dem er Brod macht, das er ſelbſt knetet und Blut hineinwirkt, ohne daß Jemand es weiß; dann ſchickt er das Brod den Frommen, die ihm das Mehl geliefert haben.

F.: Habet Ihr Euch beim Rabbiner Jakob nicht erkundiget, ob er dieſes Brod auch nach anderen Orten verſendet, oder ob es nur für Damaskus beſtimmt iſt?

A.: Er ſagte mir, daß er es auch nach Bagdad verſchicken werde.

F.: Glaubet Ihr, daß er aus Bagdad darum erſucht wurde?

A.: Ja, er ſagte mir es ſo. . . .

So viel zur Abwehr gegen die „Preſſe". — Endlich aber muß ich noch hier bemerken, daß der Paſſus der angeführten Originalkorreſpondenz der „Preſſe", und zwar die Behauptung: „Gar Vielen unſerer Zeitgenoſſen wird noch das eklatante Dementi erinnerlich ſein, das der Domprediger J. E. Veith, bekanntlich ein geborener Jude, von der Kanzel herab, das Kruzifix in der Hand, dem erbärmlichen Märchen von dem Chriſtenblute in der jüdiſchen Oſternacht entgegenſtellte," nur eine erbärmliche, von beſoldeten Skribenten erfundene Lüge iſt, welche ſelbſt der Kanonikus Dr. Veith als eine ſolche bezeichnet

hat. Die „Preſſe“ ſoll nur Einen von jenen „Vielen unſerer Zeitgenoſſen“ bringen, der Zeuge jenes angeblichen Dementi geweſen wäre! Es geht nichts über die Frechheit der Lüge.*)

Mödling, 16. April 1862.

Pawlikowski.

Dieſe Aufforderung wurde von der geſammten Gauner-Preſſe in Oeſterreich mit klugem Schweigen beantwortet.

Gedanken während der Revolution 1848.

Das einige Deutſchland.**)

Wenn ich jetzt bisweilen in der Nacht nicht ſchlafen kann, und alle Rädlein im Uhrwerke

---

*) Näheres über dieſe Angelegenheit findet die „Preſſe“ in der zweiten Folge meiner „Chriſten-Antwort auf die Judenfrage“, Wien, 1860 (und in: Der Talmud in ſeiner Theorie und Praxis von R. v. Pawlikowsky. Manz, Regensburg, 1866.)

**) Gleich nach dem Auflodern der Revolution 1848 geſchrieben, und in der Wiener „Kirchenzeitung“ vom 20. April desſelben Jahres wörtlich wie hier zu finden.

des Geiſtes luſtig durcheinander rennen, und bald die Hämmerlein ſich ſchnurrend zum Schlag bereiten, und oben die kleinen Flügel des Glockenwerkes ſich mit der allergrößten Geſchwindigkeit um ihre Achſen drehen, — und wenn ich lange vergebens ſtudirt, wie denn der Gedankenunruhe ein Ziel zu ſetzen, und ob man nicht hie und da etwas zwiſchen die Räder ſchieben könne, um ſie zum Stillſtand zu bringen, wenn ich lange nachſtudirt, wie ich denn als Herr und Meiſter meinen Leib zum Schlafe zwingen, und meinen geiſtigen Willen, in dem unruhigen Hauſe, welches die Natur mir gegeben, durchſetzen könne, da gedenke ich meiner geiſtigen Ohnmacht, und bittere Wehmuth geſellt ſich zur ermüdenden Schlafloſigkeit. Geiſt und Natur in völligem Zerwürfniß mit einander, in gegenſeitiger Abhängigkeit zu einander, die können nicht eins und dasſelbe ſein!

Ich will ſchlafen, ich will den Gedanken an die Welt und ihren Jammer los werden, aber ich kann nicht! Der Genius der Erinnerung faßte mich jüngſt, wie einſt ein Engel den Propheten Habakuk bei den Haaren, und ſchleppte mich herum in ganz Deutſchland; da ging es zuerſt nach Regensburg in den Saal, wo der Kaiſer und die Kurfürſten vor langer Zeit ſo oft im

Rath geſeſſen, und wo jetzt zur weltgeſchichtlichen Abwechslung die Ziehungen der Regensburger-Lotterie vorgenommen werden, ich ſah den verödeten, verſtaubten, vernachläſſigten Saal mit ſeinem wurmſtichigen Deckengetäfel, und ſeinen morſchen Sitzen vor mir. Ich bin ja auch dort einmal geſeſſen auf des Kaiſers Stuhl, und habe geſchrieben daſelbſt auf's Albumblatt, das ein Freund, der mich begleitet, in dieſen denkwürdigen Räumen mir dargereicht:

Auf dieſen Stühlen ringsum ſitzt
Kein Fürſt und kein Elektor,
Der Kaiſerſtuhl wird nur benützt
Vom Lotterie-Direktor.

Ich ſeh' das Nummern-Rad geſchwind
Um ſeine Achſe ſprühen,
O Waiſenkind, o Waiſenkind,
Kannſt du die Einheit ziehen?

Soll uns als unſer letztes Ziel
Nicht deutſche Einheit werden,
Dann iſt verloren unſer Spiel,
Und wir ſind Null auf Erden.

Der deutſche Ziehungstag, den man wohl allgemein ſchon ſeit Jahren in den Gliedern geſpürt, von wegen der feuchten Luft und politiſchen und ſocialen Donnerwetter-Temperatur, er iſt uns gar ſchnell hereingebrochen! —

Von da führte mich der Genius nach Frankfurt, ich ging herum im Römer, und es war mir als ob alle dieſe ſchmalen Kaiſerbilder bitter und bleich lächelten, und ob ſie ihre Scepter krampfhafter hielten mit ihren Fingern, als hätten ſie die Furcht, irgend ein Dämon wolle ſie ihnen aus den Händen ringen. Und es dünkte mir als ob ſie murmelten unter einander, und als ob ich aus ihren grauen Bärten heraus Worte der Verwunderung und Frage vernehme: „Wie? ſind wir nicht vollzählig da, und wo ſoll noch Platz ſein für einen neuen? ſtehen wir nicht ſo hart aneinander, in unſern aufrechten Bilderſärgen, wie in einer dicht angeſäeten Gruft; vorüber iſt die Ehrenzeit des deutſchen Kaiſerthumes — es mögen neue Ankömmlinge in der untern Säulenhalle ſich begnügen. Der Raum des Römers iſt gedrängt angefüllt — die Zeit der deutſchen Kaiſer iſt abgelaufen!“ Und wie ich ſo träumend auf und nieder ging, bald den Fenſtern, bald den Wandbildern entlang der Thüre zu, da trat der letzte Ritter Max I. aus ſeinem Rahmen hervor, derſelbe Max, zu dem ich ſtets eine beſondere Vorliebe gehegt — an deſſen Grab unter den Stufen des Altares der Burgkirche zu Wienerneuſtadt ich oft ſinnend geſtanden, und er führte mich zum Fenſter hin, und zeigte mir unten den Frankfurter

Crösus flüchtigen Fußes wie geschäftiger Gedanken voll vorüber eilen, und er sagte: „Siehe, einmal ist die höchste Macht die Ehre gewesen, die das Volk mir und meinen Kaiserbrüdern erwiesen hat um Gottes willen, jetzt ist die höchste Macht der Besitz, die Fürsten beneideten uns um die Ehre, und das Kaiserthum ging unter, die Reichen beneiden die Fürsten um die Ehre, und das Fürstenthum geht unter, die Völker beneiden die Reichen um den Besitz, und der Besitz geht unter! So wird walten der Drang der entfesselten Erdgeister von unten nach oben zum völligen Umsturz, weil die Fürsten und Völker nicht geglaubt haben an den Segen, der von oben nach unten strömt zur Erbauung!"

Nach diesen Worten sah ich den Kaiser fragend an, und er las die Bewegung meines Geistes in meinen Zügen, und fuhr fort: „Du scheinst wissen zu wollen, was geschehen wird in den Tagen, in denen du auf Erden lebst, und du scheinst zu fragen, ob ich keinen Glauben habe an ein neues deutsches Kaiserthum, an eine neue deutsche Einigkeit und Herrlichkeit? Doch auch vor meinem Geiste ist die Zukunft mit einem Schleier umwoben, aber wenn Deutschland den Glauben verloren hat an

Gott, ſein Geſetz und ſein Gericht — ſo wird ſich auch Deutſchland nicht fügen einem Kaiſer, ſeinem Geſetz, ſeinem Gericht! Und nur wenn von außen die Feinde auf ihren Roſſen und Kriegswagen hereinraſſeln in's ſchöne deutſche Reich, und die Ausſaat des Geiſtes vernichten, der ſich den Boden dienſtbar gemacht hat — da wird vielleicht eine Einigkeit zu Stande kommen — aber eine Einigkeit, die keinen rechten Halt hat, eine Einigkeit in Noth und Bedrängniß, aber keine Einigkeit in Freiheit und Herrlichkeit."

Nach dieſen Worten legte ſich der Kaiſer wieder flach wie ein Todter auf den Sarg ſeines Bildes, und ſeine Züge erſtarrten gleich den Zügen der andern Kaiſerbilder — und der Genius der Erinnerung faßte mich auf's Neue bei den Haaren, und ſprach zu mir: du haſt nun gehört die Stimme eines großen deutſchen Fürſten, eines herrlichen Kaiſers, über die Zukunft, ich will dich führen zum Herren eines kleinen Landes, aber alten Stammes. Und ſo führte er mich den Rhein aufwärts, drohend ſah ich vom Straßburgermünſter die Tricolore herüberwehen und winken ins deutſche Land; und hinauf und hinauf ging es den Rhein, auf der einen Seite leuchteten alte Burgen und jüngſt zerſtörte Schlöſſer aus den dunkeln Ausläufern des Schwarzwaldes,

und rechts nickten in blauer Ferne die Vogesen mit ihren Wolkenkronen mir ihren schweigsamen Gruß.

Und mein Begleiter führte mich bei schon hereinbrechender Nacht in die Vorhalle des Freiburgermünsters, knarrend drehten sich die schweren Pforten in ihren Angeln auf — und der helle Blüthengarten, der zur Tageszeit aus allen bemalten Glasfenstern leuchtet, war wie verwelkt, hie und da zitterten in den weiten Räumen die kleinen Flammen der Ampeln und die mächtigen Säulen warfen lange in der Finsterniß absterbende Schatten auf dem Boden hin. Hinter dem Hochaltare rauschten die Gewässer des Brunnens, als Sinnbild der Lebensquelle, der reinen Lehre der Wahrheit. Ich folgte meinem Führer, bis wir vorm Grabe Bertolds V. standen, des letzten Herzogs aus dem Hause Zähringen. Der Herzog steht aus Stein gehauen in riesiger Größe, angethan mit seiner Rüstung, Dolch und Schwert an Ketten hängend, mit gefalteten Händen auf einem Löwen.

Und es war mir als ob er bewegte seine steinernen Lippen, erst wie zu einem stillen ringenden Gebet, und als ob ich darnach aus seinem Munde die Worte vernähme:

„Ich war einst Herzog von Zähringen, reich und mächtig, zu Andernach haben mich die Reichs-

ſtände gegen Philipp von Schwaben zum Kaiſer gewählt, ich ließ in meiner Habſucht die bedenkliche Ehre aufwiegen für Gold, meine zweite Gemahlin vergiftete meine beiden Söhne, ihr Haupt mußte zur Sühne fallen, und ich ſtarb, der letzte meines Stammes, das Haus Zähringen ſtieg mit mir in die Gruft."

Als ich meinen Führer fragend anblickte, weil ich nicht wußte was die Worte des Herzogs mich angehen, ſagte er mir: „Auch Deutſchland hat ein Weib genommen, ſie heißt: Zerwürfniß, ſie hat vergiftet Deutſchlands Söhne mit dem Gifte der Zwietracht und des Haders, mit dem Gifte des Unglaubens an Gottes und Menſchengeſetz. Der Reichen Unglaube würgte die Armen, der Armen Unglaube wird die Reichen würgen."

Und der Führer ſtellte mich auf die mächtige Plattform unter der großen durchbrochenen Halle des Münſterthurmes, und zeigte hinaus ins deutſche Land Rheinabwärts, und ich ſah Feuer brennen, und ich fragte: Sind das die Altarlampen im Dome deutſcher Einigkeit? Und der Führer ſprach: Das ſind brennende Schlöſſer — das iſt die Wuth gegen das Eigenthum, das iſt der Haß, vom Unglauben an einſtige Ausgleichung groß geſäugt; das ſind die Proletarier, die man im Uebermuthe vollends arm gemacht, indem man

ihnen den größten, heiligſten Beſitz, den Glauben an Gottes Gerechtigkeit, und die Geduld im Lebensjammer weggenommen! Das ſind die Grabeslampen deutſcher Einigkeit! Wenn das Volk nicht wiederkehrt zum Glauben, ſo müſſen dieſe Flammen bald überall ausbrechen in den rieſigen Gebälken des deutſchen Domes, und er wird krachend zuſammenſtürzen im Brande lodernder Flammen, die er ſelbſt angezündet, ſelbſt in ſich genährt hat!

Und wieder faßte mich der Genius, führte mich in einen Kanzleihof und zeigte mir eine Scene, die daſelbſt vor einigen Jahren gar oft ſich ereignet. Es war ein öder, kalter Wintertag und Bauern ſtanden entblößten Hauptes vor der Kanzleithüre, ſie durften den Hut nicht aufſetzen, denn der ſtrenge Geßler, der Amtmann, erlaubte es nicht. Geßler trat heraus und zeigte ein recht grobkörniges Benehmen, man ſah, daß ihm die Liebe der Bauerncanaille nicht ſehr am Herzen lag. Mir erbarmten die armen Schelme, wie ſie zitterten vor der Kälte der Winters und vor dem eiſigen Antlitz des Tyrannen.

Das iſt ein Bild von vergangener Zeit, ſagte mir der Genius, und er führte mich nicht gar weit in eine Ständekammer, und da hörte ich denſelben Geßler in wüthenden Ausdrücken und

mit heftigen Geberden radicaliſiren, und der Freiheit fanatiſch das Wort reden!

Verwundert wandte ich mich über dieſen Wechſel zu meinem Begleiter, der ſagte mir: In der Kammer redet man anders unter den Herren Miniſtern, und um des Volksjubels willen, als in der Amtsſtube unter verknechteten dummen Bauern.

Und der Genius faßte mich wieder und führte mich nach Hauſe, und ſagte mir noch zum Abſchied die Worte in die Ohren: Wo keine Liebe und keine Demut iſt, da iſt auch keine echte Freiheit. Wo Hochmuth und Stolz iſt, da tritt der Menſch aus ſeinem Verhältniß zu ſeinem Schöpfer heraus — und das iſt Lüge, und wo Lüge iſt, da iſt keine echte Freiheit. Die echte Freiheit beſteht nur in der Wahrheit. Und wo Lüge iſt, da gibt es auch keine Einigkeit, da gibt es nur Anfeindung, Haß und Zerwürfniß. Nur die Wahrheit kann frei und einig machen.

Nach dieſen Worten erwachte ich und fand mich wieder auf meinem Lager, es war um die Morgenſtunde, der Wind ſchüttelte an den Fenſtern, und der Regen praſſelte nieder, es war ein trübes Wetter und ich dachte an Deutſchland! Und wenn Einer wünſcht, daß der Himmel heiter werde, ſo bin ich gewiß auch dabei!

Die Proletarier.*)

Es wird mir ganz unheimlich, wenn ich Abends die Proletarier von den öffentlichen Arbeiten heimkehren ſehe. Auch der Landmann iſt arm, aber er hat ſeine Hütte, aus welcher ihn Niemand hinauswerfen kann.**) Was iſt es für ein trauriger Anblick um einen Menſchen, der in ſeiner äußern Erſcheinung ſeinen ganzen Jammer zur Schau trägt! Ein erbärmliches zerriſſenes Gewand, Geſicht und Arme von der Sonnenhitze gebräunt, eingefallene Wangen, zum Teil von der Noth, mehr aber vom beſtändigen Tabakrauchen, und auch noch von andern Umſtänden. Wie troſtlos ſieht es in den Wohnungen dieſer Leute aus? Kennt ihr die öden, abgeſtorbenen Gaſſen in den Rieſendörfern um große Städte herum? Tauſende und tauſende haben gar keine Ahnung, wie es erſt in den Zimmern ausſieht, das muß man ſelber geſehen haben. Für den armen Teufel, der im Winter in einer ſolchen Spelunke wohnen

*) Geſchrieben im September 1848.

**) Iſt ſeither anders geworden. Tauſende von Bauern ſind durch „Gauner“ mit Hilfe moderner Geſetze hinausgeworfen worden.

uß, iſt die ſchlechteſte Bierkneipe noch ein Parfüm-
den mit Aetherdüften geſchwängert. Da wandeln
: nun ihrer Heimat zu, ſie haben faſt zwei Stun-
n bis zum Arbeitsplatze zu gehen. Männer und
Weiber, Burſche und Mädchen, viele ſchleppen Kin-
r in ihren Armen, die ſie bei Seite legen, wäh-
nd ſie den Spaten handhaben, oder das weinende
lageinſtrument, den Schiebkarren, vor ſich her-
ihren. Jetzt tragen die meiſten einen jungen
aum, oder Reiſerbündel, oder ein Stück Holz
f den Schultern, wie ſie es trotz Geſetz und
Waldfrevelſtrafe — auf ihre Maſſen pochend,
s den Forſten und Auen, die dem Arbeits-
tze nahe liegen, ſich in der Mittagsſtunde
meln und Abends mitnehmen. Ein Gegen-
d, kaum einige Kreuzer werth und vollwichtig;
es iſt grünes, feuchtes Holz — ſtundenweit
leppt nach einem harten Tagwerke! Das iſt
th, bittere Armuth! Wer kein Herz von
im Leibe hat, der muß beim Anblicke
Hungers, ſolchen Elendes zum Ausrufe
n: Mich dauert dieſes ſouverainen Volkes!
ine, mit Titeln iſt dem armen Volke nicht
, eine einzelne Brodanweiſung auf einem
Papier iſt jedem lieber, als das täglich an
traßenecken klebende, großmächtige Adels-
er Volksſouverainität. — Wer ſich, wenn

auch nur ein klein wenig, auf Geſichter verſteht, kann in den Zügen der müde Vorübertrabenden dieß und jenes leſen. Wie iſt der eine Reichthum und Adel des Geiſtes, der die Fleiſchmaſſe durchleuchten ſoll — wie iſt die Ebenbildlichkeit Gottes gar ſo ſehr aus manchem Antlitz gewichen? An dieſen verworrenen Stirnen, an dieſen rollenden Augen zeigt ſich nur der Glaube an den Jammer und die Noth des Erdenlebens, der bald in ſeine Glaubenswerke umſchlagen kann, wenn irgend eine Anregung die Verzweiflung auf die Spitze treibt — es iſt in dieſen Geſichtern ſo wenig Hoffnung auf Gott, ſo wenig Liebe zu finden. Die Leute tragen den Stempel des wahren und echten Proletariats an ſich, und der iſt außer der leiblichen Armuth, der Mangel an geiſtigem Beſitz, der Mangel an Glauben und Hoffnung auf Gott und ſeine ausgleichende Gerechtigkeit. Und das iſt der Höhenpunkt des Jammers! das macht erſt die Armuth zu einem Elende, größer noch, als es einſt im Heidenthume war, das ſteigert die Armuth zur Verzweiflung — das iſt das Proletariat!

Was iſt nun der echte Hochverrath an der Volksſouverainität? Der echte Hochverrath iſt: durch tauſenderlei Lügenkünſte das arme Volk um ſein einziges tröſtliches und erhebendes Gut

bringen, um die Religion, um Gottes ausgleichende Gerechtigkeit! Mit der Religion iſt der Menſch und fühlt ſich der Menſch in all' ſeiner leiblichen Armuth als eine moraliſche Perſönlichkeit, er hat den Adel der Kindſchaft und den Adel der Ebenbildlichkeit Gottes, den er ſich nicht abkaufen läßt, er läßt ſich nicht mißbrauchen zu Aufruhr und Todſchlag! Jene lieblichen Tageshelden aber, die da wollen Aufruhr und Blutvergießen, um ihren Willen durchzuſetzen, die fühlen ſich gehemmt in ihrem Fortſchritt, wenn ihnen ein armes, aber an Gott gläubiges, ein religiöſes Volk gegenüber ſteht. Der Glaube und die Religion müſſen alſo fort, der Arme muß durch die Preſſe um ſein höchſtes Gut, um ſeinen Glauben gebracht werden; dann erſt iſt er fähig zu allem, zu was ihn die eben herrſchende Niederträchtigkeit verwenden will, dann iſt er das blinde Werkzeug jedes Volksredners, der ihn aufhetzt mit ſeinem geſtachelten Wort, dann iſt der Arme erſt vollkommen entehrt, denn es adelt ihn nicht mehr das göttliche Sittengeſetz, und er folgt blindlings jedem ſchreienden Lügner, und er wird zum Werkzeug jedes Lumpen, der ihm große Worte vormacht.

Wer ſollte nun nicht ſchaudern vor dieſen Menſchenmaſſen, die man abſichtlich mit teufliſcher Bosheit um ihre moraliſche perſönliche Selbſt-

ständigkeit gebracht hat, um sich nöthigen Falles mit ihrem Herzblut die Republik zu erkaufen oder mit ihrem Herzblut vorläufig Versuche dafür anzustellen?

Wer fühlt sich nicht von heiligem Zorn durchglüht, wenn er einen erbärmlichen Kerl sieht, der das Volk mit den Worten begrüßt: „Souveraines Volk!“ und der hundertmal diesen Gruß über seine Lippen bringt, und der im Herzen sich denkt: „O ihr dummen Teufel, ich halte euch nur die Speckseite hin, um euch in die Falle zu locken, um euch dorthin zu führen, wo ich euch eben nöthig habe.“ Eine freche Stirne gehört dazu, auf offener Straße zu schmeicheln und zu buhlen um Fäuste, Sensen und Schaufeln, und dabei herumklimpern mit der klingenden Spielmünze der Volkssouverainität.

Bei derlei Schauspielen übernimmt nun zweifelsohne die ehrenwertheste und erhabenste Rolle jener Theil der Bürger, der desto mehr Bravo schreit, je mehr seine Geschäfte schleichen, je mehr sein Handel zum Stocken anfängt, so wie der Sterbende desto lauter röchelt, je mehr sein Blut in Stockung geräth.

Das Armenwesen ist jedenfalls eine der schwersten Aufgaben der neuen Staatsmänner-Versammlungen. Daß es dem neuen Staate bisher noch

ſehr wenig gelungen iſt, dieſe Frage zur allgemeinen Zufriedenheit zu löſen, iſt kein Geheimniß. Beſitzer und Nichtbeſitzer ſind beide gleich unzufrieden. Der Beſitzer hat tauſend Aengſten vor den Proletarierhorden, und ſchreit: Warum thut der Staat nichts, um ſie in Ruhe und Ordnung zu erhalten? Und die Proletarier ſchauen mitunter ſchon mit wahren Hyänenblicken auf die Reichen. Wie die Hyäne den im Wüſtenſand verſcharrten Leichnam wittert und ihn ausgräbt und auffrißt; ſo wollen echte Proletarier auch einmal über das todte, von Reichen verſcharrte Gold herfallen, und ſich damit gütlich thun. Geſchieht etwas, um die hungernden Hyänen zahm zu machen? Vom Sättigen kann ohnedies gar keine Rede ſein! Nein, es geſchieht nichts — es wird im Gegentheile Alles aufgeboten, um ſie zu größerer Wuth und Blutbegierde aufzuſtacheln! Wie, iſt es aber nicht Verrath an der heiligen Menſchheit, die Proletarier Hyänen zu heißen? Ich heiße ſie nicht Hyänen, weil ſie arm ſind, ſondern weil ſie Proletarier ſind, aber zu Proletariern und Hyänen habt ihr ſie gefließentlich gemacht, oder ſie dazu machen laſſen, indem ihr ihnen den Himmel weggenommen, und ſie auf die Erde angewieſen habt; — auf der Erde aber könnt ihr ſie nun nicht befriedigen. Diejenigen, welche

die Volksmaſſen um die Wahrheit des Glaubens an Gott, Erlöſung und Ewigkeit bringen, um ſie dann als Werkzeuge zu ihren Umtrieben zu haben — das ſind die wahren Teufel der Geſellſchaft, aber auch dieſen Teufeln wird ſchon hier auf Erden noch ihr Theil werden, und meiner Anſicht nach wird ihnen hier die hiſtoriſche Weltgerechtigkeit ſo wenig ausbleiben, als einſt die göttliche. Wenn das Proletariat es einmal erkennen wird, wie man es nur zu beliebigen Zwecken gebraucht hat — und es dann wegwerfen möchte, wenn es abgenützt iſt, dann wehe euch ihr Hetzer und Verführer! Wie ihr den heiligen Glauben verläugnet habt, ſo habt ihr ihn auch den Armen weggenommen, nun wird euch der glaubensloſe Arme als eine rohe, mächtige Naturgewalt gegenüberſtehen, und euere Liſt wird nicht mehr ausreichen, ihn bändigen zu können.

Einmal wird der Schleier des Truggewebes zerreißen, und das wird ein Tag der Gerechtigkeit ſein in der Weltgeſchichte, eine von den vielen Ouverturen zum einſtigen göttlichen allgemeinen Gericht!

Geſpräch mit einem Todtengräber.*)

Es hat den Anſchein gehabt, als wäre die Beamtenherrſchaft von einem eigenen Dämon beſeſſen geweſen, der ſie unaufhörlich ſtachelte, alle möglichen Mittel zu ihrem eigenen Sturze anzuwenden. Ich will von den hundert Fällen, die mir vorgekommen ſind, einen hier anführen. Ich ging während meines Aufenthaltes zu N. in Niederöſterreich an dem ſehr romantiſch gelegenen Gottesacker vorüber, und ſah den Todtengräber eben beſchäftigt, einem neuen Gaſte ſeine Wohnung zu bereiten. Hohe Berge mit dunklen Föhren auf ihrem Scheitel ſtanden im Hintergrund, von einer Seite leuchtete die Sonne durch die hellgrünen Rebenblätter der Weinhügel, die Mauer des Friedhofes, welche gegen Norden ſteht, bildet eine hohe Steinwand, der ruinenhafte Ueberreſt einer alten Burg der Babenberger, mit hohen durchbrochenen Fenſtern, mit verfallenen Waffenkammern und zerſtörten Gemächern, und über dieſe Mauer ragt der hohe impoſante gothiſche Kirchenbau. Lerchen trillerten nah und ferne, der

*) Geſchrieben im Oktober 1848.

Morgenthau glänzte auf den Gräſern, Blumen oder Sträuchern, die auf die Grabeshügel gepflanzt waren, die ganze Maienluft eines Frühlingsmorgens war erwacht, nur die Kreuze auf eingeſunkenen Gräbern neigten ſich wie ſchlafestrunken einander zu, und ſchläfrig guckten die Dohlen aus ihren Mauerlöchern heraus. Die hohen Wände gaben immer einen leiſen Widerklang, ſo oft das Steingerölle, welches der Todtengräber herauswarf, klingend vom eiſernen Spaten wegflog. Das Grab galt einer Jungfrau, die noch vor acht Tagen heiter und fröhlich in's Leben hinausſah, und eher alles Andere erwartet hätte, als daß in ſo kurzer Zeit Meiſter Hämerlein ſie in ſeine Knochenarme nehmen wird, um mit ihr den letzten, den Todesreigen zu tanzen.

Ich grüßte den Todtengräber und wir fingen mit einander zu reden an. Er meinte, „es ſei doch eine recht betrübte Geſchichte, ſo in der Jugend aus der Welt hinaus zu müſſen, und da nun eingeſchloſſen ſein für ewig, und Alles, Alles aus!“ Während er ſo ſeine Betrachtungen hielt, hatte er wieder mit der Hacke gearbeitet, die Schläge fielen dumpf, und er zerbrach einen halbmorſchen Sarg; es lag wie gewöhnlich nichts als Moder im alten Kaſten, dann einige Beine

und der Schädel; und um die Schläfe wand ſich ein Drahtgeflechte als Ueberbleibſel eines Kranzes aus gemachten Roſen, wie man ſie Unverheiratheten mit ins Grab zu geben pflegt. Der Mann warf den Schädel hinaus, ich hob ihn auf, um ihn anzuſehen. Es iſt was Eigenes um das Grinſen, dieß ſtille unheimliche Gelächter eines Todtenkopfes, mir geht es immer durch Mark und Bein. Der Todtengräber bemerkte, er habe die auch gekannt und begraben, deren Kopf ich in Händen habe, ſie ſei mit ihm verwandt, ein braves Mädchen geweſen, und habe müſſen eben ſo jung ins Gras beißen, wie die, welche ſie heut ablöſen wird. Ich meinte, ſie habe wahrſcheinlich die Lungenſucht gehabt, ſo viel aus dem Kopf zu erſehen iſt. Der Mann blickte erſtaunt auf, und ſagte: ſo viel er weiß, habe es ihr an der Bruſt gefehlt, es wundere ihn nur, wie ich das noch aus dem Todtenſchädel herausleſen könne, nachdem doch manche Doktoren die Krankheit nicht kennen, wenn ſie gleich den ganzen lebendigen Leib vor ſich haben. Ich errieth die Krankheit nur ſo von ungefähr aus den blendend weißen Zähnen; aber es freute mich den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben und von dem Manne von wegen meiner tiefen Arzneigelehrſamkeit angeſtaunt zu werden; o der

Menſch iſt oft ſo kindiſch, ſo außerordentlich eitel! — Darnach hielt der Gräber inne mit ſeiner Arbeit, er legte die Hände an ſein Werkzeug, lehnte ſich an die Erdwand, machte eine Miene, der man es anſah, es liege ihm was Rechts auf dem Herzen, und begann ungefähr wie folgt: „Es iſt doch ein wahres Elend mit dem Menſchen, hier ſich ſchinden und plagen müſſen in der Welt, und dann dies Ende, und aus und Alles aus! Ich grabe nun ſchon ſeit ſechzehn Jahren hier herum; früher machte ich mir weniger daraus, ich glaubte an eine Auferſtehung, aber das iſt doch alles nichts anders als Dummheiten und Schnurrpfeiferei!“ Ich fragte ihn nun natürlich, wie es denn gekommen ſei, daß er den Glauben an die Auferſtehung verloren und dafür die troſtloſe Lehre des „Nach dem Tode allesausſeins“ eingewechſelt habe? Er entgegnete, das habe ihm ein gar geſcheiter und großer Herr geſagt, der Rath N., der einige Sommer von Wien aus heraußen geweſen, und bei dem er als Hausmeiſter in Dienſten geſtanden. Nun fragte ich den Mann, ob er ſich denn nicht auf einzelne Aeußerungen des Herrn Rathes zu beſinnen wiſſe. Da wußte er gar manche zu erzählen. Es waren ſo die gewöhnlichen Gemeinplätze, die den verzweifelten Ungläubigen ſtacheln,

mit ſeinem Unglauben auch Propaganda im Volke zu machen, und Proſeliten der Verzweiflung zu gewinnen. „Wie könnt ihr doch ſo dumm ſein, meinte der Herr Rath und euch von den Pfaffen bei der Naſe herumführen laſſen? Wozu geht ihr Sonntags in die Kirche und laßt euch Dummheiten vormachen, iſt es nicht beſſer, wenn ihr während der Zeit zu Hauſe etwas ſchafft — und wäre es auch nur zerriſſenes Gewand flicken u. ſ. w. Und der Schüler fragte den großen Meiſter der Glückſeligkeitslehre, was denn nun von der ganzen Geſchichte zu halten ſei, und was nach dem Tode mit dem Menſchen geſchehen werde? und ob denn nicht auch was Wahres an der Religion ſei. Und der Meiſter erwiderte lächelnd: Nun nach dem Tode iſt es eben aus, aber die Pfaffen wollen, daß Ihr Ihnen Geld auf Seelenmeſſen bringt; es iſt genug, wenn man ein ehrlicher Mann iſt, das iſt der wahre Gottesdienſt und alles andere iſt nichts als eitles Pfaffengerumpel!“ Als ich mich darnach wunderte, wie denn der Todtengräber gegenüber dem Rathe einen ſo großen Glauben gezeigt, daß er ſo geſchwind war, den Glauben an die Kirche und an Gottes Wort, das in ihr gelehrt wird, alsbald über Bord zu werfen; da zeigte es ſich, daß der Meiſter im Unglauben den Schüler durch

nichts mehr als durch ſeinen hohen Rang einſchüchterte: denn, meinte der Erbenmann, ſehen Sie, ſo ein Rath, der muß doch etwas Rechtes gelernt haben und außerordentlich hoch ſtudirt ſein, ſonſt wäre er nicht Rath geworden, und ein Paar Bänder mit Kreuzen hatte er noch überdieß im Knopfloch gehabt. Und beſonders hat den Todtengräber der Umſtand in ſeinem Glauben an die Lehre des Rathes befeſtigt, daß er denſelben öfter in Geſellſchaft des Pfarrers ſah, daß der Pfarrer oft beim Rath ſpeiste, und daß beide da oft recht luſtig miteinander geweſen ſind; und es ihm oft gedünkt habe, obwohl er das nicht gewiß behaupten könne, ſie hätten ſich ſogar über die Leute, die noch was glauben, recht luſtig gemacht. — Es ergibt ſich hieraus, wie ein Seelſorger mit offenbar Ungläubigen keinen unterhaltlichen Verkehr pflegen, und ihren Umgang ja nicht um der Luſt der Geſellſchaft willen ſuchen ſoll, denn es hat ſonſt den Anſchein, als ob der Seelſorger mit den Anſichten eines ſolchen Mannes entweder einverſtanden wäre, oder ob es ihm doch wenigſtens gleichgültig ſcheine, wie und was man von Kirche und Chriſtenthum, und von den höchſten Angelegenheiten des Lebens für eine Anſicht und für einen Glauben oder Unglauben habe.

Da ſuchte ich nun dem Manne in einem längeren Geſpräche zu zeigen, wie das Evangelium doch noch ganz was anders ſei, als die Grillen eines nichtsnutzigen Rathes, deſſen Lebensbeſchreibung wie der Todtengräber ſelber geſtand, eben keiner Heiligenlegende gleich ſah. Und ich hatte die Freude, den Mann über meine Worte recht ernſt und nachdenklich zu ſehen; und es war der Schluß ſeiner Rede, als er aus dem Grabe ſtieg: „Wenn die Sachen ſo ſtehen, da muß ich halt doch wieder anfangen an den Sonntagen in die Kirche zu gehen!“

So wirthſchafteten nun manche Bureaukraten hie und da unter dem Volke, und dem eingeſchüchterten Klerus fehlte es hinwiederum auch hie und da an Wiſſenſchaft, an Muth, oder an moraliſcher Kraft, dieſen Leuten kühn entgegenzutreten; und ſo wäre es hiemit auch wiederum ein wenig gezeigt, wie eben die intelligenten Stände oft die Hände geboten und fleißig dazu beigetragen haben, um unſere religiöſen und ſittlichen Zuſtände auf jenen Grad der Vollkommenheit emporzubringen, auf welchem ſie gegenwärtig ſich befinden.

Und es trillerten die Lerchen auf den Aehrenfeldern, und die Steinröthel und Finken erluſtirten ſich und ſchmetterten ihren Geſang von den

hohen Burgruinen herab, und die Maienluft wehte den feinen Blüthengeruch der Reben vom nahen Weingebirge, und die Sonne leuchtete ſo herrlich über das ſchöne Land Oeſterreich, ſeit Heinrich von Ofterdingen von manchem Sänger hoch geprieſen; wir ward aber abermals ſchon in Erwägung mancher Zuſtände recht traurig zu Muthe, denn es war nichts Gutes von der Zukunft zu erwarten.

Mein Verkehr mit armen Schulgehilfen.*)

Es iſt mir einmal in den Sinn gekommen, mir über Kirche, Schule und Schullehrer einige Gedanken zu machen. Habe es hierin auf keine Gehäßigkeit abgeſehen, und dieſe iſt auch nicht meine Art und Weiſe. Ich kann aber deßwegen doch das, was weiß iſt, nicht ſchwarz, und was ſchwarz iſt, nicht weiß nennen. Ich habe mich recht gut davon überzeugt, daß der Stand der Schullehrer, beſonders der Landſchullehrer, am be-

*) Geſchrieben im Oktober 1848.

ſonderſten aber der Landſchulgehilfen nicht zu den beneidenswerthen und auch nicht zu den privilegirten Ständen gehört. Morgen bei Tagesgrauen wird im untern Thurmraume, wo die Seile herabhängen, das Ave geläutet. Das iſt im Sommer außerordentlich früh, und der junge Mann (wenn er auch ſchon in den Fünfundvierzigen iſt, ſo lange er Gehilfe iſt, darf er ſich nicht alt fühlen) bliebe noch gerne liegen, und hörte die Vögel auf den Feldern ſo von Ferne her ſingen, und den Kuhhirten ſeine erbarmungswürdige Trompete vor dem Schulhauſe mißhandeln, und die Rinder der Gemeinde brüllen und die Schafe und die Hammel blöcken im Diskant und Baß. Aber da hilft nichts, er muß auf. Und iſt es Winter, ſo kann er wohl etwas ſpäter zu ſeinem anziehenden Dienſt gehen, aber dafür bläst der Wind unheimlich bei den Thurmlöchern herein, und ſendet kleine Schneeſternlein, die an Händen und Geſicht anfahren und zerſchmelzen. Dann kommt der Orgeldienſt, und er bemeiſtert oder beſchülert, wie er es eben in der Kunſt weiter oder weniger vorwärts gebracht hat — das wurmſtichige Inſtrument. Nun geht die Schule an. Wenn ihm die loſen Schuljungen nicht einen Narren um den andern ſtechen, oder wenn ſie ſeine Gebrechen nicht abgelauſcht

haben, um ſich heimlich darüber im halberſtickten Gelächter zu erluſtriren, ſo kann er von Glück ſagen, daß er es in Handhabung der Autorität ſo weit gebracht habe. Hat er es mit dem Federſchneiden, und Ruhigrufen, und Handführen und Buchſtabengeheul und Syllabirgeſchrei ein paar Stunden ausgehalten; dann bekommt er ſein Mittageſſen, und bliebe der junge Mann immer ſo beſcheiden, als größtentheils dies Mittagseſſen iſt, ſo würde er nie aufhören liebenswürdig zu ſein. Und wieder geht die Schule an, mit ihren Bußanſtalten für die Jugend, mit Ohrenkneipen und Fingerklopfen, aus der Bank ſtehen und knieen, Adelsprädikate und Titulaturverleihungen, und es wird 3 Uhr Nachmittags. Jetzt kommt der Muſendienſt; was iſt das für eine Höllenmarter vom ut re mi fa so la bis hinauf zu den verwickelten Applikaturgriffen des Geigeninſtrumentes! Ruhig bleiben ſie hängen die abgewetzten Violinen auf dem großen ſchwarzen Wandbrett in Reih und Glied den ganzen Tag über, und ſehen auf die Schuljugend und ihr Getriebe herab, und es hat den Anſchein, als ob ſie unzufrieden wären mit dem nicht genug ſchnellen Fortſchritt, und ob ſie wie grämliche Prüfungskommiſſäre lange Geſichter machten. Hat der arme Gehilfe, oder wo kein Gehilfe

iſt, der Meiſter dieſe Tortur aller Sinne, die wahrlich nur die Angewöhnung erträglich macht, geduldig ausgehalten und überſtanden, und kommt der Abend herein, wer wird es ihm verargen, wenn er ſich eine erlaubte Unterhaltung ſucht, und nicht mit zu großer Gewalt den Schulſtaub aus ſeiner Kehle entfernen will. Und wird es dunkel, ſo geht der Weg wieder durch den Friedhof, um die Glocke zum Gebete zu läuten, und zitternd tanzen die Wellenringe der Luft über die Gräber hin, verkündend die Erlöſung vom Tode, und den Lebenden, die beten, ſtrömen ſie wie ein Balſam ins blutende Herz, aufgeriſſen von der Trübſal und Sorge des verlebten Tages. Ich habe da öfter an verſchiedenen Orten mit den Gehilfen in Schul- und Meßnerdienſt Zwieſprache gepflogen, und es war mir eine Freude einzugehen in die Freuden und Leiden, in die mannigfachen Lebensintereſſen eines jeden, und wir redeten oft lange Zeit bis der Mond heraufgeſtiegen war über die Gräber des Friedhofes, und die Heiligenſtatuen an der Kirche wie lebendig ſich zu regen ſchienen, und die Heuſchrecken voll der Lebensluſt ihre Abendlieder ſangen, und die Fledermäuſe aus altem Gemäuer uns um die Köpfe ſchwirrten. Es iſt was eigenes um dieß ſtarre Naturgeſetz — das ſo wenig ſich kümmert um die

ringenden leidenden Gedanken des Menſchengeiſtes. Da drüben auf der Anhöhe iſt im Schloßpark ein fröhliches Leben. Gäſte ſind angekommen. Die laue Sommernacht wird im Freien genoſſen. Bald tönt ſchallendes Gelächter von Frauen, bald ein Männerchor, bald ein Toaſtgeſchrei herüber, und oben hängt derſelbe Mond wie über dem Friedhof, und im Graſe ſchreit dasſelbe Gethier, und in den Baumwipfeln rauſcht dieſelbe Luft, und dieſelben Sterngebilder zieren den hohen blauen Himmelsdom, wie hier über den Gräbern. Da unten ruhen ſeit Jahrhunderten zumeiſt Bauersleute, die mit der Erde ihr Leben lang gerungen haben in jedem Witterungswechſel, und die Korn und Wein ihr abtrotzten unter vielen Mühen mit dem Schweiß ihres Angeſichtes. O es iſt nichts Süßes und nichts Heiliges in dieſen ſtarren Naturgeſetzen, und hätte der Geiſt keine andere Ausſicht, keine andere Hoffnung, kein anderes Geſetz, kein anderes Ende, als hier in den Erdenfurchen auf- und unterzugehen, ſo könnte er ſeines Daſeins nie wahrhaft froh werden. Einem Menſchen, dem in der Umgebung von Grab und Kirche nicht die geiſtige Sehnſucht nach Erlöſung aufgeht, der den Gedanken nicht verſteht, warum die Kirche ihre Gläubigen, wenn ſie dahingeſchieden, um die

Tempelmauern reiht, der es nicht einsieht, wie nur in der Erlösung der Trost im Erdenjammer und in seinem Brenn- und Culminationspunkte: im Tode zu finden sei, einem solchen Menschen ist es schwer nahe zu kommen, denn er ist, ob nun ein Gelehrter oder Ungelehrter, ein Mensch, der nichts anders sein will, als ein Thier und der vom Thiere sich nur unterscheiden will durch höhere Anlagen, der aber mit dem Thiere dasselbe Ende und die Vernichtung zu haben vermeint.

Sind nun Lehrer, mit denen ich redete, durch das, was man oft als Bildung und Aufklärung vorgibt, hie und da auf dem Holzweg gewesen, so hat es an meiner Mühe gewiß nicht gefehlt, einen zurecht zu bringen, und daß ich weder hart noch bitter, noch hochmüthig war, zeigte sich aus dem Umstande, daß keiner, der je mit mir geredet, das nächste Mal, wenn eine Gelegenheit zu einem Gespräche sich fand, mir ausgewichen ist, und wie im Gegentheile mancher mir dankte, weil ihm jetzt dieß und jenes klar geworden sei, wovon er früher keine rechte Ahnung gehabt, und was im zweifelhaften Dunkel ihm vor dem Geiste geschwebt. Alles das muß ich voraussenden, daß man mir ja nicht hinaufdisputiren könne, ich sei ein Schullehrerfresser und abgesagter

Feind unſerer Schulmänner — es würde eine ſolche Verunglimpfung meiner Perſönlichkeit auch nicht Stich halten, weil viele Lehrer ſelbſt, mit denen ich in freundſchaftlichen Beziehungen ſtehe, gewiß dagegen Einſprache thun würden. Und dennoch liegt mir manches gegen Lehrer auf dem Herzen, und das muß heraus, ich kann es nicht mehr länger an mir halten. Ich ehre den Lehrerſtand, ich kenne ſeine Leiden, ſeine Mühen, ſeine Opfer, ich kann aber eben deßwegen gegen jene nicht gleichgiltig ſein, die ihren Stand nicht kennen wollen und verunehren, und die ſich beſonders jetzt durch ein fürchterlich dummes Geſchwätz über Schule und Kirche breit machen. Ich will hiebei nicht einmal den Schwätzern die ganze Schuld aufladen, und zeigen, daß auch noch wer anderer ein gut Theil davon auf ſeinen Schultern zu tragen hat. Was aber ſchlecht iſt, ſei es nun in Kirche oder in Schule an einem Geiſtlichen oder Lehrer, das kann man doch vernünftiger Weiſe nicht gut heißen. Wenn Lehrer ſich von einem geiſtlichen Oberaufſeher gedrückt fühlen, oder mit Härte oder Unhöflichkeit behandelt, ſo habe ich gegen eine derlei Klage gewiß nichts einzuwenden; es muß nur bedacht werden, daß die Kirche weder Härte, noch Grobheit gebietet, ſondern gerade das Gegentheil, es muß

ferner bedacht werden, daß die Behandlungsweiſe, welche gegen Lehrer bisher üblich war, mehr von den Staatsgeſetzen als von den Anordnungen der Kirche ausgegangen iſt, und das oberſte Lehrweſen doch zunächſt vom Staate und ſeinen Autoritäten, und nach ſeinem Willen, und nach ſeinen von ihm ſelbſt fabricirten Schulgeſetzen dirigirt wurde. Es iſt ein natürlicher Rückſchlag, daß der ganze Haß gegen den Polizeiſtaat nun auch inſofern die Kirche trifft, in ſo ferne dieſe ihr eigenthümliches freies Lebensgebiet verlaſſen hat, und von den mannigfachen Rubrikennetzen des abſoluten Regimes eingefangen wurde. Das verſtehen aber eben ſo Wenige ſich auseinanderzuhalten, und Manchen, denen es an Fähigkeit hiezu nicht gebräche, fehlt der gute Wille hiezu. Wäre die Behandlung der Lehrer im echt freien kirchlichen Geiſte eingeleitet, ſo würde ſich gewiß kein Lehrer, der ein Chriſt iſt, darüber zu beklagen haben; denn in dieſer Weiſe kann die Kirche wohl eine Aufſicht, aber keine Knechtſchaft ausüben. Iſt aber der Lehrer kein Chriſt, und iſt er ſonach ein Heide, ſo möge er das offen und ehrlich erklären, und es den chriſtlichen Aeltern ſagen, ob ſie geſonnen ſind, daß er dann ihre Kinder zu Heiden mache, und ſie frühzeitig in dem Heidenleben unterrichte. Nun iſt aber

die Kirche die Mutter der in Christus wiedergeborenen Menschheit, und ihr darf es nicht gleichgiltig sein, was für einen Unterricht diejenigen empfangen, welche ihr durch die Taufe geistiger Weise geboren sind. Hierin muß nun jedenfalls die Gemeinde eine vollgewichtige Stimme haben. Wie eine katholische Gemeinde dem Bischof sagen kann, er möge einen Seelsorger entfernen, der offenbares Aergerniß gibt, oder der Irrlehren predigt, eben so muß der katholischen Gemeinde auch das Recht zustehen, einen Schullehrer entfernt wissen zu wollen, der ihre Kinder von dem katholischen Glauben abwendig macht. Würde aber der Staat sich dann um einen solchen Lehrer annehmen und der Gemeinde sagen: „Du mußt diesen Menschen behalten, er wird deine Kinder Lesen, Schreiben und Rechnen, und auch vielleicht Geographie lehren, (daß sie auf der Landkarte im Dorfwirthshause auf den Namen ihres Dorfes hindeuten können, bis die ganze Gegend des Dorfes, das Weichbild ringsherum durch einen weiten schmutzigen, fetten Fleck schon von Weitem sich kund gibt) und um Religion kümmern wir uns nicht;“ dann würde der Staat durchaus nicht mehr den Namen eines freien constitutionellen Staates, sondern den eines heidnisch-absoluten verdienen, der den Aeltern die Freiheit

raubt, ſich um das Theuerſte, um ihre Kinder, in der heiligſten Angelegenheit des Lebens, in der Religion zu kümmern. Wenn nun ein Schreier hierin das Glück des Lehrerſtandes zu finden vorgäbe, daß er nach Gutdünken mit der Religion der ihm anvertrauten Kinder umſpringen dürfe; dann hätte die Gemeinde nicht nur das Recht, ſondern auch die Pflicht, gegen einen ſolchen Eingriff in ihre heiligſten Rechte dringend zu proteſtiren. Das haben nun die Heidenlehrer ſehr gut begriffen, oder man hat es ihnen von der durchtriebenen pfiffigen Seite der Heidenwelt beigebracht — wie ſie ſich ja nicht unter den Schutz der Gemeinde ſtellen, ſondern vom Staate einen abſoluten Schutz petitioniren ſollen, ſo daß den Gemeinden das Recht, auf die Erziehung ihrer Kinder den nöthigen Einfluß zu haben, geraubt werde. Dieſes Verlangen heißt demnach nichts anders als: Wir wollen unſere Anſichten ohne Rückſicht auf den Willen der Gemeinde den Kindern derſelben beibringen, und der Staat iſt hierin im Recht, ſogar einen Zwang gegenüber der Gemeinde auszuüben, daß die Kinder derſelben, ihr junger Nachwuchs echt aufgeklärt, und vor der gefährlichen Verdummung, die vom geiſtlichen Stande ausgeht, geſchützt werden. Ueber das, was gewöhnlich unter

dieſer Verdummung und Knechtung verſtanden wird, dürfte es nicht unnöthig ſein, einige Worte fallen zu laſſen.

Aufklärung und Verdummung.*)

Aufklärung und Verdummung! Das ſind die beiden Pole, in denen ſich jener Theil der deutſchen Bevölkerung im Schreiben und Leſen ergötzt und beluſtigt, der an Gemeinplätzen ſeine Freude hat, und den gänzlichen Mangel aller wiſſenſchaftlichen Bildung mit einigen Phraſen aus Tagesblättern zu maskiren ſtrebt. Was ſind nun die äußerſten, und was die engſten Grenzen der ſogenannten „Aufklärung“. Die engſten Grenzen ſind: Derjenige, welcher den Namen eines Aufgeklärten verdienen will, darf keinen gewiſſen Glauben haben, er muß dem Zweifel anheimgefallen ſein, er muß den Hochmuth haben, über Gott und Ewigkeit, Himmel und Hölle, Tod und Gericht, Witze zu reißen oder die Feigheit, Witze darüber anzuhören, ohne dagegen eine Einwendung zu machen. Die äußerſten Grenzen

*) Geſchrieben im Oktober 1848.

aber, oder das folgerichtige Ende dieſer Aufklärung beſteht im fertigen Unglauben, in völliger Verläugnung eines perſönlichen Gottes, wie der perſönlichen Unſterblichkeit des Menſchen. Wer damit nicht einverſtanden iſt, der wird zur Klaſſe der Verdummer oder Verdummten gezählt, und iſt er ein Geiſtlicher, ſei er Katholik oder ein poſitivgläubiger Proteſtant, ſo wird er der „Volksverdummung“ beſchuldigt. Die wahren Aufklärer im Sinne des Zeitgeiſtes oder vielmehr des Zeitungsgeiſtes ſind nun diejenigen, die gar keinen Glauben haben, die mit ihren Intereſſen nur im Dießſeits, hier auf Erden wurzeln, und die auch an andern den Glauben an Gott, Jenſeits und Erlöſung mit der Wurzel auszureißen ſuchen, und das ſind die religiöſen Radikalen. Wer von Glaube, Hoffnung und Liebe, von der Erbſünde und vom Gottſohn Jeſus Chriſtus, oder von der innern dreieinigen Weſensentfaltung Gottes redet, der iſt Dummkopf, Pfaffe oder Pfaffenknecht. Anfangs mit Journaliſtik, und wenn das Volk gehörig fanatiſirt und in Grund und Boden verdorben und ungläubig iſt, ſo wird die Verfolgung mit Kreuz, Schwert (Galgen oder Schaffot) — wie ungefähr in den erſten Zeiten des Chriſtenthums nicht ausbleiben. Daß die Folgen des Nichtchriſtenthums, das heißt der Verläugnung

der ewigen Wahrheit, fanatiſche Wuth, Mord und Todſchlag, thieriſche Wolluſt und teufliſche Grauſamkeit ſind, könnten wir ſo ziemlich vor unſern Augen ſehen. Unchriſtliche Lehrer führen nun die künftige Generation ſchon von zarteſter Jugend an einem ſchrecklichen, gräuelvollen Leben zu. Wer das Wort Chriſti und der Kirche achtet, wer darauf horcht, und demſelben gehorcht, der kann kein anderes, als ein tugendhaftes, heiliges Leben führen, und Segen wird er in ſeiner ganzen Umgebung verbreiten. Wer aber den Geboten Chriſti und der Kirche nicht gehorcht, der wird um ſo mehr Verderben anrichten, jemehr er ſich vom Gebote des Logos, der alle Menſchen (auch im Gewiſſen) erleuchtet, die da in die Welt kommen, entfernt hat.

Was ſoll man nun über pädagogiſche oder Schullehrerzeitungen ſagen, in denen der Unglaube förmlich geprediget wird, in welchen die plumpſten und dummſten Verläugner des Chriſtenthums ihr freches Spiel treiben, und Dreieinigkeit und Erlöſung und die Dogmen des Chriſtenthums überhaupt mit den roſtigen Waffen aus der alten rationaliſtiſchen Schule angreifen und Roſſeaus Emil u. dgl. in den Himmel erheben? Daß die Erziehungskunde Rouſſeaus in der franzöſiſchen Revolution ihre blut-

triefenden Früchte getragen, ſcheinen dieſe Herren ganz vergeſſen zu haben, und man weiß in der That nicht, ſoll man mehr ihre Frechheit und Niederträchtigkeit, als ihre Unwiſſenheit und Bornirtheit bewundern. Daß Rouſſeau kein Philoſoph im eigentlichen Sinne geweſen, daß er den ſpekulativen Gedanken um kein Zollbreit vorwärts oder rückwärts gebracht, rechts oder links gerückt hat, daß er ſich in echt franzöſiſcher Weiſe nur in den ſogenannten praktiſchen Ergüſſen, und in redneriſcher, ſchöngeiſtiger, prinzipienloſer Phraſendrechſelei ergangen, daß die Kinder ſeiner Erziehung wahre Teufel der Menſchheit werden müſſen, und von Tugend kaum mehr als den Namen kennen lernen, das ſind Dinge, die einem bornirten Kopf zu hoch und zu unverſtändlich ſind. — Da bedauern mich nun die armen Lehrer und Lehrgehilfen vom Herzen, die ſich in pädagogiſchen Zeitſchriften von ähnlichem Kaliber ihre Bildung holen, und die nicht ſo viel wiſſenſchaftliches Rüſtzeug für das Chriſtenthum während ihrer Lehrzeit bekommen haben, um den belletriſtiſchen Trödel und das Citatenweſen aus Leihbibliotheksbüchern, was ihnen irgend ein eingebildeter, nichtsnutziger Autor hinaufwerfen will — mit Ekel und Verachtung zurückzuweiſen, um im Verſtändniß ihrer heiligen Aufgabe, mitzu-

helfen an der chriſtlichen Bildung der ihnen anvertrauten Jugend, und ſo befeſtigt auf dem Boden der chriſtlichen Wahrheit ſtehen zu bleiben.

Es iſt wohl wahr, trotz der beſten Erziehung, trotz der tauglichſten Lehrer, kann der Schüler ausarten, er kann ſchlecht werden; bei uns aber dürfen wir das Gegentheil annehmen, wenn wir bei uns wackere und brave Schullehrer finden, ſo müſſen wir ſagen, ſie ſind es trotz der ſchlechten und mangelhaften Erziehung geworden. Wie lax und miſerabel wurde der katechetiſche Unterricht im Chriſtenthum für den Lehrer ſelbſt zu ſeiner eigenen Ueberzeugung ertheilt? Wäre ein ordentlicher Unterricht, im letzteren Sinne nach Möglichkeit ausgeführt, nicht tauſendmal beſſer geweſen, als das Herumkramen in todten katechetiſchen Formeln? Gewiß die geknechtete Staatskirche oder vielmehr der kirchenverknechtende Staat trägt ſein gutes Theil an dem gegenwärtigen Zuſtande der Volksſchule; denn gewiß iſt es, daß eben der Blöde und Unwiſſende am eheſten der pfiffigen Bosheit des religiöſen Unglaubens in die Schlinge geht!

Der Staat ſelber hat ſich in ſeiner abſoluten überwacheriſchen Tendenz jene Lehrer durch Nichtbildung, d. h. durch Vernachläſſigung einer reelen chriſtlichen Erziehung herangebildet, die in

Dorfſchenken gegenwärtig (1848) wühlen und agitiren und das große Wort führen.

Möchten die vielen Lehrer, denen die Strömung der Zeit das Kreuz noch nicht aus dem Herzen geriſſen, ſich um eine ſolidere Belehrung kümmern, als jene, die ihnen in ſchlechten, erbärmlichen, pädagogiſchen Blättern dargeboten wird; mögen ſie zu ihrem und der ihnen Anvertrauten Heil tiefer eindringen in die heilige Lehre der Kirche, daß zur innern Sicherheit des Glaubens auch die äußere Gewißheit einer nach Zeit und Möglichkeit jedes Einzelnen gepflogenen Wiſſenſchaft komme. Die guten Willens ſind, werden es auch thun, und jene, die wahrhaft etwas gelernt haben, und die was Rechtes wiſſen, die werden auch in der Schul- und Kirchenfrage zu einem echten Verſtändniß gelangen; ſie werden es einſehen lernen, daß Kirche und Schule, Prieſter und Lehrer Hand in Hand gehen müſſen, um die Jugend ſo viel als möglich hier auf Erden zu ihrem zeitlichen Wohle, und zu einem unverdroſſenen Hinblicke auf das ewige Ziel des Menſchen zu erziehen. Gebildete, verſtändige und rechtliche Lehrer werden gewiß derſelben Anſicht ſein.

Schlagwörter.

(1848.)

Die Schlagwörter, mit denen man die Maſſen in Bewegung ſetzt, ſind gewöhnlich unverſtändlich und nebelhaft — und ihr Zauber iſt zumeiſt um ſo größer, je mehr ſie verſchwommen ſind, und je weniger ſie in ihrer Bedeutung ſich abgränzen laſſen. Wie oft Vögel oder vierfüßige Thiere, die gemeinſchaftlich mitſammen wohnen, durch einen Schrei die ganze Heerde elektriſiren, und ſie entweder auf eine Gefahr, oder auch auf einen nahen Raub aufmerkſam machen, ſo verhält es ſich auch mit politiſchen oder ſocialen Schlagwörtern, welche nur auf eine gewiſſe Zeit Geltung haben, welche die Maſſen in Bewegung ſetzen und mit ſich fortreißen. Dieſe Schlagwörter ſind am Ende nichts anders als Naturlaute — die elektriſche, ſchlummernde Leidenſchaften im Schooße des Naturlebens aufregen, und die Thätigkeit des freien Geiſtes hemmen und in den Hintergrund ſchieben. „Je mehr Schlagwörter, deſto weniger Gedanken," das iſt bei Tagesſchreibern vorzüglich als Norm anzunehmen. Das Schlagwort bringt tauſende unter Einen Hut, denn jeder ſtellt ſich unter dem

Worte eben nur das vor, was er will, und jeder zieht beim Wortbegriff die ihm gefälligen Gränzen, und jeder will, daß alle andern das Wort akkurat ſo verſtehen ſollen, wie er ſelber es verſteht. Doch, grün iſt der Lebensbaum der Praxis, und dürr bleibt alle Theorie! Wir wollen unſere Gedanken in Beiſpielen und Thatſachen auseinander ſetzen. Ich weiß einen Spießbürger, der ein ſehr reicher Mann iſt, und ſo oft ſich Gelegenheit bietet, darauf lospolitiſirt was Zeug hält. Er ſteht groß da in der Kunſt des Schimpfens, und iſt ſeit den Märztagen beſonders ſcharf hinter den Ariſtokraten hergeweſen. Hat auch Flugblätter darüber zuſammengekauft, und weidlich ſie verſchlungen, und Abends in einer Kneipe unter Gelächter und Beifall zu allgemeiner Kurzweil ſie vorgeleſen, freute ſich auch inſonderlich, als die vom Adel von ihren Einkünften vieles verloren und hie und da aus einem Schloſſe von den Bauern eine Feuerwerksfronte gemacht und zur Unterhaltung der umliegenden Ortſchaften niedergebrannt wurde. Bei all dieſen ſehr weit ausgeſpannten liberalen Anlagen war der Spießbürger hartherzig und knikeriſch mit ſeinen Arbeitern, hochmüthig in ſeinem Einherſchreiten, bewunderungverlangend in ſeinen Reden, ungeheuer eingebildet auf ſein Geſchäftstalent, und den daraus

gefloſſenen Reichthum. Während der Mann auf die Ariſtokraten ſchmähte, wußte er es nicht, und es war ſeinem ſonſtigen Scharfſinn gänzlich entgangen, daß er ſelbſt einer der verworfenſten Ariſtokraten war, daß er eben die Schattenſeiten des Adels, die ariſtokratiſchen Sünden des Hochmuthes, des Eingebildetſeins, des Stolzes, wenn auch nicht auf Abkunft, doch auf Vermögen, im höchſten Grade inne hatte. Bei ſeinem ewigen Ariſtokratenfreſſen ſtimmten ihm nun Leute der verſchiedenſten Anſichten bei, denn das Schlagwort paßte für alle. Es ſtimmten ihm diejenigen bei, welche unter Ariſtokratie nur die Sünden des Adels verſtanden, ohne deßhalb den Adel überhaupt anfechten zu wollen, es ſtimmten ihm aber auch die von der äußerſten Linken bei, die aufgewühlten Proletarier, die unter einem Ariſtokraten einen jeden verſtehen, der einen beſſern Rock anhat als ſie anhaben, ein beſſeres Logis bewohnt als ſie bewohnen, koſtſpieligere Speiſen genießt als ſie genießen, oder feinere Manieren zur Schau trägt, als ſie haben. Dem Spießbürger entgeht alſo in ſeiner Verblendung und Dummheit die furchtbare Folgerung, welche aus ſeinen Anſichten und aus ſeinem Geſchimpfe für ihn ſelbſt und für ſeine werthe Perſönlichkeit ſich entwickelt. Denn bei der großen Gelehrig-

keit für communiſtiſche Anklänge und Gedanken, die jetzt wie ein Zündſtoff in den Maſſen des Volkes liegt, wird für den Einen, der nur zwei Groſchen im Sack hat, bald ein jeder ein Ariſtokrat ſein, von dem er weiß, daß er im Beſitz von fünf Groſchen ſich befindet. Derſelbige Spießbürger, von dem wir ſprechen, zeigte auch eine außerordentliche Freude, als es hieß, man habe ein gewiſſes Landkloſter geplündert, alles zerſchlagen, und am Ende das Neſt angezündet, und es waren ſeine Worte: „Iſt ihnen ſchon recht geſchehen den verfluchten Pfaffen.“ Aber ſiehe da, es dauerte kaum Einen Monat, ſo hatte gedachter Spießbürger ſich irgend einen Proletarier durch ein hochmüthiges Wort, was in früheren Zeiten nichts bedeutet und nichts gegolten hätte, zum Feinde gemacht; es fiel dieſe Feindſchaft in die Zeit der Katzenmuſiken mit vollem Orcheſter, und Eines Abends war das Haus des Mannes von Volkshaufen umringt, ein nervenzerſtörendes Geheul erhob ſich wie das Geſchrei der wilden Jagd oder des Geiſterheeres im Odenwalde, die Fenſter flogen ein, koſtbare Möbel wurden zertrümmert, Schmuck geraubt, Zerſtörung angerichtet. Nun hätte der Mann zur Einſicht gelangen können, daß für den Proletarier auch der Beſitzende ein Ariſtokrat iſt — und daß ebenſo, wie er dem

Adeligen ſeinen Grafen- oder Fürſtentitel nicht gönnen wollte — der Proletarier auch den Hausherrntitel nicht vertragen will.

Und ich weiß auch eine Spießbürgerin, die ſich außerordentlich ergötzte, wenn es in Flugblättern losging über Pfaffenherrſchaft und Pfaffenknechtſchaft, und die mitſammt ihren Töchtern den Vormittag der Tage des Herrn in ſelbſtvergötterndem Putz und übertriebenem Toilettencultus zugebracht — und über Kirche und Gottesdienſt ſich durch den Zſchokkiſchen Andachts-Hoppel-Poppel längſt hinausgebildet und hinausphiloſophirt hat, und die ſomit ihre Religion auf ein Minimum von gefühliger Schöpferallmachtsanerkennung herabgebracht — und ihre Gebetsrationen auf einen bisweilen beim Ausflug in eine romantiſche Gegend ausgeſtoſſenen Naturherrlichkeitsbewunderungsſeufzer herabgeſetzt hat; und die ſich ſtolz dünkte in dem Ausſpruche, den ſie ſchon um des fremdklingenden Wortes willen in Geſellſchaften nicht oft genug wiederholen konnte: „Ich habe keine poſitive Religion.“ Sind auch allerhand junge Männer von feinen und groben Manieren ins Haus gekommen, und haben der glorreichen Geiſtreichkeit der Frau Mama gehörige Bewunderung gezollt, und ſie eine ſtarke Frau, eine Freigeiſtin und geniale Dame geheißen, was

Alles ſehr gut aufgenommen wurde. — — Was mag ſich nun die geiſtreiche Dame gedacht, und welchen Troſt mag ſie in den Stunden der Andacht, oder im Schäfferiſchen Laienbrevier, was ſie um ſo mehr bewunderte, je weniger ſie verſtand, wo die ganze Geſchichte hinauswill — ſich herausgeleſen haben — als ſie erfuhr, daß eine ihrer Töchter ſchändlich verführt, und der überreiche Verführer ſich fortgemacht habe, ohne im mindeſten ſich herbeizulaſſen auch nur der Verführten die geraubte Ehre wieder herzuſtellen, jeden dahinlautenden Antrag und Appellation an ſein Gewiſſen als fabelhaftes Gewäſche mit Hohngelächter von ſich weiſend. Wird nun die geiſtreiche Dame und Mutter zur Einſicht gelangt ſein, daß es eine ganz richtige und ſtrenge Folgerung iſt, wenn ihre Töchter und die liebenswürdigen Herren Geſellſchafter eben ſo wenig auf eine poſitive Moral, auf ein poſitives Sittengeſetz etwas halten, als die geiſtvolle Mama auf eine poſitive Religion etwas halten wollte?

O ſie ſind ſchrecklich die Folgerungen und nothwendigen Nachſätze der Schlagwörter, und der unverſtandenen Nachſchreierei von anſcheinend nicht ſo ſchlechten Modewörtern und Modeſätzen, ſchrecklich oft für's Familien- und nicht minder für das öffentliche Leben.

Und wie haben es viele vom ſchriftſtellernden Adel gehalten, als vor einigen Jahren das Pantheiſiren in der lyriſchen Poeſie in beſonderen Aufſchwung gekommen? Haben ſie da nicht ſelber fleißig mitgegraben an ihrem eigenen Grabe, und nicht fleißig mit Hand angelegt bei Zerſtörung ihres eigenen Beſitzes? Und doch iſt es ihnen nur um Verbreitung des damals geltenden Schlagwortes der verlogenen pantheiſtiſchen Weltanſchauung zu thun geweſen: „Gott iſt Alles, und Alles iſt Gott?“ Und weiß ich auch eine Aeußerung eines ſolchen Cavaliers, der, als man ihn aufmerkſam machte, wie ſeine Poeſien in grellem Widerſpruche ſtünden mit den Lebensäußerungen und Verfügungen der Oberamtleute ſeiner Herrſchaften gegenüber dem Bauernvolke, da meine der Mann, er habe in der Welt zwei Rollen durchzumachen, und als Dichter ſei er etwas anders, denn als Gutsbeſitzer. Das iſt freilich wohlfeil, ſich in allgeleſenen und hochgeprieſenen Büchern bewundern zu laſſen, und durch Deutſchland reiſen, und Lobphraſen einathmen von wegen der hohen Begabung und Genialität, und von wegen radicalem Reimgeklingel, das behagt beſſer, als die Nachricht, daß die Herrn Bauern dem Radical-Dichter ein Schloß niedergebrannt, und ſeine Amtsvögte durchgeprügelt haben. Aber die

verblendete Selbſtſucht ſieht nie weiter als auf ihren augenblicklichen Vortheil und vermag ſich nicht zu denken, wie andere Leute, aus unſern Gedanken und Ausſprüchen und Handlungsweiſen, auch zu ihrem Vortheil und für ihre Nutzanwendung Folgerungen oder Schlußſätze herauszuziehen, die dem in ſich abgeſchloſſenen blinden Selbſtſüchtigen freilich nicht immer gefallen wollen.

Und auch geiſtliche Herren hat es gegeben, die ſich in ihrer weltlichen lieblichen Stellung um ſo ſicherer vermeinten, je feſter ſie ſich an die morſchen cannelirten aus Rohr fabricirten Säulen der Staats- und Polizeiherrſchaft anlehnten, und die keine Ahnung hatten von einem freien ſelbſtſtändigen Kirchenleben, die nicht nur nichts thaten, um ein ſolches zu erringen, ja die im Gegentheile, wenn es irgendwo auftauchte, dieſes noch niederzuhalten ſuchten in ihrem felſenfeſten Aberglauben an die felſenfeſte Dauer abſoluter Staats- und Polizeiſyſteme — ſie wollten nie das Opfer des Kampfes, die Mühe und Arbeit bringen, und dachten nicht daran, wie nur in der Durchführung der Opferidee der Prieſter im Volke Wurzeln ſchlagen kann, daß er in Zeiten der Stürme Halt und Beſtand habe, und wie auch der Oberhirt durch Liebe, Demuth und augenſcheinliche

Opfer ſich in ſeinem Clerus feſtwurzeln müſſe, um unerſchüttert da zu ſtehen, wenn die Donnerwetter und Sturmwinde heranbrauſen — hätten dieſe Herren ſich auf's Folgern, auf die Schlußſätze verſtanden, ſo wären ſie auch zur Einſicht gelangt, daß jener, welcher ſich an's morſche Rohr anlehnt, auch mit dem morſchen Rohre umfallen muß, wenn es zuſammenkracht; und daß Kirchenhäupter von jeher um ſo feſter und unerſchütterter dageſtanden ſind, in den Stürmen der Zeit, je ferner ſie vom vergänglichen Staatsbaume emporgewachſen, und je weniger das Gelüſte in ihnen war, ſich wie eine Schlingpflanze an die weltliche Gewalt anzuklammern! Und muß nicht jeder, wenn er ſein Leben überſchaut, eben jene Thaten als die größten Thorheiten anerkennen, die er ausgeführt hat, ohne der ewigen, und auch oft, ohne der zeitlichen Zukunft zu gedenken. Das iſt der Adel des Menſchengeiſtes; er hat eine Vergangenheit, eine Geſchichte, und er hat eine Zukunft, eine Prophetie. Der wahre Chriſt iſt ſich dieſer Zukunft gewiß — und er ſtellt bei jeder Lebensthat die Gedanken an dieſe Zukunft wie wachſame Vorpoſten weit hinaus vor das Lager der Gegenwart, um ſeine Handlungsweiſe darnach einzurichten. Jede Handlung, die uns entfernt von unſerm Einen Ziele, von der Liebe

Gottes — iſt verwerflich; daß ſei bei allem, was wir beginnen, Folgerung und Schluß, beſtimme unſer Thun und Laſſen.

Eine Strafanſtalt unter der Leitung barmherziger Schweſtern.

Obwohl die nachfolgende Schilderung zum erſten Male 1862 erſchien, iſt es auch jetzt noch ſehr an der Zeit, dieſelbe wieder zu veröffentlichen. Die Hetze gegen kirchliche Inſtitute iſt von Seite der Rabbinerpreſſe wohl in Folge der Angſt vor der Bewegung der vereinigten Chriſten etwas kleinlauter geworden; aber die alte Frechheit der Culturmakkabäer ſucht ſich noch immer fortzufriſten. —

Schreiber dieſes — der eben nach einer im großartigen Style inscenirten Hetze gegen die weiblichen Ordensinſtitute, welche ſich der Pflege und Beſſerung weiblicher Gefangenen gewidmet haben, in Lankowitz bei Köflach in Unterſteiermark war, — hatte vernommen, daß hier eine große Strafanſtalt für weibliche Sträflinge unter der Leitung barmherziger Schweſtern ſich befinde; da wollte er mit eigenen Augen ſehen, wie es denn in

einem ſolchen Inſtitut zugehe. Er erſuchte nun den Pfarrer im Franziskanerkloſter zu Lankowitz, derſelbe möge ihn der Oberin des Hauſes vorſtellen. Dieſe war eine geborene Baroneſſe Lazarini; die feine Bildung einer Dame aus gutem und reichem Hauſe fand ſich bei ihr mit der Demuth und Beſcheidenheit der Kloſterfrau in einem angenehmen Einklange. Der Bitte, von der inneren Einrichtung des Hauſes ſich unterrichten zu dürfen, wurde mit großer Bereitwilligkeit ſogleich nachgekommen. Die Oberin wußte durchaus nicht, daß ein Beſuch komme. Sie führte mich vorerſt in Begleitung der „Kerkermeiſterin" in die Küche. Dieſe Kerkermeiſterin, ebenfalls eine barmherzige Schweſter, iſt eine kleine ſchmächtige Perſon, mit einem ſehr friedlichen und einnehmenden Geſichtsausdrucke; alſo durchaus von jener Vorſtellung verſchieden, die man ſich gewöhnlich zu machen pflegt, wenn man das Wort „Kerkermeiſterin" vernimmt.

Die Oberin ſagte zu mir: „Die Küche, d. h. die Koſt der Gefangenen, iſt den meiſten Angriffen ausgeſetzt, darum führe ich Sie gleich zuerſt in die Küche, und Sie mögen ſich überzeugen, wie die Speiſen beſchaffen ſind, welche hier die Gefangenen bekommen." Ich verſuchte auf dieſe Aufforderung hin die Koſt der Gefan-

genen, dann die der Kranken — welche die gleiche iſt, wie ſie die barmherzigen Schweſtern ſelbſt bekommen — und ich gewann einmal die Ueberzeugung, daß der vierte Theil der Gefangenen in ihrer Freiheit gewiß nicht ſo reinliche und gut gekochte Speiſen bekommen haben, als ihnen ſolche hier verabreicht werden; und dann möchte ich vom Herzen wünſchen, daß Gefangene auch in jenen Häuſern eben ſo gut mit Nahrung verſorgt werden möchten, die jüdiſcher ökonomiſcher Fürſorge anvertraut ſind. Die ganze Küche wird von zwei Schweſtern beſorgt. Gefangene haben nur Waſſer, Holz und Kohlen herbeizuſchaffen, und die Küchengeſchirre zu ſpülen — die ganze Kocharbeit haben ausſchließlich nur die barmherzigen Schweſtern übernommen.

Die Regierung bezahlt durchſchnittlich für jede Gefangene und auch für jede barmherzige Schweſter pr. Kopf einunddreißig einen halben Kreuzer, und von dieſem Betrage und von der Arbeit der Gefangenen muß das ganze Haus, d. h. müſſen alle Theile der geſammten Verpflegung für die ganze Regie und für alle Gefangenen (an 230) beſtritten werden. Nun waren $31^1/_2$ Kreuzer ö. W. nach den damaligen Geldumſtänden $4^1/_2$ Silbergroſchen preußiſch oder auch ehemalige Konventionsmünze in Silber!

Für die Schweſtern und die Gefangenen muß nun Gewand, Speiſe, Beheizung, Arzt, Apotheke, Hauseinrichtung — kurz, Alles in Allem beſtritten werden.

Hierauf ging es in das Webezimmer. Ungefähr 12 Sträflinge weben hier Linnen und Wollenzeuge. Beim Eintritte der Oberin in jedes dieſer Arbeitszimmer erheben ſich ſämmtliche Sträflinge und ſprechen: „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus.“ Die Oberin erwiedert: „In Ewigkeit.“ In jedem Arbeitszimmer iſt ein Kruzifix oder ein Bild der ſeligſten Jungfrau, oder auch eine andere Heiligenſtatue. Stellen der heiligen Schrift, welche auf die Gefangenen und ihr gegenwärtiges Loos eine tröſtliche und erhebende Beziehung haben, ſind an den Wänden in den Zimmern und Korridoren allenthalben zu leſen. Die Religion bewahrt die unglückliche Verbrecherin vor Verzweiflung — in der Reue findet ſie ihre Verſöhnung mit Gott, dem Beleidigten, wieder. Das Alles ſoll nun abgeſchafft — und der arme Menſch, der durch Noth, vielleicht auch durch ſchlechte Bücher oder Zeitungen zum Verbrecher geworden — ſoll nun nach dem Willen derſelben ſchlechten Bücher und Zeitungen wie ein wildes Vieh, ohne den Troſt der Religion an ſeine Kette geſchmiedet und der hellen Verzweiflung überlaſſen werden!

Das iſt der Wille moderner Volksfreunde, wenn ſie auch heuchleriſch vorgeben, ihnen ſei es um pure und geläuterte Humanität zu thun. Nun bringt man aber mit den Doktrinen der Humanität die Wuth gegen die beſtehende Geſellſchaft, mit welcher der Verbrecher zerfallen iſt, nicht aus ſeinem Kopfe heraus; denn die Humanität iſt ein ganz blödes Wort, das gar keine Bedeutung hat. Die Heiden haben die Humanität auch in hohem Grade beſeſſen und doch dabei ihre Sklaven todtgeſchlagen und dieſelben in die Fiſchbehälter geworfen, weil die mit Menſchenfleiſch gefütterten Fiſche beſonders ſchmackhaft ſein ſollten — wie es nämlich die heidniſchen Feinſchmecker ſich gegenſeitig verſichert haben.

Nun ging es in die Wäſchekammer. Rings auf Stellen liegt die Leibwäſche der Gefangenen; jedes Stück iſt mit einer Nummer gemerkt. Jede Gefangene bekommt drei Hemden und die andere Wäſche im Verhältniſſe zum Wechſel. Die Schlafſäle ſind reinlich und werden an kalten Wintertagen ſogar geheizt. Jedes Bett beſteht aus einem Strohſack, einem Linnentuch darüber, einem Polſter und einer wollenen Decke. In der Waſchkammer beſorgen die Gefangenen die Reinigung ihrer Wäſche. In der Backkammer wurde eben geknetet und der Backofen war ge-

heizt. Jede Gefangene erhält täglich ein Pfund Brod; Jene, die ſchwer arbeiten, bekommen mehr, und Jene, die zur Stillung des Hungers damit nicht ausreichen und um Brod bitten, wenn ſie ihre Portion verzehrt haben, erhalten auch mehr! Manche der Gefangenen machten das aufrichtige Geſtändniß, daß es ihnen hier in ihrer Haft in Bezug auf leibliche Nahrung beſſer ergehe, als es ihnen in der Freiheit ergangen iſt. Die Schlafzeit dauert von $^3/_4$ auf 8 Uhr Abends bis 5 Uhr Morgens. Da gibt es ferner Zimmer, in denen feine Wäſche genäht — andere, in denen Kirchenwäſche geſtickt — wieder andere, in denen der Bedarf an Schuhen von den Gefangenen ſelber hergeſtellt wird. Eine Schweſter lernt förmlich das Schuhmachen, und dieſe unterrichtet dann eine Anzahl der Gefangenen und der Zwänglinge darin. Zwänglinge werden Jene genannt, die wegen Arbeitsſcheu oder Vagabundiren in die Anſtalt geſchickt werden, dieſe werden natürlich viel leichter, denn ſie werden nicht als Verbrecher behandelt. Auch findet ſich da eine eigene, ganz gute Hausapotheke; eine Schweſter iſt geprüfte Apothekerin und macht behende nach der Viſite des Doktors die Arzneien in einem eigenen Laboratorium. Gemüſe werden in den Gärten des Hauſes gezogen. Die Milch liefert ein kleiner

Meierhof von ſechs Kühen. Die Kapelle, in welcher täglich von dem Seelſorger des Hauſes (einem Franziskaner des in der Nähe liegenden Kloſters Lankowitz) der Gottesdienſt gehalten wird, iſt beſonders ſorgfältig geſchmückt. Auf der Epiſtelſeite neben dem Altar ſteht ein lebensgroßes Bild des Heilandes; die Hände ſind mit Ketten an eine Säule gebunden, der Spottmantel hängt um ſeine Schultern. Die Gefangenen ſehen in dieſem Bilde der Unſchuld und Liebe den Kerker und die Haft gewiſſermaßen zu Ehren gebracht, und ſie mögen im Anblicke des Gerechten, der hier gefeſſelt vor ihnen ſteht, gewiß mit um ſo größerer Geduld ihr Loos ertragen, wenn ſie bedenken, daß ſie es für ihre Vergehen ſich ſelber zugezogen haben, und wenn ſie die heilige Verſicherung an ihre Seelen herankommen und in dieſelben eingehen laſſen: daß ſie durch das geduldige Ertragen ihres Geſchickes um Gottes Willen und zur Sühnung ſeiner heiligen Gerechtigkeit wieder Gottes Kinder und in ſein Wohlgefallen aufgenommen werden, und daß die Möglichkeit da iſt: durch aufrichtige Reue die Schmach, welche ſie hier zu erleiden haben, für ewige Zeiten zu tilgen!

In einer eigenen Kammer hängen die Ketten und Fußeiſen für jene Gefangene, denen der Urtheilsſpruch dieſe Erſchwerung ihrer Strafe

auferlegt. Ich ſah die Eiſenbänder, die an die Fußknöchel zu liegen kommen, mit einem Geflecht aus Hanf umſponnen; dieſe Erleichterung des Bandetragens haben die barmherzigen Schweſtern aus eigenem Willen unternommen. Wir hoffen, daß kein ſtrenger Geſetzmann daran einen Anſtoß nehmen wird, meinen aber, dieſen Akt der Fürſorge für die armen Unglücklichen beſonders erwähnen zu ſollen.

So habe ich die Strafanſtalt in Lankowitz gefunden, und ich kann mit einem ehrlichen Namen für meinen Bericht einſtehen; die Schmäher ähnlicher Anſtalten ziehen es vor, ihren Namen zu verſchweigen; auch wollen ſie ſich nicht durch den Augenſchein überzeugen, wie derlei Anſtalten eigentlich und in Wahrheit ausſehen, denn es iſt dieſen Herren um die Wahrheit nicht zu thun.

Ich fragte die Oberin, ob ich die Redakteure und Berichterſtatter von Zeitungen, die bisher über Strafanſtalten unter geiſtlicher Leitung geſchmäht haben, auffordern dürfe: dieſelben mögen zu jeder Tagesſtunde an jedem beliebigen Tage nach Lankowitz kommen und ſich ſelbſt überzeugen, wie es hier zugehe.

Die Frau Oberin erwiederte: „Jeden, der eine Anweiſung von Ihnen bringt, und den

Erlaubnißschein zum Besuche von Seite der k. k. Statthalterei in Steiermark für den Eintritt sich erwirkt und denselben vorweist, werde ich mit Vergnügen in allen Theilen des Gefangenhauses herumführen und seine Fragen über die Zustände dieses Hauses beantworten. Wem es um Wahrheit zu thun ist, der möge immerhin kommen."

Sollte es nun einem Herrn Redakteur oder Berichterstatter um einen wahren Bericht zu thun sein, so wird der Gefertigte demselben einige Zeilen an die Frau Oberin in Lankowitz mitgeben; hat er sich dazu die Erlaubniß der besagten k. k. Statthalterei eingeholt, so mag er denn jeden beliebigen Tag nach Lankowitz kommen, und er wird die Ueberzeugung gewinnen, daß es die Gefangenen mindestens in keiner weltlich geleiteten Strafanstalt besser haben, daß nirgends auch für ihre sittliche Erhebung, die nur auf Grundlage der positiven Religion möglich und haltbar ist, mehr gesorgt wird, und daß die Schwestern, von denen viele aus guten Häusern sind, hier in diesem ihrem Berufe ein großes und schweres Opfer um Gottes willen bringen; denn um den Lohn der Welt, d. h. um Schimpf, Lüge und Verläumdung aller Art einzuernten, sperrt man sich nicht freiwillig mit den Gefangenen ein.

Die Oberin — eine feingebildete Frau, über

deren Antlitz die Anmuth echt christlicher Liebe und sittlicher Reinheit ausgegossen ist — wird jede Frage über die Leitung des Hauses in ungekünstelter Bescheidenheit beantworten.

Wer also ein wahres Urtheil über ein Institut dieser Art sich bilden und für Andere aussprechen will, dem ist die Gelegenheit hierzu dargeboten.

Wir wollen sehen, ob Einer von den Belehrern des Volkes von dieser Gelegenheit Gebrauch machen will.*)

Stift Rein, in Steiermark, den 30. Aug. 1862.

Sebastian Brunner.

Das polnische Rom.

Es wird gewöhnlich Krakau genannt das polnische Rom,
Weil hier in allen Straßen sich reihet Dom an Dom;
Doch mag man es auch heißen fast eben so bequem
Ob seinen Judenmassen Polnisch-Jerusalem.

Wer hat noch nicht gelesen oder gehört von der alten Residenz-, Krönungs- und Begräbnißstadt der polnischen Könige? Krakau hat aufge-

*) Es sind seither über 27 Jahre vergangen, und keiner der aufgeforderten Juden und Heiden wollte von obiger Gelegenheit Gebrauch machen!

hört Reſidenzſtadt und Krönungsſtadt zu ſein — nur Begräbnißſtadt der Könige von Polen iſt es geblieben bis auf den heutigen Tag, und wird es ſo lange bleiben, ſo lange dort die Gebeine der Könige in ihren Särgen ruhen. Der Tod behält am längſten ſein Recht.

Krakau iſt der letzte Vorpoſten der deutſchen Kunſt gegen Nordoſt. Wann man begonnen hat, die Stadt das polniſche Rom zu nennen, kann ich nicht angeben. Es muß dieſe Titulatur aber ſchon vor 126 Jahren ſehr gebräuchlich geweſen ſein; denn im Jahre 1740 ſagt der alte Iſelin, indem er über die Gründung der Krakauer-Univerſität berichtet, Folgendes: „Die Univerſität wurde anno 1364 von dem Könige in Polen, Caſimiro I. angelegt, allein von Uladislao Jagellone anno 1400 erſt völlig zu Stande gebracht und von Urbano V. confirmiret; da dann die Profeſſores aus der Sorbonne geholet wurden, weßwegen die Univerſität Sorbonne genannt wird, gleichwie man Krakau das polniſche Rom nennet.“

Durch Vermittlung der Eiſenbahn iſt eine Reiſe von Wien nach Krakau zu einer Spazierfahrt geworden; — der Weg dahin kann mit dem Eilzug in zwölf Stunden zurückgelegt werden. Vorliegende kleine Abhandlung über Krakau wird

durchaus nicht das Gebiet der Oberflächlichkeit verlaſſen, ſie iſt nur dazu beſtimmt, einen Fingerzeig auf die Maſſe von Kunſtſchätzen zu geben, welche in jener Stadt noch ungekannt — unbeſchrieben, unerörtert und unbeachtet — im Staube liegen. Hier in dieſer Stadt mögen Kunſtkritiker ein Material auf viele Jahre finden.

Im Auguſt 1858, als mich eben Baron Philippsberg (Geſandter Oeſterreichs in Heſſen, früher in der Schweiz und in Carlsruhe), ein tüchtiger Kunſtkenner beſuchte, kamen wir auf Krakau zu ſprechen und zum Entſchluß, dieſe merkwürdige Stadt anzuſchauen. Gleich am Morgen darnach rollten wir auf den Schienen gegen das alte Polenreich zu.

Der Weg bietet nichts Erquickliches dar. Das öſterreichiſche Marchfeld hat wegen ſeiner ungeheuren Langweile weithinige Berühmtheit erlangt. Auch das alte Mährenreich iſt mit Weltwundern nicht abſonderlich ausgeſtattet. Originelles wird demnach blutwenig dargeboten. Eine unglaubliche Maſſe von polniſchen Juden, theils im ſchwarzen Talar, theils im bunten quadrillirten Schlafrock ſummſt an den Stationen bei den Waggons dritter Claſſe bienenſchwarmartig aus und ein; ſo daß dieſe Waggons Bienenſtöcken gleich ſind — nur mit dem Unterſchied, daß die-

ſelben nicht ſehr nach Wachs und Honig riechen mögen. In Biſenz haben ſich ein Paar Störche vorgenommen, die Aufmerkſamkeit der Reiſenden auf ſich zu ziehen. Die beiden Wandervögel haben auf dem hohen Dampfrauchfang einer ſtilleſtehenden Fabrik ihr Neſt hergerichtet — und ſehen, auf ihren langen Beinen ſtehend, in hochmüthiger Storchenpoſition auf die vorbeirollenden Wagenburgen herab, als ob ſie ſagen wollten: „Bildet Euch nichts ein auf euren Dampf — das können wir Alle weit beſſer und geſchwinder; wir brauchen keinen Tunnel, keine Brücken, keinen Damm, keinen Durchſchnitt und kein Holz, uns ſind Meeresuntiefen ſo gleichgültig, wie hohe Felſenzacken; auch kommen wir nicht aus dem Geleis, und ſtoßen nicht aneinander — in hoher Luft liegen unſere Schienen, und unſer Geſchäft rentirt ſich gut — ſo lange es Froſchteiche und Krötenpfützen gibt — dort ſind wir die Börſenkönige und holen uns mit ſicherm Blick und feſtem Stoß unſere Opfer heraus: unbekümmert um Geſchrei und Gequack des grünhoſigen Geſindels, welches froh ſein ſoll, daß wir uns manchmal zu demſelben herablaſſen, und dann es an uns heranziehen, um es zu erhöhen.“ So wenigſtens habe ich mir die tiefſinnige Rede ausgelegt, welche das Storchenmännlein vom hohen Rauchfang herab-

klapperte, während der Zug auf der Station Biſenz einige Minuten anhielt.

Ja — die Störche reden nicht nur, ſondern ſie halten ſogar Reden, wer daran zweifelt, der leſe das Büchlein: Pflichten gegen die Thiere von J. J. Ziegler, herausgegeben vom Münchner Thierſchutzverein; daſelbſt ſteht Seite 7 wörtlich Folgendes: „Alle Thiere haben eine Sprache, wenn auch dieſe Sprache nicht für alle Gegenſtände eigene Worte hat, wie die menſchliche.“ „Störche halten lange Reden, drücken ihren Beifall oder Mißfallen aus über das Vorgebrachte.“

In Oswiecim fängt das Polenreich an — ein Umſtand, der durch eine erſtaunliche Maſſe von polniſchen Juden angekündigt wird, welche hier zu Lande ſcherzweiſe „die polniſchen Herrſchaften“ genannt werden, ein Titel, der übrigens mehr und mehr im Ernſt als im Scherz genommen werden kann.

Rühmen ſich ja die Juden in ihren ſpezifiſchen Rabbinerblättern, daß ſieben Achtel der Grundbeſitzer in Gallizien bereits von ihnen beſeſſen wird.

Kaum iſt man im Bahnhof zu Krakau ausgeſtiegen — als auch ſchon ein Rudel wortreicher Juden ſich zu allen möglichen Dienſten anbietet;

man hat ſeine Noth, ſich ihrer aufdringlichen Zuvorkommenheit zu erwehren. Die Fiaker befinden ſich in einem gewiſſen Urzuſtande. Ausgemuſterte ſchwerfällige Herrſchaftskaleſchen — taubenkobelartige Käſten ſind ihre Fahrzeuge. Was ihnen an Wetteifer in Eleganz mit den Großſtädten abgeht — das ſuchen ſie in der Spannung der Fahrpreiſe wieder auszugleichen. Unterm Thor des Hotels wird man ſchon von einem Juden empfangen, der ſeine Dienſte mit der vertrauenerweckenden Bemerkung anbietet: daß er der Hausjude ſei, auf den man ſich verlaſſen könne; neben ihm ſteht ein kleiner ad latus Hausjude, wahrſcheinlich des Alten hoffnungsvoller Sohn.

Als einheitliches gothiſches Bauwerk kann, als die Perle Krakaus, die Marienkirche genannt werden. Ein gothiſcher Bau von impoſanter Größe und wunderbarer Schönheit. An der Fronte zwei von einander ſehr verſchiedene Thürme, die Spitze des einen ziert eine koloſſale vergoldete Krone aus Bronce. Die Kirche verdient ein volles Buch; denn man kann ſchon ſagen: es gibt kaum in Deutſchland ihresgleichen. An kunſtreichen Holzſchnitzereien und an höchſt originellen Bronce-Basreliefs, die hier in der Form von Grabſteinen ſehr im Schwunge waren, wird

ſie ſicher nirgend überboten. (In Amiens fand ich ähnliche.) Der holzgeſchnitzte Flügelaltar im Presbyterium, groß, prächtig erhalten, ſucht ſeines Gleichen. Die Chorſtühle mit Basreliefdarſtellungen aus Chriſti Leben, im ſechzehnten Jahrhundert angefertigt, ſind ſo ſchön, daß aus derſelben Zeit wenig Beſſeres geliefert worden iſt. Die kunſtreichſten Holzſchnitzereien in kleinen Figuren finden ſich an den Seitenaltären oft hinter Bildern verſteckt. Die feinſte alte Glasmalerei an den Fenſtern ober dem Hochaltar; Bronceluſter aus dem fünfzehnten Jahrhundert, wie man ähnliche ſchon eine Weile ſuchen kann. Am Ende des Schiffes der Epiſtelſeite parallel mit dem Hochaltare, ein großes Altarblatt aus Silber ciſelirt — Jeruſalem darſtellend; es wird Benvenuto Cellini zugeſchrieben. Viele Seitenkapellen im reichen originellen Schmuck. Kurz hätte Krakau nur die Marienkirche allein, ſo wäre dieſe ſchon geeignet, der Stadt einen Weltruhm zu verſchaffen.

Am auffallendſten ſind die ſchon erwähnten Grabplatten aus Bronce in Grabſteinform, ſie liegen nie auf dem Boden, ſondern ſind entweder ſtehend oder liegend an den Seitenwänden der Kapellen eingemauert. Meiſtens finden ſich darauf Rittergeſtalten entweder in mehr als halberhobener Arbeit, oder auch eingegraben wie die

koloſſale Platte eines Kupferſtichs. Es war hier Sitte, ſämmtliche Ritter und Krieger auf Stein und Bronce nicht in der ruhigen Lage des Todes, ſondern in der Stellung eines auf die Erde geworfenen aber wieder aufſtehen wollenden Kriegers darzuſtellen, ſo zwar, daß immer ein Knie ſo erhoben iſt, daß der Fuß einen ſpitzen Winkel bildet. Die meiſten dieſer Grabplatten finden ſich in der Marien- und oben in der Domkirche; ſie ſind aber keineswegs eine Dutzendarbeit, ſondern laſſen auf eine vor Zeiten ſtattgefundene Kunſtblüthe hier zu Krakau ſchließen, wie wir Beweiſe für eine ähnliche in keiner der deutſchen Reſidenzen aufzutreiben vermögen.

Die Schloß- oder Domkirche iſt, was ihre Einheitlichkeit anbelangt, derartig aus allen Fugen geriſſen, oder vielmehr ſie iſt ein Conglomerat von ſo verſchiedenen Kapellen, Kunſtgegenſtänden und Monumenten — alles von einander abgeſchloſſen — daß man in der Kirche ſelbſt nur immer kleine Räume zu überſehen vermag. In der Mitte der Kirche ſteht (wie in Loretto oder in Maria Einſiedeln in der Schweiz, oder wie in Mariazell in Oeſterreich) eine eigene Kapelle mit dem Silberſarge des heiligen Martyrers und Biſchofs von Krakau Stanislaus. Der Sarg wird von vier ſilbergegoſſenen Engeln getragen,

oben Insel und Stab aus Silber. Die Arbeit nicht anziehend, weil schon aus der Zeit bedeutenden Kunstverfalles. Der Chor ist mit einer Steinwand ganz abgeschlossen, und der Kapellenkranz läuft wie ein großartiger Corridor um denselben herum.

Der Hauptpunkt der ganzen Kirche befindet sich beim Eingange rechts. Hier die Grabkapelle polnischer Könige, die auf rothem Marmor ausgehauen mit langen Bärten und der polnischen Königskrone geschmückt auf ihren Sargkisten ruhen. In dieser Kapelle steht ein ganz unbeachteter verstaubter für gewöhnlich geschlossener Flügelaltar von großem Werthe.

Vor dieser Kapelle ist eine Fallthür aus Erz; sie muß aufgehoben werden und es führt eine Stiege in die Gruft — die ursprünglich, wie aus den Steinsäulen noch zu ersehen, eine Krypta gewesen und aus dem zwölften Jahrhundert, vielleicht noch früher herrühren dürfte. Die Särge, welche hier stehen, sind zwar prachtvoll und reich mit purem Gold geschmückt, Kunstwerth haben sie aber keinen. Hier ruhen Johann Sobiesky, ein Mann, dessen jeder Wiener mit besonderer Dankbarkeit sich erinnern muß — dann Thaddäus Kosziusko und Joseph Poniatowsky.

Was für ein Hochgefühl mag Sobiesky em-

pfunden haben, als er über den Kahlenberg zum Entſatze Wiens mit ſeinem Heere herabgehen wollte — und als er ſah, wie die Türken, kaum anſichtig der Heeresmaſſe, die mit ihren ſilbernen Speeren und Panzern wie ein rollender Strom über den Bergabhang herabzufließen begann — wie dieſe gefürchteten Türken von paniſchem Schrecken erfaßt, augenblicklich zur Flucht ihre Zuflucht nahmen.

In der That, man darf es einem Polen nicht übel nehmen, wenn er hier in der Grabeshalle, in der Todtenluft ſeiner großen Männer — traurig wird. Es iſt eben eine Zeit, die vorübergegangen, das Leben war aus der Nation gewichen, wie das Blut aus einem Organismus, ſie hatte aufgehört lebensfähig zu ſein; nachdem ſie ſchon längere Zeit todesfähig hinſiechte. Es iſt ein polniſches Sprüchwort: „Wo drei Polen beiſammen ſind, hat man fünf Meinungen," oder: „Aus Sand kann man keine Peitſche flechten."

Hier in der Königsgruft mag man vorerſt ſeinen Gefühlen freien Zug laſſen — dann kann man ſich aber auf die treffenden Worte erinnern, die Bogumil Goltz in ſeiner Charakteriſtik der Polen ſpricht:

„Polen verendete wie einſt Rom an ſeiner eigenen Elendigkeit, an ſeiner innern Unmacht.

Politiſch genommen war Polen nur noch ein in Zuckungen liegender Körper; der ruſſiſche Koloß gab ihm mit einem Gnadenſtoße ohne Anſtrengung den Reſt, Polen verendete an ſeinen beiſpiellos widerſinnigen Inſtitutionen, an ſeiner Unvernunft, ſeinem innern Zerwürfniß, ſeiner nackten baaren Natürlichkeit, durch welche es hinter der Civiliſation, Cultur und Politik aller Nachbarſtaaten und mit Ausnahme der Türken hinter ganz Europa zurückblieb: ſo daß der polniſche König Sobiesky den letzten ritterlichen Fürſten repräſentirt, ritterlich nicht bloß in abenteuerlicher Tapferkeit, wie Karl XII. bei Schweden, ſondern in großmüthiger Geſinnung, und in höchſt unpolitiſcher Reſignation." — —

Der polniſche Kirchendiener verſucht es mit ſeinem Deutſch ſelbſt in dieſe düſtern Hallen, die ſo ſehr geeignet ſind, ernſte Gedanken in Fülle anzuregen — einige komiſche Blitze hereinzubringen. So ſagte er unter anderm an Einem der Königsſärge, indem er auf einen in der Mitte ſtehenden Sarg hinwies: „Dos is Mon von derer durt in große Trugel mit klane Trugel bei Fieß." (Das iſt der Mann von der dort in der großen Truhe mit der kleinen Truhe zu ihren Füßen.) Wie deſpektirlich werden todte Könige und Königinnen und Prinzen behandelt! In

einer fürſtlichen Begräbnißkapelle — wo von Canova eine trauernde Frauengeſtalt in Marmor — vor Schmerz in ſich ſelbſt zuſammengebrochen daſitzt, erklärte derſelbe Führer: „Is ſchöne Figur, mochte Canova“ (von Canova gemacht). Am verſtändlichſten wußte übrigens dieſer polniſche Jüngling ſich am Schluße des Herumführens auszudrücken, als die Zeit des Trinkgeldes heranrückte, indem er auf eine durchaus nicht melancholiſche, ſondern ſehr zufriedene Weiſe auf die Theilung Polens anſpielte, mit den Worten: „Bittine ſans uns viere zum dahln.“ (Es ſind unſer vier zum theilen.) Uebrigens war dieſe zarte Anſpielung in einem ſehr naiv-gemüthlichen Tone hervorgebracht. Denn ſo lange ein Pole überhaupt gut aufgelegt iſt, gehört große Artigkeit zu den Haupttugenden desſelben.

Neben der Kapelle mit den Königsſärgen eine ganz im modernen Styl gehaltene, prächtige Kapelle, Marmorwände, koſtbare Teppiche, mit Standbildern des Grafen Potoki und der Gräfin Potoka von Thorwaldſon. Canova und Thorwaldſon ſind hier in dieſer Kirche oft vertreten. Tadelloſe Geſtalten, heidniſch ſchön — aber durchaus nicht chriſtlich, durchaus unpaſſend für eine alte gothiſche Kirche, und wie bei einer dieſer Statuen ein alter Canonicus von Krakau ſehr

gut bemerkte: „Paßt eher für ein Gartenhaus, als hieher.“

Lauter marmorene Verzweiflung in ſchönen Menſchenleibern, polirtes Heidenthum — Geſtalten voll Schmerzen und ohne Troſt!

Eines muß aber an dieſen polniſchen reichen Cavalieren hervorgehoben werden — es iſt die ritterliche Liebe zu ihren Frauen — auch nach dem Tode derſelben, man findet das nicht überall, es gibt ſehr hohe, reiche Ariſtokraten aus hohen, klangvollen und uralten Familien — die viel, viel Geld ausgeben — ihren verſtorbenen Frauen aber Kunſtdenkmale zu ſetzen, fällt ihnen nicht ein, oder — es findet ſich Niemand, der ſie darauf aufmerkſam macht.

Nur die Italiener in Großſtädten machen hier eine Ausnahme, wie aus den wahrhaft rührenden Inſchriften zu erſehen iſt, welche die Gatten auf den Denkſteinen und Monumenten ihrer verſtorbenen Frauen anbringen.

Das berühmte goldene Dächlein zu Innsbruck findet hier eine entſprechende Ueberſetzung ins Polniſche. Die Jagelloniſche Kapelle, deren rundes Kuppeldach aus großen Bronceſchuppen ſtark vergoldet Jahrhunderte lang dem Schnee und Regen trotzt, und das in der Kirche drinnen geſchonte vergoldete, ähnlich geformte Dach auf der in der

Mitte freistehenden Kapelle des heiligen Stanislaus.

Auch wird hier merkwürdiger Weise eine Kapelle gezeigt — welche die Toiletten-Kapelle der Könige vor der Krönung war; oder besser gesagt die Königssakristei, denn die Krönung war ein ritueller kirchlicher Akt — und der Krönungsmantel galt als eine Art Kirchengewand.

So ist nun in diesem wundervollen Bau — der zugleich ein polnisches Nationalmuseum abgibt, Kapelle an Kapelle geklebt (es sind deren sechzehn) — wie in einem großartigen nach und nach entstandenen Wespennest, es gibt da eine Masse von einzelnen Wunderdingen an Kunst und Schönheit — aus allen Bausthlen, aber von Harmonie oder auch nur von der Möglichkeit eines Ueberblickes keine Spur. Man sieht höchstens immer nur einige Klafter weit vor sich hin.

Auffallend ist der Broncereichthum an Grabplatten und an Kapellengittern und Altarballustraden — Krakau muß vortreffliche Erzgießer besessen haben. Vor dem Hochaltar liegt eine mächtig große Erzplatte mit eingegrabener Zeichnung und Inschrift. Unter ihr ruht ein Cardinal — dessen Namen ich früher nie vernommen — und den ich auch wieder vergessen habe. Der

Bischof von Krakau führte in der Zeit der Könige den Titel: Herzog von Severien.

Im Domschatz werden die Krönungsmäntel der polnischen Könige aufbewahrt. Die Kirche selbst benöthigte vor allem andern eine Entfernung der rothen Behänge aus scandalös zerrissenen Sammt- und Seidentapeten, in deren Anbetracht einem unwillkührlich das Wort in den Mund kommt: „Herunter mit diesen Fetzen.“

Der Thurm enthält die größte Glocke Polens, Sigmundsglocke genannt. Wegen dieser auf den halsbrecherischen mehr plumpen Leitern als Stiegen ähnlichen Holzgerüsten hinaufzuklettern, lohnt sich nicht der Mühe — während die Aussicht hier oben immerhin mitzunehmen und für Polen auch hinlänglich schön zu nennen ist.

Außer der Erzgießerei muß hier auch das Schlosserhandwerk, über das Handwerk hinaus auf einer gewissen Kunsthöhe gestanden sein. Es dürfte kaum irgendwo eine so große Masse ganz vorzüglich und höchst originell gezeichneter eiserner Thüren und Thore an Kirchen, Palläſten und öffentlichen Gebäuden zu finden sein, wie hier in Krakau.

Von außen macht die Schloßkirche gar keinen besonderen Eindruck. Am Hauptportale hängen einige Mamuthsknochen, die bei einem alten, kleinen

und dicken Kirchendiener in beſonderer Verehrung ſtehen, denn er unterläßt es nicht, ſo oft ein Fremder in die Kirche eintritt oder aus derſelben herausgeht, mit den oft hintereinander ausgeſprochenen Worten „Mamuth, Mamuth“ auf dieſelben hinzuweiſen. Der Mann iſt eigentlich ein großer Chemiker — denn er verſteht aus den tauſendjährigen Knochen doch noch einiges Fett herauszupreſſen; das Wort Mamuth im polniſchen Accent mit dem Schwerpunkt auf der letzten Silbe heißt nämlich auf deutſch: „Ich erſuche ſie um einige Kreuzer oder Kopeken, denn auch Mamuthe wollen nicht umſonſt hergezeigt ſein.“ Was läßt ſich oft mit einem einzigen Wort alles ſagen! Der Reiſende, welcher nicht ſchmutzig iſt, wird ſich auch gerne von dieſem armen Teufel um einiges Kleingeld mamuthiſiren laſſen.

Das ehemalige Königsſchloß auf dem Wawelberge dient jetzt als Kaſerne. Der Scenenwechſel iſt eben die Weltgeſchichte, und wenn alles beim Alten bliebe, ſo wäre Adam und Eva noch im Paradies.

Feſtungsmauern mit Schießſcharten umringen das ganze Gebäude ſammt der Schloßkirche — und die Ausſicht ringsum iſt erquicklich. Die Weichſel zieht ſich durch grüne baumreiche Ebenen und im Hintergrund ragen die Berge empor;

unten Krakau mit ſeinen Vorſtädten und ſeinen lieblichen, ſchattigen Baumgängen, die rings um die Stadt laufen.

Der verheerende Brand, welcher 1850 in Krakau gewüthet, hat an Bauten und Kunſtwerken einen unermeßlichen und unerſetzlichen Schaden angerichtet.

Drei große gothiſche Kirchen ſind durch den Brand Ruinen geworden.

Auf dem Wege zu jener Kirche — die an der Stelle gebaut iſt, an welcher der heilige Stanislaus ermordet wurde — zeigt ſich wieder eine großartige gothiſche Kirchenruine. Es wird Einiges an Seitenkapellen — die von reichen Familien geſtiftet ſind, reſtaurirt. Sonſt gibt es hier noch viele Kirchen, theils im Zopfſtyl gebaut — theils im Zopfſtyl reſtaurirt.

Eine der erſtern iſt jene der Bernhardiner. Die Säulen des Hochaltars ſind mit Gold- und Silberblech überzogen. Ein fürchterlicher, höchſt unangenehmer Anblick. Dafür hat dieſe Kirche aber Holzſchnitzereien an Bilderrahmen, die ihres Gleichen ſuchen an zarter, ſinniger Behandlung verſchlungenen Laubwerks. Intereſſant iſt aus dem ſiebenzehnten Jahrhundert ein großes Bild — in der Mitte der Sündenfall und ringsum in ungefähr zwanzig Scenen Dar-

ſtellungen eines Todtentanzes nach dem Holbeiniſchen Muſter.

Die werthvolle Sammlung ſarmatiſcher Alterthümer in der erzbiſchöflichen Reſidenz iſt leider ein Raub der Flammen geworden.

Die Jagelloniſche Univerſität kann auch in ihrer Art ein Unicum genannt werden. Der Hof ein Venetianiſcher Dogenpallaſt in Miniatur, gothiſche Erker-Balluſtraden — eine hohe gothiſche Kanzel, wahrſcheinlich zur feierlichen Proclamation der Doktoren beſtimmt. Kaum waren wir in der Halle des Univerſitätshofes — als ein Rudel polniſcher Juden, die uns aus der Ferne von der Straße in die Univerſität hineinſchreiten ſahen, nachfolgte, und dienſtfertig und handelgeſchäftig ſich um uns herumtrieb.

Die Vorſtadt Kaſimierz gehört zu einer der größten Raritäten Krakaus — ſie iſt das lebendige wimmelnde Nationalmuſeum der polniſchen Juden, die hier in den Erdgeſchoßen links und rechts ihre Trödelhöhlen beſitzen; wahrhaft beſitzen, denn drei bis zehn Männlein und Weiblein ſitzen darin lauernd, und ſtürzen auf den Fremden und jeden, von dem ſie vermuthen: es könne ein Geſchäft mit ihm gemacht werden.

Auch die Allgemeine Zeitung hat ſchon vor Jahren den Ueberfall der Reiſenden allhier durch

jüdiſche Heeresmaſſen draſtiſch geſchildert: „Wirklich läßt auch der erſte Eintritt in dieſen Stadttheil keinen Zweifel, wo man ſich befindet, denn vom erſten bis zum letzten Haus wird man von den Bewohnern förmlich überfallen, und wohl iſt es jedem Fremden anzurathen, ſein Augenmerk auf ſeine Taſchen zu richten, damit nicht unberufene Hände ſie erleichtern. Die Trottoirs wimmeln von Menſchen und will man nicht fortwährend geſtoßen und getreten werden, ſo muß man auf dem ſchlechten Pflaſter des Fahrwegs gehen. Mit der größten Zudringlichkeit faſſen Juden Vorübergehende, beſonders wenn ſie mit dem ihnen eigenthümlichen Scharfblick Fremde in ihnen zu erkennen glauben, bei den Armen oder Kleidungsſtücken an, ſo daß man oft genöthigt iſt, Gebrauch vom Stock zu machen, was ſie — daran gewöhnt — nicht übel nehmen.“ — —

Sich des Stockes als Abwehr zu bedienen — war unſerer Anſicht nicht gemäß. Ein halbmodernisirter Judenjunge von fünfzehn bis ſechzehn Jahren bot uns als Cicerone gerade vor der Judenſtadt ſeine Dienſte an. Er trug nicht den Kaftan und den hohen Hut — auch baumelten an ſeinen Schläfen nicht die beliebten Stöpſelzieher-Locken (Peißes genannt), er trug eine auf dem Hinterhaupt hängende Kappe, der Schirm

derſelben, ſeiner Schneide nach gegen den Himmel gerichtet, einen langen Frack, ausgefranztes Beinkleid, ſchiefgequätſchte Stiefel und in der Hand ein Stäbchen, welches er mit großer Eleganz und Leichtigkeit ſtutzerähnlich zu ſchwingen verſuchte.

Mein Herr Begleiter unterhandelte mit dem Jungen, wie folgt: „Wir können dich nur brauchen, daß du uns ſämmtliche Juden vom Leibe hältſt — willſt du das thun, ſo wirſt du dafür bezahlt!“

Der Junge ging ſogleich auf den Vorſchlag ein — und entledigte ſich ſeines Auftrages mit vieler diplomatiſcher Klugheit, indem er vor uns herging, und mit den lieblichſten und freundlichſten Mienen von der Welt ſeinen wie Fiſche in einem Teich auf hineingeworfene Brodſamen — heranfahrenden Stammesgenoſſen immerfort ſagte: „Die Herren kaufen nix, die Herren kaufen nix!“ — Das ſagte er aber ja nicht barſch oder laut, ſondern in faſt flehentlicher Stimme, doch wichen aber die Judenfrauen und Judenmädchen zurück, denn ſie hatten es gleich los: Der Maxl Beer führt Fremde herum und kann ſich auch ein paar Groſchen verdienen. Sonſt war Maxl ſehr dienſtfertig. Es begann zu regnen — wir flüchteten in die Bernhardinerkirche; der Burſche beſorgte in Eile trotz des dichtfallenden Regens einen Fiaker; und er mußte ihn ziemlich weit herholen.

So lernt man es durch Thatſachen verſtehen, wie leicht ſich die polniſchen Edelleute das Bedürfniß eines dienſtfertigen Hausjuden, der als Faktotum in allen nöthigen und leider auch ſehr vielen unnöthigen Angelegenheiten dient — derartig angewöhnen, daß ihnen der Hausjude am Ende unentbehrlich iſt. Dieſen Hausjuden des Edelmanns ſchildert Goltz ergötzlich genug, wie folgt:

„Der Pole ſtellt ſich in der Regel als ein manierlicher Ehemann und zärtlicher Familienvater dar; aber einen Juden hat er ſich an die linke Seite getraut. Mit ſeinem Faktor lebt er im ökonomiſchen Concubinat. Dieſer muß ihm, wenn's nach dem alten Lebensſtyl hergeht, den Warſchauer Schlafrock und die ruſſiſchen Saffianpantoffeln kaufen, er muß ihn aus- und anziehen, wenn der Pflegebefohlene im Ungarwein betrunken iſt, ihn raſiren, vor ſein Bette kommen, ihm guten Morgen und gute Nacht ſagen, ihm gratuliren und condoliren, die Stadt- und Dorfzeitung erzählen, er muß ihn in Wichs und in Negligee bewundern, ihm die Lotterieloſe beſorgen, ihm das Geſinde und die Hausoffizianten miethen, Pferd und Wagen erhandeln, die Gouvernante, den Hauslehrer und mitunter auch die zukünftige Hausfrau in Vorſchlag bringen, ihm Karte legen

und endlich auch Morisons Pillen und Palliative vorſchmecken. Das israelitiſche Faktotum iſt es, welches des Polen ſchwindſüchtige Börſe ſpicken, ſeine Projekte berathen, ſeine Intriguen verſpinnen, ſeinen Zorn ertragen, ſeine Großmuth profitiren, ſich abwechſelnd foppen, kajoliren und mißhandeln laſſen muß. So ſind beide Racen eigentlich ein Sinn und ein Herz. Ohne Juden fehlt zumal dem polniſchen Landedelmann ſein Inſtrument, ſein Witz, ſein Schatten, ſein anderes Ich. Und ſo verderben ſich beide gegenſeitig bis zu dem Grade, wo Laſter und Unmacht wieder in Naivetät, Poeſie und Gemüthlichkeit übergehen, wenigſtens ſcheint es dem Polen ſo."

Unter den hunderten der Verkaufsläden von Kaſimierz findet man kaum ein Paar, die ſolide Waare zur Schau bringen — es iſt durchwegs Trödelkram (Schofel) — auch das Neue darunter gehört zu jener Gattung, welche die Juden unter ſich ſelbſt mit dem Wort „Povel" bezeichnet.

Auch das ſagt mit derberen Worten jener Correſpondent über Kaſimierz: „Die Läden, einer neben dem andern, ſind ſchmutzige Spelunken, die nur ſelten einmal von einem ſauber eingerichteten Galanterieladen unterbrochen werden."

Im Jahre 1815 waren in Krakau ſiebentauſend Juden, jetzt ſollen über fünfundzwanzig-

tauſend hier ſein. Es iſt ein wahres Räthſel — von was dieſe Leute leben, die man den ganzen Tag über in allen Straßen herumlungern, reden, ſpeculiren und feilſchen ſieht. Arbeit — iſt natürlich ihre Sache nicht. Ihre Anzahl iſt in ſchneller Zunahme, der Kinderſegen ganz außerordentlich, in den Häuſern wimmelt es wie in Ameiſenhaufen.

Wenn man die Juden, d. h. die eigentlichen, ſpecifiſchen, uncivilisirten, in ſo großen Colonnen aufmarſchiren, in ſo ungeheuern Maſſen ſich bewegen ſieht, kann man wohl an zwei Ausſprüche von Bogumil Golz (in ſeiner Charakteriſtik der Juden) denken, er ſagt einmal: „**Man ſoll nicht Juden beurtheilen und mit ihnen verkehren, ohne zu beherzigen, daß eben unter dieſem Volke der Weltheiland, der Weltlehrer erſtand, und daß die Jünger und Apoſtel Juden waren;**“ und ein andermal: „**Wer einmal Jude iſt, dem darf freilich nicht der chriſtliche Standpunkt zugemuthet werden, der kann unmöglich ein Freund der mittelalterlichen Kulturfundamente und jener Zeiten ſein, die den Juden wie einen Paria gemißhandelt haben. Uns Chriſten aber iſt es auch nicht zu verdenken, wenn wir in den Juden die Hefen der Geſellſchaft, die literariſchen Unruhſtifter, und die Leute erſehen, die durch ihren**

frechen Profanverſtand unſere chriſtlichen Heiligthümer ſäkulariſiren.“

Eine Art polniſchem Palazzo della Raggione zu Padua ſieht man hier in der Tuchhalle — das Gebäude iſt 180 Ellen lang und 28 Ellen breit. Das Erdgeſchoße bildet im Innern eine Reihe von ganz außerordentlich ſchlampichten Marktbuden und Verkaufstiſchen. Die Gewölbe, vor denen maſſive Eiſenleuchter hängen, ſind hoch und impoſant. In früheren Zeiten wurden hier Bälle gegeben.

Eine Notiz können wir den Feinſchmeckern und Gaumenſchmeichlern nicht vorenthalten — es werden ihnen die Zähne wäſſern, wenn wir ihnen nur eine Mehlſpeiſe beſchreiben, welche beſonders im Judenviertl unter den Thoren auf eigenen kleinen Tiſchen — zum Nahrungsbehufe und als beſondere Guſtoſache israelitiſcher Jugend und Damenwelt, verkauft wird. Wir meinen die runden kleinen Kuchen (in Mähren und Böhmen Gollatſchen genannt), welche hier durch ein beſonderes weithinduftiges Gewürz aufgemuzt werden. Auf dem ſüßen Teig liegt zwei Zoll hoch feingeſchnitten und bleichgelb jene Wunderblume, die man das Vergißmeinnicht der Juden nennt — und die für gewöhnlich unter dem Namen Knoblauch curſirt. Es läßt ſich denken, wie der

lüſterne Verſpeiſer von einem ſolchen Kuchen mindeſtens durch zwei Tage lang mit einem dergeſtalt ſcharfen gewürzigen Geruch behaftet bleibt, daß es ihm ein Leichtes wird, mit jedem giftathmenden Baſilisken eine Wette einzugehen — wer von ihnen beiden, auf eine gleiche Diſtanz gemeſſen, einen Menſchen durch den tödtlichen Hauch in kürzerer Zeit umzubringen vermag.

In dieſen Knoblauchgollatſchen wäre ſomit der entgegengeſetzte Pol der indianiſchen Vogelneſter glücklich aufgefunden. Wenn man ſo in einer Stadt als lernbegieriger Reiſender herumgeht, muß man ſich auf einen beſtändigen Wechſel der heterogenſten Scenen gefaßt machen.

Es gibt hier auch noch mehrere Frauenklöſter. In einer ſehr kleinen — urſprünglich, wie an den vermauerten Thurmfenſtern zu erſehen, aus dem dreizehnten Jahrhundert herrührenden Kirche, tönte der Geſang von Kloſterfrauen aus dem Chor. Wie im Kirchengeſang der Polen überhaupt eine ungeheuere Wehmuth liegt — ſo tönten beſonders dieſe harmoniſchen Stimmen der Frauen, welche eben Pſalmen in lateiniſcher Sprache ſangen — derartig klagend und umflort mit jenen eigenthümlichen polniſchen Trauermelodien, als ob dieſer Geſang alle Sehnſucht der Weltcreatur nach Erlöſung in ſich trüge.

Sollen wir den geneigten Leſer noch durch die Gänge und Hallen des in Polen ſogenannten achten Weltwunders, des Salzbergwerkes von Wieliczka führen, — (zweimal ſo tief als der Wienerſtephansthurm), mit ihm unter die Erde hinabſteigen, die Kapelle mit den am Altar knieenden aus Steinſalz ausgehauenen Miniſtranten beſichtigen, und in einem Schiff durch den melancholiſchen Todtenſee fahren? — Nein, denn das Salzbergwerk iſt in Pfennigmagazinen, Kalendern, Zeitungen und Jugendbibliotheken ſchon derartig literariſch ausgebeutet, daß in dieſer Richtung — kein Salz mehr aus demſelben genommen werden kann.

Nur Eines ſei erwähnt. Die erſte Viertelſtunde waren wir — da der deutſche Führer eben eine andere Geſellſchaft herumführte, mit welcher wir dann zuſammenſtießen — zwei polniſchen Führern überlaſſen. Der eine explicirte unermüdlich polniſch, alles Deuten von unſerer Seite, daß wir ihn nicht verſtehen, half durchaus nichts. Da war es nun unendlich komiſch, wie dieſer arme Teufel — in der Meinung: es wäre doch eine Möglichkeit, ſich uns verſtändlich zu machen, das Polniſche mit ſo einſchmeichelnden und weinerlichen Tönen ſprach: daß man den Gedanken in ſeinen Mienen leſen konnte: „Nun — wenn man

es ſo gut meint wie ich, da müſſen ſie mich doch verſtehen!“ — Ein trauriges Leben das Leben der Bergleute, ſo Tag für Tag da unten in der Nacht zuzubringen.

Da wir noch nicht ſo glücklich geweſen ſind, den polniſchen Parnaß kennen zu lernen, uns ſomit auch keine Blümlein, wie ſie ohne Zweifel auf ſelbigem gedeihen, zu Gebote ſtehen, ſo müſſen wir zum altbekannten Florentiner unſere Zuflucht nehmen.

Man findet ſich beim Heraufſteigen aus den ſchauerlichen Labyrinthen ſo angenehm angeregt, wie Dante, als er aus der Hölle kam (L' Inferno Canto XXIV.):

Mein Führer ſtieg mit mir auf dunklen Wegen
Hinauf — zur lichten Welt zurückzukehren;
Wir dachten nicht daran der Ruh' zu pflegen;
Er geht voran, ich folge ſeinen Füßen
Bis uns der Himmel leuchtet klar entgegen
Und uns die goldnen Sterne freundlich grüßen.

Aus dem Krainerland. Die Adelsberger Grotte.

Sehr oft ſchon war ich mittelſt der Eiſenbahn durch dieſes herrliche Land geflogen, ohne davon etwas kennen zu lernen, außer das, was man rechts und links des Bahngeleiſes mit den Augen erhaſchen kann.

Zuerſt einige Bilder aus Marburg in Steiermark.

Die ehemalige Burg iſt jetzt das Schloß der Grafen Brandis. Darin eine Lorettokapelle, ganz der wirklichen, ſelbſt in den von dem Mörtel entblößten Ziegeln nachgebildet — mit drei Broncelampen, von denen die mittlere — byzantiniſch mit Renaiſſance-Engelköpfen als Kettenhälter — ſo außerordentlich ſchön gearbeitet iſt, wie irgend eine jener herrlichen Lampen im Dome zu Florenz.

Der Burghof iſt inwendig mit wilden Weinreben umſponnen, und durch eine kleine Pforte geht der Weg außerhalb der Stadtmauer in dunkle Baumgänge hinaus. Man muß geradewegs von Wien kommen, um die balſamiſche Landluft der Steiermark würdigen zu können. Eben trugen vier weißgekleidete Jungfrauen eine

geſtorbene Genoſſin auf der Bahre in den Gottesacker. Hinterher folgten die weinenden Eltern, die trauernden Geſpielen, und beteten, die Roſenkränze in ihren Händen.

Durch alles Weh des Naturgefühls — das erbebt ob der im Tode gebrochenen Menſchengeſtalt, der Blüthe, die der Eiſesſchauer des Todes vom Lebensbaum herabgeſtreift — durch allen natürlichen Schmerz der zeitlichen Trennung hindurch der ſüße Troſt, wie ihn gerade am heutigen Pfingſtfeſte die Kirche im Meßgebete: Veni sancte spiritus (Komm, o heiliger Geiſt, o komm, gieß von Deines Lichtes Strom einen Strahl auf uns herab) in den Worten der Anrufung des heiligen Geiſtes ausſpricht: „In labore requies, in aestu temperies, in fletu solatium.“ (In der Arbeit gib uns Ruhe, in der Hitze gib uns Kühlung, in der Trauer gib uns Troſt.)

Ein wahres Genrebild für einen Maler; — der längſt verſtorbene Olivier in München hätte es ausführen können, wie kein anderer; er bleibt das größte Genie im Gottesackerzeichnen, ſeine Friedhöfe ſind die lebendigſten Repräſentanten des Todes — man ſieht ordentlich die Grashalme und Diſtelköpfe auf den verwahrloſten Grabhügeln von der leichten Abendluft bewegt.

Hier der üppige Schmuck eines dichten

derſelben, ſeiner Schneide nach gegen den Himmel gerichtet, einen langen Frack, ausgefranztes Beinkleid, ſchiefgequätſchte Stiefel und in der Hand ein Stäbchen, welches er mit großer Eleganz und Leichtigkeit ſtutzerähnlich zu ſchwingen verſuchte.

Mein Herr Begleiter unterhandelte mit dem Jungen, wie folgt: „Wir können dich nur brauchen, daß du uns ſämmtliche Juden vom Leibe hältſt — willſt du das thun, ſo wirſt du dafür bezahlt!“

Der Junge ging ſogleich auf den Vorſchlag ein — und entledigte ſich ſeines Auftrages mit vieler diplomatiſcher Klugheit, indem er vor uns herging, und mit den lieblichſten und freundlichſten Mienen von der Welt ſeinen wie Fiſche in einem Teich auf hineingeworfene Brodſamen — heranfahrenden Stammesgenoſſen immerfort ſagte: „Die Herren kaufen nix, die Herren kaufen nix!“ — Das ſagte er aber ja nicht barſch oder laut, ſondern in faſt flehentlicher Stimme, doch wichen aber die Judenfrauen und Judenmädchen zurück, denn ſie hatten es gleich los: Der Maxl Beer führt Fremde herum und kann ſich auch ein paar Groſchen verdienen. Sonſt war Maxl ſehr dienſtfertig. Es begann zu regnen — wir flüchteten in die Bernhardinerkirche; der Burſche beſorgte in Eile trotz des dichtfallenden Regens einen Fiaker; und er mußte ihn ziemlich weit herholen.

Andacht gestimmt sei oder nicht. Der Stab der Gebetform muß ins Erdreich hineingestoßen werden — und wenn auch nicht augenblicklich die Ranken des innerlichen einstimmenden Gebetes daran sich hinaufschlingen — so kann das im Verlaufe des Tages bei dieser oder jener Veranlassung geschehen!

Die unsägliche Traurigkeit, welche in der Natur liegt und die jetzt noch durch ihren Grundton, den mitten hindurch wandelnden Tod des Menschenleibes sich erst recht ausprägte, rief mir zur Betrachtung und zum Verständnis die Worte des 103. Psalmes ins Gedächtniß, die ich erst vor ein paar Stunden am Morgen mechanisch und ohne in das Verständniß einzudringen, aus dem Missale hersagte:

Emitte spiritum tuum et creabuntur, et renovabis faciem terrae. (Du sendest Deinen Geist aus und sie werden geschaffen, und Du erneuerst das Angesicht der Erde.)

Bezugs der Adelsberger Grotte in Krain möge jeder Besucher derselben besonders zur Sommerszeit sehr behutsam sein. Wer den Weg von Adelsberg bis hin zu Fuß macht, der soll mindestens eine halbe Stunde lang am Eingang der Grotte sich abkühlen, denn beim Eintritt strömt Einem eine eisige Luft, im schmalen Schlund noch concentrirt und verstärkt, entgegen.

und endlich auch Morisons Pillen und Palliative vorſchmecken. Das israelitiſche Faktotum iſt es, welches des Polen ſchwindſüchtige Börſe ſpicken, ſeine Projekte berathen, ſeine Intriguen verſpinnen, ſeinen Zorn ertragen, ſeine Großmuth proſtituren, ſich abwechſelnd foppen, kajoliren und mißhandeln laſſen muß. So ſind beide Racen eigentlich ein Sinn und ein Herz. Ohne Juden fehlt zumal dem polniſchen Landedelmann ſein Inſtrument, ſein Witz, ſein Schatten, ſein anderes Ich. Und ſo verderben ſich beide gegenſeitig bis zu dem Grade, wo Laſter und Unmacht wieder in Naivetät, Poeſie und Gemüthlichkeit übergehen, wenigſtens ſcheint es dem Polen ſo."

Unter den hunderten der Verkaufsläden von Kaſimierz findet man kaum ein Paar, die ſolide Waare zur Schau bringen — es iſt durchwegs Trödelkram (Schofel) — auch das Neue darunter gehört zu jener Gattung, welche die Juden unter ſich ſelbſt mit dem Wort „Povel" bezeichnet.

Auch das ſagt mit derberen Worten jener Correſpondent über Kaſimierz: „Die Läden, einer neben dem andern, ſind ſchmutzige Spelunken, die nur ſelten einmal von einem ſauber eingerichteten Galanterieladen unterbrochen werden."

Im Jahre 1815 waren in Krakau ſiebentauſend Juden, jetzt ſollen über fünfundzwanzig-

tauſend hier ſein. Es iſt ein wahres Räthſel — von was dieſe Leute leben, die man den ganzen Tag über in allen Straßen herumlungern, reden, ſpeculiren und feilſchen ſieht. Arbeit — iſt natürlich ihre Sache nicht. Ihre Anzahl iſt in ſchneller Zunahme, der Kinderſegen ganz außerordentlich, in den Häuſern wimmelt es wie in Ameiſenhaufen.

Wenn man die Juden, d. h. die eigentlichen, ſpecifiſchen, uncivilifirten, in ſo großen Colonnen aufmarſchiren, in ſo ungeheuern Maſſen ſich bewegen ſieht, kann man wohl an zwei Ausſprüche von Bogumil Goltz (in ſeiner Charakteriſtik der Juden) denken, er ſagt einmal: „Man ſoll nicht Juden beurtheilen und mit ihnen verkehren, ohne zu beherzigen, daß eben unter dieſem Volke der Weltheiland, der Weltlehrer erſtand, und daß die Jünger und Apoſtel Juden waren;“ und ein andermal: „Wer einmal Jude iſt, dem darf freilich nicht der chriſtliche Standpunkt zugemuthet werden, der kann unmöglich ein Freund der mittelalterlichen Kulturfundamente und jener Zeiten ſein, die den Juden wie einen Paria gemißhandelt haben. Uns Chriſten aber iſt es auch nicht zu verdenken, wenn wir in den Juden die Heſen der Geſellſchaft, die literariſchen Unruhſtifter, und die Leute erſehen, die durch ihren

frechen Profanverſtand unſere chriſtlichen Heiligthümer ſäkulariſiren.“

Eine Art polniſchem Palazzo della Raggione zu Padua ſieht man hier in der Tuchhalle — das Gebäude iſt 180 Ellen lang und 28 Ellen breit. Das Erdgeſchoße bildet im Innern eine Reihe von ganz außerordentlich ſchlampichten Marktbuden und Verkaufstiſchen. Die Gewölbe, vor denen maſſive Eiſenleuchter hängen, ſind hoch und impoſant. In früheren Zeiten wurden hier Bälle gegeben.

Eine Notiz können wir den Feinſchmeckern und Gaumenſchmeichlern nicht vorenthalten — es werden ihnen die Zähne wäſſern, wenn wir ihnen nur eine Mehlſpeiſe beſchreiben, welche beſonders im Judenviertl unter den Thoren auf eigenen kleinen Tiſchen — zum Nahrungsbehufe und als beſondere Guſtoſache israelitiſcher Jugend und Damenwelt, verkauft wird. Wir meinen die runden kleinen Kuchen (in Mähren und Böhmen Gollatſchen genannt), welche hier durch ein beſonderes weithinduftiges Gewürz aufgemuzt werden. Auf dem ſüßen Teig liegt zwei Zoll hoch feingeſchnitten und bleichgelb jene Wunderblume, die man das Vergißmeinnicht der Juden nennt — und die für gewöhnlich unter dem Namen Knoblauch curſirt. Es läßt ſich denken, wie der

lüſterne Verſpeiſer von einem ſolchen Kuchen mindeſtens durch zwei Tage lang mit einem dergeſtalt ſcharfen gewürzigen Geruch behaftet bleibt, daß es ihm ein Leichtes wird, mit jedem giftathmenden Baſilisken eine Wette einzugehen — wer von ihnen beiden, auf eine gleiche Diſtanz gemeſſen, einen Menſchen durch den tödtlichen Hauch in kürzerer Zeit umzubringen vermag.

In dieſen Knoblauchgollatſchen wäre ſomit der entgegengeſetzte Pol der indianiſchen Vogelneſter glücklich aufgefunden. Wenn man ſo in einer Stadt als lernbegieriger Reiſender herumgeht, muß man ſich auf einen beſtändigen Wechſel der heterogenſten Scenen gefaßt machen.

Es gibt hier auch noch mehrere Frauenklöſter. In einer ſehr kleinen — urſprünglich, wie an den vermauerten Thurmfenſtern zu erſehen, aus dem dreizehnten Jahrhundert herrührenden Kirche, tönte der Geſang von Kloſterfrauen aus dem Chor. Wie im Kirchengeſang der Polen überhaupt eine ungeheuere Wehmuth liegt — ſo tönten beſonders dieſe harmoniſchen Stimmen der Frauen, welche eben Pſalmen in lateiniſcher Sprache ſangen — derartig klagend und umflort mit jenen eigenthümlichen polniſchen Trauermelodien, als ob dieſer Geſang alle Sehnſucht der Weltcreatur nach Erlöſung in ſich trüge.

Sollen wir den geneigten Leſer noch durch die Gänge und Hallen des in Polen ſogenannten achten Weltwunders, des Salzbergwerkes von Wieliczka führen, — (zweimal ſo tief als der Wienerſtephansthurm), mit ihm unter die Erde hinabſteigen, die Kapelle mit den am Altar knieenden aus Steinſalz ausgehauenen Miniſtranten beſichtigen, und in einem Schiff durch den melancholiſchen Todtenſee fahren? — Nein, denn das Salzbergwerk iſt in Pfennigmagazinen, Kalendern, Zeitungen und Jugendbibliotheken ſchon derartig literariſch ausgebeutet, daß in dieſer Richtung — kein Salz mehr aus demſelben genommen werden kann.

Nur Eines ſei erwähnt. Die erſte Viertelſtunde waren wir — da der deutſche Führer eben eine andere Geſellſchaft herumführte, mit welcher wir dann zuſammenſtießen — zwei polniſchen Führern überlaſſen. Der eine explicirte unermüdlich polniſch, alles Deuten von unſerer Seite, daß wir ihn nicht verſtehen, half durchaus nichts. Da war es nun unendlich komiſch, wie dieſer arme Teufel — in der Meinung: es wäre doch eine Möglichkeit, ſich uns verſtändlich zu machen, das Polniſche mit ſo einſchmeichelnden und weinerlichen Tönen ſprach: daß man den Gedanken in ſeinen Mienen leſen konnte: „Nun — wenn man

es ſo gut meint wie ich, da müſſen ſie mich doch verſtehen!“ — Ein trauriges Leben das Leben der Bergleute, ſo Tag für Tag da unten in der Nacht zuzubringen.

Da wir noch nicht ſo glücklich geweſen ſind, den polniſchen Parnaß kennen zu lernen, uns ſomit auch keine Blümlein, wie ſie ohne Zweifel auf ſelbigem gedeihen, zu Gebote ſtehen, ſo müſſen wir zum altbekannten Florentiner unſere Zuflucht nehmen.

Man findet ſich beim Heraufſteigen aus den ſchauerlichen Labyrinthen ſo angenehm angeregt, wie Dante, als er aus der Hölle kam (L' Inferno Canto XXIV.):

Mein Führer ſtieg mit mir auf dunklen Wegen
Hinauf — zur lichten Welt zurückzukehren;
Wir dachten nicht daran der Ruh' zu pflegen;
Er geht voran, ich folge ſeinen Füßen
Bis uns der Himmel leuchtet klar entgegen
Und uns die goldnen Sterne freundlich grüßen.

Aus dem Krainerland. Die Adelsberger Grotte.

Sehr oft ſchon war ich mittelſt der Eiſenbahn durch dieſes herrliche Land geflogen, ohne davon etwas kennen zu lernen, außer das, was man rechts und links des Bahngeleiſes mit den Augen erhaſchen kann.

Zuerſt einige Bilder aus Marburg in Steiermark.

Die ehemalige Burg iſt jetzt das Schloß der Grafen Brandis. Darin eine Lorettokapelle, ganz der wirklichen, ſelbſt in den von dem Mörtel entblößten Ziegeln nachgebildet — mit drei Broncelampen, von denen die mittlere — byzantiniſch mit Renaiſſance-Engelköpfen als Kettenhälter — ſo außerordentlich ſchön gearbeitet iſt, wie irgend eine jener herrlichen Lampen im Dome zu Florenz.

Der Burghof iſt inwendig mit wilden Weinreben umſponnen, und durch eine kleine Pforte geht der Weg außerhalb der Stadtmauer in dunkle Baumgänge hinaus. Man muß geradewegs von Wien kommen, um die balſamiſche Landluft der Steiermark würdigen zu können. Eben trugen vier weißgekleidete Jungfrauen eine

geſtorbene Genoſſin auf der Bahre in den Gottesacker. Hinterher folgten die weinenden Eltern, die trauernden Geſpielen, und beteten, die Roſenkränze in ihren Händen.

Durch alles Weh des Naturgefühls — das erbebt ob der im Tode gebrochenen Menſchengeſtalt, der Blüthe, die der Eiſesſchauer des Todes vom Lebensbaum herabgeſtreift — durch allen natürlichen Schmerz der zeitlichen Trennung hindurch der ſüße Troſt, wie ihn gerade am heutigen Pfingſtfeſte die Kirche im Meßgebete: Veni sancte spiritus (Komm, o heiliger Geiſt, o komm, gieß von Deines Lichtes Strom einen Strahl auf uns herab) in den Worten der Anrufung des heiligen Geiſtes ausſpricht: „In labore requies, in aestu temperies, in fletu solatium.“ (In der Arbeit gib uns Ruhe, in der Hitze gib uns Kühlung, in der Trauer gib uns Troſt.)

Ein wahres Genrebild für einen Maler; — der längſt verſtorbene Olivier in München hätte es ausführen können, wie kein anderer; er bleibt das größte Genie im Gottesackerzeichnen, ſeine Friedhöfe ſind die lebendigſten Repräſentanten des Todes — man ſieht ordentlich die Grashalme und Diſtelköpfe auf den verwahrloſten Grabhügeln von der leichten Abendluft bewegt.

Hier der üppige Schmuck eines dichten

ſchattigen Baumganges — die grünen Berge und weiter die Alpenzacken im Hintergrunde — die Friedhofsmauer in der Ferne, über welche einige Monumente herausragen, links die üppigſten Wieſen im reichſten Blumenſchmucke und rechts das wogende Korn, auf dem wie eine ſegnende Hand das goldige Sonnenlicht ruht — Vogelgeſang in den Zweigen und Zirpen, Sauſen und Brummen von den tauſenderlei Inſekten und Fliegen, die auch am heiligſten Tage ſich keine Ruhe gönnen und ihrem Naturberufe nachleben und mitten durch alle Naturherrlichkeit der Leichnam einer Menſchenblüthe — der Geiſt bei Gott; das bittere Weh im Herzen der Eltern und Geſchwiſter. — Auf dem ſchwankenden Sarge eine Blumenkrone, von der flatternde Schleifen hingen aus roſenfarbener Seide.

Wie es einem in der Fremde häufig zu gehen pflegt — durch die Menge von Eindrücken, welche das Gedächtniß anſammelt — ſo war es mir auch heute in der Kirche ergangen, meine Gedanken flogen immer aus, es gelang mir ſchlecht, ſie zuſammenzuhalten. Es hat aber auch der Zwang, das Gebot des Ritus ſeinen Segen, und von Weisheit iſt das Kirchengebot: daß die Gebete des Ritus ohne Auslaſſen und Schmälern hergeſagt werden müſſen, ob man nun zur

Andacht geſtimmt ſei oder nicht. Der Stab der Gebetform muß ins Erdreich hineingeſtoßen werden — und wenn auch nicht augenblicklich die Ranken des innerlichen einſtimmenden Gebetes daran ſich hinaufſchlingen — ſo kann das im Verlaufe des Tages bei dieſer oder jener Veranlaſſung geſchehen!

Die unſägliche Traurigkeit, welche in der Natur liegt und die jetzt noch durch ihren Grundton, den mitten hindurch wandelnden Tod des Menſchenleibes ſich erſt recht ausprägte, rief mir zur Betrachtung und zum Verſtändnis die Worte des 103. Pſalmes ins Gedächtniß, die ich erſt vor ein paar Stunden am Morgen mechaniſch und ohne in das Verſtändniß einzudringen, aus dem Miſſale herſagte:

Emitte spiritum tuum et creabuntur, et renovabis faciem terrae. (Du ſendeſt Deinen Geiſt aus und ſie werden geſchaffen, und Du erneuerſt das Angeſicht der Erde.)

Bezugs der Adelsberger Grotte in Krain möge jeder Beſucher derſelben beſonders zur Sommerszeit ſehr behutſam ſein. Wer den Weg von Adelsberg bis hin zu Fuß macht, der ſoll mindeſtens eine halbe Stunde lang am Eingang der Grotte ſich abkühlen, denn beim Eintritt ſtrömt Einem eine eiſige Luft, im ſchmalen Schlund noch concentrirt und verſtärkt, entgegen.

Die Grotte ſelbſt iſt vielfach beſchrieben. Man geht drei Stunden lang in den vielen Räumen herum, in denen die Tropfſteinfiguren auf die mannigfachſte Art ſich darſtellen in Säulen, Orgeln, Vorhängen, Löwen und anderen Thiergeſtalten. Die Phantaſie der Führer pflegt durch die Explication hier gewöhnlich nachzuhelfen.

Den großartigſten Anblick bietet gleich im Beginn jener koloſſale Grottenraum, wo unten — viele Klafter unter einer Gallerie, auf der man wandelt — der Fluß Poige in ſchäumenden Fluthen über Felſentrümmer und Tropfſteinfiguren cascadenartig tief hinabſtürzt, während hoch oben wie ein mächtiger Dom ſich die Naturkuppel hinaufwölbt.

Dieſer Anblick durch das geheimnißvolle Brauſen des Waſſers (welches drei Stunden in der Entfernung auftaucht und dort den Zirknitzerſee bildet) gehoben, bildet den eigentlichen Glanzpunkt unter allen andern Grottenräumen. An vielen Orten regnet es derartig, daß man faſt einen Regenſchirm brauchen könnte. Gummiſchuhe mitzunehmen, iſt jedenfalls anzurathen. Ein Ungar ſprach über die Grotte, als wir ſchon in der dritten Stunde in den mächtigen Räumen herumwandelten ein — der Romantik zwar nicht huldreiches, aber dafür ſehr naturwüchſiges und wahres

Wort aus — welches man in der dritten Stunde des Wandelns hierorts am Besten zu würdigen weiß, indem er sich in dem vollsten Gefühl seines aufrichtigen Herzens äußerte: „Ist schön die Grotten, recht schön — aber longwalig!“ Dem Mann wurde von den Nebengehenden vollkommen beigestimmt; — das unheimliche Gefühl der Nässe, welches durch Stiefel und Schuhwerk durchdrang, hatte für das kühngesprochene Urtheil die Herzen von Herren und Damen wie das Leder erweicht und für den Ausspruch zugänglich gemacht.

Mir hat jeder aufrichtige Mensch etwas Ehrwürdiges und es ist im Gegentheil nichts abgeschmackter, als wenn Jemand, daß sein Sinn für Romantik und sein Anspruch auf Bildung ja keinen Abbruch erleide, in ähnlichen Fällen nicht wagt, seine eigentlichen Empfindungen laut werden zu lassen. So z. B. langweilt sich der größte Theil des Publikums (wie es auch Dr. Dühring sehr treffend bemerkt) bei Aufführung des „klassischen Lustspiels: Mina von Barnhelm“ — aber die Leute fürchten sich dieß einzugestehen; die „Schornalisten“ und ihre Knechte befehlen: es ist ein klassisches Stück — und da heißt es schweigen und — sich unterhalten.

Kleine Reiſebilder von 1863.

Der Schreiber dieſer war neunmal in Einſiedeln; und wohnte gewöhnlich als Gaſt in der Benediktiner-Abtei. Jetzt kommt man mittelſt Bahn ſpielend bis zum Wallfahrtsort. Damals mußte man ſich noch von Richterſchwyl mittelſt einer Poſtkutſche mühſelig hinaufſchleppen laſſen. In beſagtem Jahre reiſte er mit ſeiner Mutter hin, und wohnte in der Poſt, auch zum Pfauen geheißen. Wie oft muß man auf Reiſen unruhige, lärmvolle und ſchlafloſe Nächte durchmachen!

Die Wohnſtuben der Gäſte ſind hier für den Hochſommer gebaut — für Juli und Auguſt — in welchen Monaten die meiſten Wallfahrer kommen. Im Juni kann man bisweilen frieren, denn Oefen gibt es in dieſen Stuben nicht; die Wände ſind aus Holz, mitunter gar nur aus Pappenſtyl, aber ſehr elegant mit färbigen Papiertapeten überzogen. Als ich in der Nacht durch einen Lärm wach wurde, fühlte ich die Luft durch die Tapete hindurchſtreichen. Der Wind riß zwei Fenſterflügel mit einem Schlage auf, es begann zu donnern, zu blitzen und zu regnen. Neben mir fing ein Mann, der mit dem Poſtwagen um halb

3 Uhr nach Brunnen fuhr, ein arges Gepolter an, und ſpazierte vielfältig mit trabenden und ächzenden Stiefeln in ſeiner Stube auf und ab, was bei den dünnen Wänden ſchien, als ob er immer in meiner Stube herummarſchirte. Die Rückſichtsloſigkeit der Reiſenden auf ihre ſchlafen wollenden Mitbrüder nimmt immermehr überhand. Um halb 5 Uhr begann ein Tiſchler unter mir einen neuen Boden zu legen; es läßt ſich denken, wie man durch den Fleiß und die Thätigkeit eines ſolchen Mitmenſchen, durch ſein Genagel und Gehobel zu einer gelinden Verzweiflung gebracht wird. Auch ein Hausknecht gibt durch unabläſſiges Hin- und Hertraben in den Gängen Kunde von ſeinem erfreulichen Daſein und ſeinen weithin dröhnenden Nibelungenſtiefeln. Zudem iſt der Deutſche im Komfort der Gaſthöfe weit zurück. Schmale Betten, zum Zudecken ein ſchmales Linnentuch, über dieſem eine ſchmale Decke, beide weder aneinander, noch an den Seiten und zu Füßen des Bettes befeſtiget; dreht man ſich um, ſo fliegt die Decke auf der einen, das Linnen auf der anderen Seite herab; und dieſe Behandlung muß man ſich in ganz Deutſchland gefallen laſſen. Zum Waſchen eine zumeiſt kleine Flaſche, als ob das Waſſer ein überaus koſtbarer Stoff wäre; dabei aber die Preiſe auch nicht viel billiger, als

in England und Frankreich. Es fängt nun nach und nach an, etwas beſſer zu werden.

In engliſchen und franzöſiſchen, auch italieniſchen Gaſthöfen breite Betten, das obere Linnentuch und die darauf liegende Decke zu Füßen an der Wandſeite ganz und an der Außenſeite des Bettes zur Hälfte in der Bettlade feſtgeſteckt, ſo daß Alles in ſeiner Lage bleibt, Keines verſchoben werden oder herabfallen kann, und der Körper wie in einem weiten, bequemen Sacke darin liegt. Waſſer zum Waſchen die Fülle, zwei große Handtücher, das gehört zum einfachſten Komfort. Deutſche Kammern könnten ſich der Sache annehmen, ſie würden ſich den Dank der reiſenden Menſchheit erwerben; es ließe ſich eine Form finden, die Hotelbeſitzer zu dieſen engliſchen und franzöſiſchen Tugenden zu verhalten; und eine Rede für dieſen Gegenſtand könnte Deutſchland nachhaltig erwärmen, ein Umſtand, den Kammern ſelten und in der Regel kaum auf einige Minuten für die unmittelbaren Zuhörer zu Wege bringen. Eine Rede für den guten Schlaf würde auch gewiß viel dankbarer aufgenommen werden, als die vielen Reden zum Einſchlafen. Allen Ernſtes würde die Erörterung praktiſcher Fragen ein allgemeines Genügen hervorrufen, während mit Hirngeſpinnſten nichts ausgerichtet wird.

„Man ſoll ſich auf Nichts freuen," ſagt ein altes Sprichwort. Schreiber dieſes hatte ſich nun ſehr auf den Weg von Einſiedeln nach Brunnen gefreut, den er früher ſchon — in ſonnigen Tagen durchgemacht. Er freute ſich um ſo mehr, weil er ſo glücklich war, dieſe Reiſe mit ſeiner guten Mutter machen zu können, die überglücklich war, daß ſie Einſiedeln ſehen, und in der Kirche daſelbſt beten konnte. Diesmal regnete es in Strömen, der Himmel war ſchwarz und die ſchweren Nebel hingen über die Berge herunter. Die Waldbäche rauſchten, von den Rinnen der Dächer ſtürzten Kaskaden nieder, die aber nicht vertikal niederfielen, ſondern, vom Winde gepeitſcht, in ſchiefer Richtung auf die Erde plätſcherten. Die vielen Rohrbrunnen auf dieſer Straße, welche das kryſtallhelle Quellenwaſſer in ausgehöhlte Baumſtämme ohne Unterlaß ausſtrömen, und die in warmen ſonnigen Tagen erquicklich anzuſchauen ſind, verlieren bei ſo argen Regengüſſen allen Effekt. Da ſtrömt das Waſſer ohnehin von allen Seiten nieder und die maſſenhafte Koncurrenz verdirbt das Geſchäft.

* * *

Ein Bild aus Regensburg. Der Küſter zu Niedermünſter beſtändig von Fürſten und hohen Herren umgeben. Zwiſchen der ehe-

maligen Klosterkirche Niedermünster und dem Dom zu Regensburg, von letzterem durch ein enges Gäßchen geschieden, gelangt man durch eine schmale Thüre zu einem Kloster-Kreuzgange von großer kunsthistorischer Merkwürdigkeit; eine Masse von Grabsteinen aus Marmor bedeckt den Boden und die Wände — Bischöfe, Aebte, Patrizier und Bürger, wie es die Basreliefs und die verwitterten mit Staub und Spinnenweben überzogenen Inschriften besagen. Die Gänge liegen voll von Brettern, zerfallenen Tumben zum Behufe von Requiem und anderem hölzernen Geräthe und Gerumpel. Alles ruinenhaft. Die Bogenfüllungen von Fenstern zeigen eine in die Spitze hinauf sich schlingende plastische Ornamentik in rothem Marmor, von Figuren, Arabesken, Akanthusblättern übereinander, wie man das in größerem Maßstabe an den Portalen vieler Kirchen in Frankreich, und besonders an dem schönen Portale von St. Gennaro in Neapel findet. Das sogenannte Kreuzgärtchen, welches von den Arkaden rings umschlossen, wurde dem Meßner der Pfarre Niedermünster zur Benützung überlassen. Er hat es mit verschiedenen Blumenbeetchen und Diagonalgängen mit Kies bestreut, angelegt, auch sich eine Miniatur-Einsiedelei hineingemacht, vor welcher ein niedlicher Springbrunnen einen Wasserstrahl,

dünn wie eine Stricknadel, ein paar Ellen hoch aufsteigen läßt. Unter dem Dache der Einsiedelei ist als Reservoir für dieses kleine Wasservergnügen ein altes Bierfäßlein angebracht, welches das Regenwasser von einer Dachrinne auffängt. Es ist etwas Rührendes, wenn ein Mensch, in kleinen Verhältnissen lebend, seiner Freude an der Natur, an Blumen, an belebendem Wasserstrahle einen so genügsamen und vergnüglichen Ausdruck verleiht. Dieser Mann ist übrigens wahrscheinlich viel zufriedener, wenn er in seiner mit Blättern umsponnenen, niedlichen Einsiedelei im alten Klostergarten sitzt, und vor seinen Augen das selbstfabricirte, nach den Gesetzen der Schwere und des Druckes eingerichtete Springbrünnlein flüstert, als sein damaliger Zeitgenosse Napoleon III., wenn auch vor dieses Letzteren Augen die prächtigen Kaskaden von St. Cloud ihre kolossalen Wassermassen über die vielen Stufen silberschäumend herabsenden, oder der große blaue Spiegel des Bassins von Fontainebleau vor den Fenstern seiner Gemächer daselbst sich ausbreitet, oder die Wasserstrahlen der Springbrunnen von Versailles wie silberfunkelnde Raketen kreuz und quer in allen Richtungen durcheinander fahren. Und ist dieser Meßner, wenn er am Abende in seiner selbstgeschaffenen Residenz sitzt, nicht eine Art König? Hunderte

von großen und reichen Herren liegen huldigend rings um ihn in den Arkaden, welche seinen Garten umschließen; der Meßner kann reden und thun, was er will, keiner rührt sich, sie sind mit allen seinen Plänen und Verfügungen einverstanden. Zudem hat er seine Unterthanen noch in einer recht demüthigen, erbärmlichen Lage um sich versammelt. Staub und Mist liegt auf — und unter den Grabsteinen. Die pomphaften Inschriften von Frömmigkeit, Wissenschaft und allen möglichen Bürgertugenden machen Einen auf den Andern da drunten nicht eifersüchtig, Keiner beneidet den Andern, Keiner setzt den Andern herab und schwärzt den Andern an, — es ist der bescheidenste ruhigste Hofstaat, welchen der Meßner von Niedermünster in dieser seiner königlichen Stellung um sich versammelt hat.

Wozu doch diese alten Klosterhöfe umgestaltet oder gebraucht werden! Das einst weltberühmte Benediktinerstift St. Emmeram in Regensburg gehört jetzt dem Fürsten Thurn und Taxis. Auch hier existirt noch ein Kreuzgang mit Säulen, gekuppelten Fenstern und einem Portikus von großer Schönheit. Mitten in den von Arkaden umschlossenen Hofraum haben die Fürsten Taxis ihre Familiengruft mit einer Kapelle hineingebaut. Der ehemalige Klostergarten ist jetzt zu einem

herrlichen Parke und das Kloſter zu einem fürſtlichen Palaſt umgeſtaltet. Eine Galerie von werthvollen Bildern neuerer Zeit wird täglich von 11 — 12 Uhr dem Publikum geöffnet. Die große Vorhalle der ehemaligen Kloſterkirche, welche noch im Gebrauche iſt, zeigt eine Menge von Grabſteinen, darunter den des berühmten Hiſtoriker's Aventinus, † 1534. Der Grabſtein enthält ein lebensgroßes Basrelief-Bruſtbild Aventin's. Ein abgemagertes, ernſtes, trockenes Geſicht mit einem gekräuſelten Bart um das Kinn.

* * *

Freiſing. Der Dom dieſer uralten Biſchofſtadt (der erſte Biſchof Corbinian ſtarb 370, ſeit 1817 Erzbisthum, der Erzbiſchof reſidirt zu München und der Sitz heißt München-Freiſing) liegt auf einem vier bis fünf Stockwerke hohen Hügel mit der ehemaligen Reſidenz, welche jetzt zum Diözeſanſeminar umgeſtaltet wurde. Leider hat man den koloſſalen Dom im Zopfſtyle zur Zopfzeit reſtaurirt und mit runden Fenſtern, mit Scheinkuppeln mit jetzt verblaßten Fresken im ſelben Style, mit einer Menge von goldenen Schnörkeln verſehen. Die ehrwürdigen faſt tauſendjährigen Grabſteine, welche in den Wänden eingemauert ſind, weiſen hiſtoriſch wichtige, in ihrer Zeit berühmte Perſonen auf. Tritt man in die

Kirche ein, ſo führt eine Treppe in der ganzen Breite des Mittelſchiffes auf ungefähr 15 Stufen in die Kirche himunter, auf eben ſo vielen breiten Stufen ſteigt man beim Chor, wo noch die ehemaligen Chorſtühle für die Canonici ſtehen, wieder hinauf. Die eigentliche Kirche bildet alſo eine Art vertieftes Baſſin, wie bei dem alten longobardiſchen Dome zu Brescia. Unter dem Chore befindet ſich eine merkwürdige uralte Krypta mit einem Walde von kleinen Säulen, deren Styl auf ein Jahrtauſend zurückreicht. Alte Gräber und Altäre ſieht man an den Wänden; draußen im Freien brennt die Sonne, und in dieſen tief in der Erde liegenden Räumlichkeiten fühlt man ſich von der Temperatur einer Eisluft an allen Gliedern angefallen, und auf der entgegengeſetzten Stiege wieder herausgetrieben. Vor dem Dome ſteht eine Allee mit alten, ſehr hohen Bäumen, auf denen Maſſen von Dohlen krächzen. Unter dieſen Bäumen hat man neueſter Zeit einem berühmten Baiern, der hier gehauſt, ein einfaches Denkmal geſetzt mit der Inſchrift:

„Veith Arnpeckh, Pfarrer der St. Andreas-Pfarrei dahier, Kaplan des Fürſtbiſchofs Sixtus, Verfaſſer wichtiger Quellenſchriften zur Geſchichte Freiſingens, Baierns und Oeſterreichs, lebend zwiſchen den Jahren 1440—1496.“

Die Aussicht vom Garten und der ehemaligen Residenz umfaßt einen sehr weiten Gesichtskreis, im Süden erblickt man die Münchener Thürme, nach allen Seiten unzählbare Dorfschaften. Der Anblick von der Höhe mahnt außerordentlich an die Aussicht von den Zinnen des Windsor-Schlosses.

Noch sieht man an den Stadtthoren über dem königlich baierischen Wappen jenes der Fürstbischöfe von Freisingen, die auch weltliche Beherrscher der Stadt gewesen, wie es das Schwert gegenüber dem Pastorale anzeigt, über welch beiden der rothe Fürstenhut schwebt. Das Fürstenthum weg, der Bischofssitz weg, der Straßenverkehr durch die Eisenbahn weg, und Freising ist nun zur ganz stillen Stadt geworden. Im Speisesaal des ersten Hotels (Sporer), Abends 9 Uhr, waren außer mir nur zwei Gäste, ein Fremder und ein Freisinger, die sich gegenseitig zu unterhalten bestrebten; während ein Gewitterregen niederrasselte, und der Blitz auf dem Stationshause der Bahn zwei Telegraphenapparate mit großem Krachen zerstörte, wie ich am folgenden Morgen vernommen. Der eine Gast erzählte dem andern von einem Bürgermeister einer Stadt folgende jüngste Begebenheit: „Wie nun der Direktor der Affenkomödie ihn ersucht, spielen zu dürfen, sagte er, der Bürger-

meiſter: Was brauchen wir eine Affenkomödie, von 9—10 Uhr Abends iſt ſelbige alle Tage bei uns; da werden viele Affen heimgetragen, und es gibt auch mitunter viele Komödie dabei, ſagte der Bürgermeiſter.“

Wie dieſe Städte durch die Bahnen trocken gelegt werden! Im Jahre 1846 paſſirte ich zum erſten Male Freiſing; da reihte ſich Wagen an Wagen, ganze Burgen ſchwerer Fuhrwerke ſtanden vor den Gaſthäuſern; die Bäcker hatten vollauf zu kneten und zu backen, die Fleiſcher zu ſchlachten und zu viertheilen, die Schmiede zu hämmern und zu beſchlagen, die Wirthe zu ſieden und zu braten: jetzt iſt es ſtille geworden, nur die Bierbrauer haben noch zu thun, denn die Abkömmlinge der alten Bojoaren, wenn ſie auch im Bienenfluge durch ihr Land dahinſauſen, betrachten jede Bahnhof-Station als ein blüthenreiches Haidefeld, und wiſſen in Eile eine Menge jener Blumenkelche, die an den Kredenzen bei Ankunft jedes Zuges bereit ſtehen, ihres duftigen Inhaltes zu entleeren.

Auf der Fahrt von Regensburg nach Freiſing, an einem gewitterſchwülen Nachmittage, ſaß mir gegenüber im Waggon ein überaus gemüthlicher runder Herr. Bei jeder Station, wo mindeſtens drei Minuten gehalten wurde, und er die anderen

Eingeborenen wie einen Bienenſchwarm auf die Reſtauration losſchwärmen ſah, ſchnellte er plötzlich, wie man es bei dem Einfalle eines guten Gedankens oder bei der Selbſtanſpornung zu einer zu erfüllenden Pflicht zu thun pflegt, den Kopf in die Höhe, und ſagte, wie in der innigſten Überzeugung, daß es ihm jetzt obliege, einem ſchweren Berufe nachzukommen: „Ah, da muß ich ja geſchwind ein Krügel Bier trinken.“ Mit der heiterſten Miene von der Welt fügte er ſich dieſem „muß“, dieſem kategoriſchen Imperativ bojoariſcher Vaterlandsliebe, und ſegelte wie ein wohlgenährtes Inſekt auf die Biergläſer los; wenn er ſich dann wieder in den Wagen geſchwungen und mit jenem „Aaaah!“, dem ſeelenvollſten Ausdruck bürgerlichen Wohlbehagens, in den Polſter verſenkt hatte, und ein Himmel von Heiterkeit und Frieden auf ſeinem Geſichte lag, wollte er auch mir von der Befriedigung ſeiner Seele etwas mittheilen und ſprach: „Das muß man ſagen, das Bier iſt da gar nicht ſchlecht.“

Es ſind übrigens dieſe Ur-Baiern auch ein urgemüthliches Volk. Jedermann lebt gerne unter ihnen; wenn es auf ſie ankäme, würden ſie die Deviſe: „Leben und leben laſſen“ in ganz Deutſchland aufrollen; an wunderbarer Kunſt haben ſie in den letzten dreißig Jahren mehr

geſchaffen, als das ganze übrige Deutſchland zuſammengenommen; auch verſtehen ſie einen Spaß, und ſollte ein Bojoare obige naturgetreue Schilderung eines Stammgenoſſen zu Geſicht bekommen, ſo wird er ſich darüber ſicher nicht ärgern, ſondern lächeln und ſagen: „Es iſt wahr, ſo machen ſie's," ſelbſt für den möglichen Fall, daß er es ſelber bisweilen ſo machen ſollte.

Einer nordiſchen Nation in ihrer Stocknationalität ſind aber die Baiern beſonders abhold; den „Intelligenzſchwindel" haben ſie ausgekoſtet und er liegt ihnen im Magen, und man hört nicht ſelten an öffentlichen Orten in größeren Städten, wie die Geſchäftsreiſenden in „Intelligenz" auf die gemüthlichſte Weiſe zu allen T..... gewunſchen werden.

* * *

Nach Andechs. Schreiber dieſes befand ſich in Starnberg an den Ufern des deutſchen Como-Sees, und hatte ſich vorgenommen, kommenden Morgen nach Andechs zu fahren. Es war 9 Uhr Abends, als er unter den Fenſtern des Gaſthofes etwas von einer Retourfahrt nach Andechs vernahm. Der Inhaber einer Kaleſche ſuchte einen Reiſenden. Der Mond ſtieg eben herauf, und es war, als wollte er heute ſeinen ganzen Zauber aufwenden, um eine effektvolle Beleuchtung hervor-

zubringen. Die Luft lautlos, die Temperatur zwiſchen 15 bis 17 Grad. Statt nun hinauszugehen an die See-Ufer und die oben hängende Mondesampel und ihren Wiederſchein in dem langen, ſilbern glitzernden Streifen auf den leichtbewegten Wellen des Seeſpiegels zu betrachten, wurde geſchwind der Entſchluß gefaßt, die ausgebotene Retourkaleſche zu benützen. Es war eine herrliche Fahrt, vorüber an ein paar lieblichen Weilern, wo die Leute (es war eben Sonntag) im Freien ſaßen und die prächtige Abendluft tranken (daß dieſer poetiſche Abendtrunk den hieſigen Eingeborenen nicht genügend iſt, verſteht ſich von ſelbſt, denn hier wird die Abendluft gewöhnlich abwechſelnd mit Bier getrunken); dann ging es wieder vorüber an Waldesſäumen, dann durch dunkles, die Mondesſtrahlen abſperrendes Laubdach, dann glänzten wieder Kornfelder und zeigten ſich in der Ferne fichtenbewachſene Hügel. Es war 11 Uhr geworden. Im ſogenannten oberen Gaſthof zu Andechs rebellte ein großer Haushund eben nicht ſehr einladend. Den Kutſcher, der am Fuße des Hügels wohnt, hatte ich verabſchiedet. Auf das Bellen des Hundes, der hier die Aufgabe hat, Gäſte anzumelden, tritt die Wirthin aus dem Hauſe. Aus der Gaſtſtube hörte man die wehmüthigen Weiſen

einer Zither herausklingen: bekanntlich iſt es im Hochlande üblich, das Vieh zu melken auch bisweilen mit den melancholiſchen Klängen dieſes Inſtrumentes zu begleiten. Auf die Frage, ob ein Zimmer zu haben ſei, kam die unangenehme Antwort: Es ſei das Haus voll und nur noch eine Art Vorkammer zu haben, durch welche aber einige Parteien in ihre Zimmer durchgehen müſſen. Ich ließ mir nun den Weg zur Kloſterpforte von Andechs (das Kloſter liegt etwas höher als der Gaſthof) explizieren, die Noth macht unbeſcheiden und zudringlich. Ich war entſchloſſen, den Pförtner aus ſeiner Ruhe aufzuſtören und dachte dabei: „Was dieſer arme Kloſterbruder für eine Freude haben wird, wenn er aus ſeinem erſten Schlafe heraus muß.“ Nach langem Suchen fand ich einen Glockenzug. Ich läutete verſchiedene Male an — nichts rührte ſich. Endlich pochte ich an ein Fenſter, immer ſtärker und ſtärker, da zeigte ſich eine ſchlaftrunkene Geſtalt, und es ertönte die Frage, was es gäbe? Ich ſetzte nun in kurzen, draſtiſchen Worten meine Lage auseinander, und der gute Bruder machte mir auf und quartierte mich in ein ſehr anſtändiges Zimmer ein. Ich erſuchte ihn, meinen Paß zu nehmen und ihn am Morgen dem Superior zu übergeben, daß dieſer doch wiſſe,

wer der Eindringling ſei, der ſo ſpät die Pforte durchbrochen. Der Pförtner eines Kloſters muß vor Allem ein kleiner Lavater ſein, er muß im Geſichte leſen können, das erfordert ſein Beruf; der gute Bruder ſah mich an und ſprach: „Ah, das iſt Alles nicht nöthig, das ſieht man ja doch, was Einer iſt, und daß es ſolcher Vorſicht bei Ihnen nicht bedarf.“ Warum ſoll man nicht eine Freude haben, wenn man ehrlich iſt und auch auf den erſten Blick dafür gehalten wird?

Dieſe Gattung Freude dürfte auch nur von Leuten verhöhnt werden, die es ſehr gut fühlen, daß man *ſie* — und auch mit Recht — weder auf den erſten, noch auf die folgenden Blicke hin für ehrlich halten kann.

Es war Morgen geworden; als ich erwachte, leuchtete der heitere Himmel in die Zelle hinein. Was für eine wundervolle Ausſicht von dieſer Zelle! Der Ammer-See, ſeiner ganzen Länge nach mit tiefgrünen, waldbewachſenen Hügeln umſäumt, dehnt ſich unten aus. Vorige Woche hatte auf der Terraſſe vor dem Kloſter die königliche Familie das Mittagsmahl eingenommen, um den Zauber dieſer Gegend vor ſich zu haben und zu genießen.

Die Kirche von Andechs beſitzt eine reiche

Reliquienſammlung. Die Reliquien ſind mitunter von kunſtreich gearbeiteten Schreinen umſchloſſen. Die drei konſekrirten Hoſtien, welche hier ſeit vier Jahrhunderten aufbewahrt werden, befinden ſich jede in einer Silberkapſel auf einem eigenthümlich in Baumform mit Blättern gearbeiteten Oſtenſorium. Die alte gothiſche Kirche wurde leider ein Raub der Flammen, nur die gothiſche Reliquienkapelle blieb verſchont. Als Kanzel wird hier eine Galerie ober dem Hochaltare benützt, die im Hintergrunde einen zweiten Hochaltar ſehen läßt. Der Prediger ſteht ſonach gerade ober — nur etwas hinter dem Tabernakel des unteren Hochaltars.

Auch an einer Außenwand der Kirche iſt eine Kanzel angebracht; kommt an hohen Feſten ein ſo großer Konkurs von Wallfahrern, daß die Kirche die Menge nicht zu faſſen vermag, ſo wird hier im Freien gepredigt. Merkwürdig ſind hier die Maſſen von den koloſſalſten Wachskerzen, die hierher geopfert und ſämmtlich aufbewahrt werden. Dieſe Kerzen haben 6 bis 8 Zoll im Durchmeſſer und an 6 Schuh Höhe. Sie ſind zierlich bemalt, mitunter auch mit Basreliefs, aus Wachs boſſirt, umgeben. Viele rühren von Fürſten aus vergangenen Jahrhunderten her, und iſt mit ihnen ein großes, langes Gewölbe

unter dem Muſikchor der Kirche dicht angefüllt; viele ſtehen um den Hochaltar.

Das Gitter bei den Beichtſtühlen bildet ein Kruzifix mit dem Heiland, auf Blech gemalt, und in den Konturen ausgeſchnitten; zu den Füßen des Kreuzes knieend die heilige Magdalena als Sinnbild der Buße. Sonſt iſt der Bau der Kirche mit den ſonderbaren viereckigen Pfeilern und den hellen Farben ſehr der Kirche von Einſiedel nachgebildet.

Der Superior des hieſigen Benediktinerkonventes, P. Magnus, welcher zur Abtei St. Bonifaz in München gehört, ſchenkte mir viele Aufmerkſamkeit, und zeigte mir die ganze, ehemals ſo ſehr berühmte Abtei, die der großmüthige König Ludwig, nachdem dieſelbe nach ihrer Aufhebung lange Zeit einem Privatmanne angehörte, für die Benediktiner aus eigenen Mitteln zurückkaufte.

Die hieſigen Benediktiner beſorgen die Pfarre, und haben ſich außerdem der ſehr beſchwerlichen Aufgabe unterzogen, aus einer Menge verwahrloſter Knaben, die ihnen aus ganz Baiern eingeſendet werden, ordentliche, chriſtliche Menſchen zu machen. Dieſe Knaben haben eine eigene Schule, ein Laienbruder unterrichtet ſie; faſt alle eigneten ſich eine ausnehmend ſchöne, regelmäßige Hand-

ſchrift an, und ſie machen überhaupt die beſten Fortſchritte. Neben der Schule werden ſie in Handwerken unterrichtet. Ein Laienbruder, der Schuhmacher iſt, unterrichtet ſie in dieſem Handwerke; wieder ein anderer in der Schneiderei. Einige lernen drechſeln, Photographie u. A. Es iſt etwas Anderes, die Menſchen plündern, ausſaugen, in Noth und Elend hinausſtoßen, und etwas Anderes, ſich der armen Verlaſſenen anzunehmen, ſie um Gottes Willen pflegen, erheben, ſie durch Wort und Vorbild die Hoffnung auf Gott lehren, ſie mit ihrem Loſe verſöhnen, — und ſich als Lohn dafür von der potenzirten Niedertracht und Gemeinheit verhöhnen und verſpotten zu laſſen.

In der nächſten Nähe von Andechs, am Fuße des Berges, gibt es romantiſch-melancholiſche Spaziergänge im herrlichen Kinnthal. Zu unterſt ſchäumt der Waldbach im tief ausgehöhlten Kieſelbette. Farrenkräuter mit breiten Palmenfächern wuchern an dem Wege, aus dem tiefen Schatten der Bäume und Sträucher lugen und duften Alpenblumen, bisweilen knattert ein Eichhörnchen oder ſchreit ein Nußhäher auf den Föhrenwipfeln; man fühlt ſich vom Zauber einer großartigen Natur berührt, und nicht mit Unrecht haben die alten Asketen und Begründer der Klöſter eben die Waldeinſamkeit zur Einkehr des

Menſchen in ſich ſelber, zum Nachdenken über ſeine Beſtimmung und ſein Ziel für beſonders geeignet gehalten.

Herbſtblätter von 1863.

In der Schatzkammer-Kapelle zu Maria Zell befindet ſich die kleine Sakriſtei hinter dem herrlichen Renaiſſance-Altar, mit dem ſilbernen Tempel auf ſchlanken Säulen, mit dem ſilbernen Antipendium, das getriebene Medaillons mit Porträtköpfen zeigt, mit den reichen Opfergaben ringsum in den Schreinen. In dieſer kleinen Sakriſtei bemerkte ich diesmal eine ganz unanſehnliche Tafel in einem Rahmen. Ein Krieger, der 1859 bei Solferino nicht mehr als vier bleierne Kugeln in ſeinen ſterblichen Leib hineinbekommen, verlobte ſich nach Maria Zell, als die unermeßliche Wucht von Schmerzen und Bedrängniß ihn ſchier zu erdrücken drohte. Wie mag es dem armen, verlaſſenen Menſchen zu Muthe geweſen ſein, als man ihn auf den Kranken- oder vielmehr Leichenwagen hinaufhob, ihn im Spital auf das Folterbett legte, als die Aerzte in Eile wegen der Menge von vorzunehmenden Operationen ihm

einige Kugeln aus dem Fleiſche halb herausſchnitten, halb herausbohrten, und als man ihm die gewiß nicht ſehr tröſtliche Kunde vorhielt, daß die eine Kugel durchaus nicht zu bekommen ſei und man abwarten müſſe, ob dieſelbe nicht vielleicht — ſich durch die Wunde ſpäter zugänglicher zeigen werde. Einige Wochen hatte er auch dieſe Bleibohne in ſeinem Leibe zu beherbergen, und wie durch ein Wunder konnte auch ſie entfernt werden. Inmitten der Inſchrift auf der Votivtafel iſt dieſelbe nun eingefügt.

Gerade hier war es an der Zeit, ſich des neueſten Anſtürmers gegen Chriſtus, den Gottes- und Menſchenſohn, des modernen Arianers Renan zu erinnern, dem ich auch eben hier am Wallfahrtsorte einige Aufmerkſamkeit ſchenken wollte. Renan hält dieſen Menſchen in ſeinem furchtbaren Leiden und in ſeiner Todesangſt für einen ſehr beſchränkten Geiſt, weil ſich dieſer dem Glauben hingab, der allmächtige Gott könne ſein Gebet erhören, und es gäbe eine Fürbitte bei Jenem, der nach der Lehre der Kirche der Mittler zwiſchen Gott und Menſchen iſt, und es könne jene Seliggeprieſene, welche ihn im Fleiſche geboren, um eine Fürbitte angerufen werden.

Herr Renan ſollte auf ein Schlachtfeld gehen und den vor bitterem Schmerz winſelnden und

aufheulenden chriſtlichen Soldaten Vorleſungen aus ſeinem Leben Jeſu über das türkiſche Fatum ſeiner Natur- und Weltanſchauung halten, wie z. B.: „L'homme étrangère à toute idée de physique, qui croit qu'en priant il change la marche des nuages, arrête la maladie et la morte même, ne trouve dans le miracle rien d'extraordinaire, puisque pour lui le cours des choses est le resultat de la volonté libre de la Divinité.“

Was für eine Freude für einen Menſchen, der daliegt, von Kugeln durchbohrt: wenn ihm ein ſogenannter Gelehrter, der ſich zum Prinzip erkieſen hat: „der Lauf der Natur, die Phyſik, ſei die eigentliche reelle Wahrheit, alles Andere ſei Blödſinn, Phantaſterei, Dunſt, Aberglaube, Supernaturalismus“ — nun zum Troſte vorhält: „Dir bleibt nichts Anderes übrig, als zurückzukehren in's Eins und All, deinen Leib der holden Mutter Natur wiederzugeben und den Kreislauf Deines Daſeins für ewige Zeiten abzuſchließen;“ ein Umſchwung und eine Veränderung, welche der gemeine Mann in der franzöſiſchen und deutſchen Sprache auf's Verenden des Thieres anwendet, und mit dem draſtiſchen Worte: krepiren bezeichnet; — was für eine Freude, ſagen wir, für einen von Leiden und Todesangſt

gefolterten Menſchen, wenn er die Quinteſſenz der modernen atheiſtiſchen Sophiſten vernimmt, die in den Worten beſteht: „Dir bleibt nichts Anderes übrig, als mit einem Anſtrich von Heroismus zu „krepiren“! — — — „Ich bin die Auferſtehung und das Leben,“ ſagt Chriſtus der Herr, und Profeſſor Renan ſagt: „Ich bin das ewige Grab und der Tod,“ d. h. ich bin die unabwendbare Naturnothwendigkeit — das Zurückkehren in das All, und dann — iſt's aus für ewige Zeiten.“

Wenn der Krieger auf dem Schlachtfelde nach dieſen Lehren des Feldkaplans auf dem modernen Schlachtfelde der „bodenloſen Wiſſenſchaft“, der nicht freien, ſondern willkürlichen Forſchung, mit ſeinen Kugeln im Leibe ſich aufraffen und zu ſeinem modernen heiligen Geiſte, dem „Tröſter“, ſagen würde: „Herr Profeſſor Renan, meinen ſchönſten Dank für Ihre Theorie. Sie glauben an keine Gebeterhörung und Ihre Freude iſt der unabwendbare Lauf der Natur; ich möchte gerne Ihren Starkmuth und Ihre Theoreme in der Praxis bewundern,“ und der Krieger würde bei dieſen Worten ſeine Reiterpiſtole abfeuern und dem Herrn Profeſſor Renan ein Loch in den Magen bohren, um zu ſehen, ob die Macht der „Wiſſenſchaft“ den Herrn Profeſſor Renan auch

in dieſer unangenehmen Situation nicht verläßt, und um ein Vorbild im Vertrauen auf die unabwendbaren Naturgeſetze vor ſich zu haben; — was könnte der Profeſſor Gründliches entgegnen? Mit vier Kugeln im Leibe beten am Ende die Meiſten lieber: „Herr, hilf mir,“ oder: „Vater, in Deine Hände empfehle ich meinen Geiſt,“ als Einer ſich an der Wunderſchen und den Glauben an „unabwendbare Naturgeſetze“ und an den „ewigen Tod“, der Theorie des Herrn von Renan, erfreuen wird. Allen, denen Chriſti Joch eine Bürde iſt, die nach dem Verlangen des Bauches leben wollen, wie der Apoſtel ſagt, denen iſt es lieb, daß Chriſtus nicht mehr ihr Gott ſein ſoll, eben weil ihr Gott ihr Bauch iſt. Dieſe feiern den Renan, der das Sammelſurium des Dr. Strauß in einer franzöſiſchen Brühe aufgewärmt hat, und der Verleger, Herr Levy (was für ein Geſchäft das Leben Jeſu!), gibt natürlich diesmal mit wahrer Seelenfreude das Honorar; wenn es aber mit Herrn Renan einſt zum Abfahren kommt, ſo möchte ihm trotz allen ſeinen Theorien — ein einfacher Dorfkaplan, der ihm St. Pauli's Worte zuruft: „Tod, wo iſt dein Sieg, Tod, wo iſt dein Stachel?“ am Ende lieber ſein, als die Schnabelnaſe des Herrn Buchhändlers und Verlegers Levy, der Herrn

Renan ſagen könnte: „Herr Renan, nehmen Sie den Troſt mit ſich, daß ich mit Ihnen ein ſehr gutes, ein ſehr brillantes Geſchäft gemacht habe, und was kann es geben Tröſtlicheres, was kann einem Menſchen mehr ſein zur Beruhigung, als der Gedanke, daß er gemacht hat ein gutes Geſchäft. Schade, daß Sie mir nicht noch ein Leben Jeſu ſchreiben können!“ Am Ende hätte dann Herr Renan noch ſo viel Reminiscenzen an ſeine Jugendzeit, daß er ſeinem Herrn Verleger zuriefe: Hol Dich der — —

Deutſche und ſlaviſche Prozeſſionen ziehen eben ſingend über den Platz; arme Leute, ſie kommen, mit ihrem ärmlichen Mundvorrath auf dem Rücken, Tage weit her; und doch ſind ſie Beſitzer einer großen, beneidenswerthen Kunſt — dieſe Leute können beten aus reichem, vollem Herzen, ſie finden nichts Außerordentliches in dem Wunder der Gebeterhörung (l'homme — — non trouve dans le miracle rien d'extraordinaire etc.) und ſie ſind blöde in den Augen des Herrn Renan, der von der Kunſt, zu beten, nichts wiſſen will.

Uns dünkt, der edle Stolz dieſer armen Leute auf ihre Kreatürlichkeit, um die ein perſönlicher, ſelbſtbewußter Gott Sorge trägt, ſei ein weitaus höheres Gut, als der deſperate

Glaube an das unabwendbare Fatum der experimentirenden Natur, dem ſich Herr Renan in die Arme geworfen.

Eben tönt durch den Korridor ein furchtbares Geſchrei, ich gehe hinaus und ſehe bei einem Fenſter in den Hof hinab; ein Schwein wird abgeſtochen; eine Magd fängt das Blut in einer Pfanne auf; das Thier ſchreit ſchwächer, zuckt noch einige Male, ſtreckt ſich und rührt ſich nicht mehr!

Unterläge der Menſchengeiſt den Geſetzen der Natur, d. h. wäre er nur eine Blüthe der Natur, eine ſchwimmende Blaſe auf dem ewig wogenden Meere der Erſcheinungen, und würde der Menſchengeiſt nach dem Tode des Leibes nicht erhalten auf eine dem Laufe der Natur gegenüber wunderbare Weiſe, — — dann wäre nach ſolcher Weltanſchauung dieſes Schwein zu beneiden! Ohne Selbſtbewußtſein hat es gelebt, und ohne Todesbewußtſein, nur in dem inſtinktiven dunkeln Trieb der Selbſterhaltung, wie er jedem organiſchen Naturgebilde eigen iſt, konnte es verenden! Eine traurige Philoſophie, die von ihren eigenen Prinzipien in der nothwendigen Ausgliederung der Konſequenzen, auf den endlichen Standpunkt gedrängt wird, ein abgeſchlachtetes Schwein glücklich zu preiſen.

* * *

Seeshaupt. Die Perle am Starnberger See, 15. September. Eine Rundfahrt an den reizenden Ufern dieſes tiefblauen, in den Sonnenſtrahlen ſchimmernden Gewäſſers iſt überaus lohnend. Gleich von Starnberg aus an der rechten Seite beginnen liebliche Schlöſſer, darunter (eine Stunde von Starnberg) das Eldorado des Sees, Poſſenhofen, in einen Kranz von üppigem Laubwerk, die Mauern und Thürmlein theilweiſe von Immergrün umſponnen. Das Ufer bei Poſſenhofen iſt von zauberhaften Villen reicher Münchener beſäet, der Volkswitz nennt dieſe Strecke deshalb: „Protzenhauſen.“ Auf der Anhöhe ober Poſſenhofen liegt Feldafing, wohin die Feinſchmecker wallfahrten, um dort das feinſte Erzeugniß der blauen Fluthen, die Renke (salmo), zu genießen. Die Renke hat ſogar ihre begeiſterten „Naturförſter“ (wie man in Schwaben ſcherzweiſe die Naturforſcher nennt) gefunden, und dieſe Herren berichten, daß die junge, zarte Renke: „Züngel“, die nach einem Jahr halbgewachſene: „Riedling“, und die ausgewachſene, welche 6 — 9 Pfund erreicht: „Bodenrenke“ genannt wird.

Es iſt erſtaunlich, welche gemüthliche Aufmerkſamkeit dieſem Fiſche zugewendet wird. Man ſiedet ihn gleich nach dem Fange im Seewaſſer,

um ihn ja nicht aus ſeinen Angewöhnungen und aus ſeinem Lebenskreiſe unſanft herauszureißen. Auch den „Hechten“ des Starnberger Sees muß man den Ruf angedeihen laſſen, daß ſie überaus feine Hechte ſind, die an Schmackhaftigkeit mit den Hechten der ganzen Welt in die Schranken treten oder — ins Netz laufen können. Eines ähnlichen guten Rufes und deshalb einer ſchändlichen Verfolgung und Nachſtellung erfreuen ſich die Lachsforchen, die Karpfen, Rutten, Praxen, Rothaugen u. ſ. w. O wäret ihr ungenießbar und geſchmacklos, was für ein ruhiges Leben könntet Ihr in Euerem Elemente haben! Doch genug von den Fiſchen, ſonſt könnte uns irgend eine mißgünſtige Seele des Sybaritismus beſchuldigen und uns ſelbſt das nach vielen Tagen der Mühen und der Arbeit gewiß höchſt unſchuldige Vergnügen mißgönnen, über die unterwäſſerigen Seebewohner Betrachtungen anzuſtellen. Vom goldigen Lichte der Sonne angeleuchtet tauchen in der Ferne über den glitzernden Spiegel der blauen Wellen allerhand ſehr anſtändige Berghäupter, wie der Wendelſtein 6300 Fuß, der Breitenſtein 5100 Fuß, die Brecherſpitze und der Hohen-Miſing, jeder der Beiden über 5700 Fuß, und noch an zwanzig andere Berghäupter in ähnlicher Höhe hervor. Der See hat $5^1/_2$ Stunden Länge, die

größte Breite bei Bernried beträgt $1^1/_4$ Stunden, die größte Tiefe 69 Klafter.

Tief bewegt wurde der Schreiber dieſes an jener Stelle, wo Graf M., ſich der Verzweiflung über ſeine ungünſtigen Vermögensverhältniſſe hingebend, mit ſeiner Tochter vor einigen Jahren den Tod gefunden hat! Er war ein liebenswürdiger Mann, von eminenter wiſſenſchaftlicher Bildung und religiöſen Sinnes. Ich hatte ihn in früherer Zeit oft geſprochen. Was für ſtürmiſche, verzweifelte Stunden mögen dem unheilvollen Entſchluſſe vorangegangen ſein, der in dieſe wahnwitzige That auslief!

Doch — wo iſt die Perle des See's? — Gehen wir zum Grabe einer edlen Frauengeſtalt, die im ſeligen Frieden ruht, wie ſie in heiliger Hoffnung hingegangen. Wie von der Roſeninſel des See's der liebliche Duft der Königin aller Blumen über die Wellen ſtreicht, ſo iſt zu Bernried in der ehemaligen Kloſter- jetzt Pfarrkirche das Grab der ſeligen Jungfrau Herluca eine ſegensreiche Stätte, die vom Duft der Heiligkeit erfüllt iſt.

Die Benediktinerin Herluca, geſtorben 1142, ruht hier unter dem Grabſtein, der mit einem einfachen Kreuze bezeichnet iſt. Die Bewohner der Umgegend kommen oft an dieſes Grab und ver-

ehren die gottgeweihte Bekennerin noch Jahrhunderte nach ihrem Tode; sie ist im Rufe der Heiligkeit gestorben. Sie war Freundin der berühmten Nonne Diemud, der Schreiberin einer ganzen Bibliothek im nahen Wessobrunn. Beide stärkten sich durch Briefe in ihrem frommen Lebenswandel, von denen es nach einem alten Katalog der Wessobrunner Aebte heißt: Extant adhuc epistolae suaves valde in monasterio Beronica quod vulgariter nunc dicitur Pernried per ipsam Diemodam ad Herlucam virginem sanctam misse, et iterum ipsius Herluce vice versa transmisse, quibus se mutuis recrearunt exhortationibus charitativis in Domino exhortando se confortantes? —

Kostbare Manuscripte der Wessobrunner Nonne Diemud bewahrt noch die Münchener Bibliothek) (Siehe: „Die Kunstgenossen der Klosterzelle" von S. Brunner. Braumüller, 1863. 2. Band. S. 449.)

Die Münchener Bibliothek dankt ihre größten Schätze und Herrlichkeiten den Bibliotheken aufgehobener Klöster. Die österreichische „Aufklärung" im vorigen Jahrhundert warf an Millionen im Werthe aus den Bibliotheken aufgehobener Klöster — an Käsestecher, und Pergament-Codices an Goldschläger weg!!! Es geht nichts über den

Blödsinn und die Dummheit jener Leute, die sich in den Kopf gesetzt haben, ihre Geistlosigkeit und Unwissenheit mit dem schönen Mantel der „Aufklärung“ zu umhängen!

Wenn man auf einer der reizenden Anhöhen die Augen über die zauberhaften Ufer gleiten läßt und nebenbei einige Achtung vor einem gottgeweihten Leben und einen Sinn für eine glaubensfreudige Vergangenheit, die hochherzige Menschen hervorbrachte, in sich trägt, so wird man mit einer eigenen Empfindung auf jenes Gotteshaus hinschauen, wo die heilige Jungfrau, die Patronin des See's und der Umgegend, ihre Ruhestätte im Leben und Tode gefunden hat.

Dieses heilige Grab birgt die Perle am Starnberger See.

* * *

Zur Befreiungshalle. Es war ein herrlicher Oktober-Morgen — Schreiber dieses hatte schon einige Tage zu Regensburg, und zwar nicht im dolce far niente, sondern unter einem Wust von allerhand Schriften und Korrekturen am Schreibtische zugebracht. Es war ein schöner Tag, der lockte in's Freie. Also hinaus zum Landungsplatze der Dampfschiffe, und jenes bestiegen, welches stromaufwärts fährt. Um 7 Uhr geht es von

Regensburg ab, gegen 11 paſſirt man die neue, jüngſt eingeweihte Eiſenbrücke über die Donau; rechts auf einem ſteil abfallenden Bergvorſprunge, zu deſſen Füßen das Städtchen Kelheim liegt, zeigt ſich hoch oben die Befreiungshalle; eben waren am vorigen Tage die letzten Gerüſte abgeräumt, und wurden im Innern auf dem Korridor hinter den Statuen noch Marmorplatten des Fußbodens polirt. Am 18. Oktober mußte ja die Einweihung ſtattfinden. Vor der Beſichtigung der Befreiungshalle konnte aber noch die ſchönſte Donaugegend, die berühmte Felſenpartie von Weltenburg, angeſehen werden. So fährt man nun noch mit dem Dampfer eine Strecke aufwärts. Das Altmühlthal mit ſeinen koloſſalen hochaufſtrebenden Felſenmauern ſcheint den Strom bisweilen förmlich einzuſchließen. Da gibt es keinen Fußweg mehr, die Schroffen ſteigen nicht nur ſteil aus den Fluthen empor, es hängen die Felſen auch öfter wie das Laubdach eines Rieſenbaumes oben über die Waſſerſtraße. An der Seite ſieht man eine lange Reihe von Eiſenringen; die Schiffer, welche ſtromaufwärts fahren, fangen ſich mit eigenen, an langen Stangen befeſtigten Eiſenhacken hier ein, um ſo das Schiff durch die Stromſchnellen aufwärts zu führen. Der Dampfer fährt ſtolz in der Mitte, er bedarf

der Eiſenringe nicht, ſeine gewaltigen Räder peitſchen die Fluth, und bezwingen den Zug der abwärts fluthenden Donau. Die Felſen bieten allerhand Figuren und Gruppen dar, welche, von der Phantaſie in Gebilde umgeſchaffen, auch allerhand Namen führen. Bei der Benennung mancher Geſtaltungen und Gruppen hat der raſtloſe obſzöne Volkswitz auch ſeine Gaben geliefert. Da ſieht man unter Anderem die „lange Wand“, den „Kuchelfelſen“, die „drei Brüder“, die „drei Schildkröten“, „unſere liebe Frau“, „Peter und Paul“, den „alten Napoleon“, „das Nürnberger Thor“, „die lutheriſche Kanzel“ u. ſ. w. Endlich kommt man links in einem Felſenthale hart an der Donau zum Benediktinerkloſter Weltenburg. Man kann ſich nicht leicht eine romantiſchere Lage für ein Kloſter denken. An dieſer Stelle ſtand einſt Artobriga, eine Römerburg, mit einem Minerven-Tempel. Herzog Thaſſilo in Baiern ſtiftete 775 das Benediktinerkloſter, das älteſte in Baiern. Die Hunnen zerſtörten es, der heilige Wolfgang ließ es wieder aufbauen, 1803 wurde es durch den Kloſterſturm aufgehoben, König Ludwig gab es 1842 dem Orden wieder zurück, und es beſteht jetzt als Priorat.

Bei Weltenburg verließ ich das Dampfſchiff und miethete einen Kahn, um in ſelbem dieſelbe

Felſenpartie ſtromabwärts bis zu jener Stelle zu machen, von der man auf den Berg der Befreiungshalle hinaufſteigt. Nun hat man erſt recht Zeit, ſich umzuſchauen. Am linken Ufer zeigt ſich wie in einer mächtigen Felſenſtube hinter Mauern ein Gärtchen mit einigen Gebäuden auf einem ſchmalen Streifen Landes; die Anſiedelung wird „Klöſterl“ genannt; der Eremit Anton aus Siegenburg hat es 1450 gegründet. Da bauten die Waldbrüder die Kapelle St. Nikolaus, deren Decke, Rückſeite und Seitenwände pures Felſengeſtein iſt. Darum hat die Kapelle auch kein Dach vonnöthen. Man konnte ſich nicht leicht mehr von der Welt abſchließen. Jetzt ſind die Eremiten längſt dem Zeitgeiſt als ein Opfer gefallen; ein Wirthshäuslein ſteht an der Stelle der Zellen, und es ſoll darin abgeſtandenes Bier geſchänkt werden. Man fährt noch eine Weile weiter, und jetzt zeigt ſich die Halle als Krone auf dem Berge in's Donau-Thal niederſchauend, am günſtigſten. Die Felſenzacken des Vordergrundes, die ſchwarzen Tannen geben eine ſchöne Baſis, und oben ſchneidet ſich die weiße Rotunde in ſcharfen Konturen aus dem blauen Himmel heraus.

Der Bau war 1842 von Gärtner begonnen. Der Architekt Klenze ſetzte nach Gärtner's Tod den Bau fort, und änderte Gärtner's Plan ab-

Ewig Schade, nach einer uns vorliegenden Zeichnung Gärtner's dünkt uns ſein Plan weitaus ſchöner und prächtiger als der, welcher ausgeführt wurde.

Gärtner projectirte eine Rotunde, die von einem offenen herrlichen Portikus umgeben iſt, der ein Polygon von 18 Ecken bildet, oben ſteigen zierliche Kolonaden der Hauptmauer, von der Kuppel gekrönt, empor. Die Säulen des offenen Portikus ſind pfeilerartig; die Pfeiler werden durch Zuſammenſtellung mehrerer kleiner Säulen und Flächen gebildet. Dieſer Bogengang ſollte ſich mit einem Pultdache an die Hauptmauer zurücklehnen, die 18 Halbkreisgewölbe ſollten mit Fresken geſchmückt werden. Der Styl erinnert an die duftige Blüthenzeit der Baukunſt in Italien, an Dioti Salvi, Giotto und Orcagna. Die Geſimſe ſind, wie der Plan es zeigt, mit Akroterien (ſtehenden Ziegeln) gekrönt.

Gärtner's Plan wurde abgeändert. Die prächtigen Arkaden wurden geſtrichen, an ihre Stelle traten maſſive Strebepfeiler, auf jedem derſelben ſteht eine Jungfrau mit einer Tafel in der Hand. Auch die Kuppel, welche den Bau überwölbt, wurde ganz und gar unter den Außenmauern verſteckt. Ein Unterbau von drei mächtigen Abſtufungen trägt die Rotunde. Die Zahl 18 (Er-

innerung an den 18. Oktober 1813) wiederholt ſich ſymboliſch ſehr oft. Der Unterbau bricht ſich in 18 ſtumpfe Kanten, 18 Strebepfeiler mit 18 Frauengeſtalten oben umgeben den Außenbau, 18 Trophäen ſchmücken das Kranzgeſimſe unter dem Dache, 18 freiſtehende Kandelaber aus Marmor umringen außen den Bau. Sie machen, von unten geſehen, gar keinen guten Proſpekt. Man hält ſie für noch nicht weggeräumte Pfähle des Gerüſtes. Im Innern der Rotunde ſtehen aneinander 36 koloſſale Viktoria-Geſtalten mit Flügeln, je zwei und zwei halten eine Tafel (alſo 18 Tafeln) mit 18 Namen von Schlachten des Befreiungskrieges. Das Licht fällt von oben ein, wie beim Pantheon in Rom.

Die Tafeln, welche die Frauengeſtalten auf den Strebepfeilern halten, zeigen folgende Namen: Oeſterreicher, Baiern, Tiroler, Böhmen, Franken, Schwaben, Rheinländer, Thüringer, Heſſen, Weſtphalen, Mecklenburger, Pommern, Brandenburger, Schleſier, Sachſen, Mährer, Hannover, Preußen.

Auf den Tafeln, welche die Viktoria-Geſtalten im Innern halten, ſtehen folgende Schlachten (in römiſchen Zahlenbuchſtaben, wir geben ſie hier der Kürze wegen in arabiſchen):

Treffen bei Dannikow, 5. April 1813. Schlacht bei Groß-Beeren, 13. Auguſt 1813. Schlacht

an der Katzbach, 26. Auguſt 1813. Schlacht bei Kulm, 30. Auguſt 1813. Schlacht bei Dennewitz, 6. September 1813. Treffen bei Wartenburg, 3. Oktober 1813. Schlacht bei Leipzig, 16. bis 19. Oktober 1813. Schlacht bei Brienne, 1. Februar 1814. Treffen bei Bar ſur Aube, 17. Februar 1814. Treffen bei La Guillotiere, 3. März 1814. Schlacht bei Laon, 10. März 1814. Treffen bei Limoneſt, 20. März 1814. Schlacht bei Arcis ſur Aube, 20. bis 21. März 1814. Treffen bei La Fere Champenoiſe, 25. März 1814. Schlacht von Paris, 30. März 1814. Schlacht von Waterloo, 18. Juni 1815. Treffen bei Straßburg, 18. Juni 1815.

Die Tafeln ſind aus eroberten franzöſiſchen Geſchützen gegoſſen, wie dieſer Umſtand auf der erſten Tafel hinten eingravirt zu leſen iſt.

Ueber den Segmenten der Niſchen lieſt man die Namen von 18 Heerführern mit dem Namen des Landes, welchem ſie angehörten: Schwarzenberg, Blücher, Wrede, Radetzky, Scharnhorſt, Gneiſenau, Wilhelm von Würtemberg, Wilhelm von Braunſchweig, Friedrich von Heſſen, York, Klenau, Bülow, Gyulai, Kleiſt, Colloredo, Tauenzien, Ziethen, Bubna.

Die hochgewölbte Kuppel hat theils viereckige, theils nach Innen im Dreieck gebrochene Kaſſeten,

nach Art des Pantheons in Rom. Marmordeſſins, welche ſich konzentriſch verjüngen, bilden den glatten Fußboden, in deſſen Mitte auf einer Kreisfläche mit großen Unzialbuchſtaben die Worte zu leſen ſind:

„Möchten die Deutſchen nie vergeſſen, was den Befreiungskampf nothwendig machte, und wodurch ſie geſiegt.“ Von Außen lieſt man über dem Marmorportale mit ſeinen mächtigen Bronzeflügeln: „Den deutſchen Befreiungskämpfern Ludwig I., König von Baiern, 1863.“

Der Geſammteindruck des Innern imponirt durch das Maſſenhafte von Marmor und Goldglanz, durch die gelungene Farbenſtellung, aber man bleibt dabei eiskalt, wie bei allen heidniſchen Bauten. Dasſelbe meint Schreiber dieſes auch von der Walhalla trotz der Pracht ihrer inneren Ausſtattung ſagen zu dürfen.

Die Außenſeite der Befreiungshalle in ihrem gegenwärtigen Zuſtande iſt gar zu ſehr kuchen- oder paſtetenartig, gar zu einfach in der Profilirung, und gibt gar keine Ahnung von dem Bau im Innern. Die Ausſicht von der Höhe iſt außerordentlich ſchön und maleriſch.

Einige Episoden aus dem Universitätsleben.

Von 1847 an, in welchem Jahre ich in die philosophische Facultät der Wiener Universität aufgenommen wurde, habe ich nothgedrungen allerhand Unannehmlichkeiten durchmachen müssen, welchen ich, wenn es nur möglich war, durch eine heitere Wendung zu einen zufriedenen Ausgang zu bringen suchte.

Es sollen einige Ereignisse dieser Art beispielsweise hier angeführt werden.

1. Ein Antrag, unentgeldlich Vorlesungen über deutsche Literatur zu halten.

Als Operarbenefiziat und Feiertagsprediger an der Universitätskirche (von 1853—1857) war ich durch offizielle Verbindlichkeiten wenig in Anspruch genommen. Am 12. Dezember 1854 machte ich dem damaligen Unterrichtsminister Grafen Leo Thun den Antrag, ich wolle in einem Hörsale der Universität Vorlesungen über deutsche Literatur, aber allen Ernstes: ohne Honorar halten, denn ich wolle nicht gebunden sein, und nur bisweilen einen Cursus nach Belieben lesen. Der Minister

ſagte mir: er werde hierüber mit dem Erzbiſchof Rauſcher ſprechen. Ob er nun mit dieſem, und was er eventuell mit ihm geſprochen, darüber iſt mir keine Kunde zugekommen. Ich erhielt keinen Beſcheid und fühlte kein Verlangen, den Miniſter und auch mich wiederholt zu beläſtigen.

2. Die erſten Verſuche, den Stiftbrief der Wiener Univerſität zu zerreißen, den katholiſchen Charakter dieſer Hochſchule zu vernichten.

Graf Leo Thun war für ſeine Perſon als Privatmann ein kirchlich geſinnter und ehrenhafter Mann — er beſaß aber keine Thatkraft und war ſchon beim Antritte ſeines Miniſteriums von einem gewaltigen Ring aus liberalen Kettengliedern umſchloſſen. Während der zwei Jahre meines Dekanatsamtes (1852—53 und 1853—54) fielen die erſten Axthiebe gegen den katholiſchen Charakter der Univerſität, die vom Herzog Rudolph 1365 ausdrücklich mit allen Clauſeln und Verwahrungen als eine kirchliche Anſtalt zum Schutze und zur Verbreitung des katholiſchen Glaubens reichlich ausgeſtattet war.

Thun hatte auf Anrathen ſehr liberaler Mitglieder des Miniſteriums (Hofrath Exner an der Spitze) für die philoſophiſche Facultät Akatholiken berufen, und inländiſche Kräfte bei Seite ge-

ſchoben. Während der obengeſagten Zeit verſammelten ſich in meiner Wohnung wiederholt Doktoren aus den drei Laienfacultäten (Juriſten, Mediziner, Philoſophen), die ſo einſichtig waren zu bemerken, daß die Einheimiſchen durch die zuſammenhaltenden Ausländer nichts Gutes erwarten könnte.

Schon der Selbſterhaltungstrieb mußte die Mitglieder der Doktorencollegien beſtimmen — ſich gegen die angebahnte Confeſſionsloſigkeit zu verwahren; denn daß die erſte That der Confeſſionsloſen das Hinauswerfen der Doktorencollegien ſein werde, lag auf der Hand. Schon damals lauerten die Juden im Hintergrund; und gerade der Schreiber dieſes ſprach eben damals zu den anweſenden Mitgliedern der mediziniſchen Facultät: Sie werden die Früchte der Emancipation und der Confeſſionsgleichheit zuerſt und zumeiſt empfinden, die Charlatanerie wird in Ihre Facultät mit klingendem Spiele ihren Einzug halten. Die chriſtlichen Doktoren werden nichts mehr zu reden haben, chriſtliche Profeſſoren werden durch die maſſenhaft herbeiſtrömenden Juden von ihren Lehrſtühlen verdrängt, und die vom edlen Stifter katholiſch fundirte Univerſität wird zu einer Feſtung der Schulchan-Aruchloſigkeit werden. Schon im Jahre 1886 hatten ſich an der katholiſchen Ruine ſechsundachtzig ſemitiſche Pro-

feſſoren und Docenten eingeniſtet. Es läßt ſich denken, wie die berufenen Ausländer mit den Juden im Bunde über dieſe Enthüllung einer grauſigen Zukunft für die Goyim und einer roſigen für das auserwählte Volk erbittert über unſere arme Chriſtenverſammlung herfielen.

Der ſchöne Bund des Liberalismus mit dem Judenthum ſtand in der vollſten Blüthe; da mußten alle Mittel aufgeboten werden, um einen Störefried von dieſer auserſehenen Zwingburg fern zu halten.

Miniſter Thun hob ſelber ein paar aus Geſchäftsrückſichten getaufte Juden zuerſt empor, die ſpäter ſehr hohe Stellen erkletterten und zum Dank ihren Wohlthäter und Beförderer in der Folge vom hohen Roß herab mit echt jüdiſchem Hohngrinſen auslachten und mit eckelhaftem Geſpeie öfters beſudelten. Der jedenfalls ehrenhafte Mann hatte nun Gelegenheit gefunden, ſein ſehr unzeitgemäßes, an unwürdige Individuen verſchwendetes Wohlwollen von Herzen zu bereuen. Um ſündtheures Geld wurden öſterreich-feindliche Ausländer berufen, und die aufrichtigſt unentgeldlichen Dienſte eines Eingebornen wurden aus Schonung für die importirten und einheimiſchen Liberalen abgelehnt!

3. Die letzten Reste der katholischen Universität hinausgeworfen.

Unter dem Bürger- (vulgo Trinkgelder-) Ministerium gelang es der liberalen Judenpartei, die Doktorencollegien, die letzten Vorkämpfer für die Aufrechthaltung des Stiftbriefes aus der Universität hinauszuwerfen. Eine Beurtheilung, wie sich diesem Attentat gegenüber die kirchlichen Oberbehörden, die theologische Facultät, besonders die während der Sturmzeit total stummen drei Kanzler — ruhig verhalten haben, ist einer zukünftigen Zeit aufbewahrt, und kann in dem engen Rahmen dieser Schrift nur angedeutet werden.

Der Katalog der Lehrer an dieser vom katholischen Geld für Katholiken gestifteten Anstalt ist nach dem Urtheile von fast hundert Katheder-besitzern eine Ehre des 19. Jahrhunderts, und der Antisemitismus gilt in den Augen dieser Herren ganz folgerichtig als die Schande des 19. Jahrhunderts; es ist wahrlich eine Schande, ein Christ zu sein, und eine Schande, für das geistige und materielle Eigenthum der Christen einzustehen, und im Gegentheil eine Ehre, die Christen zu Sklaven zu erniedrigen, ihnen ihr wohlerworbenes Eigenthum abzuschwindeln, sie zu

Bettlern zu machen und obendrein auszulachen und zu verhöhnen, und ihnen in's Geſicht zu ſagen: wenn ihnen die Judenherrſchaft nicht behagt, ſo ſollen ſie auswandern. Und wer es wagen ſollte, dem unverfrorenen Aufſteller dieſer Axioms einen frechen und moraliſch ſchäbigen Juden zu nennen, der könnte am Ende nach jener Geſetzgebung, die wir anno 1853 eine Solonsarbeit im Intereſſe der Lumpe genannt haben, auch noch mit ſchwerer Strafe belegt werden.

4. Die bedauernswerthe Stellung klerikaler Wächter der katholiſchen Stiftung.

Ueber die totale Dekatholiſirung und die conſequent nachfolgende Verjudung der Wiener Univerſität werden ſpätere Zeiten Gericht halten. Wenn die katholiſchen Kanzler — den wohlgeplanten und mit Kühnheit (auch Frechheit) ausgeführten Plan gar nicht beachteten, kein Wort der Verwahrung dagegen einlegten, wie es ihre Pflicht und Schuldigkeit geweſen wäre, ſo iſt dies aus den vier Perſönlichkeiten, die ſeit der Revolution mit dieſer ebenſo ehrenvollen als wichtigen Stelle — die nach Wiſſenſchaft und Charakter einen ganzen Mann gefordert hätte, leicht zu erklären.

Der von der vormärzlichen Zeit in die nachmärzliche übergegangene Kanzler, war — wir ſagen dies nach Ueberlegung und mit Ueberzeugung der Wahrheit — geradezu ſo unbedeutend, daß man ihm gerechter Weiſe gar keine Schuld bezüglich ſeines Schweigens und Geſchehenlaſſens imputiren kann. Er war gewohnt, mit der weltlichen Regierung durch Dick und Dünn zu gehen, und es mangelte ihm auch für den Fall, daß er hätte gegen das Unrecht eine Einſprache erheben wollen, vollkommen das Zeug, energiſch aufzutreten; ſein Nachfolger verhielt ſich ebenſo paſſiv und ſchweigſam; es beſtand eben das größte Unglück darin, Leute in hochwichtige Stellen zu ſetzen -- denen es gänzlich an Talent und in Folge deſſen auch an Charakter mangelte, den Pflichten, welche in dieſen Stellen erfüllt werden ſollten, nachzukommen.

Die großen Herren im Staate und leider mitunter auch in der Kirche zogen es vor, ruhige, ſtille, ungefährliche, folgſame, ſie ja geiſtig nicht überragende Werkzeuge ihres Willens vor ſich zu ſehen, und eben ihren Willen höher als den Willen Gottes zu halten. Der dritte Kanzler war auf dem Wege zu einer hohen Stelle; und ſeiner Anlage und ſeinem Willen nach durchaus nicht geneigt, mit dem jeweiligen Mini-

ſterium und mit der öffentlichen Judenmeinung in einen Conflikt zu gerathen. Der vierte Kanzler trat als ein gebrochener Mann dieſe Stelle in einer Zeit an, in welcher dieſelbe durch die früheren ſtillen Nachgiebigkeiten ihrer Macht ſchon gänzlich verluſtig geworden war; demſelben war nur das Einkommen ſeiner Pfründe als Dompropſt (mit welcher Stelle die des Kanzlers verbunden war), zum Troſte belaſſen worden.

Nachdem nun ich in den zwei Jahrescurſen 1852—53 und 1853—54 als Dekan im akademiſchen Senat Sitz und Stimme hatte — und als armſeliger Kaplan einer Wiener Vorſtadtpfarrei in Gegenwart des aus den natürlichſten Gründen ſchweigſamen Kanzlers die Rechte der katholiſchen Stiftung vertheidigte, ſo wurde dieſes Vorgehen von meiner Seite ſchon allein als ein nicht nur ſtiller, ſondern ein lauter Vorwurf für den kirchlich hochgeſtellten Kanzler betrachtet, und es war eine natürliche pſychologiſche Folge, daß mein Benehmen und Auftreten bei meiner ſonſtigen total unbedeutenden kirchlichen Stellung als eine Art Keckheit von jener Seite aus angeſehen werden mußte.

Uebrigens war dieſer Kanzler ein höchſt ehrenhafter Mann — er wußte in jenen Lebenskreiſen, in welchen er zu wirken hatte — inſoweit er

Fähigkeiten hiezu beſaß, auch gewiſſenhaft und ſegensreich ſeine Gaben zu verwerthen. Für das beſagte Feld der Wirkſamkeit war er eben nicht geſchaffen. Wohl mochte er es auch bisweilen gefühlt haben, daß es zunächſt an ihm geweſen wäre, für die Aufrechthaltung der katholiſchen Stiftung einzuſtehen. Wenn es ihm ſomit nicht unangenehm war, daß die Dauer meines Dekanatsamtes zu Ende ging, ſo iſt ihm dieſer Umſtand menſchlicher Weiſe nicht zu verargen geweſen.

Als ich am Tage nach der Wahl für das künftige Jahr eben in Amtsſachen bei ihm erſcheinen mußte, fragte er ſogleich bei meinem Eintritt: „Nun geſtern war ja Dekanswahl, wer iſt denn gewählt worden?“ Ich konnte die kleine Malice nicht überwinden, ihm lächelnd und ruhig, wie einer der dieſen Herrn mit der Freude einer fröhlichen Nachricht überraſchen will, zu verkünden: „Nun, mich haben ſie wieder gewählt!“ Es blieb nichts anders übrig als dieſe wegen ihres unangenehmen Vorlautſeins minder beliebte Perſönlichkeit in einer nicht ſubordinirten Stellung noch ein Jahr lang im Senat vertragen zu müſſen.

5. Ein Kampf um Dekanatsinſignien.

Es ſoll aus vielen mitunter ergötzlichen Geſchichten und Conflikten beiſpielsweiſe noch eine kleine Begebenheit vorgeführt werden. Vor 1848 beſtanden an der Wiener Univerſität die vier Facultäten jede vereint aus den Profeſſoren und Doktoren. Gleich nach der Revolution plante die liberale Parthei eine Scheidung jeder Facultät in Profeſſoren- und Doktoren-Collegien. Das war der erſte Anſturm gegen die alten Statuten und Grundlagen der Univerſität, d. h. die Einheit von Profeſſoren und Doktoren. Damals ſuchten die Doktoren die goldenen Collanen, welche von den Dekanen während ihrer Funktionszeit bei öffentlichen Aufzügen um den Hals getragen wurden, für ihre Doktoren-Collegien zu retten. Die vier Dekane beſaßen das uralte Privilegium, bei der Frohnleichnamsproceſſion, wenn der Kaiſer oder Erzherzoge beiwohnten, neben dem Baldachin zu gehen, zugleich mit den Rittern des goldenen Vließes.

Im Jahre 1854 machte nun ein Profeſſorendekan in der Senatſitzung zwei Tage vor der Frohnleichnamsproceſſion den Vorſchlag: es ſollen die Ketten von nun an den Profeſſoren-Collegien übergeben werden, und die jeweiligen Profeſſoren-

dekane ſollen von nun an mit der Prozeſſion gehen. Der Antrag kam unerwartet. Ich verlangte ſogleich beim vorſitzenden Rector das Wort und ſagte:

„Dieſer Antrag, zwei Tage vor der Prozeſſion ſo formulirt und unvorbereitet ausgeſprochen, ſei jedenfalls ſehr ſonderbar. Ich habe nicht das Recht, im Namen der drei andern Doktorendekane zu ſprechen, ſondern nur in meinem Namen und für meine Stellung. Ich bin der Ueberzeugung, daß ich auch gar kein Recht habe, die mir vom Collegium übergebene Kette irgendwem auszuliefern, nur in die Hände derer, die ſie mir übergeben haben, werde ich ſelbige zurücklegen.“

„Dieſer mein Entſchluß kann mir durchaus nicht als Eitelkeit ausgelegt werden. Es hat innerhalb zwei Jahren zufällig ſehr viele Functionen gegeben, bei denen die Dekane in ihrer Amtskleidung erſcheinen mußten. Ich habe wiederholt einige meiner Herren Vorgänger im Dekanatsamte (wie es geſtattet war) erſucht — an meiner Statt zu erſcheinen, zu welchem Behufe ich den betreffenden die Collane überſendete — ſomit könnte ich eher der Vernachläſſigung meiner Pflichten als der Eitelkeit beſchuldigt werden.“

Das vorgehende hatte ich im vollſten Ernſte ausgeſprochen, das nachfolgende konnte ſelbſt-

verſtändlich nur mit Lächeln und in humoriſtiſchem Tone vorgebracht werden:

„Am Frohnleichnamstage werde ich jedenfalls in der Amtstracht mit der Prozeſſion gehen, die Collane ſammt dem Kreuz werde ich keinem Kreuzfahrer ausliefern, ich hoffe, daß ich nicht der Gewalt unterliegen muß, und daß die Herren Prätendenten ſo gemüthvoll ſein werden, nicht über meine Leiche zu ihrem Ziele gelangen zu wollen.“

Die Majorität des Senates lachte; und der vorſitzende Rector kündigte lächelnd und ſcherzhaft mit abwehrender Hand den Schluß der Sitzung an.

Ein Beiſpiel, welches zeigt, daß es manchmal wirklich gut iſt, ernſthaft vorgebrachte Prätenſionen mit der ihnen gebührenden Heiterkeit zu behandeln.

6. Die heilige Catharina und der „Schulchan-Aruch“.

Nachdem mit Beihilfe eines judenliberalen Miniſteriums die Doktoren-Collegien aus der Univerſität durch einen Gewaltſtreich hinausbugſirt waren, faßte die Majorität des philoſophiſchen Doktoren-Collegiums den Beſchluß: es ſolle das Capital der philoſophiſchen Facultät als ein Stiftungsfond betrachtet werden und das Ergebniß der jährlichen Intereſſen von 150 fl. ſoll alljähr-

lich einem würdigen Doktoranden der Philoſophie zur Beſtreitung der Promotionskoſten ausgefolgt werden.

Als die Stiftungsurkunde aufgeſetzt wurde, machte ein Mitglied in Vorſicht der Aquila rapax-Eigenſchaften der hereinfluthenden ſchwarzgelockten Muſenſöhne aus dem glücklichen Ungarn und Galizien den Vorſchlag: es ſolle bezüglich der Verleihung dieſes Stipendiums in den Stiftsbrief eingefügt werden: Dieſe 150 fl. ſollen dem Genießer dieſes Stipendiums am Tage der Patronin der philoſophiſchen Facultät in Wien, der heiligen Märtyrerin Catharina von Cypern, ausgefolgt werden.

Dieſer Beiſatz wurde mit Majorität angenommen, und er iſt nicht überflüſſig geweſen.

Die Mitglieder der Facultät hatten ſich vorbehalten, daß ſie nach dem alphabetiſchen Turnus (ſo lange noch lebende von ihnen exiſtieren) als Superintendenten dieſer Stiftung das Recht der Verleihung beſitzen. Dasſelbe kam nach dem Turnus an den Schreiber dieſes. Es hatten um Verleihung mehrere Chriſten mit den beſten Zeugniſſen — und auch ein Jude mit minderen eingereicht. Der Jude, in der talmudiſchen Vorausſetzung, alles Geld und Gut gehöre den Juden, und der Jude kommt nur in Beſitz ſeines

rechtmäßigen Eigenthums, wenn er den Christen ihr Geld abschwindelt, suchte einen jüdischen und einen protestantischen Professor (zwei importirte) zur Agitation für sich zu gewinnen. Diese beiden Herren versuchten nun den Beweis zu liefern, daß der jüdische Competent der vorzüglichste und würdigste sei.

Der Schreiber dieses aber verlieh als legitimer Verleiher — ohne sich durch die Gewaltphrasen dieser beiden Mitglieder einer höchst lehrreichen Menschenclasse einschüchtern zu lassen — das Stipendium einem würdigen Christen, und ließ den drei Gewaltmenschen (den zwei Juden und ihrem Mithelfer) folgende Frage zum Ueberdenken zukommen:

„Wenn Juden ein Stipendium mit ihrem Geld stiften und den Beisatz machen: „dem betreffenden Empfänger solle dieses Stipendium am Purim- und Thumimfeste ausgefolgt werden" — und wenn da ein Christ so niederträchtig keck und unverfroren wäre, dieß Stipendium einer Anzahl von Juden, die darum eingeschritten — entreißen zu wollen — so würde ein Sturm sittlicher Entrüstung durch alle Rabbiner- und Schulchan-aruch-blätter in ganz Europa brausen; und die Unverschämtheit eines raubsüchtigen Goy würde allen Nationen ver-

kündet werden! Alſo" — — — Somit iſt die heilige Catharina doch auch hier zu etwas gut geweſen!

Nachdem wir dieſen Vorgang berichtet haben, müſſen wir gerechter Weiſe noch einige Worte der Vertheidigung im Intereſſe des jüdiſchen Competenten und ſeiner eifrigen Schutzpatrone an jene Chriſten richten, welche ſich der Meinung hingeben, es ſei eine Unverfrorenheit und Unverſchämtheit, wenn Juden ſich der Intereſſen einer chriſtlichen Stiftung bemächtigen wollen. Die Juden haben auch in dieſem Falle nur als getreue orthodoxe Befolger ihrer Satzungen gehandelt. Wir können dieſes aus: Prompta bibliotheca von Lucius Ferrari nachweiſen; dort heißt es im III. Bd. E. H.:

„Wir ordnen an, daß jeder Jude täglich dreimal für die Ausrottung des ganzen Chriſtenvolkes und ihres Gottes bete, daß er die Vernichtung dieſer Race und ihrer Könige und Fürſten verlange; wir befehlen beſonders den Prieſtern der Juden, dieſes Gebet täglich dreimal zu verrichten, in der Synagoge im Haſſe gegen Jeſum von Nazareth." (Talm. ord. I. tract. I. dist. 4.)

„Es iſt allen Juden geboten, in den Chriſten nur Beſtien zu ſehen, und ſie wie ſchlechte Thiere zu behandeln." (Ord. IV. tract. 8.)

Die Nummer 167 (20. Juni 1889) des

Vaterland bringt folgende hieher bezügliche Talmudſtellen:

Talmud (Tr. Sanh. 757 I. Tos.): „Dem Israeliten iſt es erlaubt, einem Goy Unrecht zu thun, weil geſchrieben ſteht: Deinem Nächſten ſollſt du nicht Unrecht thun, aber nicht geſchrieben ſteht: Dem Goy ſollſt du nicht Unrecht thun.“ Der Talmud lehrt wieder (Tr. Baba m. f. 61. I. Tos Tr. Megylla 13. 2.): „Einen Goy darfſt du betrügen und Wucher von ihm nehmen.“ „Die Beraubung eines Goy iſt erlaubt“ (Baba. m. f. III. 2.) Auch Maimonides (Jad. chas. 4. 9. 1.) ſagt direkt, daß man Nichtjuden beſtehlen dürfe. Der Talmud und die Rabbiner gehen aber noch weiter. Der Talmud ſagt (Tr. Aboda s. f. 26. 2. Tos. und Ven. Soph. 13, 3.): „Den Beſten unter den Abgöttiſchen bringe um das Leben,“ verſteht ſich wenn es leicht möglich iſt, und auf Israels Ruf kein Schatten fällt. „Wer das Blut des Gottloſen vergießt, bringt Gott ein Opfer.“ (Jalk. Schim. f. 245. 3. zu Pent; Bemidl. p. p. 21. f. 229. 3.) Selbſt der milde und freiſinnige Maimonides, der „Adler der Synagoge“, ſagt wörtlich (Jad. Schas. 4. 1. f. 47. 1.): Das Gebot, du ſollſt nicht tödten, bedeutet, daß man keinen Menſchen von Israel tödte, Goyim und Ketzer ſind aber keine Israeliten;

ferner: (Jad. chas. 1. 1. 10. f. 40. 1.) „Es iſt verboten, ſich der Abgöttiſchen zu erbarmen, oder wenn er dem Tode nahe iſt, ſo ſoll man ihn nicht retten.“ — Dieſelben Anſchauungen haben auch die heutigen Reformjuden. So erklärt der Reformrabbi Dr. Kroner in ſeiner Streitſchrift gegen Rohling: „Dem Juden gilt nur der Jude als der Nächſte, und zwar mit Recht, weil auch die Bibel dies thut.“

Es iſt eine Lüge, wenn ſich, wie dies in jüngſter Zeit ſehr häufig vorkommt, die Juden moſaiſch nennen, denn mit Ausnahme der caraitiſchen Juden folgen die Juden nicht mehr dem Geſetze Moſis, wie dasſelbe im alten Teſtamente enthalten iſt. Dies Geſetz iſt erſtickt worden durch die Commentare des Talmud. Der Talmud (das wichtigſte im Auszuge im Schulchan aruch enthalten) iſt in Wirklichkeit das religiöſe Geſetzbuch der Juden. Nun enthält dasſelbe aber ſo viel Haß gegen das Chriſtenthum, ſo viele Läſterungen gegen unſern göttlichen Erlöſer, ſo viele Verwünſchungen der Chriſten, daß es leicht begreiflich wird, wenn Fanatiker, die aus einer ſolchen Quelle ſchöpfen, zu allen Verbrechen fähig ſind, wenn es ſich um Chriſten handelt, und ſie keine Strafe dafür zu fürchten haben. Seitdem aber die Kenntniß der orientaliſchen Sprachen in

Europa verbreitet ist, haben die Juden für Ausgaben des Talmud in usum Christianorm, d. h. für verfälschte Sorge getragen: sie haben die feindlichen Stellen beseitigt.

In den alten Ausgaben des Talmund, wie jener von Venedig 1520 und von Amsterdam 1600 kann man den echten unveränderten Text finden (Mislin: Les saints lieux):

„Gott hat befohlen, den Goyim ihre Habe zu nehmen, auf welche Art nur es sei, durch List, Gewalt, Wucher oder Diebstahl." (Ord. I. tract. I. dist. 4.)

Aus den von uns gebrachten Zeugnissen jüdischer Gesetzbücher ist zu ersehen, was es für die Goyim für ein Glück sein möchte, wenn der Israelitische Bund an sein höchstes Ziel, die volle Herrschaft über die und Verknechtung der Goyim gelangen würde.

7. Eine gereimte Polemik mit einem Obersanitätsrath.

Am 26. November 1879 mußte ich nach Ablauf des Functionsjahres die Stelle eines Procurators der Oesterreichischen Nation in die Hände des neugewählten Procurators des theologischen Mitglieds Dr. Benedikt Gsell niederlegen. Im März desselben Jahres hatte ich wegen meiner

bevorstehenden Abwesenheit von Wien den Sommer hindurch — und des eventuellen Todesfalles gedenkend, die historisch und der Miniaturen wegen künstlerisch werthvollen Bücher der Oesterreichischen (früher sächsischen) Nation durch Güte des Hofraths und Oberbibliothekars Dr. Birk in der Hofbibliothek deponirt, weil dieselben dort am sichersten aufbewahrt seien.

Ich theilte diese Vorsichtsmaßregel in dieser Sitzung mit — und es wurde viel Staub dadurch aufgeregt. Obersanitätsrath Schneller — mit dem ich seit 23 Jahren bekannt war und im besten Verhältnisse stand, meinte, diese Bücher seien durch meine Unvorsichtigkeit für die Nation verloren, die Hofbibliothek gebe nichts mehr heraus u. s. w. Ich erklärte, die Bücher innerhalb Einer Woche dem neugewählten Procurator zur Aufbewahrung zu bringen. Kommenden Tag ging ich zum ersten Vorstand der Hofbibliothek, Hofrath Birk — erzählte ihm die Geschichte — und dieser erklärte sehr honett sogleich: Nur als Depositum sind die Bücher hier in meinem Bureau und augenblicklich stehen Ihnen dieselben wieder zu Gebot. Ich nahm sogleich einen Fiacre, brachte die Bücher zum Procurator Dr. Gsell und ersuchte ihn, die besorgten Mitglieder der Nation zu beruhigen. So kann man oft mit der besten

und loyalſten Abſicht in ſehr widerwärtige Situationen gelangen.

An Dr. Schneller, den Wortführer der Oppoſition für diesmal ſendete ich ſogleich, nachdem die Angelegenheit geordnet war, folgende Zeilen:

„Herr Oberſanitäts-Rath Schneller,
Erfüllt iſt bereits Ihr Interpeller;
Die beiden Folianten kamen ſehr ſchnell
In die Hände des Procurators Dr. Gſell,
Hofrath Birk gab ſie mir ſehr plaisant,
Ich bin ſogleich um einen Fiaker gerannt;
Sie waren nur übergeben als ein Depositum,
Nun iſt zu Ende das mixtum compositum,
Ihre Bedenken ſind alle zerſtoben
Und ſie können den Dr. Brunner wieder loben.“

Der Herr Oberſanitäts-Rath ging in den Scherz ein und erwiderte ſogleich:

„Nicht nehm' ich's auf mit Dr. Brunners Humor,
Ich kann ja nur machen wie and're Rumor;
Doch hat er genützt der Oeſt'reichiſchen Nation.
Denn bald wurde befriedigt ihre Paſſion.
Großmüthig handelte die Bibliothek
Und gerne gab ſie zurück die alte Schartek,
Und ſtatt zu geben dem Dr. Brunner Rheum,
Sing' ich ihm jetzt ein feierlich's Te Deum
Wir bleiben, ſo hoff' ich, die Alten
Und laſſen im Uebrigen den Herrgott walten.
Dr. Schneller.“

Wenn es die Persönlichkeiten und Umstände gestatten, ist es oft angezeigt, dabei widerwärtige Zwischenfälle humoristisch ausklingen zu lassen. Das erstickt jeden Rest der Feindseligkeit und bricht einer möglichen Erbitterung die Spitze ab.

8. Eine Universitätsgeschichte von 1867 — mit nothgedrungener Aufwärmung 1889.

Was den Schreiber dieses veranlaßte, die nachfolgende Erklärung im Bericht einer kleinen historischen Thatsache zu veröffentlichen, ist in eben diesem Aufsatze selbst enthalten. Derselbe wurde im „Correspondenzblatt für den katholischen Clerus Oesterreichs im Jahre 1889, Nr. 3, S. 83—84 publicirt unter folgendem Titel:

Stilles Wirken.

Motto: Deinen Eifer mußt Du zügeln — Sonst wird man Dich niederbügeln,
Lautes Wirken ist nicht üblich — Und stimmt hie und da betrüblich;
Stilles Wirken ist gesucht — Und wird als Verdienst — verbucht,
Wenn Dich die von unten loben — Kommst Du sicher nicht nach oben!

In dem Ende 1888 erschienenen Hefte einer katholischen Zeitschrift, welche einige Momente aus dem Leben des Gefertigten in der wohlwollendsten Weise anführt, kommt auch folgender

Passus vor: „Als er um ein Canonicat in Wien einschritt, versagte man es ihm."

Nachdem nun diese Stelle zu verschiedenen, meinem Charakter nahegehenden Mißverständnissen Veranlassung gegeben hat, finde ich es gerathen, zur Erklärung einer an sich wohl wenig bedeutenden Nachricht die darauf bezüglichen historischen Thatsachen vorzulegen.

Herzog Rudolph, der Stifter der Wiener Universität, hat bei St. Stephan 8 Canonicate für Doctores der Facultas artium gestiftet; es wurden in der Folge auch Doctoren der Theologie mit Canonicaten dieser Stiftung bedacht, wogegen nichts eingewendet werden soll. Kaiser Franz I. von Oesterreich bestimmte aber noch im letzten Decennium seiner Regierung, daß eben in Rücksicht auf den Willen des Stifters nach dem Turnus von drei Stellen aus der theologischen Facultät immer wieder ein Mitglied aus der philosophischen gewählt werden soll. Es wurde daher auch von den jeweiligen Decanen der philosophischen Facultät den competenzfähigen Mitgliedern dieser Facultät der bezügliche Erledigungsfall zu dem Zwecke der Bewerbung immer officiell in einem Schreiben mitgetheilt. Ende 1866 ergab sich wieder ein Erledigungsfall. Dem Gefertigten, zufällig dem als einzigen zu jener Zeit competenz-

fähigen Mitgliede (als dem Säcularclerus angehörig) wurde nun ohne jede Veranlassung von seiner Seite, sondern nur in der bei ähnlichen Fällen üblichen Weise folgendes officielle Actenstück zugesendet:

„Der hochwürdige Herr Domcuſtos und Domcapitular Joſeph Salzbacher hat auf ſein Canonicat und die damit verbundenen Aemter Verzicht geleiſtet. Hiedurch iſt ein von der Wiener Univerſität abhängiges Canonicat am hieſigen Domcapitel in Erledigung gekommen, für welches bis 10. Januar 1867 der Concurs ausgeſchrieben wurde. — Der Unterzeichnete gibt ſich die Ehre, Euer Hochwürden als Mitglied der philoſophiſchen Facultät und emeritirten Decan des philoſophiſchen Doctorencollegiums hievon zu verſtändigen, mit dem Bemerken, daß nach den aus den allerhöchſten Entſchließungen ſich ergebenden Grundſätzen bei der Verleihung der Univerſitäts-Canonicate den Mitgliedern der philoſophiſchen Facultät der Vorzug gebührt.

Wien, 2. Januar 1867.

Prof. Dr. Hermann Suttner,
d. Z. Decan des philoſophiſchen Doctorencollegiums.

Der Gefertigte wollte dieſer officiellen Einladung aus verſchiedenen Gründen nicht nachkommen — er wußte auch: es habe zu Gunſten eines Mitgliedes der theologiſchen Facultät höheren Orts eine Abmachung ſtattgefunden und die Votanten

ſeien für dasſelbige auch ſchon gewonnen worden; er hielt es aber auch nicht für erbaulich, ſich um einer Pfründe willen in ein Schauturnen einzulaſſen.

Die Majorität der Mitglieder des Doctorencollegiums (Laien) waren für den Gefertigten von je ſehr günſtig geſtimmt geweſen, haben ihn auch zweimal hintereinander zum Decan gewählt. Mehrere von dieſen Herren bemerkten ihm nun: er möge im Intereſſe der fortdauernden Aufrechthaltung der Facultätsbefugniſſe jedenfalls ein Geſuch einreichen, damit wenigſtens formell das Anrecht der Facultät nicht vernachläſſigt werde.

Erſt auf dieſe Aufforderung hin machte ich ein Geſuch mit Vermeidung jedes bettelnden und gnadebürftigen Beigeſchmackes, in dem nur auf den Stiftbrief hingewieſen wurde und meine literariſchen Arbeiten angeführt waren.

Ich wendete mich darnach weder mündlich noch ſchriftlich an einen der Votanten, ja als einer von dieſen Herren gelegentlich gleichſam entſchuldigend ſich äußerte: daß man ſich mit dem Miniſterium nicht verfeinden könne, machte ich auch nicht den mindeſten Verſuch, dieſen Herrn von ſeiner miniſterialfreundlichen Schüchternheit abzubringen.

Dieſes Geſuch berührte nun einen clericalen Herrn, welcher zu jener Zeit ſchon die Allgewalt in derlei Angelegenheiten in ſeinen Händen feſthielt — ſehr unangenehm, weil doch der entſchiedene Wortlaut des Geſetzes für den Einreicher ſpricht; wer aber gerade die Macht hinter ſich hat, der läßt ſich durch Rechtsfragen nicht ſo leicht aus der Faſſung bringen.

Der Einreichungstermin ging am 10. Januar, Mittags 12 Uhr, zu Ende. Es waren nur drei Geſuche eingelaufen. Eines von dem Prädeſtinirten, ein zweites von einem, der ſich vorläufig anmeldete, und das des Gefertigten. Nachdem nur drei Geſuche zur Verhandlung vorgelegt wurden, hätten doch noch bei einem oder dem anderen Votanten einige Bedenken aufſteigen können. Die oben bezeichnete Macht gebot nun der Sonne am 10. Januar **um Mittag ſtill zu ſtehen**, und ſchickte noch Nachmittag um 3 Uhr zu einem gefügigen Theologen, derſelbe möge geſchwind auch einreichen, um ſo eine Terne für die Verhandlung zuſammenſtellen zu können, in welcher der unbeliebte Competent nicht mehr auftaucht, weil er einfach durch dieſes Manöver hinausgeſchoben und unſchädlich gemacht, das heißt weil ſein Geſuch zum Nichtvorgeleſenwerden verurtheilt war.

Es verlautete zur Zeit jenes unbedeutenden Vorfalles, das eingereichte Schriftſtück ſei zur größeren Sicherheit vernichtet worden; ſelbſtverſtändlich könnte es dem Verfaſſer desſelben nur erwünſcht ſein, wenn Jemand dieſes diplomatiſche Vorgehen durch Vorlegen des in Rede ſtehenden Actes in Abrede ſtellen möchte, denn das würde weitere Enthüllungen veranlaſſen, welche aber leider in das Gebiet der heiteren Muſe hinüberſpielen dürften.

Weil man bei all' dieſen Vorſichtsmaßregeln doch noch eine mögliche Berufung auf den Wortlaut des Geſetzes befürchtete, ſo mußte auch dieſer Eventualität vorgebeugt werden.

Nichts leichter als das! Man veränderte in aller Eile die Statuten zu Gunſten der theologiſchen und zu Ungunſten der philoſophiſchen Facultät mit dem Vorgeben von heimlich gebliebenen Gründen, und das damalige Miniſterium wurde erſucht, das neue Statut ſanktioniren zu laſſen. — — — — — — — —

Wir haben uns über dieſe Vorgänge zwei Decennien hindurch vollkommen ſchweigend verhalten und ſind jetzt in der glücklichen Lage, mit der Ruhe eines guten Gewiſſens und eines ruhigen Temperaments eine Klarſtellung dieſer Begebenheit zu verſuchen, und zwar durch die freundlichen Be-

merkungen einiger Herren dazu veranlaßt, welche durch den Beſitz hervorragender Kletterwerkzeuge eines wohlbegründeten Rufes ſich erfreuen dürften.

Es hat nämlich dieſen beſagten Herren als ein Seelentroſt geſchieuen, auf einen Complicen in ihrem Fache hinweiſen und dieſen auf den Eingangs angeführten Bericht hin als einen Auchſtreber bezeichnen zu können, der ſomit kein Recht hätte, andere eifrige Traubenſammler im Weinberge des Herrn bei ihrer ebenſo mühelosen als fruchtbringenden Unterhaltung zu beunruhigen.

Wir hatten eben nie ein Verlangen, jener Menſchenclaſſe beigezählt zu werden, welche vermeint: die Kirche ſei eine Paläſtra für ſtrebſame Gladiatoren, die ſich durch fromme Mienen und tiefes Verbeugen vor allen eben florirenden ſtaatlichen und unſtaatlichen, kirchlichen und unkirchlichen Machthabern ihre goldenen Lorbeern zu erbetteln ſuchen, was jedenfalls eine bequemere und lohnendere Arbeit iſt, als ſich unklugerweiſe im Kampfe mit den Feinden der Kirche nach außen hin — den guten Appetit, den geſunden Schlaf und die — ſchöne Carrière zu verderben.

Es gibt (nach oben ſehr, nach unten weniger) demüthige Herren, welche einen derartigen Ueberſchuß an vorſichtiger Paſtoralklugheit beſitzen, daß

ſie die Kirche ſehr beſonnen nur bis zu jener Grenzlinie vertheidigen, über welche hinaus die Vertheidigung ihrem zeitlichen Hinaufſteigen gefährlich werden könnte, dieweilen ſie ſich das Mißfallen und die Ungunſt jener Machthaber zuzuziehen fürchten, welche eben den ſichtbar angeſtrebten und verlangten Gnadengehalt in ihren Händen haben.

Bei dieſer Gelegenheit muß der Schreiber dieſes bemerken, daß es ihm nicht in den Sinn kommen kann, ſich gegen theologiſche Facultäten als ſolche mißbilligend auszuſprechen — ein eclatanter Beweis hiefür wäre in deſſen „Denkpfennige" (Wörl, Würzburg 1866, Seite 198 bis 224) nachzuleſen.

Es iſt ihm bei der daſelbſt beſchriebenen Affaire gelungen, das einſtimmige Votum der theologiſchen Facultät zu Salzburg, welches durch einen bureaukratiſchen Künſtler nachhaltigen Ruhmes — ſchon umgeſtoßen war — durch eine ebenſo ruhige als energiſche Verwahrung aufrecht zu erhalten und die verſuchte Vergewaltigung dieſer Facultät unſchädlich zu machen.

Die hiefür ihm von dem überwundenen mächtigen Gegner aufrichtigſt zugewendete Ungnade hat glücklicherweiſe weder ſein Gewiſſen beunruhigt, noch ſeine Ehre geſchädigt. Im Gegentheil!

Auch in dem vorliegenden Falle hat er Urſache, in aller Dankbarkeit mit den Zulaſſungen der Vorſehung vollkommen zufrieden zu ſein, er hegt deshalb auch weder gegen Hingegangene, noch gegen hier im Jammerthale Verweilende den mindeſten Groll; nur den Ruf unbeſcholtener Ehrenhaftigkeit will er ſich mit den vom chriſtlichen Sittengeſetz erlaubten Mitteln zu bewahren ſuchen.

Sollte daher Jemand ſich öffentlich zu irgend einer Unzufriedenheit über den vorliegenden Bericht herbeilaſſen, ſo könnte auf ein derartiges Verlangen hin noch mit ganz anderen Abfällen aus der kleinen localen Mignon-Kirchengeſchichte aufgewartet und durch das Herauskehren derſelben ein neuer Beweis erbracht werden, daß ſeither nur von den gelindeſten Mitteln der Defenſive Gebrauch gemacht, und mit anerkennenswerther Schonung von Perſönlichkeiten und den Namen derſelben nur das rein thatſächliche, hiſtoriſche Materiale zur Beleuchtung damaliger Zuſtände vorgelegt worden iſt.

Einige Beiſpiele aus dem Wanderbüchlein.

Nach vorübergegangenen Stürmen des Journaliſtenlebens von 1863 an habe ich oft ſehr friedliche angenehme Tage in Klöſtern und bei geiſtlichen Genoſſenſchaften verlebt. Beſonders in Melk, welches von Wien aus mit dem Schnellzuge in zwei Stunden zu erreichen iſt, bin ich immer ſehr freundlich und liebreich aufgenommen worden. Oefter habe ich mich da einige Wochen aufgehalten, aber weit entfernt, dem Nichtsthun zu leben, konnte ich hier in Einem Tage das Dreifache arbeiten, was mir in Wien zu vollbringen möglich geweſen iſt. Eine Bibliothek von 60,000 Bänden (werthvolle Handſchriften vom 9. Jahrhundert an), die mir zur Verfügung ſtand, gelehrte und wiſſenſchaftlich ſtrebſame Männer, an deren Converſation man ſich erfreuen kann — eine helle luſtige Wohnung mit einem Geſichtskreiſe von vielen Meilen — links ſieht man die Lilienfelderalpen, rechts bis zu den oberöſterreichiſchen Bergrieſen, zu Füßen den Markt Melk und rechts den Donauſtrom von waldigen Hügeln und Bergen umſchloſſen. Vormittags, die von Beſuchern

nicht gestörte Muße in der Wohnung — Nachmittags Herumsuchen in der Bibliothek, Abends Spaziergänge mitunter auch weitere Fahrten in die zaubervolle Umgegend, in die schattigen dem Stift gehörigen Wälder gegen Süden zu. Zum ersten Male kam ich nach Melk als Studiosus der Philosophie von Crems aus im Jahre 1833 — danach bin ich wohl öfter zu Wasser und zu Land vorübergefahren, aber durch 36 Jahre nie in das Stift gekommen bis zum Jahre 1869 — von da an habe ich Dank der zuvorkommenden Aufnahme öfter in Einem Sommer und Herbst das Stift mehrere Male besucht. Abt Clemens Eder starb 1875 — nach ihm wurde zum Abt gewählt der frühere Gymnasialprofessor und nachherige Stiftskämmerer Alexander Carl, der mich von je immer sehr freundschaftlich behandelte, und mir den Aufenthalt im Stifte so angenehm als möglich zu machen bestrebt gewesen ist. — Wiederholt besucht habe ich die Stifte Lambach, Florian, Göttweih, Zwettl, Altenburg, Lilienfeld, Herzogenburg, Heiligenkreuz, Kremsmünster, Rein in Steiermarck, Raigern in Mähren, Einsiedl in der Schweiz. Einmal kam ich in die Stifter: Wilhering bei Linz, Admont und Lambrecht in Steiermark, St. Paul in Kärnthen, Ficht, Neustift bei Brixen, Wilten bei Innsbruck, Tepl,

Oſſeg, Hohenfurth in Böhmen, Engelberg und Maria Stein in der Schweiz, Martinsberg in Ungarn. Die Vormittage ſuchte ich bei derlei Gelegenheiten ſo viel wie möglich mit Leſen und Schreiben zuzubringen. Ebenſo beſuchte ich die Dominikanerklöſter in Retz (in Oeſterreich), Znaym, Ungariſchbrot (in Mähren), Prag, Auſſig, Leitmeritz, Eger (in Böhmen), Gratz (in Steiermark), Eppan (in Tirol), Oedenburg, Steinamanger, Basvar (in Ungarn). In St. Bonifaz zu München habe ich ſeit 1860 — ſehr oft gewohnt — wegen Benützung der ferneren Reichsbibliothek aber in der Regel mit Münchener Freunden in irgend einer Trattorie geſpeiſt. München iſt mir eine Art zweite Heimath geworden. Die Stiftsbibliothek zu St. Bonifaz hat durch Erbſchaften von Gelehrten einen ſo gewaltigen Zuwachs werthvoller Werke erhalten, daß ſelbe zu der drittgrößten Bibliotheken in Deutſchland gerechnet werden kann. Wiederholt war ich in Paſſau, Regensburg, Würzburg, Augsburg, Ansbach, einmal in Bamberg, Baireuth (am Grabe des Virtuoſen Liſzt, mit dem ich einige Male in der Villa d'Eſte zu Tivoli in Rom unter Einem Dache gelebt und der ſich mir immer ſehr wohlwollend und freundſchaftlich erwieſen hat). In Einſiedl in der Schweiz bin ich bis zum Tode meines Freundes

des Dichters und Germanisten Gallus Morell 1872 wiederholt gewesen; als Germanist nannte er sich, seine zwei Namen zusammenziehend, Gamurell, er war einer der liebenswürdigsten Gelehrten, die mir untergekommen, immer heiter und fröhlich, zum Scherz bereit, und jederzeit Spaß verstehend; er machte gerne Gelegenheitsgedichte. Einmal sagte ich in Gegenwart vieler anderer Ordensgenossen beim Kaffee: „Sie werden sehen, wenn es mit unserem Gallus zum Sterben kommt, so wird er sagen: Meine lieben Brüder, nur noch geschwind Papier, Feder und Tinte — ohne ein Gedicht kann ich die Welt nicht verlassen;“ er selber lachte herzlich mit.

Dem Professor der Philosophie sagte ich einmal bei einer gleichen Gelegenheit auf seine patriotische Begeisterung anspielend, ich habe ihn im Verdacht, daß er eine Schweizerische Bundesphilosophie vorträgt u. s. w.; er nahm den Scherz lachend auf — darauf erwiderte ein anderer: Ja, ja, wir haben mitunter schon gewaltthätige Machthaber, die aus lauter exclusiver Liebe zum Vaterland noch eine eigene Bundesphilosophie erfinden möchten.

Im Jahre 1869 kam ich Mitte Juni nach Einsiedl — nach 3 Tagen wollte ich wieder weiter wandern — da sagte mir der alte Abt

Heinrich: „Nein, nein, Sie müſſen ſchon noch bis zu meinem Namensfeſt hier bleiben, da kommen viele Gäſte und wird eine Oper von unſeren Conviktiſten aufgeführt: „Der Waſſerträger von Paris.“ — Ich entgegnete: „Das wäre nicht ſchlecht — bis dorthin (Heinrichstag) ſind ja noch drei Wochen“ — es wurde nun ausgemacht, daß ich wenigſtens noch bis Ende der laufenden Woche bleibe. Da hieß es nun von allen Seiten: es ſind jetzt nur mehr zwei Wochen u. ſ. w.; ich folgte nun dem freundlichen Andringen von allen Seiten — blieb Vormittags in der höchſt werthvollen Stiftsbibliothek — und machte Abends mit Gallus und einigen anderen Capitularen Spaziergänge. Man ſieht wohl den 6000 Fuß hohen Mythenſtock, eine rieſige kahle Felſenpyramide vor ſich ſtehen — muß aber immer auf ſchattenloſen Wegen wandeln, nur nach einer Seite hin wären Spaziergänge unter ſchattigen Bäumen, aber dieſe nur auf ſteilen Abhängen — mühſam zu erklettern.

Es war ſchon die dritte Woche meiner Anweſenheit, da ſagte ich einmal beim Kaffee nach dem Speiſen: „Jetzt bin ich ſchon die dritte Woche hier, das iſt doch zu arg, ich ſchäme mich, die edle Gaſtfreundſchaft ſo zu mißbrauchen;“ weil nun gleich darauf einer der Herren als Epiſode hinein-

warf: „Wir wiſſen ja, Sie hätten auch anderwärts das ſchönſte Leben: otium cum dignitate,“ antwortete ich: „Hier muß ich das Sprichwort ſchon umändern, ſagen Sie lieber: otium cum Schmarotzium.“ —

Endlich kam der Heinrichstag. Die Oper wurde vor dem Speiſen gegeben aus Rückſicht für die weit her kommenden Gäſte, die Abends bald wieder ihre Heimreiſe antreten mußten. Die Bühne und der Zuſchauerraum befanden ſich in einem Saale, die Fenſter waren mit Tüchern verhängt — um die Wirkung der Theaterlampen nicht durch das Tageslicht zu beeinträchtigen, es hatte im Zuſchauerraum mindeſtens + 24 Grad Reaumur. —

Trotz daß ich mir alle Höflichkeit und Aufopferung vorgehalten, welche ein Gaſt ſo liebenswürdigen Wirthen ſchuldig iſt — flüchtigte ich nach dem erſten Akt — mit einigen anderen Gäſten in den Garten, um friſche Luft zu ſchöpfen. Auf die Frage: Ob mir die Oper zuſagt, erwiderte ich: Von Muſik verſtehe ich blutwenig — ich will auch den Text nicht kritiſiren, nur der Titel ſcheint mir gerade hier verfehlt; er ſollte lauten: Das ruſſiſche Dampfbad, ſtatt: Der Waſſerträger von Paris.. Ich kann nur die abgehärtete Ausdauer der guten Schweizer

Patrioten bewundern, die warmblütig im Winter 30 Centigrad unter, und kaltblütig heute 30 Centigrad ober Null aushalten können.“ Was hatten erſt die gutgeſchulten jugendlichen Sänger auszuſtehen — während eines Zwiſchenaktes kommen einige aus der Bühne auf den kühlen Gang heraus: es troffen ihnen im echten Wortſinne kleine Kaskaden von der Stirne; ich ſagte ihnen: Meine Herren, Sie haben ſich Ihren Beifall nach Schiller redlich verdient: „Von der Stirne heiß, rinnen muß der Schweiß, ſoll das Werk den Meiſter loben,“ Sie machen dem Canton Schwyz alle Ehre, freilich ſo ſtark ſchwitzen wie Sie, das trifft jeder, aber ſo korrekt ſingen wie Sie, das trifft nicht jeder.“ — —

„Wenn übrigens der Fiſcherknabe aus Schillers Tell — heute ihren Geſang gehört hätte, würde er auch ſein Lied mit Recht ſingen können:“

„Es lächelt der See, es ladet zum Bade,
Der Knabe ſchlief ein am grünen Geſtade,
Da hört er ein Klingen, wie Flöten ſo ſüß,
Wie Stimmen der Engel im Paradies.“ — —

Darauf machte einer dieſer Studioſen einen guten Witz; er erwiderte:

Der Fiſcherknabe hätte heute hier ſingen können: Es lächelt der See, es ladet zum Schwitzbade!

Selbſtverſtändlich war am Ende alles: Spieler und Zuſchauer, froh, dieſen heißen Tag überſtanden zu haben, und ein fröhliches Mahl lohnte die Ausdauer. Abt Heinrich Schmid iſt längſt geſtorben; er war ein ebenſo energiſcher als kluger Mann, und wußte in den Stürmen des Sonderbundkrieges mit kundiger Hand das ihm anvertraute Schifflein durch die radikalen Stürme hindurch wieder in den ſicheren Hafen der Ruhe und des Fortbeſtehens hineinzuleiten.

Nach dem Mahle fuhr ich mit einem Pfarrer nach Brunnen; ich fragte ihn auf dem Wege um ſeinen Geburtsort; er erwiderte: Ach! Sie werden es gar nicht glauben von was für einer hohen Herkunft ich bin, ſehen Sie da droben (er deutete auf einen weißen Punkt einige tauſend Fuß hoch in einen Bergeinſchnitt) iſt mein Vaterhaus. — Als ich in ſpäteren Jahren noch einige Male auf ein paar Tage nach Einſiedl kam, gedachte ich trauernd meines lieben Freundes Gallus Morell, ſein liebes Bild begleitete mich auf allen Wegen und Stegen. Ich lernte ihn 1837 kennen, er ſtarb 1872, nachdem er ſich bei ſtrenger Winterkälte in dem eigentlichen Gletſcherklima der Bibliothek eine tödtliche Erkältung zugezogen.

Ein Freund, dem ich auf Verlangen einige

Reiſetagebücher zum Durchblättern gab, ſprach die Anſicht aus, ich möge in dieſe neue Auflage: „Woher, wohin“ als Ergänzung für die weggebliebenen Abhandlungen über Schopenhauer und Heine, beiſpielsweiſe einige kurze noch nicht veröffentlichte Berichte aus verſchiedenen Notizbüchern über verſchiedene Ausflüge einfügen. Auf dieſen Rath hin möge nun hier aus den Jahren 1873 und 1874 einiges folgen.

Im Frühjahre 1873 war ich in Sicilien. Während der Wiener Weltausſtellung iſt in Wien die Cholera ausgebrochen, und ich habe den Sommer auf Wunſch meiner Mutter bis Oktober in Wien zugebracht. Nun hier einiges aus der Aufſchreibung:

1873, 15. Oktober. Von 9 Uhr Vormittags bis $^1/_2$ 4 Uhr Nachmittags mit Schnellzug von Wien nach Lambach in Oberöſterreich gefahren. Nachdem ich 3 Monate in der Epidemieluft Wiens zugebracht, freute ich mich aus voller Seele auf das Stillleben in der herrlichen Luft und ſchönen Gegend zu Lambach — auf die ſonnige Wohnung mit ſchöner Ausſicht auf die unten vorbeifließende Traun, auf den neugewählten Abt Ritter von Laſſer, den ich vom vergangenen Jahre her kenne. Man ſoll ſich auf nichts freuen — ohne dabei zu denken: in dieſe Freude kommt wieder was Un-

verhofftes drein. Kaum in Lambach angekommen, vernahm ich, daß erſt einige Tage früher auch hier die Cholera ausgebrochen und ſchon 5 Perſonen derſelben erlegen ſind. Von einem Ort, an welchem die Seuche zu Ende geht — in einen anderen kommen, in welchem ſelbe auszubrechen anfängt — das iſt nicht angenehm. Somit blieb ich bis 16. und begab mich mit Zug von $^1/_2$ 11 bis 3 Uhr nach Melk, wo ich mich jetzt überaus behaglich fühle — nach vielen enttäuſchten Hoffnungen im Leben gewöhnt man ſich daran, auch jeden ruhigen frohen Tag mit einer gewiſſen Bangigkeit und Furcht hinzubringen.

17. Oktober. Wenn ich an die Zeit meiner theologiſchen Studien, und die darauffolgenden zwei Dezennien denke, und mir das rege Intereſſe an der damals aufblühenden katholiſchen Literatur in's Gedächtnis rufe — ſo überfällt mich eine unſägliche Wehmuth. Da ſtand Möhler in ſeiner Blüthe — da kämpfte der alte Görres wie ein Löwe, da arbeitete ſich Hirſcher mächtig zum poſitiven Kirchenglauben durch — und fand eine Menge von Verehrern und Anhängern: Staudenmayer, Kuhn, Döllinger wußten in allen Kreiſen anzuregen, denen Religion noch ein ernſtes Bedürfniß war, Günther und Pabſt nahmen den Kampf mit den pantheiſtiſchen und ſemipantheiſtiſchen

Syſtemen auf, Molitor in Frankfurt legte in ſeiner Philoſophie der Geſchichte tiefſinnige ſpekulative Gedanken nieder.

Veith in Wien hatte damals ſchon den Ruf als einer der erſten Homileten; er verſammelte um ſeine Kanzel ein ausgewähltes Publikum und wußte die Lehren der Kirche gegenüber den Phiſophen der Zeit in einer klaren und für jeden Gebildeten verſtändlichen Weiſe zu vertheidigen. Ritter in Breslau und andere pflegten das Gebiet der Kirchengeſchichte. Im Hauſe des alten Görres zu München wurde der Spruch in necessariis unitas im heiteren ungezwungenen Verkehr dargeſtellt. Es ſchien dies geiſtige Leben und Streben noch ein nachhaltiger Abglanz von den freien wiſſenſchaftlichen Kämpfen und Ringen des Mittelalters; dann kam wieder eine Zeit lang eine Periode der Verdächtigung und Denunziation, von Perſönlichkeiten geübt, denen es ſichtlich nicht um die Reinheit der Lehre, ſondern um die verletzte oder bedrohte Eitelkeit ihrer Perſon zu thun war; denn gegen die Feinde außer der Kirche nahmen dieſelben keinen Kampf auf — dieſe ließen ſie unbehelligt ſchalten und walten; und legten ihnen auch auf Lehrſtühlen, die vom Staate beſetzt wurden, gar kein Hinderniß entgegen, obwohl es ihre Pflicht geweſen wäre,

von der Macht ihrer Stellung den ausgiebigſten Gebrauch und der Regierung Vorſtellungen zu machen, daß auch der Staat durch ſubverſive Doktrinen ſeinen Untergang vorbereite; dafür ſollte innerhalb der Kirche — Niemand ſich eines Gelehrtenrufes erfreuen dürfen: Es kam eine Friedhofsſtille, die aber auch wieder vorübergehen und einer neuen fröhlichen Weiſe Platz machen wird.

Wir leben in einer Zeit, in welcher faſt jeder Schriftſteller darauf gefaßt ſein ſoll, daß aus ſeinen Aufſchreibungen (ſeien dieß nun Briefe oder Tagebücher ꝛc.) Auszüge gemacht und publicirt werden, in Anbetracht deſſen ſoll ein gewiſſen- und ehrenhafter Menſch bei derlei Notizen nie von der ſtrengen Wahrheit abgehen — aber auch nie Veranlaſſung geben, daß nach ſeinem Tode noch lebende Perſonen verletzt werden. Man muß ſelber öfter in dieſer Richtung mitgenommen worden ſein, um zu verſtehen, wie widerwärtig es iſt, wenn man von den Aufſchreibungen eines Menſchen, der ſchon im Grabe liegt, und den man nicht mehr zur Rechenſchaft vorfordern kann, mit Lügen und Verleumdungen angegriffen wird. Mir geſchah es unter anderem mittelſt eines Briefes, den der verſtorbene Dichter Freiherr Zedlitz-Nimmerſatt an den Buchhändler Cotta in Stuttgart

geſchrieben, und der nach dem Tode des Zedlitz in dem Organ der Alliance-Iſraelite veröffentlicht wurde; ebenſo in den von Rapp herausgegebenen Briefen des Dr. Flier, der als Uditore della Rota für Oeſterreich und Rektor der Anima in Rom 1859 geſtorben.

Zedlitz berichtete dem Cotta, daß ich ihn beſucht habe, er ſchilderte mich als einen präpotenten Menſchen u. ſ. w.; nun war aber ich von Seite der Staatskanzlei mit einem Auftrag zu ihm geſendet worden; ich brachte es nicht über's Herz, dem verwöhnten Mann (er war damals Vertreter von einigen deutſchen Duodezfürſten) Huldigungen über ſeine langweiligen Gedichte darzubringen; dazu kam, daß eben damals die von mir erſchienenen „Nebeljungen" und der „deutſche Hiob" in einigen diplomatiſchen Salons zum Theile vorgeleſen und beifällig aufgenommen wurden; dies alles war geeignet, in dem Dichter, der gewohnt war, ſich ſelbſt zu überſchätzen, eine feindliche Stimmung gegen mich hervorzurufen, die er in einem Schreiben an ſeinen Verleger abzulagern ſuchte.

In den Briefen Fliers an ſeinen Freund Dr. Schönach, damals Profeſſor in Wien, wurde meine Orthodoxie in Frage geſtellt; zudem kamen ſehr viele abfällige Urtheile über einen B. S.

vor. (Der Herausgeber bezeichnete nämlich die in den Briefen vorkommenden Namen nur mit den Anfangsbuchstaben.) Dieſer B. S. wird in den Briefen wiederholt lächerlich gemacht; nachdem nun dieſe Anfangsbuchſtaben auf meinen Namen paſſen, mußte das Gros der Leſer, welchen die Verhältniſſe und Perſonen nicht bekannt waren, unter dieſem B. S. auch wieder mich vermeinen. Zedlitz und Flier waren nun ſchon geſtorben.

Vertheidigt man ſich in ſolchen Fällen, ſo hat man einerſeits den Angriff abzuwehren oder zu berichtigen, anderſeits den todten Autor ſo viel wie möglich zu ſchonen, denſelben nicht in liebloſer Härte zu behandeln, eben weil er nicht mehr in der Lage iſt, ſich vertheidigen zu können.

Es iſt pſychologiſch erklärbar, daß ein Briefſchreiber oft in Rückſicht auf den, mit welchem er correſpondirt, Thatſachen entweder färbt oder entſtellt, oder übertreibt, um im Sinne und zum Wohlgefallen desjenigen zu urtheilen, an den der Brief gerichtet iſt. Flier war im Ganzen ein edler, wohlwollender Menſch.

Der Adreſſat Dr. Schönach war kurz vorher in einer Kritik in der von mir herausgegebenen Kirchenzeitung etwas ſtark von einem anderen Philoſophen mitgenommen worden. Nun wollte es Flier gerade in dieſer Zeit mit ſeinem Freunde

Dr. Schönach nicht verderben, darum hat er über mich und meine Kirchenzeitung ein scharfes Gewitter niedergehen lassen.

Hätte Flier geahnt, daß er bald sterben und daß kurze Zeit nach seinem Tod seine Correspondenz in die Oeffentlichkeit geworfen wird, so würde er sicher in seiner Privat- und Freundescorrespondenz rückhaltender gewesen sein. Ich war in der Lage, Fliers Urtheile über die Kirchenzeitung mit anderen Citaten aus Fliers Briefen und Schönachs Schriften sehr gründlich zurückzuweisen, und habe aber dem Flier ꝛc. alle mögliche Schonung angedeihen lassen.

Melk, 23. October 1873. Heute Nachmittag von 3 — 5 Uhr allein über die südlichen Anhöhen zum Dorfe Winden und von da durch den Eisenbahnbogen zur Donaustraße. Vor gerade 40 Jahren wandelte ich diesen Weg als Studiosus in Crems mit einem Studiencollegen. In jener Zeit war Winden ein beliebter Ausflug für die Bewohner von Melk. Wer geht jetzt noch in das arme Winden? Seit Betrieb der Eisenbahn entstanden neue Restaurationen; die Leute wollen nicht mehr so weit gehen! — Welch ein herrlicher Weg. Eine halbe Stunde lang geht es nicht anstrengend aufwärts, so oft man sich umwendet, hat man die schönsten Landschaftsbilder

vor ſich liegen. Weitſichten auf 20 Meilen im Umkreiſe. Das Stift impoſant auf ſeinen Felſenkanten, unten in Schlangenkrümmungen der blaue Donauſpiegel, im Hintergrund die Bergketten. Schreitet man weiter gegen das Dorf, ſo rollt links an der Seite ein helles Bächlein aus einer Schlucht, rechts ein klarer Fiſchteich, aus aufgehenden Quellen. Welch ein Unterſchied, wenn man ſo allein wandelt — in herrlicher Luft und von reichen mannigfachen Bildern der Landſchaft ſtets umrungen, als wenn man in Wien herumgeht in dem Menſchengewühle, im Staub und mephitiſchen Dünſten. Das erinnert an den Ausſpruch von einem meiner Profeſſoren, den ſeine Schüler (wegen ſeinen vielen nichtsſagenden Behauptungen), ihm in den Mund gelegt: „Ich für mein Theil habe den Satz aufgeſtellt, daß es im Sommer auf dem Lande viel angenehmer zu wohnen ſei, als in der Stadt.“ Es gibt eine Menge ähnlicher Geſellen, welche uralte Geſchichten mit einer hochtrabenden Miene ausſprechen, als ob ſie erſt die Erfinder dieſer Geſchichten wären, ſo daß es gerade zu den Anſchein hat, als ob einer ſagen würde: Ich bin auf ein ſehr wichtiges mathematiſches Reſultat gekommen, und ſtelle kühn den Satz auf, daß 2 mal 2 = 4 iſt.

Melk, 24. Oktober 1873. Nachdem ich einiges über italieniſche Maler geleſen, worunter auch lo Spagna (eigentlich Giovanni di Pietro) vorkam, traten mir die Bilder dieſes Malers, die ich früher in den Communalpaläſten von Todi und Spoleto geſehen, ſehr lebhaft vor die Augen. In der großen Klarheit und den hellen anſprechenden Geſichtsformen ſeiner Fresken ſteht Spagna unübertroffen da; eine eigenthümliche Vollendung, ein ſeltener Fleiß in der Ausführung; ich meine, daß ihn die Kritiker unterſchätzen, und weiß mir keine Urſache anzugeben, warum gerade dieſer immer herabgedrückt werden ſoll. Er iſt und bleibt doch einer der größten Meiſter der Peruginoſchule, und hat eine eigenthümliche Klarheit in ſeiner Farbe, wie kein anderer; was Spinello Aretino angeſtrebt (wie dieß in den ſchönen Bildern zu St. Francesco in Arezzo zu erſehen), das hat Spagna auf der Baſis ſeines Talentes mit dem höchſten Fleiße der Technik vollendet. — So gehe ich nun im Geiſte oft die längſte Zeit in Italiens Städten und Paläſten und Kirchen ſpazieren herum, und das Reſultat iſt dann immer eine Sehnſucht, wieder in das Land der Kunſt und der Geſchichte zu kommen. Nur meine Mutter hielt mich hier — die mich beſonders in Winterszeit nicht gerne weit von ſich weiß — ſonſt

würde ich jetzt wieder in irgend einer Stadt zwiſchen Venedig und Palermo herumwandern.

In dem Werke eines modernen Kirchenhiſtorikers herumgeblättert. Nichts unangenehmer aber auch nichts ſchädlicher als die Vertuſchungsmethode von Seite eines Profeſſors angewendet.

Dieſes Hinausgehen über unangenehm berührende Thatſachen iſt eines Hiſtorikers nicht würdig, beſonders wenn es Thatſachen ſind, die in jenen Akten vorlagen, die dem Hiſtoriker zur Benützung überlaſſen waren. Es iſt am Ende beſſer ganz zu ſchweigen — als die Wahrheit nur halb — und in ſo weit berichten, als dieß dem Berichterſtatter vortheilhaft erſcheint; dieſe Art hiſtoriſcher Bevormundung des Leſepublikums geht einmal nicht mehr — die geiſtlichen Geſchichtsſchreiber dürfen ſich nicht mit den politiſchen Tages- oder amtlichen Schriftſtellern auf dieſelbe Linie ſtellen. Die Letzten ſind Werkzeuge und dienen ihren Parteien, der geiſtliche Geſchichtsſchreiber darf ſich von der ſtrengſten Wahrheitsliebe — in Darſtellung der Ereigniſſe nicht abwendig machen laſſen.

Die Pläne der göttlichen Vorſehung werden am Ende doch immer offenbar, wenn ſie auch lange Zeit der menſchlichen Einſicht verborgen

geweſen ſind. Die wahre chriſtliche Klugheit hat zum letzten Zweck die einzige und wahrhafte Förderung des Reiches Gottes auf Erden, die Vermehrung der Glieder der Kirche; die menſchliche Klugheit ſinnt auf Förderung irdiſcher Vortheile; die chriſtliche Klugheit wird und kann nie zu Schanden werden, die menſchliche auf Eigennutz berechnete Klugheit wird es ſehr oft. Als Sieg der Kirche muß man nur die größtmögliche Einkehr der Menſchheit in die Kirche bezeichnen, die Mehrung des Gottesreiches muß allen unſern Wünſchen und Beſtrebungen vorangehen. Der Raub des Kirchenſtaats iſt und bleibt ein Raub und iſt eine verwerfliche unſittliche That, ſie iſt durch Kniffe, Lüge, Betrug und Volksbethörung ins Werk geſetzt worden, und jene, die daran Schuld ſind, werden an ſich ſelber und an ihren Nachkommen auch dem irdiſchen Gerichte nicht entrinnen. Wir können und ſollen dieſen Raub aber auch als eine Zulaſſung der Vorſehung betrachten, welche doch auch ihre Pläne dabei hat u. ſ. w.

Melk, 25. October. Heute um 10 Uhr kam mein Bruder Jacob — um ſich einen fünf Wochen alten Neufoundländer aus dem Stiftsmaierhof zu holen. Der arme Kerl wurde in eine Holzkiſte gepackt, oben einige Latten darauf-

nagelt, um ſo die Reiſe nach Wien zu machen. ie alte Hündin wollte mitlaufen, als ihr Junges rtgetragen wurde. Der Junge hielt ſich ganz uhig, während ihn ein Mann auf den Bahn- of trug. Als er daſelbſt niedergeſtellt wurde, wachte die Sehnſucht nach Mutter und Ge- ielen, und er fing zu heulen und in ſeinem einen Hauſe herumzuarbeiten an. Mein Bruder reichelte ihn durch die Stäbe durch und er ruhigte ſich wieder. Die auf dem Bahnhof artenden Paſſagiere betrachteten den Hund mit- idig. Der Menſch hat auch für junge Thiere ehr Mitleid auf dem Lager als für alte. Das itleid an und für ſich iſt auch kein beſonderes rdienſt — es iſt ein Naturzug, der nur bei total wilderten Menſchen nicht vorkommt. Kommt Hund nun in ſeinen neuen Aufenthalt, ſo man ſich dort allſeitig beſtreben, dem neuen mmling mit Milch Freude zu machen, um Erinnerung an ſein mütterliches Haus ſo als möglich zu verwiſchen. Schon beim s ſpielt der Hund als treuer Gefährte des hen eine dankbare Rolle.

ien, 29. October. Heute habe ich zum d letzten Male die Weltausſtellung beſucht, t Cardinal Schwarzenberg zuſammenge- — der das erſte Mal hieher kam. Ich

führte ihn durch 2 Stunden herum, mir war es leicht, ihn auf die intereſſanteſten Pieçen aufmerkſam zu machen.

Am 20. November 9—11 Uhr mit Schnellzug nach Melk. In Wien komme ich trotz meines zurückgezogenen Lebens ſelten dazu, einige Zeilen in das Tagebuch zu ſchreiben. Eine große Stadt iſt eine Abſorbirungsanſtalt der beſten Zeit. Es kommen Beſuche, man iſt gezwungen, Viſiten zu machen. Die Entfernungen ſind weit. Großartige Ereigniſſe ſpielen ſich vor unſern Augen ab; man findet es am Ende nicht der Mühe werth — der kleinen Mühſeligkeiten zu gedenken, die man in ſeinem Lebenskreiſe durchgemacht hat.

Heute den 22. November bin ich Nachmittag allein über die Anhöhen zum Flüßchen Bielach, dann am Donauufer zum Stift retour gegangen. Ein düſterer Tag. Es fing fein zu regnen an und ſpäter fielen Schneeflocken. Hier herum der erſte Schnee.

Melk 1873, 23. November. Sonntag — Erntedankfeſt und Namensfeſt des Abtes Clemens Moſer, Früh 8 Uhr das Hochamt gehalten. Viele Gäſte waren anweſend, darunter Bekannte, und freundlich Geſinnte. Wieder einer von den Tagen, an denen man weder ein Buch aufſchlagen kann zu leſen, noch eine Feder zur Hand nehmen kann,

um zu ſchreiben. Wenn man ſo Umſchau hält in ſeinem Lebensbuch, ſo ſchwellen die in nutzloſem Geplauder zugebrachten Stunden und Tage zu Jahren an. Es gibt ein Wort, man nennt es oder kann es nennen: „Geſellſchaftliche Pflichten“ — dieſem Worte opfert man wie einem Moloch eine Maſſe von Tagen — man will nicht ein Sonderling oder Sauertopf genannt werden einerſeits und man findet anderſeits bisweilen ſelber zeitweilig ein Behagen am Nichtsthun.

Wien, 1. Dezember 1873. Diner bei Cardinal Rauſcher gelegentlich des 25. Regierungsantrittes des Kaiſers. Anweſend die Erzbiſchöfe: Tarnoczy von Salzburg, Mechitariſten Boſaghy, die Biſchöfe Wiery von Lavant, Zwerger von Gratz, Binder von St. Pölten, Feldbiſchof Mayer, Paoli von Bukareſt, Rudigier von Linz. Die Aebte: von Melk, Kloſterneuburg, Neukloſter in Neuſtadt, Lilienfeld, Schotten, St. Florian, Wilhering, Herzogenburg, dann das Domkapitel von Wien, Vertreter der Capitel von St. Pölten und Linz.

Was meine geringe Perſon anbelangt — laſſe ich die meiſten Gerichte als Schaubrode vorübergehen.

Ueberhaupt ſind die meiſten Diners mehr Ehren- als Sättigungsangelegenheiten. Die

Geladenen haben zu Hauſe auch etwas zum Eſſen — und ſpeiſen jedenfalls zu Hauſe bequemer — als in fremden Häuſern. Doch fühlt ſich aber jeder, der ſich durch irgend eine Beziehung zum Einladenden oder zur feſtlichen Gelegenheit verknüpft denkt — beleidigt und gekränkt — wenn er nicht geladen wird. Alſo auch das Geladen- oder Nichtgeladenſein zu einem Gaſtmahle läßt ſich unter die Begriffe von Fleiſchesluſt ſtellen, oder von Lebenshoffart — je nachdem einer um des Eſſens willen, oder um der Ehre willen — zu einem Diner zu kommen wünſcht.

10. Dezember. Heute fange ich an (geb. 10. Dez. 1814) in das ſechzigſte Jahr zu gehen. Ich muß mir das ſchon noch einige Male recht deutlich vorſagen, denn ich meine immer noch, es iſt ein Scherz und es iſt nicht wahr. Sechzig Jahre ſind in Bezug auf das Menſchenleben und die gewöhnliche Dauer desſelben ein kurioſes Numero. Wenn man ſich dabei geſund und wohl fühlt, kann man Gott noch danken. Nur die Augen wollen nicht mehr pariren. Zwei Stunden anhaltende Arbeit Vormittags ſind ſchon genug — um dieſelben dann den Tag und Abend über nicht mehr für Leſen und Schreiben in Anſpruch zu nehmen. Wer weiß,

wie lang er lebt, es dauert vielleicht nicht mehr 60 Tage, 60 Monate wären 5 Jahre — wer ſteht dafür? Sicher aber iſt, daß es nicht mehr weitere 60 Jahre dauert — es iſt doch immer gut, wenn man einige Gewißheit hat.

Das: Sich-wieder-Denken und Sich-Wiſſen im Jenſeits muß, wenn man halbwegs mit gutem Gewiſſen aus dem Leben ſcheidet — doch eine der größten Freuden ſein — denn dann hat man das mit Brief und Siegel in der Hand, auf was man hier im Glauben gehofft, die Unſterblichkeit — deren Glauben (aber beſſer den Glauben an dieſelbe) man ſich hier in dieſem Jammerthale Tag für Tag erkämpfen und erringen mußte.

Wenn man die Hoffnung auf das Jenſeits und ſeine Güter ſo ganz compakt und unanfechtbar in ſich trüge, dann wäre ja der Glaube — und die eben im Glauben errungene Befolgung des Sittengeſetzes — gar kein Verdienſt mehr.

29. Dezember. Dieſen Monat habe ich die hellen Vormittage an Joſeph II. gearbeitet — trübe Tage ermüden die Augen nach einer halben Stunde Arbeit. Für 23. Dezember von Dr. Dworak, Ehrendomherr und Pfarrer in Lichtenthal zum Amt (Jubiläumsfeier der Pfarre)

geladen. Am 25. las ich die 3 Meſſen im kleinen Winterchor des Dominikaner-Convents neben meiner Wohnung Morgens 5 Uhr. Abends 5 Uhr hielt ich den Segen in der Frauenkloſterkirche zu Döbling. Am 27. Morgens 7—9 Uhr nach Breitenfurth gefahren in das Haus der Corporation: „Töchter der göttlichen Liebe", um daſelbſt das neue geiſtliche Inſtitut, Zufluchtshaus St. Joſeph für dienſtloſe Mägde und alte Perſonen (Kapelle und Wohnungen) zu benediciren. Viele Pfarrer und Geiſtliche aus der Umgegend waren gekommen. Auf Sammlung wurde eine große Mühle um 37000 fl. mitten im Walde und Gebüſchen angekauft — ein Stock darauf geſetzt und eine Kapelle gebaut. Die Kloſterfrauen dieſes neuen Ordens aus Wien (wo ihr Haus Marienanſtalt genannt wird), waren auch da, ſie empfingen nach der Meſſe die heilige Communion. Ein frugales aber dabei anſtändiges Mahl folgte von 12 bis 1 Uhr. Die Landleute aus der Umgegend fanden ſich zahlreich ein. Die Weihe eines ſolchen Hauſes dem edlen Zwecke der chriſtlichen Liebe gewidmet — in der Waldeinſamkeit hat etwas Rührendes. Es war ein ſonniger herrlicher Wintertag. Die Prozeſſion zog bei der Benediktion ſämmtlicher Zimmer öfter über den Hof. Hätte es geſchneit, ge-

regnet, kalte feuchte Luft dazu — das wäre ſehr unheimlich geweſen.

So hatte ich mir ſchon einige Tage früher das Wetter peſſimiſtiſch vorgeſtellt — und war durch das Denken an dieſen Tag nicht angenehm berührt. Im Leben geht es oft ſo. Auf was man ſich freut — das fällt oft ſehr übel aus, und im Gegentheil, ein gefürchteter Tag wird zu einem ſonnigen, heiteren frohen Tag. Um 2 Uhr fuhr ich mit dem Beichtvater wieder nach Wien. Im Vorbeifahren beſahen wir uns die Pfarrkirche von Kalksburg, eine der präcioſeſten Dorfkirchen Oeſterreichs — freilich im unſchönen Styl des 18. Jahrhunderts — aber viel Marmor, Gold und eine der beſten Orgeln. Ich war in dieſer Kirche einmal vor 31 Jahren — als ich in dem nahen Petersdorf Kaplan geweſen.

Als ich im Nachhauſefahren über die Felder bei Lieſing und Atzgersdorf hinſah — erinnerte ich mich, wie ich oft im Frühling (1840 - 42) hier gewandelt, die Lerchen ſchmetterten ihre Lieder und der Blüthenduft der Felder zog durch die Luft — jetzt iſt der Herbſt des Lebens ein Abbild des Herbſtes in der Natur. In der Jugend hält man den Tod für nicht möglich — und in älteren Tagen, wenn man ſich wohl fühlt, hält man ihn ſo bald nicht als wahrſcheinlich und

ſchiebt ſelbigen immer gerne um ein Dezennium hinaus; das iſt ſo Menſchenart. Ich habe Leute gekannt in den 80igern und auch 90igern, ſie waren theils ſiech, lahm, blind; aber — vom Sterben wollten ſie doch ernſtlich nichts wiſſen. Der Tod bleibt immer ein bitterer Becher — man ſchiebt es ſo gerne auf, ihn zu leeren. Nur der verzweifelte Selbſtmörder leert ihn aus in Fieberhaft — und ernſtlich wünſcht ihn der Kranke, ſchwer und peinlich Leidende, der zudem noch ein gutes Gewiſſen hat und ſich keine Vorwürfe über das zurückgelegte Leben zu machen hat.

Mitten unter ernſten Gedanken ein Vierzeiliger. Es war von Würden die Rede in Kirche und Staat. Ich meinte darauf:

Eine Würde ohne Geld —
Das bleibt einmal wahr,
Das iſt für die kalte Welt
Ein Pelz ohne Haar!

7. April. Kam Herr Greif und fragte, ob ich nicht geſonnen wäre, den April und Mai zu einem Ausflug zu benützen. Ich hatte eben einen Aufſatz über Volksſprache und Volkspoeſie in Sicilien für die hiſtoriſch-politiſchen Blätter geſchrieben; und war dadurch wieder ſehr für den Süden geſtimmt, und bereit mitzugehen, um ſo

mehr, weil ich den Winter durch viel geleſen und gearbeitet. Wir gingen über Trieſt, Venedig, Mailand, Genua, die Riviera, S. Remo, Nizza, Monaco, Monte Carlo nach Marſeille; dann über Grenoble, Valence, Chambery nach Turin. In Turin einen harten Fall von der oberſten Treppe der königlichen Gemäldegallerie auf den rechten Ballen der Hand und die rechte Hüfte, 6 Stunden lang Schmerzen und Arnica-umſchläge. Tags darauf mit Eilzug über Mailand nach Deſenzano über den Gardaſee nach Riva, Ausflug nach Arco, — über Salzburg nach Wien. Ende Juni nach Steinamanger in Ungarn, im Dominikaner-Convent übernachtet; über Großkaniſza nach Grabec, einer Villa des Erzbiſchofs von Agram. Mit Erzbiſchof Mihalovics nach Agram. Juni nach Fiume, Zengg. Von Fiume mit dem Dampfer Lario durch den Quarnero über Pola, Parenzo, die iſtriſche Halbinſel umſchifft nach Trieſt. Im Stift Rein bei Gratz eine Woche verlebt — viel geleſen. Einmal einen Ausflug nach Rohr bei Lebring. In Rohr iſt ein Wirthſchaftshof mit Feldgründen dem Stifte Rein gehörig, Abt Vincenz lud mich ein dorthin mitzufahren.

Hier fand ich in Zurückgezogenheit von der Welt den penſionirten Moralprofeſſor Teplotz —

ein Mitglied des Stiftes. Bringt den ganzen Tag, Winter und Sommer, mit Lectüre zu. Rohr liegt nicht in einer Gebirgsgegend, wie Jemand meinen könnte, der Steiermark nicht näher kennt, ſondern in einer weiten Ebene, in der Ferne vom Gebirgskranz umſchloſſen.

Die Broſchüre von Conſtantin Frantz: „Der Nationalliberalismus und die Judenherrſchaft“ geleſen. Eine Schrift, welche die unleidliche Judenherrſchaft genügend charakteriſirt. Es iſt ſicher, daß dieſe Gottesgeißel der mitteleuropäiſchen Völker auch wieder ein Ende erreichen, daß ihre Schwungkraft wieder erlahmen wird. Aber was wird bis dorthin noch Alles verwüſtet werden?

Von Schleiden die Monographie über die Roſe geleſen, ein intereſſantes Buch — der Naturhiſtoriker muß aber auch hier ſeine verbiſſene Wuth gegen die katholiſche Kirche bei jeder Gelegenheit entladen. Ob das auch zur vorurtheilsfreien Wiſſenſchaft gehört. Ein ſehr guter Spruch darin (S. 242) von Perſer Ferideddinn-Attar von Niſchabur:

„Was Du dem Feinde willſt verhehlen
Mußt Du dem Freunde nicht erzählen.“

Am 18. Auguſt mit Schnellzug nach Stift Lambrecht in Steiermark. Der Bahnhof Namens

Schauerfeld ſteht einſam da. Es iſt doch oft ein Glück, Bekanntſchaften zu haben und verſchiedene Leute und Herren zu kennen. Eben war der Ornithologe Capitular von Lambrecht und jetzt Pfarrer zu Mariahof bei Schauerfeld Blaſius Hanf hier. Ich ſah ihn vor zwei Jahren in Admont.*) Er vermittelte mir ſogleich einen Wagen. Blaſius Hanf iſt ein Original. Von ihm rührt faſt die ganze Vogelſammlung in Lambrecht her. In ſeinem Pfarrhauſe hat er überdieß 210 Species von ihm ſelbſt geſchoſſener und ausgeſtopfter Vögel (manche in 5 bis 7 Exemplaren). Ich beſuchte ihn. Teiche in der Nähe ſeines Hauſes ermöglichten ihm, die ſeltenſten Zugvögel zu ſchießen.

In Lambrecht blieb ich bis zum 22. Auguſt. Der Abt war eben nicht zu Hauſe. Den Prior kannte ich nicht mehr. Er ſagte mir nun, daß er mir im Jahre 1838 zu Mariazell die Predigt bei Gelegenheit meiner Primiz gehalten. Sechsunddreißig Jahre haben uns beide eben etwas im Ausſehen verändert. Die Vormittage in der Bibliothek. Nachmittag mit einigen Capitularen ſpazieren. Eine herrliche Gebirgsgegend.

Die Benediktiner Benno und Placidus gingen

*) Er ſtarb im Juni 1889.

Nachmittags mit mir. Es waren freundliche angenehme Tage. Am 22. begab ich mich mittelſt Bahn nach Villach in Kärnthen. Abends machte ich in Villach noch einen Spaziergang auf Anhöhen, wohin mich der Kaplan Simon Kalliſchnigg führte — den ich eben im Spazierengehen kennen lernte.

Am 23. Auguſt Sonntag Früh Meſſe in der Pfarrkirche zu Villach — dann auf der neuen Tarvisbahn durch das Hochgebirge bis Veldes. Ich hatte vor, hier einige Tage zu verweilen; es gab aber zu viel kosmopolitiſche Staatsbürger von jener Gattung, welche alle Bäder und Luftkurorte unſicher und unheimlich machen — ich ſpeiſte zu Mittag, beſah mir die Seeufer, ließ den Kutſcher, der mich hergebracht, warten, und fuhr Abends nach Villach zurück.

Des andern Morgens nach Lienz in Tirol. Hier blieb ich einige Tage, fand Bekannte aus Wien, machte Ausflüge zum herrlichen Triſtachenſee in einem Felſenkeſſel gelegen, zu welchem man aber eine Stunde lang aufwärts zu klettern braucht; dann zum Waſſerfall des Michelbach, zu welchem der Weg ſo ſteil iſt, daß man ſtreckenweiſe nach Art der Kletterthiere auf allen Vieren aufwärts zu kommen ſucht. Die romantiſche Burgruine „Schloß Bruck“, jetzt zum Bräuhaus begradirt — wäre

ein ſchöner Sommeraufenthalt. Im Pfarrhof fand ich einen Kaplan, der ſich ein großes Herbarium angelegt, ein eifriger kenntnißreicher Botaniker inmitten einer reichen Alpenflora. Der Clerus lebt hier ſehr einfach, man könnte ſagen arm. Auf dem Dachboden des Pfarrhauſes — wo dieſer Kaplan Pflanzen zum Trocknen aufgehangen, waren eine Menge dünne Brotfiecken zu ſehen, die auf 14 Tage für voraus gebacken werden.

Von hier nach Roveredo. — An Gegend wenig, an Kunſt und Alterthum gar nichts, das erſte Hotel zur Krone hat einen ſtolzen Aushängeſchild. Aber Roveredo hat doch auch eine einzig beſonders für Italien ſelten genußreiche Merkwürdigkeit. Das Waſſer des Springbrunnens (aus einer ſehr nahen Quelle) am Gänſeplatze (Piazza delle occe) vor einem Kaffeehaus — iſt klar, kalt, geſchmackvoll, geſund, es gibt in Italien kein beſſeres. Von hier nach Verona — der Architektur und der Geſchichte nach zaubervoll und denkwürdig. In Colomba d'oro, wo ich ſchon öfter logirt. Wieder mit immer neuem Intereſſe den Giardino Giuſti, Zeno maggiore beſucht.

S. Anaſtaſia, die Gräber der Scaligeri, das Grab von Romeo und Julie angeſehen. Die Arena ſah ich deßhalb wieder an, weil ich nun

einen Vergleich mit anderen Arenen anſtellen konnte. Ich habe dieſe Ruinengattung in Rom, in Pola, Pompeji, Puzzuoli, in Syracus, Catania, bei Nizza, Trier geſehen. Dieſe alten Steintheater präſentiren immer ein trauriges, ergreifendes Bild der Vergänglichkeit; halb ruinirte ſteinerne Zeugen von Millionen Menſchen, die in denſelben ſich — auch mitunter auf Lebenskoſten ihrer Mitmenſchen unterhalten haben.

Der Giardino Giuſti in Verona iſt einer der intereſſanteſten Punkte Italiens — an ſich — und bezüglich des Panoramas, welches man vom Thurm auf der Anhöhe genießen kann. Nur ſoll man nicht des Nachmittags, ſondern am Morgen hieher kommen, um Verona mit ſeinen Paläſten und Kirchen wie im herrlichen Gemälde vor ſich zu ſehen in der prachtvollſten Beleuchtung. Die Cypreſſen hier ſind üppiger als die im botaniſchen Garten zu Palermo und gleichen den weltberühmten in der Villa d'Eſte zu Tivoli.

Nach Mailand zog mich dießmal die Esposizione storica d'arte industriale (Ausſtellung von Kunſthandwerk). Das weitläufige Haus bei den öffentlichen Gärten ebenerdig und im erſten Stocke voll in allen Räumen. Die Dome von Mailand und Como, der Adel von Mailand und der ganzen Lombardei hatten alle ihre

merkwürdigen Gegenſtände zur Dispoſition geſtellt. Es gab hier Erzgüſſe, Skulpturen, Majoliken, Elfenbeinſchnitzereien, Stickereien u. ſ. w. von höchſtem Werthe an Kunſt und Alterthum; nur das Kenſington-Muſeum in London hatte während der Ausſtellungszeit 1862 dieſe Sammlung an Reichthum übertroffen.

Wieder in die Certoſa bei Pavia. Ich war hier noch unter der öſterreichiſchen Regierung — ſeither ſind die Karthäuſer von dem vereinigten Italien ausgetrieben; nur drei wurden als Cuſtoden des Wunderbaues hier gelaſſen.

In Pavia wurde das Unicum in Marmorſkulptur, das Grabmal des heiligen Auguſtin angeſehen (habe es beſchrieben im „Venediger- und Longobardenland"), dann St. Michele, die Krönungskirche. Im Ganzen iſt Pavia ein fürchterlich fader und langweiliger Aufenthalt. Dießmal war eben vor der Stadt Pferdemarkt, der beſuchteſte Italiens, Pferdehändler, Beſitzer, Landwirthe und Liebhaber eine Menge. Die Hitze deprimirend für Käufer, Verkäufer und Verkaufte. Abends bei der Rückkehr nach Mailand lagen die bläulichen Waſſerdünſte wie Teppiche auf den vielen Reisfeldern, welche die Bahn durchſchneidet. Dieſe ganze ſumpfige Naviglio-gegend zwiſchen Mailand und Pavia iſt ungeſund

und unerquicklich, man iſt immer froh, hinaus-zukommen. Andern Tags nach Monza. Dom und Park beſucht. Erinnerungen beim Vorüber-fahren an der Villa Mirabellino, wo ich 1856 einmal geſpeiſt — und dann im Schloßparke bei der Kaskade den alten Radetzky im kühlen Schatten von Magnolien und Platanen ſitzen ſah, wie ruhig und mit Behagen lauſchend den ſtürzenden Wäſſern und ſich an ſeine ſiegreichen Schlachten im Lombardenland erinnernd.

Wieder einmal die Fahrt durch das Feenland, links und rechts an den Ufern des Lago maggiore bis Locarno im Canton Teſſin durchgemacht, andern Tags retour bis nach Bergamo. Dom, Maria maggiore, Capella Coleoni kann man immer mit neuem Intereſſe anſehen. Was für eine Ausſicht von der Porta S. Giacomo rechts bis zu den Zinnen des Mailänder Doms. Der Zauber dieſer Anſichten kam dießmal nicht billig zu ſtehen. Es war eben Jahrmarkt, und produ-cirten ſich in drei Hütten zugleich Paſſions-vorſtellungen. Eine dieſer Vorſtellungen ſah ich an. Es wurden ungefähr 16 lebende Bilder dargeſtellt. Die Landleute betrachteten dieſe Bilder mit hohem Intereſſe, gaben mitunter ihren Ge-fühlen des Mitleids und zugleich der Verachtung den Peinigern des Heilandes gegenüber lebhaften

Ausdruck in lauten zornentflammten Ausrufen. Das Alles war sehr interessant und schön. Aber solche Nächte nach Jahrmärkten in italienischen Städten muß man öfter durchgemacht haben, um sich von dem Genusse derselben einen Begriff machen zu können. Die warme Sommernacht das Ersparen eines Nachtlogis, der Durst, die Luft, das langweilige Landleben wieder einmal mit ungezügeltem Vergnügungstaumel, lautem Jubel und Gejauchze vertauschen zu können, das Alles zusammen verlockt die anwesenden Marktbesucher, die Nacht theils in Osterien, und theils wieder im Freien mit Lärmen, Singen, Streiten, Raufen, und anderen dergleichen italienisch bäuerlichen Belustigungen durchzubringen.

Der arme ruhige Fremdling, der unversehens in eine derartige Vergnügungsfalle hineingerathen ist, hört jede Viertelstunde schlagen, dreht sich unmuthig in seinem Bette herum, und seufzt im Stillen, denn weh ihm und dem Fenster, durch welches er auf die Straße hinunter einer vorüberjohlenden Sängerschaar sein Mißvergnügen über den Gesang laut werden ließe! Auch hier wieder der alte ausgiebige Trost: „Danke Gott, daß du gesund bist und daß dich kein Unglück getroffen, vergönne am Ende den armen Teufeln ihre landesüblichen Freuden; du kannst getrost weiter ziehen,

und die können den ganzen Sommer hindurch in der brennenden Hitze ſchattenlos ihre Felder bearbeiten, auf den ſtaubigen Straßen fahren oder gehen, und mit Polenta und ſchlechtem Waſſer ſich ernähren!“ Morgen Fahrt nach Brescia. Wieder ein paar Stunden herumgewandert in kunſtreichen Kirchen; dießmal haben des heißen Sommers wegen die Hunderte von Brunnen ihre Waſſerlieferung eingeſtellt, das macht Brescia todt und öde, man iſt hier auf allen Plätzen das Sauſen der Springbrunnen gewohnt.

Nach Deſenzano am Südende des Gardaſees — troſtlos langweilig wie immer. Auf dem Dampfer nach Riva. Hier einige Bekannte von Wien getroffen. Ausflüge zum ſchon bekannten (Penal und Varena) Waſſerfall nach Arco — zum Lago di Ledro.

Wer nach Arco kommt, ſoll den Weg über Val di Sarco nach Trient nicht verſäumen. Man paſſirt eine untergegangene Welt — Felſentrümmer wie kleine Häuſer und Paläſte liegen rings um die Straße herum. In einem See auf der Inſel das Schloß Toblino, in deſſen Umgebung ein weit gerühmter Wein gedeiht.

In Trient wird ſich der genügſame Reiſende mit hiſtoriſchen Reminiſcenzen zufrieden geben. Ins Herz des deutſchen Tirolerlandes c. $^1/_2$9 Vor-

mittags bis 1/4 Uhr Nachmittags nach Bruneck. Ausflüge nach Taufers zu den zwei renommirten Rheinfällen, zur Albrechtsburg, ins Thal nach Luttach, in welches die majestätischen Löfflerspitzen herein schauen. In Luttach lernte ich den Pfarrer Jacob Vonklaufner kennen; es gehört der Opfermuth einer genügsamen Natur dazu, in einer derartigen Hochgebirgs-Einöde Winter und Sommer zu verweilen. Die Pfarrangehörigen sind stundenweit auf den Höhen und in den Bergeinschnitten zerstreut — durchwegs blutarme Leute, vom Ertrage der Ziegen und Kühe ihr Leben fristend. Der Pfarrer hat seine Schwester bei sich — diese seit Jahren erblindet, steht jetzt in ihrem 36. Lebensjahre — bei all diesem Unglück zeigt das Antlitz der Armen heitere, ja fröhliche Züge, Religion und Gottvertrauen im Herzen, ist sie stets heiter gestimmt, sagte mir ihr Bruder! — Ihr helles lächelndes Antlitz stimmt erbaulich, es ist das Abbild einer in Gott zufriedenen Seele, bei erloschenen Augensternen des Leibes!

Weiter nach München! In St. Bonifaz gewohnt. Den 9tägigen Aufenthalt benützte ich, an Vormittagen die werthvolle Bücherſammlung durchzugehen, welche Professor Reithmayr dem Stift St. Bonifaz vermachte. Unter anderm

durchlas ich auch Lucrezia Borgia von Gregorovius. Der Hiſtoriker darf die Thatſachen der Geſchichte nicht umgehen, ein Lehrer der Kirchengeſchichte ſchon gar nicht, das Ignoriren hiſtoriſcher Ereigniſſe führt zu nichts Gutem.

Wer nicht einen freien und weiten Ausblick im Gebiete der Kirchengeſchichte ſich errungen hat, bleibt in einem beſchränkten Geſichtskreiſe abgeſchloſſen. Mit Umgehen der Kirchengeſchichte laſſen ſich auch die anderen theologiſchen Doktrinen nicht mit Erfolg betreiben. — Die volle Wahrheit ſchadet nicht — das Vertuſchenwollen der vollen Wahrheit führt zum Uebeln. — Ich hatte ſchon ſo oft von Tölz reden gehört als einer Perle des bayeriſchen Hochlandes. Andere Partien der bayeriſchen Alpen- und Bergwelt waren mir ſchon bekannt. —

Es war gegen Mittag, als ich ankam. Schon der Anblick bot nichts Ueberraſchendes — eine ganz nette aber nicht groteske Gebirgslandſchaft. Das Vorhaben, ein paar Tage hier zu weilen, wurde ſchon am Bahnhof aufgegeben. Meine Reiſeeffekten übergab ich dem Bahnportier. — Ich fuhr in den Marktflecken hinein, ſpeiſte im Poſthauſe, beſah mir die ſchöne gothiſche Pfarrkirche und die mit Brunnen belebte breite Hauptgaſſe, in welche die Berghäupter hineinſchauen.

Am Gottesacker (um die Pfarrkirche herum) las ich Grabinſchriften und fand unter andern folgende: „Hier ruhet in Gott der Wohledel und vornehme Herr Franz Michael Kyrein, des Raths und Handels Herr zu Tölz, geboren den 9. Herbſtmonat 1759, geſtorben den 25. Hornung 1791. Non erit mercator ultra. Zach. 14, cap. 5.

„Hinfür wird er kein Kaufmann ſein,
Dieß zeiget dieſer Leichenſtein."

Als ich beim Kanthurm zu Tölz hinausging, ſah ich auf einem Kaufmannsſchilde den Namen Kyrein — ſelbſtverſtändlich dachte ich mir: Ei, das wird ſicher ein Abkömmling jenes „vornehmen Herrn" ſein, an deſſen Grab ich kurz zuvor geſtanden. — Ich fuhr mit dem nächſten Zuge noch denſelben Nachmittag in Einer Tour bis Kufſtein, es war ſchon Nacht. Dießmal fand ich gute Unterkunft im Hotel Auracher. Als ich am 21. September früher hier übernachtete, mußte ich ½ Stunde um ein Logis herumgehen, es war eben Jahrmarkt, was ich nicht wußte. Damals bekam ich ein kleines Zimmerchen, das nur mit einer Bretterwand von einem größeren Zimmer geſchieden war, in welchem 6 italieniſche Krämer ſchliefen. Dieſe bezogen erſt um 11 Uhr Abends ihre Schlafſtellen mit dem üblichen nationalen

Geſchrei, dann diſputirten ſie entſetzlich bis Mitternacht. Endlich legten ſie ſich nieder! Ein tröſtlicher Gedanke: Jetzt wird es ruhig! Arge Täuſchung. Zwei von ihnen ſchnarchten wie die Pferde! — Immer noch beſſer als das Anſchlagen der Wogen an das Schiff und das Knarren während eines Seeſturms.

Etwas über Hauthaler. Am 22. September ſprach ich den Dekan von Kufſtein Dr. Hörfarter und fragte: ob man nicht den Pfarrer Hauthaler ſehen könnte, der in Kiſſingen als ein Attentäter auf Bismarck eingezogen, ſchmählich behandelt, von der Gaunerpreſſe in ganz Europa als Mörder beſchimpft — und am Ende als irrthümlich gefangen geſetzt — wieder ganz kaltblütig entlaſſen wurde. Der Dekan ſagte: Hauthaler iſt eben bei mir und wird mit mir frühſtücken. Aus den Augen und dem ganzen Geſichtsausdruck Hauthalers ſpricht ſo viel Herzensfriede und Wohlwollen, daß es ſchon ein Attentat gegen alle Menſchenkenntniß genannt werden muß — dieſen liebenswürdigen guten alten Herrn als Attentäter zu behandeln.

Vierzehn Jahre ſpäter (1888) zeigte mir der Prior von Mülln zu Salzburg — ein Tagebuch und und einige Papiere ſeines kurz vorher verſtorbenen Freundes Hauthaler, ich erſuchte, dieſelben benützen zu dürfen, und fand, daß Hauthaler ein

wissenschaftlich gründlich gebildeter Mann gewesen ist.

Er las täglich nach seinen Aufschreibungen Stücke aus griechischen und lateinischen Klassikern in der Originalsprache. Daß man nicht daran gedacht hat, ihm für die erlittenen Mißhandlungen und den ihm angethanen Schimpf eine Satisfaktion zu geben — bleibt eine Schmach für jene — welche eine solche Satisfaktion zu geben schuldig gewesen wären. Er hätte ja für seine Gemeinde als eine gründliche Ehrenklärung vor derselben irgend ein Geschenk oder mindestens eine Ehrengabe verlangen können. Zum mindesten hätte das voreilige Inquisitionsgericht in einem Schreiben sein Bedauern kundgeben und den Schwerbeleidigten und infam Beschimpften eine Bitte um Vergebung oder eine Ehrenerklärung zusenden können. Es gibt mitunter einen Hochmuth, der lieber in verstockter Niedertracht forttrotzt, als sich zu einem mea culpa bewegen läßt. Hauthaler sagte mir, es sei ihm von verschiedenen Seiten gerathen, von andern aber wieder abgerathen worden, auf einer Satisfaktion zu bestehen. Da fanden sich nun bezüglich dieser Schandaffaire zwei interessante Schriftstücke vor. Ein Brief seines Freundes, des Consistorial-Archivars Doppler in Salzburg, und ein Zettel von dem dama-

ligen Erzbiſchof von Salzburg Cardinal Tarnoczy; das hieher Bezügliche aus Dopplers Brief lautet:

Salzburg, 21. Juli 1874: „Lieber Freund! Schon hatte ich im Sinne, bei den ſich widerſprechenden Zeitungsberichten mich an das Pfarramt Schweinfurt um zuverläſſige Auskunft über Dein Befinden zu wenden, als am Samſtag den 18. Abends die Salzburger Zeitung die höchſt erfreuliche telegraphiſche Nachricht brachte, Du ſeieſt in Kufſtein angekommen. Hallelujah! Deinen ſehr erwünſchten Brief vom 17. habe ich erſt am 19. Mittags erhalten, und mit möglichſter Beſchleunigung dem Cardinal übergeben. Ich fügte bei, daß ich Dir zu dem beſchleunigten ehrenvollen Ausgange der leidigen Geſchichte gratuliren und rathen werde, dem muthwilligen (??) Anſinnen der Salzburger Chronik vom 18. „Hoffentlich wird der ſchwerbeleidigte Diöceſanprieſter und öſterreichiſche Staatsbürger eine entſprechende Satisfaktion von der bismärckiſchen Polizei verlangen“ — nicht Folge zu leiſten. Der Cardinal trug mir auf, Dir in ſeinem Namen zu gratuliren und Dir zu rathen, die Sache nun beruhen zu laſſen, da eine Wiederaufnahme der Unterſuchung einerſeits unthunlich, anderſeits unnütz wäre, weil nach 8 Tagen ohnehin Niemand mehr davon reden werde. Deinen Brief behielt er und ſchickte ihn mir erſt geſtern Abends mit dem beiliegenden Handbillete, welches mich ſehr erfreut hat, und Dich gewiß auch erfreuen wird.“

Das Handbillet lautet:

„Herr Vikar Hauthaler braucht ſich nicht im Geringſten einer Beſorgniß hinzugeben, als hätten die Zeitungslügen über ſein Verhältniß zur Bismarck-affaire irgend Jemanden *hier* irregeführt, ſie mußten vielmehr überall, *wo er bekannt iſt*, dem entſchiedenſten Unglauben begegnen, und daß dieſer ſo bald gerechtfertigt wurde, dazu kann ihm nur gratulirt werden.“ — — M.

Die Anſichten über: Satisfaktion verlangen und: ſchweigend das „Attentat“ hinnehmen, waren auch zur Zeit das Factums ſehr *verſchieden* — die Behandlung Hauthalers als eines Meuchelmörders kann nur als höchſt brutal bezeichnet werden; denn es war gar kein Anhalt, kein Zeugenbeweis da, der ein ſo infames Benehmen der „Unſicherheitsbehörde“ und das peinliche Verhörverfahren hätte rechtfertigen können. Es handelte ſich in *dieſem Falle*, der durch alle Zeitungen über das Erdenrund fortvibrirte, und mit den gehäßigſten Ausfällen gegen den katholiſchen Clerus gewürzt wurde — nicht darum, was „*hier*“ in *Salzburg* die guten Leute, welche den *Hauthaler* kennen — über die Beſchuldigung denken oder gedacht haben; alle *ehrenhaften* und *unparteiiſchen Juriſten* ſind für das Verlangen einer Satisfaktion geweſen. Man ſagte:

Wenn in einem katholiſchen Lande ein proteſtantiſcher Pfarrer oder gar ein Rabbiner ein ähnliches Attentat auf ſeine unſchuldige Perſon erfahren hätte, was wäre in dieſem Falle geſchehen?

Doch es war ja nur ein katholiſcher Pfaffe — dem iſt jedenfalls Recht geſchehen, wenn es auch in ihm gerade einen Unrechten getroffen hat. — Daß dieſe Rechtsanſchauung in Berlin ſich vorgefunden, dafür bürgt ein ſehr intereſſanter Brief aus Berlin, den wir in Hauthalers Nachlaß gefunden und den wir als ein Curioſum zur Beleuchtung der Affaire hier beilegen:

Berlin, den 29. Juli 1874. „Deutſchland, Deutſchland über Alles, über Alles in der Welt. Ehrwürdigſter Herr Pfarrer! Als ich in dieſen Tagen aufmerkſam alle die verſchiedenen Nachrichten über das gegen den Fürſten Bismarck verſuchte Attentat verfolgte, las ich auch ihre letzte Erklärung über das Ausbleiben jeder Satisfaktion ſeitens der gegen Sie gehandelt habenden Gewalt. Aus jener ihrer Erklärung ſchien mir aber doch hervorzugehen, daß Sie, obgleich ganz direkt von der traurigen Affaire mitbetroffen, dennoch in Ihrem Urtheile darüber einen mehr oder weniger falſchen in Parteirückſichten ausladenden Standpunkt einnehmen. Sie irren Sich, wenn Sie glauben, daß Ihre unſchuldige Arretirung und die ſich daran ſchließenden anderen Maßregeln auf proteſtantiſch-national-deutſcher Seite nicht mit dem größten Bedauern ver-

nommen worden ſeien. Dieß Bedauern wurde durch die ruhige, von Ihnen ſpäter ausgegangene Erzählung der Kiſſinger-Ereigniſſe eher vermehrt, wenn gleich der Schluß des betreffenden Artikels mit dem von Ihnen darin ausgeſprochenen Wohlbehagen über den Ihnen zu Theil gewordenen Empfang ſchon eher geeignet war, Ihre werthe Perſönlichkeit wieder in das alltägliche Niveau des katholiſchen Clerus zurückſinken zu laſſen.*) Ein Zeugniß von jenem Bedauern ſoll auch mein Schreiben ſein, allein, wenn möglich, möchte ich es auch zu einem aus warmem deutſchen Herzen an Sie ergehenden Mahnruf geſtalten, einmal ernſthaft über das Treiben Ihrer Partei, über die Stellung unſeres Vaterlandes und jedes deutſchen Mannes der Hierarchie gegenüber nachzudenken. Sie ſind ein Deutſcher, wie mir Ihr Name beſagt, und auch Sie gehören der unſeligen Partei an, die auf ihre Fahnen die Unterwerfung unter die Knechtſchaft römiſcher Finſterniß und römiſchen Aberglaubens geſchrieben hat! Sie ſind Deutſcher, und dennoch wollen Sie Ihr Leben und Wirken fernerhin einer Richtung angehören laſſen, welche in jenen karliſtiſchen Prieſtern oder richtiger in jenen dem Don Karlos dienenden prieſterlichen Mordgeſellen (!!) ihre der Wahrheit am

*) Der katholiſche Clerus liegt nach der Meinung des Briefſchreibers tief unten und Hauthaler iſt in dieſes tiefe verächtliche Niveau hinabgeſunken. Der große Briefſchreiber bedauert ihn von ſeiner Höhe aus! ſowie ein Kameel mit gebogenem Halſe verächtlich auf ein Kaninchen herabſchaut.

meiſten und offenſten die Ehre gebenden Vertreter hat! Denn jene Geſellen, welche in katholiſch-jeſuitiſchen Seminaren zu Prieſtern ausgebildet wurden, und jetzt karliſtiſche Mordthaten (!!) verüben: ſie enthüllen uns den entſetzlichen Kern des ultramontanen Treibens in der Art, daß jeder edlere Menſch, ſei er Chriſt oder nicht,*) ſich mit tiefer Trauer und Entrüſtung von ſolchen Beiſpielen europäiſcher Prieſterſchaft abwendet. Sind dieß nicht dieſelben Geſtalten, die einſt in der Bartholomäusnacht dem Moloch ihrer Herrſchſucht Opfer brachten, deren Blut durch Frankreichs an Revolutionskämpfen und blutigen Kriegen ſo reiches Schickſal ſchwer genug gerächt worden iſt.**) Unſer deutſches Vaterland hat bis zur Stunde ſolche Beiſpiele vom katholiſchen Fanatismus noch nicht gekannt, und deßhalb glauben wir auch mit Recht, daß das Kullmanniſche Attentat vereinzelt daſtehen wird in der Geſchichte Deutſchlands. Dennoch (!!) aber iſt es eine Mahnung an den katholiſchen Clerus deutſcher Nation, ob er auf dem jetzt betretenen Wege fortſchreiten und endlich von der Weltgeſchichte auch zu jenen Banden obgedachter, meuchelmörderiſcher ſogenannter Prieſter gerechnet werden will. Ja wenn die Weltgeſchichte nur von Katholiken und Proteſtanten geſchrieben würde, dann könnte man ſich ja immer mit der Ausflucht helfen, daß bei dieſer oder jener Ueberlieferung Parteirückſichten vorgewaltet und die ſo-

*) Der Briefſteller mauſchelt das erſte Mal.

**) Ein koloſſaler nicht nur ſprachlicher, ſondern auch hiſtoriſcher Unſinn!

genannte hiſtoriſche Wahrheit normirt hatten. Aber einmal gibt es Katholiken genug, die zu den Zierden der Menſchheit gehören*) und zugleich gegen Papismus und Jeſuitismus heftiger polemiſiren als manche Proteſtanten, zweitens wird es auch bald genug eine Zeit geben, in welcher andere Völker, die beiden Parteien ferne ſtehen, ihr Urtheil über den Kampf des Ultramontanismus und Proteſtantismus fällen werden.**) Für das Kiſſinger Attentat iſt der katholiſche Clerus inſofern unbedingt verantwortlich, als dasſelbe beweiſt, wie mangelhaft und wie fanatiſch unduldſam die durch den katholiſchen Clerus geleitet geweſene Schulbildung des niederen katholiſchen Volkes iſt. Schon längſt hätte deßhalb der preußiſche Staat die Kirchen- und Schulgeſetze geben müſſen, mit denen man endlich begonnen hat (1874), nachdem die verderblichen Wirkungen des jeſuitiſchen Treibens durch die famoſe Unfehlbarkeitserklärung ihre Krone, beſſer Narrenkappe erhalten hatte. Doch genug, Herr Pfarrer, weil man mich für einen Fanatiker hielte, wenn ich ſo fortführe. Und ich gebe Ihnen die Verſicherung, daß ich nichts weniger als ein ſolcher bin; wenn ich nach anderthalb Jahren auf der Durchreiſe nach Italien das ſchöne Tirol wieder beſuche, wo ich die ſchönſten Stunden meines ſonſt an Leiden reichen Lebens verlebte, will ich verſuchen, Sie kennen zu

*) Schade, daß der für Deutſchland begeiſterte Briefſteller nicht die Namen einiger von dieſen vielen Zierden der Menſchheit angeführt hat.

**) Der Briefſteller mauſchelt das zweite Mal.

lernen, und ich glaube, daß Sie mir Ihre Achtung so wenig versagen werden, wie ich Ihnen die meine deßhalb nicht entziehe, weil Sie katholischer und wohl auch ultramontan denkender Priester sind. Sollten Sie geneigt sein, mir offen oder anonym zu schreiben, so bitte ich die Adresse zu benützen: Hermann Sturmfreund, Berlin, poste restante, Hauptpost."

Aus dem ganzen Briefe geht deutlich der Verdruß des Briefschreibers hervor, daß Hauthaler nicht der Attentäter gewesen ist; der Jubel, einen katholischen Pfarrer als einen erwünschten Ausgangspunkt, als eine vollwichtige Veranlassung zum und Rechtfertigung des Kulturkampfes bekommen zu haben, ist verfrüht gewesen. Der versuchte Beweis: dem katholischen Clerus trotzdem Verschuldung des Attentats aufzuladen, ist ebenso blöde, als aus vollem Herzen hervorgegangen.

Daß Hauthaler sich die ihm offen und pseudonym angethane Schmach so ruhig gefallen ließ, daß er diesen Brief voll verbissenen Ingrimms nicht mit den dazu gehörigen wohl verdienten Noten publicirt hat, ist ein Zeugniß seines friedliebenden Dulbercharakters. Wir haben diese jedenfalls lehrreiche Episode aus Hauthalers Leben für Jene publicirt, die sich noch an das Aufsehen erinnern, welches diese Begebenheit hervorgerufen, an die schmähliche Ausbeutung,

welcher ſich die Schandpreſſe in der erſten Wuth in ſchmählicher Weiſe mit dieſem Falle ſchuldig gemacht hat.

Anfang October nach Tirol. Am 4. October von Innsbruck ins Schloß Amras, wieder den Gottesacker mitten im Walde beſucht, wo unter dem Schatten von Tannen und Fichten nicht weniger als 10,000 Soldaten, Opfer des franzöſiſchen Krieges in die Erde gebettet ſind. Nach Salzburg, Lambach — mit Abt von Laſſer zum Traunfall gefahren, den ich ſeit meiner Studentenzeit nicht geſehen. Der heiße Sommer hatte den Traunfluß großentheils aufgezehrt, es präſentirten ſich nur die zerklüfteten Steine, und der morſche Holzbau.

Von Linz ins Stift Wilhering gefahren, wohin mich der Abt vor 2 Jahren in Melk eingeladen, 4 Tage hier zugebracht, die Vormittage in dem Manuſcriptenſchatz der Bibliothek mich umgeſehen, Nachmittags Spaziergänge in den ſchattigen Wäldern, und nach Ottenheim.

Hier wurde ich mit dem Prior des Stiftes und dem Capitular-Pfarrer zu Ottenheim geladen, mit ihnen nach St. Florian zu fahren, zum Namensfeſte des Prälaten Moſer. Das Amt wurde vom Dr. Reſelhuber, Abt von Kremsmünſter (früher Direktor der Sternwarte daſelbſt)

gefeiert. Ich ſaß neben ihm beim Speiſen, der berühmte Aſtronom und Mathematiker war obwohl leidend, ſehr liebenswürdig, mittheilſam und geſprächig. Es war dieß ſeine letzte Anweſenheit in Florian. Er ſtarb bald darauf an einem Kehlkopfleiden.

In Florian geblieben vom 19. — 26. October. Die Vormittage in der höchſt werthvollen und reichhaltigen Bibliothek; alle Werke von wiſſenſchaftlicher Bedeutung werden angeſchafft. Der Bibliothekar, Chorherr Albin Czerni, Herausgeber von drei ſehr werthvollen Monographien über Oberöſterreich, ein ebenſo gelehrter als dienſtbereiter Mann, ſchenkte mir viele dankenswerthe Aufmerkſamkeit. Reiche Schätze der Literatur, Verkehr mit gemüthlichen Menſchen. Heitere freundliche Tage.

Am 4. November bei Cardinal Rauſcher geladen zum Namensfeſte ſeines Bruders Hofrath Rauſcher. Am 6. geladen bei Rector des Pazmaneums, Abt von Sujansky. Am 9. November kam Erzbiſchof Mihalovics aus Agram, blieb 2 Tage hier im Hotel „König von Ungarn". Mittags und Abends von ihm geladen. Am 14. November nach Melk, am 15. Leopoldsamt für den leidenden Abt Clemens Moſer († 1875 im März) bis 24. hier, an Vormittagen fleißig geleſen. Am 24. November nach St. Pölten, 1½ Stunden bei meinen Freun-

den, Domſcholaſter und Kanzler Zehengruber, und den beiden Canonicis Erdinger. Abends unter Schneegeſtöber nach Wien.

Im Verlaufe des Jahres 1874 habe ich in folgenden Kirchen zum erſten Male (d. h. nicht ſchon früher einmal) die heilige Meſſe geleſen:

1. Dominikanerinenkloſter-Kapelle in Hakking, 1. Februar.
2. Kloſterkapelle Marienanſtalt, Rennweg, Wien, (Hochamt) 19. März.
3. St. Ambrogio in Genua am 16. April.
4. Madonna del Succorſo, Nizza, 19. April.
5. Pfarrkirche zu Riva am 26. April.
6. Dominikanerkirche zu Steinamanger, Ungarn, 17. Mai.
7. Erzbiſchöfl. Schloßkapelle zu Gradec, Militärgrenze, 18. Mai.
8. Pfarrkirche zu Gradec, 19. Mai.
9. Collegiatſtiftskirche zu Fiume, 4. Juni.
10. Schloß-Kapelle zur Rohr in Steiermark, 10. Juni.
11. Franziskaner zu Wien, (Hochamt) 13. Juli.
12. Schwechat in Oeſterreich, Pfarrkirche (Hochamt) 26. Juli.
13. Stift Lambrecht in Steiermark, 19. Auguſt.
14. Villach in Kärnthen, Pfarrkirche, 23. Auguſt.
15. Lienz in Tirol, Pfarrkirche, 26. Auguſt.

16. Roveredo, Pfarrkirche, 26. Auguſt.
17. Giovanni Laterano, Mailand, 30. Auguſt.
18. St. Antonino, Mailand, 1. September.
19. S. Nazzaro, Mailand, 3. September.
20. S. Bernardo in Mailand, 4. September.
21. St. Stefano, Mailand, 6. September.
22. Bergamo, Capella Adolorata, 7. September.
23. Brescia, Duomo, 8. September.
24. Riva, St. Giuſeppe, 9. September.
25. Riva, St. Rocco, 11. September.
26. Riva, Franc. Aſſiſi, 12. September.
27. Trient, Maria Maggiore, 13. September.
28. Trient, S. Pietro, 14. September.
29. St. Florian, Stiftsklerikerkapelle.
30. Bruneck, Tirol, Pfarrkirche, 15. September.
31. Bruneck, Kapuziner, 16. September.
32. Bruneck, Spitalkirche, 17. September.
33. Bruneck, St. Urſula, 18. September.
34. Bruneck, Reinkirche am Schloßberg, 19. September.
35. Kufſtein, Pfarrkirche, 22. September.
(Dann nach Bayern bei St. Bonifaz und in Tölz geweſen.)
36. Kufſtein, Gruftkirche, 2. October.
37. Hetting bei Innsbruck, 3. October.
38. Drei Heiligen, Innsbruck, 4. October.
39. Ewige Anbetung-Kapelle, Innsbruck, 5. Octbr.

40. Kufstein, Spitalkirche, 7. October.
41. Salzburg, Nonnthalpfarrkirche, 8. October.
42. Wilhering bei Linz, Stiftskirche, 16. October
43. Wilhering, Grundmannskapelle, 19. October.
44. St. Florian, Hauskapelle.
45. Maria Schnee (italienische Kirche), Wien, (Hochamt) 25. Dezember.

Bis Ende des Jahres 1874 habe ich in Oesterreich, Ungarn, Croatien, Deutschland, der Schweiz, Italien, Frankreich und England in folgenden Diöcesen heilige Messen gelesen:

1. Wien. — 2. St. Pölten. — 3. Linz. — 4. Salzburg. — 5. Brünn. — 6. Olmütz. — 7. Prag. — 8. Leitmeritz. — 9. Gran. — 10. Raab. — 11. Steinamanger. — 12. Budweis. — 13. Agram. — 14. Lavant. — 15. Brixen. — 16. Trient. — 17. Triest. — 18. Gurk. — 19. Seckau. — 20. Zengg. — 21. Laibach. — 22. Breslau. — 23. Bamberg. — 24. Regensburg. — 25. München. — 26. Freiburg. — 27. Mainz. — 28. Augsburg. — 29. Limburg. — 30. Rottenburg. — 31. Chur. — 32. St. Gallen. — 33. Basel. — 34. Trier. — 35. Passau. — 36. Köln. — 37. Mecheln. — 38. Southwark. — 39. Westminster. — 40. Turin. — 41. Ravenna. — 42. Ancona. — 43. Loretto. — 44. Assisi. —

45. Lucca. — 46. Benevent. — 47. Meſſina. — 48. Catanea. — 49. Syrakus. — 50. Subiaco. — 51. Paleſtrina. — 52. Anagni. — 53. Todi. — 54. Siena. — 55. Florenz. — 56. Nizza. 57. Genua. — 58. Chalons ſur Marne. — 59. Mailand. — 60. Rom. — 61. Neapel. — 62. Venedig. — 63. Udine. — 64. Paris. — 65. Straßburg. — 66. Lyon. — 67. Padua. — 68. Bologna. — 69. Livorno. — 70. Caſſino. — 71. Civitavecchia. — 72. Verona. — 73. Brescia. — 74. Bergamo. — 75. Görz. — 76. Cremona. — 77. Piſa. — 78. Terni. — 79. Piſtoja. — 80. Speier. — 81. Dresden. — 82. Würzburg. — 83. Albano. — 84. Orvieto. — 85. Cortona. — 86. Prato. — 87. Como. — 88. Salerno. — 89. Tivoli. — 90. Montepulciano. — 91. Pienza. — 92. Monte Oliveto. — 93. Martinsberg (Abbatia nullius).

Am 31. Dezember 1874 in der Dominikanerkirche — wie ſchon öfter an dem Schlußtage des Jahres den Segen gehalten. Ich hatte wieder Urſache, Gott zu danken. Ich habe den Schluß dieſes Jahres in Geſundheit erlebt — bin viel herumgereiſt vom April an bis November — habe viel weniger arbeiten können als in früheren Jahren, weil ich nothgedrungen meine Augen ſchonen mußte — und habe am

10. Dezember 1874 mein 60. Lebensjahr vollendet. Wenn es dem Menſchen gut geht — wenn er noch heitere Tage zu erleben meint, wenn ihn weder Gewiſſensbiſſe beunruhigen, noch Sorgen um ſeine Exiſtenz ihn quälen — dann iſt ihm der Tod mehr oder weniger immer zuwider. Wie oft habe ich arme Leute, auf dem Lande, die ungequält von Vorwürfen ihres Gewiſſens auf dem Krankenlager ſich befunden, mit der größten Reſignation, ja mit Bereitwilligkeit und aller Hingebung an den göttlichen Willen, dem Tod nicht nur allein muthig entgegengehen geſehen — ſondern auch öfter erfahren, daß ſie ſich den Tod förmlich herbeigewünſcht haben.

Ein ſchwerer bedenklicher Schritt iſt es immer — die Meiſten ſträuben ſich dagegen, ſo lang ſie können, und werden ſomit eigentlich aus dem Leben hinausgeworfen. Wie öde ſind hier in dieſem Klima die Wintertage — nebelvoll — kein Sonnenſchein, Schnee oder Regen, kalte Winde, feuchte Luft — der Erdboden naß und ſchmutzig, um 3 Uhr Nachmittag ſchon völlige Nacht — dieſe ganze in Trauer und Dunkelheit verſenkte Natur iſt nicht dazu geeignet, einem getrübten Gemüthe Heiterkeit zu verſchaffen.

Wenn man älter wird, zieht man ſich vom geſellſchaftlichen Leben ſtets mehr und mehr

zurück — die Lebenskreiſe, in denen man ſich bewegt, werden enger, Mittheilung weit ſparſamer, man freut ſich oft, allein ſpazieren gehen zu können, es wächſt die Sehnſucht nach Ruhe, je mehr man unruhige Zeiten und ein bewegtes Leben durchgemacht — und hinter ſich hat. — —

Der Schreiber dieſes kann vorausſetzen, daß der geneigte Leſer mit dieſen beiſpielsweiſe aus den Notizheften von Ende 1873 bis 1874 gemachten Mittheilungen ſchon mehr als genug hat. Zur Erklärung und wohl auch zur Entſchuldigung dieſes gerade in dieſen zwei Jahren mehr als ſonſt ſchwungvoll betriebenen Herumwanderns in der Sommers- und Herbſtzeit kann ſich der Autor auf den entſchiedenen Rath des Augenarztes berufen, der den Aufenthalt in freier Luft, weite Fernblicke ins Grüne, dabei nicht hinausſchauen bei den Waggonfenſtern auf die nahen an der Bahn befindlichen Bäume, Bauobjecte u. ſ. w. und Schonung der Augen beſonders zur Abendzeit und bei Kerzen- oder Lampenlicht angerathen hat. Ich konnte in der That dieſem Wanderleben die Stärkung meiner Augen und auch die Kräftigung meiner Geſundheit verdanken; und war jedesmal im Winter darnach im Stande, die Vormittage mit Leſen und Arbeiten hinbringen zu können.

Auch bietet der Verkehr mit wiſſenſchaftlich gebildeten und noch dazu mittheilſamen und liebenswürdigen Perſönlichkeiten ſehr viele Vortheile in Beziehung auf Erweiterung des Wiſſenskreiſes, und auf Bewahrung vor Einſeitigkeit und Pedanterie.

Wer immerfort nur mit Büchern verkehrt, und der jede Stunde, welche er nicht an ſeinem Schreibpult feſtgenagelt zubringt, als einen Verluſt für die leſende Menſchheit betrachtet, der bildet ſich zu einem einſeitigen ungenießbaren Pedanten aus, und ſchätzt am Ende den Werth ſeiner wiſſenſchaftlichen Produkte nach der unſäglichen beharrlichen Mühe, die er auf dieſelben verwendet hat. Der Umgang mit einem Fachgelehrten, welcher die Gabe und den guten Willen hat, ſich mitzutheilen, kann Einem oft mehr Nutzen bringen als das Leſen von vielen Büchern über den jeweiligen Gegenſtand. So z. B. hatte ich einmal Gelegenheit, mit dem Cuſtos des Aquariums in Brüſſel bekannt zu werden; dieſer liebenswürdige Herr trug ſich an, mir das Weſentliche über die Aquariumthiere und über die Behandlungsweiſe derſelben in drei Stunden mitzutheilen, und ich habe durch dieſen mündlichen praktiſchen Unterricht ſo viel gelernt, daß ich darnach ſchon wiederholt mich über die Behandlung von Aquarienbewohnern als einen Experten legitimiren konnte. So be-

ſuchte ich einmal eines der erſten zu Wien etablirten Aquarien in Geſellſchaft einiger Herren. Ich machte den Cuſtos aufmerkſam, daß krebsartige Schalthiere mit Nadelfiſchen im ſelben Reſervoir, wie ſelbe hier ſich vorfanden, nicht beiſammen ſein dürfen. Der Cuſtos fühlte ſich faſt beleidigt und ſagte: „Ach! die vertragen ſich ſchon miteinander.“ Ich war mit meiner Geſellſchaft ungefähr eine halbe Stunde herumgegangen. Wir kamen wieder zum beſagten Reſervoir und zwei Nadelfiſche waren jeder in der Mitte abgezwickt zu ſehen. Ich rief den Cuſtos herbei und ſagte ihm: dieſe zwei verzwickten Thiere haben ihren Tod Ihnen zu verdanken. Er entſchuldigte ſich: „Ja, das iſt mir zum erſten Mal vorgekommen.“ Ich ſagte: „den Nadelfiſchen auch, aber dieſen zum erſten und zum letzten Mal!“

Die Secundiz. Am 25. Juli (Apoſteljacobstag) 1888 — celebrirte ich zu Mariazell am ſelben Altare, an welchem ich im Jahre 1838 ein feierliches Amt gehalten, eine ſtille heilige Meſſe ohne Aſſiſtenz. Nur zwei meiner Brüder waren gegenwärtig. Trotz alledem und alledem, was ich ſeit einem halben Jahrhundert habe durchleben müſſen, mußte ich doch es als eine Pflicht erkennen, Gott für die gnädige Führung Dank zu ſagen. Ich gedachte meiner hin-

geſchiedenen Eltern, und ſo vieler meiner Freunde, Bekannten und Altersgenoſſen, die vor mir längſt ſchon hingegangen ſind. Wenn ich auf die Barmherzigkeit Gottes hoffe, ſo iſt dies kein vermeſſentliches Vertrauen. Es tröſtete mich der Gedanke, daß ich in der Kirche Gottes kein Lohndiener geweſen bin; ich bekam ſo viele Zuſchriften und Telegramme, daß ich das Mittel einer gedruckten Dankſagung ergreifen mußte. Cardinäle, Erzbiſchöfe und Biſchöfe und andere Dignitäre, mit denen ich zeitweilig perſönlich verkehrte, ſendeten mir Gratulationen. Es iſt eine Pflicht, für dieſe Erinnerungen dankbar zu ſein. Unter anderm kamen auch zwei Seminariſten (die ich aus leicht begreiflichen Gründen weder nennen, noch das Seminar, von wo ſie gekommen, bezeichnen werde) und der eine von ihnen ſagte: Wir kommen, Ihnen auch im Namen von anderen Collegen den aufrichtigſten Dank zu ſagen, denn gerade Sie haben durch Ihre Schriften und mehr durch Ihre Lebensereigniſſe uns eine Freude an unſerm Berufe gemacht und uns in demſelben befeſtigt. — Sie haben uns gelehrt und gezeigt: man ſolle ſein Vertrauen auf die Gottesgnade ſetzen ohne Rückſicht auf Menſchengnade, und das iſt mehr werth als alle erbaulichen Reden und frommen Ermahnungen u. ſ. w.

Ich erwiderte wie folgt: „Ob ich Ihre ausgesprochene Anerkennung verdient habe oder nicht, das möge dahingestellt bleiben, ich bin in der Lage, auf einen längst hingeschiedenen Mann jenen Dank übertragen zu können, den Sie mir darbringen wollen; das ist der im Jahre 1857 als Dechant bei St. Peter in Wien verstorbene Leopold Max Horny. Er war Spiritual im Wiener Seminar von 1833 bis 1847. Die Wirksamkeit dieses Mannes ist eine wahrhaft segensreiche gewesen.“

„Er wußte uns durch Rath und Beispiel jenen Gehorsam zu lehren, welcher gegen die Vorgesetzten in der Kirche als Pflicht gefordert wird. Er kannte aber weder eine Connivenz noch eine schmeichelhafte Nachgiebigkeit gegenüber dem damals noch herrschenden Josephinischen Systeme.“

„Deshalb ist aber sein Name bei Erledigungsfällen von Canonicaten auch gar nie genannt worden, kleinliche Geister fühlen sich immer unangenehm berührt, wenn dieselben dem Charakter und Wissen nach bedeutenden Erscheinungen gegenüber stehen — in diesen Fällen geschieht es dann gewöhnlich daß die physische Macht der ihr gegenüberstehenden geistigen — den Beweis liefert, daß sie (die erstere) die stärkere ist, und die geistige (als die letztere) vergewaltigen kann. Bei solchen Gelegenheiten suchen sich die Unbe-

denten den, welche Bedeutenden bei Beförderungen vorgezogen werden, gegenſeitig mit dem Troſte einzuräuchern, daß doch eigentlich ſie die Verdienſtreichen ſind, was ſchon aus dem Umſtande erweislich iſt — weil ſie ſich etwas verdient haben und weil ihre Verdienſte anerkannt worden ſind; der edle Mann mußte es ſich gefallen laſſen, von wahren Nullen über die Achſel hin als ein unbrauchbarer Phantaſt angeſehen zu werden, er ließ ſich durch dieſe Behandlungsweiſe nicht aus der Faſſung bringen. Er wich keinen Zoll ab von ſeiner kirchlichen Geſinnung und Ueberzeugung — und wich keinen Schritt ab von dem rechten von ihm anerkannten Wege, und eben darin lag der Grund ſeines ſegensreichen Wirkens — die weltliche Klugheit, die mit dem einen Auge zum Himmel ſchaut und mit dem andern verlangend nach der Ehre und den Gütern dieſer Welt hinblickt — wird durchſchaut — und die ſichtbare Disharmonie im Streben nach Jenſeits und Dießſeits verſtimmt. Ich hoffe, daß Sie mich recht verſtanden haben — ich bin weit entfernt, irgend wen zum Ungehorſam gegen ſeine Vorgeſetzten verleiten zu wollen; ich bin aber auch ebenſo weit entfernt, der Kriecherei Untergebener um irdiſchen Aufſteigens und irdiſcher Vortheile willen das Wort zu reden!“ — —

Selbſtverſtändlich ſchieden wir nach längeren ähnlichen Auseinanderſetzungen als gute Freunde von einander. Ich geſtehe aufrichtig, daß mich gerade dieſer Beſuch vom Herzen gefreut hat, denn irgend einen irdiſchen Vortheil haben ſich dieſe jungen Männer bei mir ſicher nicht erringen wollen und es war ſomit vorauszuſetzen, daß ſie aufrichtigen Herzens zu mir gekommen ſind.

Zu einer Nachfeier der Secundiz wurde ich durch folgenden Umſtand veranlaßt. — Cardinal Vanutelli, welcher mehrere Jahre als apoſtoliſcher Nuntius in Wien verweilte — mit dem ich bei wiederholtem Aufenthalt im Stifte Melk bei Spazierfahrten und Gängen oft converſirte — war gegen mich ſehr gut geſtimmt und ſuchte mir bei jeder Gelegenheit ſeine freundſchaftliche Geſinnung zu bezeigen. Seine Urtheile und Anſinnen bezüglich meiner wirklichen Wenigkeit, welche dieſer Herr wiederholt geiſtlichen und weltlichen Machthabern, ohne von mir im mindeſten dazu aufgefordert zu ſein, ausgeſprochen hat — ſetzten mich, als ich in der Folge davon gehört, deßhalb in Verlegenheit; weil der eine oder andere der Ausgeſprochenen am Ende doch hätte meinen können, dieſe Anwürfe ſeien von mir ausgegangen.

Dieſer Herr ſendete mir auf ſeine Veranlaſſung ohne mein Anſuchen die Erlaubniß, bei

Gelegenheit meiner Secundiz den päpstlichen Segen ertheilen zu können. Es war ein Gebot der Dankbarkeit, von der Gnade des heiligen Vaters Gebrauch zu machen. Am Sonntag nach der Secundiz habe ich in der Dominikanerkirche zu Wien die Segenmesse gehalten, nach welcher der Pontificalsegen ertheilt wurde. Der Dominikanerprior Graf Paul Toggenburg hat in der freundlichsten Weise, ohne von mir ersucht worden zu sein, vorher die Feier durch eine Predigt eingeleitet. Zum Mittags darnach erfolgenden Mahle erwies mir derselbe Prior die Aufmerksamkeit, einige Freunde einzuladen, und mich am Schlusse mit einem Toast zu begrüßen. Ich dankte in der herzlichsten Weise als Bewohner des Dominikaner-Convents seit 1857 und alter Terziar des Ordens allen Mitglieder desselben, welche mich während meiner 31jährigen Anwesenheit in ihrem Convente mit aller Liebe und Zuvorkommenheit behandelt haben. Wenn man die Secundiz überlebt hat, ist es an der Zeit, sich tagtäglich vorzusagen: Deine Tage sind für dieses Leben gezählt.

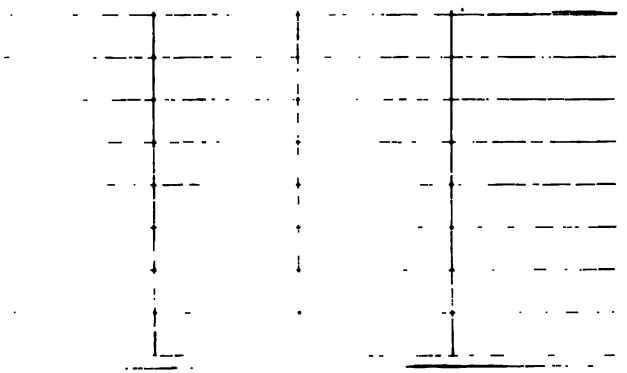
Ein Nachtrag zum Bericht über Hauthaler (S. 310—319). Am 4. September 1889 — als ich eben in Salzburg weilte — wollte ich bei hereinbrechender Dunkelheit und einem beginnendem scharfen Gewitterregen mich eilig auf den

Domplatz begeben, um einen Fiaker zum Nachhausefahren nach Mülln zu bekommen. Ich strauchelte über eine sehr fatal angebrachte Stufe mitten im Trottoire bei der Hofapotheke, und fiel so unglücklich, daß ich nicht mehr im Stande war, einen Schritt zu machen. Man brachte einen Wagen, ich fuhr ins Priorat nach Mülln, und ließ mich Tags darauf in das Asyl vor dem Neuthor bringen, wo ich durch die sorgsame Pflege der armen barmherzigen Schwestern und durch die Behandlung des als Arzt eben so ausgezeichneten, als durch seine edle Aufopferung auch armen Leidenden gegenüber im besten Rufe stehenden Direktors und Primarius des hiesigen Landesspitals Dr. Minich in vier Wochen vollkommen hergestellt wurde. Während der Zeit meines Darniederliegens brachte mir der Direktor der Asylkirche Herr Ebner unter andern Büchern auch die: Moralphilosophie des klassischen Alterthums von Sigmund Hauthaler. Salzburg 1857, Meyrsche Buchhandlung (530 Seiten). Ich erfuhr durch eben diesen Direktor, daß Hauthaler als Pensionär im Asyl 1888 gestorben sei, und es wurden mir über das Leben, die Schicksale und den Charakter dieses Mannes so interessante Daten erzählt und Schriftstücke mitgetheilt, daß ich den Plan faßte, eine etwas ausführlichere Monographie

über ihn anzufertigen, welche in derſelben Mayr'ſchen Buchhandlung zu Salzburg — welche ſeine Moral in Commiſſion genommen, erſcheinen ſoll. Ich machte mich gleich in Salzburg an die Arbeit, weil mir dahier ſowohl die ſchriftlichen Quellen, als auch die mündlichen Mittheilungen von Perſonen zu Verfügung ſtanden, welche mit Hauthaler verkehrten, und denen ſeine Lebensereigniſſe bekannt geweſen ſind. Eines mich betreffenden Umſtandes meine ich bei dieſer Gelegenheit noch beſonders erwähnen zu ſollen: Einen Monat vor meiner Abfahrt von Wien nach Regensburg und München war meine Schrift: „Kniffologie und Pfiffologie des Weltweiſen Schopenhauer" bei Schöningh in Paderborn erſchienen. Es fand ſich Gelegenheit, in dieſer Schrift des ſegensreichen Wirkens der barmherzigen Schweſtern S. 102—106 und S. 160 beſonders zu gedenken. Schon kurze Zeit darauf war ich durch meinen unglücklichen Fall in die Lage gekommen — das über alles irdiſche Lob und über allen irdiſchen Dank erhabene Opferleben wahrhaft heiligmäßiger Frauen an Leib und Geiſt ſelber zu erfahren. Die wahrhaft chriſtliche Liebe, Sanftmuth, Geduld, Fürſorge und die echte werkthätige Frömmigkeit und der ſittliche Wandel dieſer armen

PT 1828 .B557 W6 1890 C.1
Woher? Wohin? :
Stanford University Libraries
3 6105 039 168 732

PT
1828
.B557
.W6
1890



STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305